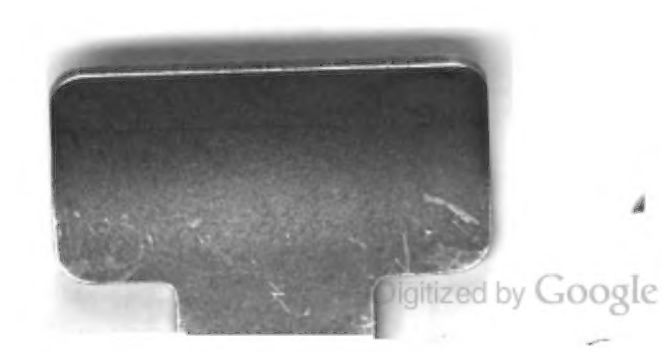
LEBEN, BRIEFE UND KLEINERE SCHRIFTEN: JOH. FRIEDRICH BÖHMER'S...

Johann Friedrich Böhmer,
Johannes Janssen

Epist.
85 d (1



Digitized by Google

<36610608460018

<36610608460018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Janssen
Böhmer's Leben
1

27 1 [illegible]

Digitized by Google

Joh. Friedrich Böhmer's

Leben, Briefe und kleinere Schriften.

Durch

Johannes Janssen.

Erster Band.

Leben. 1795—1863.

Mit Porträt und Facsimile.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1868.

Digitized by Google

Digitized by Google

Joh. Friedrich Böhmer.

W. Steinle del. Herder'sche Verlagshandlung. F. Keller fc.

Digitized by Google

Joh. Friedrich Böhmer's

Leben.

Durch

Johannes Janssen.

He was a man, take him for all in all.
Shakspeare.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1868.

Digitized by Google

‚Für Volk und Vaterland! sei der Wahlspruch meines Lebens. Ich will Deutscher bleiben durch und durch, will mich nähren an der alten Treue und an der alten Freiheit, an der Kernhaftigkeit und schlichten Einfalt der Vorfahren, und ich will durch Förderung historischer Wahrheitserkenntniß thun, was ich kann, um das Erbtheil der Vergangenheit hinüberzuretten in eine bessere Zeit: das ist mein Gelübde.‘

Böhmer, im Jahr 1829.

‚Böhmer war der reinste Patriot, die deutscheste Seele, die mir je vorgekommen; ich glaube, er hat auf Jeden, der ihn näher kannte, den Eindruck gemacht, daß sein ganzes Wesen und Streben aufgehe in den Gedanken an das deutsche Gesammtvaterland, in dem Wirken für dessen Ehre und Gedeihen. Wenige Gelehrte haben wohl in so hohem Grade, wie Böhmer, den Eindruck eines völlig reinen, von jeder Selbstsucht, jeder Nebenabsicht freien Strebens gemacht.‘

Döllinger.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Digitized by Google

Die geschichtsforschenden Bemühungen denen ich die meiste Zeit meines Lebens gewidmet habe, standen mit meinen religiösen Ueberzeugungen in Verbindung. Sie sollten kein Werk des Eigennutzes, der Eitelkeit oder der Ruhmbegierde sein, sondern gingen vielmehr aus Vaterlandsliebe und Pflichtgefühl hervor.

Dr Joh. Friedr. Böhmer

(L. 1, 413.)

Digitized by Google

Vorwort.

Bei vorliegender Arbeit war es mir sowohl in der Biographie wie in der Briefsammlung vor allem darum zu thun, Böhmers Wesen und Wirken in den einzelnen Lebensperioden möglichst objectiv darzustellen und darum neben den reichen Lichtseiten seines Bildes auch die Schattenseiten, wo sich solche finden, wahrheitsgetreu hervortreten zu lassen.

Außer den Briefen des zweiten und dritten Bandes, deren Druck ich, um sie bequemer ausbeuten und genauer auf sie verweisen zu können, zuerst besorgte, dienten mir als Hauptquellen für die Biographie die gewichtigsten Stellen aus vier- bis fünfhundert andern Briefen, von denen ich etwa achtzig erst nach beendigtem Drucke der Sammlung erhielt, ferner standen mir zahlreiche Tagebuchblätter und sonstige Aufzeichnungen Böhmers zu Gebot, und ich benutzte auch mündliche Aeußerungen, die ich mir aus seinen Gesprächen aufgeschrieben hatte. Ohne viel eigenes Zwischensprechen und Betrachten habe ich überall, wo ich konnte, ihn selbst redend vorgeführt, oder mich auf die Aussprüche competenter Männer bezogen.

Bei Herausgabe der herrlichen Briefsammlung hielt ich mich für verpflichtet, nach allen Seiten ohne persönliche Rücksichten unparteiisch zu verfahren und nahm keinen Anstand, auch solche Urtheile über Personen oder über politische und kirchliche Zustände mitzutheilen, denen ich selbst

keineswegs beistimme. Stößt man in den Briefen hin und wieder auf ein herbes oder verletzendes Wort, so möge man dabei die Bitte berücksichtigen, die er an seinem Sterbetage aussprach.

Den freundlichen Mittheilern der Briefe und den Freunden, die mich mit Rath und That bei meiner Arbeit unterstützt haben, sage ich herzlichen Dank.

Frankfurt am Main, den 10. April 1868.

Joh. Janssen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

Zeittafel über Böhmers Leben und Schriften.

I. Jugendjahre in Frankfurt am Main (1795—1813). S. 1—26.

Alt-Frankfurt, Charakter der Reichsbürger und Verfassung der Stadt vor der französischen Revolution 1—3. Cüstine in Frankfurt; hier gibt's weder Jacobiner, noch Fürstenknechte, sondern gottesfürchtige Christen und freie Bürger 4. Die Böhmer'sche Familie und das frühere Leben des Vaters; dessen zweite Verheirathung, und Einwanderung in Frankfurt 4—6. Die Mutter und die Geschwister; Familienleben und Erziehung; das Elternhaus gleichsam eine verriegelte Burg 7—8. Im Habermann'schen Institut 8. Im zwölften Jahre macht er den ersten Gang außerhalb der Stadt 9. Licht- und Schattenseiten seiner Erziehung und deren Einwirkung auf alle Zukunft 10—11. Einfluß des Großvaters und dessen Wesen 11—12. Bezieht 1809 das Gymnasium 13. — Besprechung der Veränderungen in den öffentlichen Verhältnissen der Stadt, die auf seine Erziehung und seine spätere geistige Richtung und Thätigkeit wesentlich einwirkten. Napoleon und die republikanische Gesinnung der Reichsbürger. Knechtung und Leidensgeschichte Frankfurts durch die Franzosen und den Primas Carl von Dalberg; Bürgermuth deutscher Republikaner 13—16. Napoleon in Frankfurt und seine höchstgeborenen Lakaien 17. Dalbergs elendes Regiment und ein Urtheil des Freiherrn vom Stein über den politischen Tanzmeister 18. Angst und Sorge der Eltern; nachhaltiger Gemüthsdruck 19. Schöff Metzler der beste Hausfreund. Alt-Frankfurt Böhmers erste Liebe; Haß gegen alles Welschthum 20. Beendigung der Gymnasialstudien 1812, Verlust eines Jahres auf dem Lyceum; seine besten Lehrer 21. Selbstbekenntnisse über seinen elenden Jugendunterricht in der Religion; kömmt durch Claudius in eine sanfte christliche Strömung 21—24. Religiöse Grundsätze des Vaters 25.

II. Universitätsstudien in Heidelberg und Göttingen. Tod des Vaters. Aufenthalt in Frankfurt (1813—1818). S. 26—50.

Eindruck der Schlacht bei Leipzig 26. Jurisprudenz und Sprachstudien in Heidelberg 1813. Wie der Vater als Jurist gehandelt 27. Die Professoren Creuzer und Daub 28. Freunde und poetisches Treiben in Heidelberg; abgesagte Feindschaft gegen das Rauchen 29—30. Eine patriotische Frage 31. Der Vater gegen deutsche Kleinstaaterei 32. Frankfurt nach der Flucht des Großherzogs Dalberg, und die Wirksamkeit des Vaters 33. Das Moskowiterthum uns Deutschen gefährlicher, als der französische Cäsarismus 34. Tod des Großvaters 34.

Jurisprudenz seine Hauptbeschäftigung in Göttingen seit 1814; Abneigung gegen Heise's Materialismus; das Corpus Juris ist ihm zu sklavisch, zu illiberal 34—35. Sartorius sein liebster Lehrer; zu dessen Charakteristik; dessen Familie 36—37. Andere Lehrer, und allerlei Studien; Göthe und Johann von Müller seine Lieblingsautoren 38—39. Ist ein rechter Registermacher 39. Wird 1817 Doctor beider Rechte; künftiger Lebensberuf 39—40. Ansichten über Landsmannschaften

und freie Burschenschaft 40—41. Unzufriedenheit des Vaters über den Pariser Frieden, die politischen Zustände in Deutschland und die neue Verfassung Frankfurts seit 1816; Urtheil über den Sohn 41—43. Tod des Vaters 44.

Ein trauriges Jahr in Frankfurt 1818, und innere Abarbeitung in thatloser Vielgeschäftigkeit; religiöse Anschauungen; ein Spinozist; Göthe's Universalität 45—46. Vaterländische Gesinnung. Abhandlung über ein deutsches Nationallied 47—48. Will nach Italien und Nordamerika. Ereignißvolle Tage in Heidelberg; die Boisserée'schen Kunstschätze eröffnen ihm neue Welten und bringen ihn wiederum in eine „christliche Strömung" 49—50.

III. Reise nach Italien (1818—1819). S. 51—70.

Reisetagebuch. Die Dome in Freiburg und Straßburg Zeugen für die Mannhaftigkeit des früheren deutschen Bürgerthums 51. Eindrücke in der Schweiz 52. Die deutschen Künstler in Rom und sein Verkehr mit denselben; Cornelius 53—54. Gesellige Abende, Religionsgespräche; Urtheil über die damaligen Conversionen 54—56. A. Schopenhauer erklärt die deutsche Nation für die dümmste von allen. Christlich=patriotische Gesinnung der Ritter von der deutschen Tafelrunde; über Rückert und Göthe; National nicht Universal die Losung der Künstler 57—58. Kaiser Franz in Rom und die Kunstausstellung im Palazzo Caffarelli; zur Charakteristik des Fürsten Metternich 58—59. Die Actionsgedanken der deutschen Jugend in Rom; Sand wird gefeiert 60—61. Reise nach Neapel und Umgegend 62. Ueber den Charakter der Römer 63. Projectirt mit Schnorr, Passavant, Amsler und Barth die Herausgabe einer deutschen Bilderbibel; deren nationaler Zweck 64. Ausflüge in's Sabinergebirg, Abschied von den Künstlern 65. Mit Passavant und Schnorr in Siena und Florenz; Erkrankung in Venedig 66. Rückkehr nach Deutschland. Ueber das Denkmal des Kaisers Max in Innsbruck 67. Bei den Boisserée's in Stuttgart; Patriotismus und Kunstliebe sind ihm Eins und Dasselbe 67—68. Venetianische Sonette 68—70.

IV. Das Jahrzehnt der Romantik bis zum Beginn der Kaiserregesten (1819—1829). S. 70—152.

Seine Vorsätze; will ein Bauer werden; nach Nordamerika auswandern; Beruf und Lebensstellung 70—72. Warum er unverheirathet blieb; Unglück und Trostgründe 73—74. Die Freundschaft einziges Asyl seines Gemüthslebens; er selbst decus amicitiae 74—75. Geistige Wanderjahre zur Auffindung des rechten Berufs und Blütezeit der Romantik. Labor improbus omnia vincit, aber die Arbeiten, selbst die Wissenschaften können das Glück nicht gründen 75—76. Kunststudien seit 1819 und Correspondenz mit den bedeutendsten Künstlern; hilft J. D. Passavant bei dessen erster kunsthistorischen Schrift 76—77. Die Kunst muß wieder ein wesentliches Element des deutschen Volkslebens werden, und darum volksthümlich sein; Kunstvorträge im Frankfurter Museum 78. Für ein historisches Kunstdenkmal im Frankfurter Kaiserdom 79. Die Opposition gegen das moderne Akademiewesen ein Bedürfniß der Kunst 80. Kunstaufsätze im deutschen Kunstblatt seit 1820, und Kunstreisen 80—81. Entdeckt den rechten Meister des Cölner Dombildes 81—82. Ein Kunstcongreß in Nürnberg (1821) mit Rückert, Platen, Kirchner, Leo u. s. w. Oestliche Rosen Rückerts, den er für den größten aller Dichter erklärt; dessen Aussprüche über die religiöse Kunst und die Niederländerei; der göttliche Geist in jedem Volke 82—85. Aufforderungen an Carl Mosler 85. Spätere Erinnerungen der Freunde an den Congreß 86—87. Ein moderner Philosoph und Ansichten über neue und alte Philosophie; empfiehlt das Studium der Scholastik; die Baumeister an Babels Thurm; Sonett 87—89.

Studium altdeutscher Literatur seit 1820; Gottfried von Straßburg sein Liebling; die eigentliche Blüte unseres Volkes war im frühern Mittelalter 89—90. Ueber Göthe und seine Gegner 91. Will mit Rückert mittelalterliche Dichter herausgeben 92.

Wird 1822 auf mehreren Frankfurter Bibliotheken angestellt und Mitadministrator des Städel'schen Kunstinstituts; der Kreis seiner Gönner und Freunde; zur Charakteristik des Rathes Schlosser und dessen Gattin; Frau Geheimrath Willemer; Senator Thomas und Schöff von Fichard; vielseitiger Einfluß der Genannten 92—95. Will lateinische Dichter des Mittelalters

herausgeben 96, auch Heiligenlegenden; deren großer Werth in verschiedenen Hinsichten 97. Die Kunst nicht eine Schwester, sondern eine Dienerin der Religion 98. Die altchristlichen Künstler als Apostel der Wahrheiten des Christenthums 99. Kunstsonette 99—100. Steht mitten in der Atmosphäre der Romantiker und gehört diesen innerlichst an; die Freunde im Thomas'schen Hause 100—101. Lernt 1823 Clemens Brentano kennen; dessen Aussprüche über Kunst und Literatur; worauf sich die innige Freundschaft mit demselben gründete 101—104. Brentano in geselligen Kreisen; wunderliche Auftritte 105—106. Aus dem näheren Verkehr mit Brentano; eine meist verkannte Richtung der Brentano'schen Poesie 107—108. Dessen Freunde; Bischof Sailer und ein Gedicht an ihn 109. Brentano an und über Böhmer 110.

Geht 1823 von der Kunst allmählich zur Erforschung der vaterländischen Geschichte über und wird dazu durch Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe angetrieben 111. Seine innere Stellung zu Vaterland und Volk; politische Ansichten seit seiner Rückkehr aus Italien, Urtheile über die damalige Lage Deutschlands 111—113. Sonett gegen die Deutschfranzosen, und Hoffnung auf bessere Zeiten 114. Gegen das moderne Heerwesen; Bedürfniß eines Volksheeres; die Verfassung der Schweiz gilt ihm für Deutschland als Muster 115—116. Patriotische Klage in einem Sonett 117. Wie deutsches Volksthum zu pflegen; Briefe über Vaterland, Kunst und Wissenschaft 117—118. Zwei Gedichte zum Lobe des Rheinlandes und der alten freien Städte 119. Aufgaben eines deutschen Jünglings in der Jetztzeit 120—121.

Warum das Studium der Geschichte die würdigste Beschäftigung; Aussprüche seines Lieblingshistorikers Joh. von Müller 121. Uebersetzung der Germania des Aeneas Silvius 122. Welche Männer für seine künftige Thätigkeit als Geschichtsforscher entscheidend gewesen; Bekanntschaft mit Freiherrn vom Stein; dessen Urtheil über ihn; er wird Mitglied der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und in deren Centraldirection berufen 122—123. Seine erste literarische Arbeit 123. Berathungen mit Pertz bezüglich der Monumenta Germaniae Historica 124. Uebernimmt 1824 das Secretariat und die Kassenführung der historischen Gesellschaft und wird in Frankfurt der thätige Mittelpunkt des nationalen Unternehmens 125. Ueber Stein und seine Gespräche mit ihm 126—127. Reise in's Elsaß 1824 und Bekanntschaft mit Joseph Görres in Straßburg; Gespräche mit demselben; dessen Lob 127—128. Wünscht, daß auch die deutschen Chroniken als eine besondere Abtheilung der Monumente herausgegeben würden, und beginnt die Vorarbeiten 128—129. Beabsichtigt eine Sammlung von Uebersetzungen deutscher Geschichtschreiber 129.

Seit 1825 beim Frankfurter Stadtarchiv angestellt 130. Die Urkunden für die innere Geschichte des deutschen Lebens wichtiger, als die Chroniken 130. Beginn seiner Arbeiten für das Frankfurter Urkundenbuch 131. Urtheil über Pertz 131. Zwischen 1824—1827 eifrige Studien auch über die Reformationszeit, die er durch Herausgabe der Briefe der Reformatoren und ihrer Gegner in ein neues Licht setzen will 131—132. Seine irenischen Bestrebungen und deren Mängel 133. Ein tief christlicher Zug geht durch sein ganzes Denken und Thun; seine Ansichten über die unsichtbare Kirche und seine Sehnsucht nach der Einen, ungetheilten, sichtbaren 133—134. Warum er eine besondere Vorliebe für das Mittelalter habe 135. Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten setzt er seine Studien der Kunst und Literatur eifrig fort; Sonett 135—136.

Kunstbestrebungen seit 1823, besonders für das Stäbel'sche Kunstinstitut; J. D. Passavant und H. Hübsch in Frankfurt; Gedicht an letzteren 136—137. Warum er die Boisserée'sche Kunstsammlung für Frankfurt zu erwerben sucht, und seine deßfallsigen großmüthigen Anerbietungen 138—140. Ueber das Stäbel'sche Institut und seine Wirksamkeit an demselben 141—142. Modernes Kunstwesen; Wahrheit, Richtigkeit und Zweckmäßigkeit sind allein das Schöne 143. Literaturstudien; ganz eingenommen für die Poesien von Clemens Brentano; dessen Romanzen vom Rosenkranz und wie der Dichter selbst darüber urtheilt 143—144. Dessen Mahnung an ihn 145. Rückert über Brentanos Märchen 145. Böhmer bringt die beiden Dichterfreunde einander näher; Gespräch auf dem Dampfschiff 146. Seine Propaganda für die Romanzen mißlingt bei Rückert; Urtheil Brentanos über den Hexenmeister von Frankfurt und Rückert 147. Ein Brief von Bettina Brentano an Böhmer über ein Denkmal für Göthe 148. Verkehr mit Achim von Arnim 149. Briefwechsel mit Melchior von Diepenbrock über spanische und italienische Poesie; Uebersetzung eines Liedes von Jacopone 149—152.

V. Das Jahrzehnt der ersten grundlegenden Arbeiten für deutsche Geschichte bis zum Abschluß der Regesten Ludwigs des Bayern (1829—1839). S. 152—215.

Die Urkunden als die ächtesten und wichtigsten Geschichtsquellen, und deren Studium sein besonderer Beruf 152—153. Wie er sich wissenschaftlich an den Monumenten betheiligen will, und seit dem Beginn der Kaiserregesten (1829) sich eigene Bahn bricht; seine Vorgänger im achtzehnten Jahrhundert 153—155. Feststellung des Plans der Regesten 155. Die französischen Benedictiner seine Vorbilder in der Erfassung des Berufes eines Geschichtsforschers; ein Ausspruch Göthes; in der Wahrheitserkenntniß der vaterländischen Geschichte sucht er Trost über das Unglück der Gegenwart 156—157. Freiherr vom Stein in Frankfurt 157—158.

Seit 1830 erster Vorsteher der Stadtbibliothek, der er einen historisch-wissenschaftlichen Charakter zu sichern sucht; Schöff Metzler über ihn als Bibliothekar 158. Reise nach Göttingen und Hannover; übernimmt 1831 die Herausgabe der Kaiserurkunden 159. Trauer über Steins Tod; Rath Schlosser an ihn über Stein und Göthe 160. Seine Fürsorge für die Monumente und Dankworte von Pertz 161. Vollendung der Kaiserregesten 1831 und Jacob Grimms Urtheil über dieselben als eine der folgenreichsten Erscheinungen unserer historischen Literatur 162—163. Seine eigenen Worte über das Werk und den Zweck der Geschichtsforschung; was er für die vaterländische Vorzeit erhofft 164—166. Ein Beitrag zu den Alterthümern des Schöffengerichtes in Frankfurt 167. Reise nach Frankreich 1831; neue Arbeiten; gibt 1832 ein Verzeichniß der Reichsgesetze heraus 167. Senator Thomas über ihn an Jacob Grimm und Böhmers Verhältniß zu letzterem; Bedürfniß eines Corpus grammaticale; deutsche Rechtsalterthümer 168—170. Seine Schrift über das deutsche Zollwesen und deren Zweck 170. Ueber die Grundsätze der altgermanischen Freiheit und über das moderne Constitutionswesen 171—172. Die früheren Rheinbundsstaaten verschulden es, daß seit den Befreiungskriegen die politischen Verhältnisse Deutschlands sich so elend gestalteten 173. Deutsche Trias 174. — Die Selbstverleugnung der Jünger der Wissenschaft ist ihr Gebet; über Mabillon; vitam impendere vero sein Wahlspruch 175—176.

Reise nach Norddeutschland 1832 und längerer Aufenthalt in Berlin; seine dortige Ausbeute und Förderung historischer Forschungen; Ledebur und G. W. von Raumer 176—177. Benutzung der Chroniken neben den Urkunden; Nothwendigkeit neuer Ausgaben der Chronisten 178—179. Vollendet 1833 die Regesten der Karolinger; Urtheile über sie 179—180. Reise nach Bayern und Oesterreich 1833; Chmel in Wien 181—182. — Umgestaltung der Stadtbibliothek; Lectüre, Cäsar gelobt; die Briefe Joh. von Müllers eine reiche Fundgrube 182—183. Reise nach Baden und dem Elsaß 1834; Eindrücke in Straßburg; patriotische Klagen und Hoffnungen 183—185. Arbeiten und Reisen 1835; in Holland und Belgien 185—186.

Vollendet 1836 das Frankfurter Urkundenbuch; Jacob Grimms Urtheil darüber; andere Städte folgen dem von ihm gegebenen Anstoß; was er selbst noch für die Geschichte Frankfurts zu leisten beabsichtigt 186—187. Die Verfassungen deutscher Republiken nicht minder kunstreiche Gebäude, als ihre Dome 188. Die Archive stehen in einem andern Verhältniß zur Mitwelt als früher 189. Vierzehntägige Ruhe; Herbstreise 1836 nach Württemberg, Bayern, Tyrol und der Schweiz 189. Gründe, weßhalb er keine Professur annehmen wolle, und die Mitredaction einer historischen Zeitschrift ablehnen müsse; Leo über die Zeitschrift 190—192. Sammlung historischer Lieder, Inschriften und Sprüche 193. Vormünder der Brentano'schen Findlingspoesie und Vormund der Armen 193—194. Urkundius Regestus und rührende Kindlichkeit seines Gemüthes 195.

Reise nach der Schweiz und Ober- und Mittelitalien 1837; die ernste wissenschaftliche Forschung besitzt dort so wenige Vertreter; über dem Musiciren mit der Sprache geht der Gehalt verloren 196. Weit über alle Funde in Archiven geht ihm der Fund eines tüchtigen Menschen; neue Freunde; Näheres zu seiner Charakteristik aus den Mittheilungen eines dieser Freunde; sein damaliger religiöser Standpunkt 197—200.

Reise durch Lothringen und Elsaß 1837 und Zusammentreffen mit liberalen Advocaten und materialistischen Aerzten 291. Unmuth über die öffentlichen Verhältnisse in Deutschland; die Altlutheraner in Preußen und das Cölner Ereigniß 202. Rath Schlosser will das Politische aus dem Kirchlichen fern gehalten haben und verwirft jede principielle politische Abneigung 203. Verbitterte politische Stimmung gegen Preußen, Oesterreich und die Mittel- und Kleinstaaten; poli-

tische Sonette; was er thun würde als souveräner Großfürst von Vaduz; will als reichsbürgerlicher Republikaner nur Einem Herrn, nämlich dem rechten deutschen Kaiser dienen; Sonett an den Kaiser 203—206. Der schwerste persönliche Verlust durch den Tod des Bürgermeisters Thomas (1838) und Nachruf an diesen 206—207.

Ueber die 1839 vollendeten Regesten Ludwigs des Bayern; Schlaglichter auf gegenwärtige bayerische Zustände 207—208. Wesentliche Anforderungen an einen Historiker und was ihm bei einem solchen zuwider 209. Fordert zur Herausgabe neuer Abdrücke der Chroniken des Mittelalters auf 210. Ueber die Bearbeitung der Regesten der Päpste und von wo diese ausgehen solle; Pertz über das vaticanische Archiv und die Wirksamkeit der Päpste, deren beste Vertheidigung die Enthüllung ihres Seins ist 210—211. Die Geistlichkeit und die historische Forschung; aus einer Unterredung mit einem katholischen Professor der Kirchengeschichte 212. Noch einmal die Regesten der Päpste, deren Besorgung er von Klostergeistlichen Oesterreichs erwartet; welcher Geist in den leitenden Kreisen in Wien allein gefördert werde; Jaffés Werk 213—214. — Sein Standpunkt in der Beurtheilung der Streitigkeiten zwischen Kirche und Reich im Mittelalter; über die Segnungen der Hierarchie, die das Aufkommen des Militärdespotismus verhinderte 214—215.

VI. **Das Jahrzehnt der reichsten wissenschaftlichen Thätigkeit bis zum Abschluß der erneuerten Kaiserregesten (1839—1849).** S. 216—321.

Warum für ihn mit dem Jahre 1839 ein neuer Lebensabschnitt beginnt 216. Will eine eigene Sammlung von Geschichtsquellen herausgeben 217. Vergebliche Fürsorge für die Frankfurter Hospitalhalle; alte Städte und moderne Residenzen; das Streben des modernen Radicalismus 217—218. Ueber seine dritte Reise nach Italien (1840) und deren Ergebnisse; Roms Modernisirung und geistige Apathie der Römer; kann in Rom nicht arbeiten 218—219. Die sociale Frage ist die Hauptfrage der Zukunft und wird am ehesten in Italien zur Lösung kommen 220. — Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwigs des Bayern, aus deren Vorrede seine Klagen über die schlechten Einrichtungen bei den literarischen Sammlungen des Vaticans mitgetheilt werden 220—223. — Herbstreise 1841 in's Elsaß und in die Schweiz 223—224. — Clemens Brentano in Frankfurt und dessen sog. Mystik 225. Sorgt nach dessen Tod (1842) für die Herausgabe seiner Werke; seine Urtheile über Brentano als Dichter, insbesondere über die Märchen 226—228. Neue Vorsätze; sucht sich von dem Secretariat und der Kassenführung der historischen Gesellschaft zu befreien; deßfallsige Schwierigkeiten und Klagen darüber; die Großwissenschaft, wie sie in unserer Zeit betrieben wird, macht die Menschen so kalt 229—231. — Bereist im Herbst 1842 das ganze südliche Deutschland und gewinnt reichste wissenschaftliche Ausbeute 231. Vollendet 1843 den ersten Band der Geschichtsquellen Deutschlands; seine wichtigsten Aeußerungen über den Zweck des Werkes, über seine Auffassung der Geschichte und des Berufes der Geschichtschreiber; die Geschichte als das Selbstbewußtsein der Nation; die Vaterlandsgeschichte eine adeliche Wissenschaft im edelsten Sinne des Wortes; die Quellen zur Erkenntniß und Würdigung der Vorzeit; über den Charakter der mittelalterlichen Historiker und deren Eigenthümlichkeiten; Bedürfniß einer guten Geschichte unserer Geschichtschreibung; mehr als die Dichtung ist die Wahrheit und näher liegt uns nichts als die Heimath 232—235. Hat die Quellen im Einzelnen und die Zeiträume, denen sie angehören, im Allgemeinen meisterhaft charakterisirt 236. Näheres über einige Abschnitte des ersten Bandes seiner Geschichtsquellen 237—239. Will die Theilnahme für Vaterländisches beim Lehrerstande fördern 239. Ueber das Verhältniß seiner Quellensammlung zu den Monumenten 240—241. Gfrörer gegen die Monumente, und warum 242.

Kleinere Ausflüge 1843 und Herbstreise nach Schwaben, Bayern und Oesterreich; wissenschaftliche Ausbeute auf derselben 242—243. Aufenthalt in München und Dichterkampf mit Guido Görres; die St. Clemenskirche am Rhein und ein patriotisches Gedicht 244—245. — Arbeiten im Winter 1843—1844; Kopp in Luzern sein Doppelgänger, und das brüderliche Verhältniß der beiden Männer 245—247. Der Historiker hat ein priesterliches Amt; was ihm nothwendig zum Verständniß des Mittelalters 247—248. Albert Schott über Papst- und Kaiserthum im Mittelalter 248. In welcher Gesinnung die Zeit des Niedergangs deutscher Nation darzustellen sei; Erkenntniß der Wahrheit reinigt von Leidenschaften 249. Projectirt eine katholische Stiftung für deutsche Geschichte; nähere Motive und Erläuterungen derselben; der Kampf der

katholischen Kirche wird immer mehr zum unmittelbaren Kampf für das Christenthum überhaupt 249—251. Project eines Vermächtnisses für das Ferdinandeum in Innspruck 252. Sucht durch Unterstützung von Urkundenwerken einen Ersatz für die ehemalige der Landesgeschichte zugewendete Thätigkeit geistlicher Korporationen 252. Der Historiker Remling, und wie es im Bayerland geht 253.

Beendet 1844 die erneuerten Kaiserregesten von 1246—1313; deren Verhältniß zu der frühern Bearbeitung derselben Periode 253—254. Die Einleitung des Werkes und der politische Epilog 255—256. W. Giesebrechts Urtheil über die Bedeutung der Kaiserregesten 256—257. — Betrachtungen am Schluß langer Arbeiten 257. Zieht sich 1845 von der Mitredaction der Kaiserurkunden zurück 258. Mangel an Theilnahme bei seinen Arbeiten, und ein Häuflein von Getreuen; ein Brief Jacob Grimms, mit dem Böhmer stete Waffenbrüderschaft pflegte 259—260. — Kränklichkeit und Reisen 1844; fröhliche Stunden in Luzern mit der Familie Görres u. s. w.; Hoffnung auf neues Lebensglück; ein Gedicht und zwei Sprüche 261—262. Aufenthalt in München; Aufzeichnungen eines Freundes aus Böhmers damaligen Gesprächen 262—263.

Tod der Mutter 1844 und Erinnerungen an dieselbe 263—264. Einsames, aber arbeitsames Leben; über den Verlust von Freunden; Rath Schlosser und die Diplomaten; der Kunsthistoriker Passavant und der Maler Steinle; ein Mahnspruch seines Meisters von Fichard 265—266. Zweiter Band der Geschichtsquellen Deutschlands 1845; seine Quellensammlung gleichsam die Leistung eines dem rheinischen Franken versprochenen Tributs 266—267. Die anziehendsten Stücke des Bandes 268—270. Auf den Gymnasien solle man sich auch mit deutsch-geschichtlichen Classikern beschäftigen 271. Eine Abhandlung über Rheinfranken, dessen Bedürfnisse und Ansprüche 271—272. — Wichtigkeit einer im conservativen Sinne geführten Publicistik und Journalistik; Plan, in Frankfurt eine conservative Zeitung zu gründen 273. Apathie der Gutgesinnten und bevorstehender Revolutionstanz in Deutschland 274. Die Wirren in der Schweiz 1845; Staaten, die ohne Krieg Freischaaren schützen, sind Barbaresken 275. Ein militärischer Freund, und Ernst Jarcke über die deutschen Zustände 276. Der wachsende Knechtssinn in Deutschland zeigt sich in der Anfeindung des Heiligen und Ehrwürdigen, welche nur von unfreien Völkern geduldet wird 277. Nur durch die kirchliche Einheit kann Deutschland politisch geeinigt werden, und ein neuer Bonifacius thut Noth 278. Moderner Staat, Cäsarismus und Kirche; seine Stellung zu letzterer, und inneres Ungenügen 279. Verkehr mit Pfarrer Schulz; dessen Denksprüche; die Wissenschaft allein gibt keinen Frieden 280. Durch's Wahre zum Guten 280—281.

Herbstreise 1845 nach Böhmen, Oesterreich, Kärnthen und Bayern; seine Freunde in Wien und seine politischen Beobachtungen in Oesterreich; Arbeiten in Wien und München 281—282. Zur Charakteristik von J. von Görres; dessen Dichtergabe und **scientia infusa**; nur durch die Kirche kann unser Volksthum gesunden 283—284. Arbeiten und vereinsamtes Leben 284—285. Die Germanistenversammlung in Frankfurt 1846 und seine Stellung zu derselben; ein Brief von Uhland; Entwurf eines Antrags bei der Versammlung zu Gunsten der mittleren Bibliotheken u. s. w. 285—289. Urtheile von Freunden über ihn 290. Herbstreise 1846 nach Baden, in's Elsaß und in die Schweiz. Erste Hälfte der neuen staufischen Regesten 1847 und Selbstbekenntnisse nach Vollendung derselben 290—291. Guido Görres und seine Frau in Scherz und Ernst 292. Das Ausspinnen von Naturempfindungen widerwärtig 293. Reise nach Bayern und Oesterreich 1847; Verlegenheit bezüglich eines zu machenden Geschenkes; glückliche Wochen in Wien und München 293—294. Am Todesbette von J. v. Görres 1848; verrottete Völker leben nicht wieder auf 294—295. — Ein neues Ergänzungsheft zu den Kaiserregesten 295.

Die Märzrevolution 1848 und seine Stellung zu derselben; der Kaisertraum 296. Betrachtungen über das Vorparlament und die Entwicklung der deutschen Verhältnisse; Furcht, daß Europa den Principat verliere 297. Sucht einen Ruheplatz, wenn auch jenseit des Oceans; seine damalige Philosophie 298. Guido Görres über die deutschen Zustände und Mahnungen an Böhmer, der nicht nach Australien auswandern, sondern im bayerischen Gebirg wie ein alter Germane leben solle 299—300. Seit dem Frankfurter Barrikadentag keine Hoffnung mehr auf das deutsche Parlament; Betrachtungen über dasselbe und die Genesis der deutschen Revolution 301—304. Was ihm für Deutschlands Neugestaltung als möglich und darum auch als vernünftig erscheint 305. Weiteres zur Charakteristik des Parlaments 305—306. Fürchtet die Erfüllung einer Prophezeihung Niebuhrs 307. Eine Hauptaufgabe des Frankfurter landwirthschaftlichen Congresses zu Gunsten der

Gutsbesitzer 307—308.

Ernste Arbeit hebt über die Noth des Lebens hinweg; seine wissenschaftliche Thätigkeit 1848—1849 und sein Verkehr mit Freunden 309. Gesinnungseinigung mit seinem Bruder und wissenschaftliche Frucht derselben 310. Zweite Hälfte der neuen staufischen Regesten 1849 und deren Vorrede 311. Sein Epilog zu den Kaiserurkunden ist selbst eine Urkunde der damaligen erregten Zeit 312. Ergebnisse der neuen Regesten und Urtheile von Jacob Grimm und Lappenberg 312—313. Umfassende Einleitung des Werkes, besonders über Kaiser Friedrich II.; zu dessen Charakteristik 314—316. Die Streitigkeiten zwischen dem Papst- und Kaiserthum; die freigeborene Kirche und der Staat 317. Apologie der Kirche und ihrer Wirksamkeit 318—319. — Werth und Benutzung der Kaiserregesten in Italien, Frankreich und Deutschland 320. H. Leo über den Dank, den die Nation Böhmer schuldet 321.

VII. Das Jahrzehnt abnehmender Arbeitskraft bis zur Herausgabe eines Probeheftes der Kaiserurkunden (1849—1859).

Mahnung eines Freundes, mehr an das otium cum dignitate zu denken, und Böhmer's Antwort, daß er arbeiten werde so lange er lebe, obwohl seine Productionskraft abgenommen; Gründe dieser Abnahme 322—323. Allgemeines über die Leistungen des neuen Lebensabschnittes; seine Briefe und sein Verkehr mit jüngeren Freunden 324.

Vierte Reise nach Italien 1849; Aufenthalt in der Schweiz 325. Erinnerungen aus Florenz und dortige Arbeiten 325—326. Aufenthalt in Rom; Verehrung vor Raynald; welche Thränen dem Manne erlaubt seien; Ausbeute in der Vaticana und Hindernisse, die er dort findet; Gründe derselben 326—327. Reise nach Neapel 1850 und sein dortiger Verkehr; neue Freunde 327—328. Wiederum im Vatican; neue Hindernisse bei der Arbeit 328—329. Ausführlicher Aufsatz über die Anliegen deutscher Wissenschaft in Rom, und was geschehen müsse, sie zu befriedigen 329—333. Eine Note und mehrere Briefe des Freiherrn vom Stein bezüglich der Benutzung der vaticanischen Handschriften 333—334. Wunsch, daß von Rom selbst wieder eine wissenschaftliche Initiative gegeben werde 335. Wissenschaftliche Ausbeute in Siena und Florenz; seine Verdienste um die Archive Toscana's und überhaupt um die italienische Geschichte 336. Rückreise (1850) nach Deutschland 337.

Erfrischung mit vaterländischen Erinnerungen; im Vaterland entschwindet das Vaterländische immer mehr 337. Ein heiteres Bild aus Tyrol; Guido Görres über deutsche Zustände 337—338. Böhmers Urtheile über die politischen Parteien in Deutschland und die wachsende Corruption; Nothwendigkeit einer deutschen Trias; über Bayern und Oesterreich 338—340. Freut sich ein Republikaner zu sein; die Sumpfluft der Apathie und der Bureaucratismus, der seit 1848 noch schlechter geworden; bevorstehender Todtentanz in den öffentlichen Dingen; Scheidegruß des alten Görres bezüglich verfaulter Völker 340—341. Die Rheinbundssouverainetäten sterben als Säuglinge ohne Fäulniß hin; Rath Schlosser über deutsche Kleinstaaterei und deren verdienten Untergang 342. Man darf durch das Scheitern politischer Hoffnungen sein Gemüth nicht verbittern lassen 343. Böhmer über Rath Schlosser, dessen Tod (1851) ihm ein schwerer persönlicher Verlust 343. Andere schmerzliche Verluste; Tod seines Bruders, seines ältesten Freundes Schulz 344. — Herbstreisen 1851 und letztes brüderlich-herzliches Zusammensein mit Guido Görres 345—346. Verstorbene Freunde und Entschlüsse fürs Leben; Trost in der Arbeit 347—348. — Deutsche Stammespersönlichkeit und modernes Staatenthum; die Geschichte ist die kräftigste Ermunterung, die beste Lehre, und die würdigste Grabschrift; Aussprüche von Niclas Vogt, Clemens Brentano und Achim von Arnim 348—350. Herbstreisen 1852 und Project einer Uebersiedelung nach München 350—351.

Vollendet 1853 den dritten Band der Geschichtsquellen; über einige Abschnitte derselben; Geschichten von Klostergründungen, wobei seine Aeußerungen über Klosteraufhebungen, und den Mangel an Ehrfurcht vor den Ueberbleibseln der eigenen Ahnen 352—353. Wichtigkeit der bisher ungedruckten Stücke des Bandes, insbesondere des Martyriums des Mainzer Erzbischofs Arnold von Selenhofen 353—354.

Die nächsten und wesentlichsten Aufgaben der deutschen Geschichtsvereine; zwei für den Historiker gewichtige Aussprüche 355. Ueber Erforschung und Darstellung der Geschichte überhaupt und

über die vier Functionen bei einer geschichtlichen Arbeit; das eigentliche Object der Geschichte eines Volkes; er selbst will durch seine Arbeiten nur ein Stein im Fundamente werden 356—357.

Reisen und Arbeiten im Jahre 1853—1854; die Regesten der Wittelsbacher und sein persönlicher Beruf in der Beschäftigung mit bayerischer Geschichte 358—359. Zweck seiner Vorrede zu den Wittelsbachischen Regesten, und Anfeindung seiner gutgemeinten Rathschläge; Schlaglichter auf bayerische Zustände 359—362. Trostsprüche bei Verunglimpfungen 363.

Die Kaiserregesten im Jahre 1856 mit einem der Wedekind'schen Geschichtspreise beehrt und Begründung dieser Zuerkennung 364—365. Will nur die Ehre des Preises, nicht den Preis selbst behalten, und verwendet denselben zur Beförderung der Reichsgeschichte von Kopp 366—367. Seine Grundsätze bei Unterstützung wissenschaftlicher Werke; der Adel und sein Beruf die historische Wissenschaft zu fördern 367—368.

Gründe seiner Verstimmung und Klagen 368—369. Betheiligung an den Frankfurter Verfassungsstreitigkeiten; republicanische Grundsätze; welche Veränderungen in der Verfassung er für besonders nothwendig hielt; Vortheile des directen Votums; Verstärkung der bürgerlichen Repräsentation; Furcht, daß bei der nächsten Katastrophe die Freiheit der Vaterstadt untergehen könne; eine allgemeine Betrachtung 369—372.

Ausflüge im Jahr 1856; denkt daran nach der Schweiz auszuwandern 372—373. Zweites Ergänzungsheft zu den Kaiserregesten von 1246—1313 und weßhalb er dafür vorzugsweise österreichische Sachen ausgewählt; innige Zusammengehörigkeit Oesterreichs und Deutschlands 373—374. Die Reimchronik Otakers (von Horneck), ein Kleinod der deutschen Literatur; ein Brief von J. Grimm 375. — Nach seinem Grundsatz über die wahre Auszeichnung eines Mannes kann er keine äußerliche Auszeichnung annehmen 376.

Herbstreisen 1857 nach Schwaben und der Schweiz; Verkehr mit dortigen Freunden; Verdienste um die Geschichte der Schweiz; Reise nach Innspruck und München, dann nach Berlin; Verhandlungen mit Pertz über eine Octavausgabe der Scriptoren und über die Herausgabe der Kaiserurkunden; J. Grimm über das Folioformat der Monumente; Freunde in Berlin 377—378.

Arbeiten im Winter und Frühjahr 1858; Krieg von Hochfelden's Militär-Architectur in Deutschland 379. Will selbstständig die Kaiserurkunden herausgeben; über Pertz und die Monumente; weßhalb diese in's Stocken gerathen 380—381.

Herbstreise 1858 nach Oesterreich; Eindrücke in Wien; über seine dortigen Freunde, insbesondere über Chmel; Beobachtungen über die innern Zustände in Oesterreich und Befürchtungen für dessen Zukunft; in Prag und Dresden 381—384. — Trübe Stimmungen; Arbeiten und inneres Leben; ein Probeheft der Kaiserurkunden (1859) seine letzte wissenschaftliche Veröffentlichung 384—387.

VIII. Letzte Lebensjahre (1859—1863).

Herbstreisen 1859; charakteristische Aufzeichnungen über den Verkehr mit Kindern 387—388. Arbeitshast und Mangel an Heiterkeit des Gemüthes; Mahnungen eines Freundes 388—389. Ueber Johann von Müllers Briefwechsel 389. Seine projectirte Herausgabe der Kaiserurkunden von Pertz nicht begünstigt; die kalten Höhen egoistischer Großwissenschaft 390. Arbeitswuth im Herbst 1860; schwere Erkrankung; Aeußerungen während seiner Krankheit; ernste Mahnrufe an ihn von Seiten mehrerer Freunde 390—393. Kann sich von seinen historisch-wissenschaftlichen Arbeiten nicht trennen; Beschäftigung mit der Geschichte des 15. Jahrhunderts; hat in seinen Arbeiten nie ein Selbstgenügen gekannt; welche Werke er noch herausgeben will 394—396. Legt 1862 seine Bibliothekarstelle nieder 397—398.

Neues Kranksein, und alte Tagesordnung; tägliches Leben und alte Gewohnheiten 399—400. Seine äußere Erscheinung; Art seiner Gespräche; das Gespräch ist der Mensch; liebt den Verkehr mit der Jugend; seine eigene Jugend, und Jugendideale 401—403. Im kleinen Kreise der heiterste Gesellschafter 404. Seine Bedürfnißlosigkeit bei großem Reichthum; reiches Wohlthun im Verborgenen, und wie er dieses mit verstorbenen Freunden in Verbindung zu bringen sucht 405—406. — Seine Aeußerungen über H. Hübsch 407. — Zunehmende Hinfälligkeit seit 1863; wendet immer noch der historischen Literatur Aufmerksamkeit und Theilnahme zu, aber nicht mehr den politischen Vorgängen der Zeit; fürchtet deutschen Bürgerkrieg und fremde Einmischung, aber vertraut auf

Digitized by Google

das Volk und dessen bessere Zukunft 408—409. Aus seiner letzten Zeit; Aeußerungen an seinem Sterbetage, dem 22. October 1863; hat das Gelübde, sein Leben mit ungetheilter Kraft seinem Volk und Vaterlande zu widmen, getreulich erfüllt 409—410.

Anhang I. Abkommen mit Pertz bezüglich der Kaiserurkunden. 1831. S. 411—412.

Anhang II. Projectirte katholische Stiftung für deutsche Geschichte 1844; Motive, Erläuterung und Statuten derselben; Erläuterungen über ein Vermächtniß für das Ferdinandeum in Innspruck. S. 412—422.

Anhang III. Ueber bisherige archivalische Publicationen; über die Einrichtung von Archiven, besonders in Toscana; Förderung der historischen Studien in Italien. 1850. S. 422—438.

Anhang IV. Aeußerungen Böhmers im Gespräch. S. 438—457.

Namenregister für die drei Bände S. 458—476.

Berichtigungen S. 477.

Zeittafel

über

Böhmer's Leben und Schriften.

1795 April 22. geboren zu Frankfurt am Main.
1804—1807 im Habermann'schen Institut.
1809—1812 im Gymnasium.
1812—1813 im Lyceum.
1813—1814 auf der Universität zu Heidelberg.
1814—1817 auf der Universität zu Göttingen; im nächsten Verkehr mit Sartorius.
1817 Octob. 4. wird in Göttingen Doctor beider Rechte.
„ Nov. 27. am Sterbebette des Vaters.
1818 in Frankfurt.
„ August, in Heidelberg. Einwirkung der Boisserée'schen Kunstsammlung.
„ Sept. 21. reist nach Italien ab.
„ Nov. 16. kömmt in Rom an; Verkehr mit den deutschen Künstlern.
1819 Jan. bis Febr. in Neapel und der Umgegend.
„ Febr. bis Mai wieder in Rom, und im Sabinergebirg.
„ Juni in Siena und Florenz mit Schnorr und Passavant.
„ Juni bis Juli krank in Venedig.
„ Juli bis August in Innspruck, München, Stuttgart und Heidelberg.
„ August 12. kehrt nach Frankfurt zurück, wo er privatisirt.
1820 Jan. bis Febr. in Aschaffenburg und Nürnberg }
„ Juni bis Juli am Rhein und an der Lahn } zum Studium der Kunstdenkmäler.
„ Sept. bis Octob. in der Pfalz und im Elsaß }
1820—1821 beginnt sein Verkehr mit dem Rath Schlosser und dem Schöffen v. Fichard.
1820—1823 schreibt kleinere Aufsätze für das deutsche Kunstblatt.
1821 Mai reist nach Thüringen und Franken.
„ Juni in Nürnberg mit Rückert, Platen u. s. w.
„ Octob. in Mainz mit Cornelius, Barth u. s. w.
1822 April 22 wird auf mehreren Frankfurter Bibliotheken angestellt.
„ Octob. im Haardtgebirg.
„ Nov. 20. wird Mitadministrator des Städel'schen Kunstinstituts.
„ — — durch Rath Schlosser bei Senator Thomas und in dessen Freundekreis eingeführt.
1823 März 11. durch Fichard bei Freiherrn vom Stein eingeführt.
„ „ 15. wird Mitglied der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, und in deren Centraldirection berufen.

1823 Juni in Ems, Cöln und Aachen.
„ Juli lernt Clemens Brentano kennen.
„ August beräth mit Pertz die Herausgabe der Monumente.
„ erste Arbeit f. d. Archiv d. Gesellsch. f. ältere deutsche Geschichtskunde.
1824 Febr. wird ständiger Secretär der Gesellschaft.
„ Juni lernt in Straßburg Görres kennen.
„ seit Juli/August näherer Verkehr in Frankfurt mit H. Hübsch und J. D. Passavant.
1825 März 1. auf dem Stadtarchiv angestellt.
„ Juni an der Bergstraße.
1826 „ beginnt das Frankfurter Urkundenbuch.
1827 Aug. in Rotenburg an der Tauber.
„ Octob. in Mainz und Bingen mit Pertz.
1828 Juli in Düsseldorf.
„ Aug. in Stuttgart.
„ Sept. in Cassel.
„ Nov. am Rhein mit Achim von Arnim.
1829 Febr. 22. beginnt die Kaiserregesten.
„ Juli am Rhein mit Rückert und Clemens Brentano.
„ Octob. in Heidelberg und Carlsruhe.
„ „ 16. am Sterbebett von Fichard.
„ — veröffentlicht das Studienprogramm für Frankfurter Geschichte.
1830 Nov. 16. wird erster Stadtbibliothekar.
1831 März bis April mit den Regesten in Göttingen und Hannover.
„ Juni **Kaiserregesten von 911—1313.**
„ „ empfängt den letzten Brief von Freiherrn vom Stein († am 29. Juni).
„ Juli in Gelnhausen mit Thomas.
„ „ Abhandlung über die rothe Thüre zu Frankfurt.
„ Aug. bis Octob. bereist Frankreich und die Schweiz.
1832 Jan. Verzeichniß der Reichsgesetze von 900—1400.
„ April in Darmstadt mit Jacob Grimm.
„ Mai in Coblenz mit Niclas Vogt.
„ Juni Das Zollwesen in Deutschland geschichtlich beleuchtet.
„ Aug. bis Octob. in Norddeutschland, besonders Berlin.
1833 Juli **Regesten der Karolinger.**
„ Aug. in Würzburg, Bamberg, Nürnberg und München mit Pertz.
„ Sept. in St. Florian bei Stülz, in Wien bei Chmel; Salzburg.
1834 Juni 24. gibt seine Stelle am Städel'schen Institute auf.
„ Sept. in Würzburg, Carlsruhe, Straßburg und St. Die.
1835 Juni bis Juli in Worms.
„ Aug. bis Octob. am Rhein, in Belgien und Holland mit Pertz; zurück über Trier und Zweibrücken.
1836 Juni **Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt.**
„ Aug. bis Octob. in Stuttgart, München, Salzburg und Innspruck.
„ — gibt seine Archivsstelle auf.
1837 April bis Juni in der Schweiz, in Ober- und Mittelitalien.
„ Juni 29 in Luzern bei Kopp.
„ Sept. bis Octob. in Lothringen und Elsaß.
„ — Aufsatz über die Reichslandvögte in der Wetterau im Archiv für Hessische Geschichte.

1838 Sept. in Seligenstadt mit Thomas.
„ Octob. in Gießen und Wetzlar.
„ „ 30. sieht zum letztenmale Thomas († am 1. Nov.).
1839 Juli **Regesten Ludwigs des Bayern.**
„ Sept. in Brüssel, Düsseldorf, Cöln und Coblenz.
„ — Aufsatz über gereimte Siegelumschriften in Mone's Anzeiger.
„ — Necrolog des Bürgermeisters Thomas.
1840 März Abhandlung über das Hospital zum hl. Geist in Frankfurt.
1840 April reist zum drittenmal nach Italien.
„ Mai in Mantua und Florenz.
„ Mai bis Juni in Rom und Mailand.
„ Juli in Zürich und Luzern.
1841 Mai Erstes Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwigs des Bayern.
„ Aug. bis Octob. im Elsaß und in der Schweiz mit Pertz.
„ Nov. 24. nimmt Abschied von Cl. Brentano († 1842, Juli 28.).
„ — — veröffentlicht Politische Gedichte in Haupts Zeitschrift.
1842 Aug. in Würzburg, Nürnberg und Regensburg.
„ Aug. bis Sept. in München.
„ Sept. bis Octob. in Linz und Wien.
„ Oct. bis Nov. in Ulm, Stuttgart, Carlsruhe, Zweibrücken, Heidelberg.
1843 März **Geschichtsquellen Deutschlands.** Erster Band.
„ Mai in Gelnhausen.
„ Juni bis Juli in Carlsruhe, Stuttgart, Heilbronn, Wimpfen, Weinsberg.
„ Juli am Rhein.
„ Sept. in Würzburg, Rottenburg und München.
„ Sept. bis Octob. in Salzburg, Linz und Wien mit Pertz.
„ Octob. bis Nov. in Linz, München, Stuttgart und Heidelberg.
„ — wird auswärtiges Mitglied der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften in München.
„ — wird auswärtiges Mitglied der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag.
1844 April in Darmstadt mit Stälin.
„ Sept. **Kaiserregesten von 1246—1313.**
„ „ in Heidelberg, Speier, Carlsruhe und Straßburg mit Hennes.
„ Sept. bis Octob. in Luzern (mit Guido Görres), Zürich, Schaffhausen u. s. w.
„ Octob. bis Nov. in München.
„ Dec. 16. stirbt die Mutter.
1845 Mai in Coblenz.
„ Juni **Geschichtsquellen Deutschlands.** Zweiter Band.
„ Juli bis Aug. in Heidelberg.
„ Sept. in Eger, Prag und Wien.
„ Octob. in Graz, St. Paul und Wien.
„ Nov. in München.
„ — wird correspondirendes Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin.
1846 April Zweites Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwigs des Bayern.
„ Juli in Heidelberg und Carlsruhe.
„ Octob. in Heidelberg, Carlsruhe, Straßburg, Basel und Luzern.
1846—1847 liefert mehrere Mittheilungen in Friedemanns Zeitschrift für die Archive Deutschlands.

1847 im Sommer **Kaiserregesten von 1198—1254.** Erste Hälfte.
„ Aug. bis Sept. in Coblenz, Bonn und Cöln.
„ Sept. bis Nov. in Würzburg, München, Salzburg, Wien und München.
1848 Jan. in München am Sterbebett von J. Görres († am 28. Jan.).
„ März Erstes Ergänzungsheft zu den Regesten von 1246—1313.
„ Mai in Zweibrücken.
„ Juni in Düsseldorf.
„ Juli im Siebengebirg und Kloster Laach.
„ — Historische Erörterung über Zeichen, Fahnen und Farben des deutschen Reichs.
„ — wird correspondirendes Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien.
1849 Febr. Aufsatz über die Geschichtsquellen des Erzstiftes Mainz in den Period. Blättern für die Mitglieder der hessischen Geschichtsvereine.
„ Aug. **Kaiserregesten von 1198—1254.** Zweite Hälfte.
„ Sept. in Zweibrücken.
„ Octob. in Luzern u. s. w. mit Stälin.
„ — reist zum viertenmal nach Italien, mit Hübsch und Cornill.
„ Nov. in Florenz.
„ — 30. kömmt in Rom an.
1850 Febr. bis März in Neapel.
„ März bis April wieder in Rom.
„ Mai bis Juni 1. in Florenz.
„ Juni in Parma, Mailand, Luzern.
„ „ 13. wieder in Frankfurt.
„ Octob. in Zweibrücken.
„ — Ansichten über die Wiedergabe handschriftlicher Geschichtsquellen im Druck.
1851 Mai in Bonn.
„ — Necrolog des Rathes Schlosser († am 22. Jan. 1851).
„ Juni bis Juli in Zweibrücken.
„ — Necrolog seines Bruders des Senators Böhmer († am 6. Juni 1851).
„ Sept. in Basel, Beckenried, Luzern und in der französischen Schweiz mit Aschbach.
„ Octob. im bayerischen Gebirg und in Tyrol mit Guido Görres.
„ „ 23. nimmt in Matrei Abschied von Guido Görres († am 14. Juli 1852).
„ Nov. in München.
1852 Sept. in Coblenz, Bonn, Cöln und Düsseldorf.
„ Octob. in Baden-Baden, Colmar, Straßburg und Stuttgart.
„ — bis Nov. in München.
1853 April **Geschichtsquellen Deutschlands.** Dritter Band.
„ Juni in Aschaffenburg und Baden-Baden.
„ Sept. in Zweibrücken.
„ Octob. bis Dec. in München.
„ — wird correspondirendes Mitglied der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.
1853—1856 schreibt politische Artikel und Aufsätze in Frankfurter Angelegenheiten.
1854 April in Carlsruhe und Stuttgart.
„ Mai in Bingen und Zweibrücken.

1854 Juni bis Juli in München.
„ Juli in Aschaffenburg und Bonn.
„ „ bis Aug. in München.
„ Aug. **Regesten der Wittelsbacher.**
1855 Sept. in Fulda.
„ Octob. in Baden-Baden, Zweibrücken und Neustadt.
1856 März erhält einen Wedekind'schen Geschichtspreis.
„ Mai in Zweibrücken und Baden-Baden.
„ Sept. in Coblenz.
1857 Febr. Zweites Ergänzungsheft zu den Regesten von 1246—1313.
„ Aug. bis Sept. in Stuttgart, Schaffhausen, Luzern und Zürich.
„ Octob. in Innspruck und München.
„ „ bis Nov. in Berlin und Wolfenbüttel.
1858 Sept. bis Octob. in Augsburg, München, Wien, Prag und Dresden.
1859 Mai in Baden-Baden.
„ Aug. Urkunden König Conrads I.
„ Sept. bis Octob. in Carlsruhe, Baden-Baden, Bern, Luzern, Zürich und München.
1860 Dec. 22. Krankheit.
„ — wird auswärtiges Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften zu Göttingen.
1862 Sept. 4. legt seine Stelle als Bibliothekar nieder.
„ — wird auswärtiges Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin.
1863 Octob. 22. Todestag.

I.

Jugendjahre in Frankfurt am Main.

(1795–1813.)

Als der rheingräfliche Hofrath Carl Ludwig Böhmer, der Vater unseres Johann Friedrich Böhmer, im Jahre 1792 nach Frankfurt am Main übersiedelte, hatte die alte Reichs- und Krönungsstadt noch ein ganz anderes Aussehen wie heute, und schon der bloße äußere Anblick gab einen Begriff von ihrer Geschichte und dem Geiste ihrer Bewohner [1]. Damals war noch als ‚kriegerische Umzäunung‘ eine Landwehr, ein Wall und Graben vorhanden, mit hohen Ulmbäumen umpflanzt, die eine Zierde der Gegend bildeten. Als Thore der Landwehr wurden die mit alterthümlichem Geschütz versehenen Wartthürme sorgfältig unterhalten, und Reisende betrachteten die von dort ‚mit trefflicher Pflege und in zweckmäßig gerader Richtung zur Stadt führenden Landstraßen als seltene Vorzüge und als besondere Zeugen von der Betriebsamkeit der Bürger und der Einsicht der Obrigkeit‘. Unmittelbar vor der Stadt erregte der Anblick der mit Linden-, Nuß- und Maulbeerbäumen bepflanzten Glacis, der breiten Wassergräben mit ihren Futtermauern, dann der hohen, an manchen Stellen doppelten Wälle mit ihren Bastionen und den sie umkränzenden Brustwehren ‚allgemeines Erstaunen‘. Mehrere auf einander folgende Thore führten zum Theil durch lange, gekrümmte Wendungen zur Stadt, deren dicke, mit vielen hohen und starken Thürmen versehene Mauern (im Ganzen zählte man sechsundvierzig Thürme und Thürmchen um Frankfurt) noch aus jenen Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts stammten, in welchen die Eidgenossenschaften der Städte am Rhein, in Franken und Schwaben dem deutschen Reiche den Frieden verkündigten, und mit eigener Kraft ihn zu schirmen wußten. Damals hatten die Bürger Frankfurts, wie sie vor König Ruprecht aussagten, Muth genug sich ‚zur eigenen Vertheidigung

---

[1] Vergl. für das Folgende: Ein Besuch in Frankfurt. Leipzig (ohne Drucker) 1791. Etwas über Frankfurt aus der Brieftasche eines Reisenden 1791; und eine Gegenschrift unter gleichem Titel 1792; Skizzen von Frankfurt am Main 1800; diese drei ohne Ort und Drucker. Ferner: Vierzig Jahre von Frankfurt am Main nebst einer chronologischen Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten Frankfurts von 1700 bis 1833 (von Ph. J. Döring). Frankfurt bei Döring 1834.

ohne Hülfe Anderer stark zu erachten', und von der Fortdauer dieses Muthes zeugten die später bei verändertem Geschütz erbauten und noch in den letzten Jahren verstärkten Wälle und die reichen für Kleinode des Gemeinwesens angesehenen Zeughäuser.

Das Innere der Stadt, mit manchen Denkmalen früherer Geschichte geschmückt, glich im Allgemeinen noch dem Bilde, welches uns Göthe aus seinen Jugenderinnerungen so treu und anschaulich entworfen hat. Auf den Straßen, in den vielen krummen Gassen und Gäßchen, war vom frühen Morgen bis zur Dämmerung der regste und bunteste Verkehr: am Mainquai lagen die Waaren in hohen Haufen aufgeschichtet, eng auf einander folgten sich die großen sechs- und achtspännigen Güterwagen, und die vielen Postwagen, zur Winterszeit oft mit vierzehn Pferden bespannt, ‚hatten in den Straßen manchmal Mühe an Ort und Stelle zu kommen.' Besonders lebhaft und fast betäubend war der Verkehr an den Markttagen, wenn aus den vierzig nahe gelegenen Dörfern Tausende in die Stadt strömten, und zur Zeit der Frühjahrs- und Herbstmesse, ‚wo es auch dem Neider klar werden mußte, daß hier das Kaufhaus der Deutschen, ein Hauptmarkt Europas, ja ein Inbegriff der Welt sei.' Frankfurt war eben der natürliche Central- und Herzpunkt des deutschen Lebens, der große Post- und Transitmittelpunkt Europas, zählte die reichsten Handelshäuser, mit ‚sprüchwörtlich gewordener Solidität', und nur an wenigen Orten in Deutschland besaß der Bürgersmann und Handwerker einen größeren Wohlstand und ‚ein so volles Gefühl von Zufriedenheit und behäbiger Freude'. Das bürgerliche Leben bewegte sich noch in ernsten Formen: in der an milden Stiftungen aller Art ungemein reichen und ‚durch ihren Wohlthätigkeitssinn berühmten' Stadt gab es nur Einen Tanzsaal, nur drei Kaffeehäuser; noch hielt man streng auf die Heiligung des Advents und der Fastenzeit, wo ‚weder Comödie gespielt, noch Ball gehalten, noch getanzt werden durfte', und nichts bezeichnet besser den unter den alten Reichsstädtern herrschenden Geist, als die Thatsache, daß am 17. April 1785 bei einem Brande des neuen Schauspielhauses die Bürgerschaft unter dem Rufe: ‚Wir brauchen kein Comödienhaus, laßt die (im Febr. 1782 geschlossene) Barfüßerkirche bauen', das Löschen verweigerte und dazu erst nach vielem Zureden des Bürgermeisters und der Quartiercapitäne bewogen werden konnte. ‚Der Frankfurter Reichsbürger', schreibt ein Reisender aus Leipzig im Jahre 1791, ‚bildet eine besondere Species; er ist ein wohlhabender, thätiger, biederherziger, aber etwas eckiger und nicht selten derber Kamerad; er hat eine heilige Scheu und Achtung vor dem Angeerbten, Hergebrachten, eine unverbesserliche Abneigung gegen alle neue Aufklärung (soll heißen: was man damals so nannte), er sonnt sich gern im Glanz und Ruhm seiner Stadt, wo ihm Alles besser dünkt als irgend anderswo,

und ist vorzüglich stolz auf deren Verfassung, die er mit nichts in der Welt vertauscht.'

Und dieser Stolz war wohlbegründet. Die reichsstädtische Verfassung, die mit ihren Wurzeln in sehr entfernte Jahrhunderte zurückging, hatte sich seit 1731 vollständig entwickelt und war ein Gemisch von Erb- und Wahlaristokratie. Die Mitglieder des Rathes, der gesetzlich aus allen Classen der Bevölkerung, aus Patriciern und Handwerkern bestand, besaßen ihre Würde lebenslänglich und ergänzten sich selbst, und waren in Wahrheit Regenten, die in den Syndikern und Canzleipersonen ihre Beamten hatten. Ihnen gegenüber gab es eine Finanzcontrole in dem bürgerlichen Colleg und eine Vertretung der Bürgerschaft in den Bürgercapitänen, und über dem Ganzen stand der Kaiser, durch die Reichsgerichte und durch besondere Commissionen das Recht erhaltend und auch in Verfassungs- und Verwaltungsangelegenheiten oft wesentlich einwirkend. Wie väterlich war das Verhältniß des Rathes zur Bürgerschaft! Das hohe Ansehen, welches er allenthalben genoß, war wirklich verdient, und niemals hörte man, daß er durch Gewalt oder List Unterdrückung geübt, einen Theil der Bürgerschaft mit Hülfe des andern geschädigt oder auch die ehrliche Ueberzeugung irgend einer Bürgerclasse mißachtet habe. Durch die ,dritte Bank' stand er in natürlicher und inniger Verbindung mit dem zahlreichen Gewerbestand, und diesem namentlich verdankte das Gemeinwesen die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in Fällen der Noth. Darum konnte Joseph Gorani, der Verfasser der Denkwürdigkeiten über Italien, im Jahre 1792 behaupten: ,Frankfurt ist wirklich die am besten regierte Reichsstadt in Deutschland. Man sieht daselbst keine Faktionen, noch Unruhen; die Regierung übt kein Monopolium daselbst aus. Es gibt daselbst reiche Privatpersonen, aber die Republik ist arm, weil die gemeine Contribution sehr gering ist.' So kam es denn, daß die Reichsstadt in ihrer alten Verfassung, einträchtig im Innern und ehrenhaft nach Außen die Stürme der französischen Revolution bestand, die hier diesseit des Rheines aus Mangel an Anhängern erlosch. Als General Cüstine, nachdem ihm Mainz die Thore geöffnet und nachdem dort die durch ihren lüderlichen Kurhof verderbten Bewohner den Freiheitsbaum umjubelt hatten, am 23. October 1792 in Frankfurt erschien und an allen Straßenecken Proclamationen anschlagen ließ, die zum Sturze der Throne und zur Vernichtung der verkommenden Aristokratie aufforderten, hier nicht einen einzigen Jacobiner, sondern nur ,Feinde der welschen Freiheit' fand [1]. ,Steck' er seinen Federwischer ein', riefen ihm die faustgerechten Metzgerburschen zu

[1] Es gibt für Alt-Frankfurt kein ehrenderes Aktenstück als die dem General Cüstine überreichte und von allen Zünften und Gewerben unterschriebene Schrift vom 5. November

und vorzüglich sie und die Zimmerleute waren es, die bei der Befreiung der Stadt am 2. December die braven Hessen unterstützten. Jubelnd zogen dann Frankfurter und Sachsenhäuser den deutschen Kriegern entgegen und reichten ihnen zu trinken, aber sie baten sich zugleich dabei aus, daß den Feinden nun nichts mehr zu Leide geschehe. Mit Recht rühmte deßhalb der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der sich nach der Vertreibung der Franzosen eine Zeitlang hier aufhielt, zu wiederholten Malen den Bürgermuth und den Biedersinn der Frankfurter, und mit gleichem Recht wurde (nach einer Aufzeichnung von Joh. Friedrich Schlosser) einem Hochgestellten aus der königlichen Umgebung, der hier allerlei zu tadeln fand und das Glück der Berliner anpries, von einem Mitgliede des Rathes bedeutet: ‚Hier gibt's weder Jacobiner, noch Fürstenknechte, sondern gottesfürchtige Christen und freie Bürger, die Keinem seine Herrlichkeiten mißgönnen und nur wünschen, daß man sie selbst in ihrer Ruhe belasse.'

Wenige Monate nach diesen Ereignissen war Carl Ludwig Böhmer in Frankfurt angekommen und lernte so, wie er später einmal schrieb, ‚die Verfassung dieses Familienstaates als das Schirmdach der Freiheit und Eintracht der Bürger kennen', ‚und darum liebte ich sie', fährt er fort, ‚wie ein Familiengut und fand mich schnell wohl unter den strengen ehrenhaften Bürgern und verpflanzte meine Liebe zu dem alten Frankfurt auf die Meinigen.'

Machen wir uns mit Carl Ludwig's früheren Lebensverhältnissen bekannt.

Seine Familie, lutherischer Confession, stammte aus dem Zweibrückischen, wo sein Vater Johannes Böhmer das Amt eines herzoglich Pfalz-Zweibrückischen Kammerrathes bekleidete und ‚obschon mit Glücksgütern wenig gesegnet und die Familienkosten nur mit Mühseligkeit bestreitend, dennoch gar menschenfreundlich durch Geben sich bezeugete und insonderheit durch unentgeltliche Hülfeleistung bei obwaltenden Processen der Armen, Wittwen und Waysen sich in der ganzen Umgegend eine sehr löbliche Reputation erwarb.' Dort wurde Carl Ludwig am 29. August 1744 geboren und von Jugend auf an Ernst und Thätigkeit gewöhnt. Als ich in die Welt trat, erzählte er später oft seinen Kindern, und mich selbst durcharbeiten sollte, brachte ich aus dem Elternhause als bestes Erbgut und als Richtschnur für's Leben zwei Grundsätze mit, nach denen handelnd ich mich auch in traurigen Tagen, bei schlechten Aussichten, glücklich befunden, und diese Grundsätze hießen: ‚Wer mit Gott arbeitet und demüthig nicht zu hoch hinaus fliegen will, aber ein festes Ziel hat und alle Kräfte anstrengt, der erreicht dieses Ziel' und: ‚Fürchte den Schlechten

---

1792. Bei F. Rittweger: Cüstine in Frankfurt und die Wiedereinnahme der Stadt durch die Deutschen (Frankfurt 1867) S. 25—27.

nicht, wenn er auch noch so hoch steht.' Nachdem er seine juristischen Studien auf der Universität Straßburg, wo er den größten Theil der Kosten seines Unterhaltes mühsam durch Privatunterricht und durch Arbeiten bei einem Notar bestreiten mußte, vollendet hatte, praktizirte er viele Jahre als Advokat in Zweibrücken, und auf diese Zeit zurückblickend durfte er, dreiundsiebenzig Jahre alt, kurz vor seinem Tode von sich sagen, daß er stets dahin gestrebt habe: ‚das Recht zu fördern, den Unterdrückten zu helfen, unglücklichen, durch Unrecht gebeugten Wittwen und Waysen Hülfe zu leisten, sie aufzurichten und als Schutzengel zu vertheidigen.' ‚O, ein edles Gefühl', heißt es in einem seiner Briefe, ‚entflammet hier die reine Seele, die sich bei solchen Handlungen um so mehr erhebet, als sie zugleich die scheußlichen Plane derer Unwürdigen, Niederträchtigen vereitelt, welche unter dem Scheine des Rechtens, um Gold gedungen, sich die gröseste Anstrengung unermüdet geben, das Recht zu beugen. Gegen diese Vertheidigung zu übernehmen, erreget ein Gefühl seiner eigenen Würde . . . mir war es das seeligste, das beglückendste. Ohne Vermögen, ohne Unterstützung von Freunden, ohne Verwandtschaft habe ich diese Bahn betretten, auch schüchtern nur und alleinig durch den Zuspruch meines ältesten Bruders gestärkt. Ich mußte um das liebe Brod arbeiten, weil ich von meinen Eltern keine Unterstützung erhalten, noch annehmen konnte, und sehe an dem Ziele meiner Tage mit beruhigendem Bewußtsein auf die Vergangenheit zurück, nie ein Vertheidiger einer von mir erkannten schlechten Sache geworden zu seyn, wenn man mir auch zu der Zeit Gold anbothe, in welcher ich keinen Heller zu entübrigen, vielmehr Mangel hatte. Gott hat mein Bemühen gesegnet . . . und ich genoß das Glück, meine Eltern zu unterstützen.'

Im Jahre 1772 übernahm Böhmer das Amt eines rheingräflichen Hofrathes in Grumbach und Wörstadt und verheirathete sich mit Caroline Stumm, der Tochter eines Schlossermeisters in Zweibrücken, zu der er schon in früher Jugend eine so tiefe Neigung gefaßt hatte, daß es ihm ‚unmöglich gewesen wäre außer diesem herrlichen Geschöpf irgend Einer seine Hand zu biethen'. Es war ‚das glücklichste Verbündniß', schrieb er als Greis, ‚und Dichter können das Glück einer Erdenliebe nicht schöner ausmahlen, als das mir durch meine liebe Caroline zu Theil gewordene gewesen ist.' Aber nach einer siebenjährigen kinderlosen Ehe starb die Frau (1779?), ihrem Gatten ein ansehnliches Vermögen hinterlassend, ‚doch was können mir', schreibt dieser, ‚Erdengüther helfen, wenn die Liebe fehlt und das Verständniß der innern Zustände'. Böhmer hatte seitdem fortwährend das Gefühl tiefer innerer Vereinsamung, er empfand eine ‚Herzenslücke', die er für alle Folgezeit durch nichts Anderes mehr auszufüllen wußte, als durch ein thätiges, unausgesetztes Arbeiten in seinem Beruf. Schon dem Grabe nahe, schrieb er noch: ‚Thätigkeit ist mein wahres,

einziges Leben, während meine Caroline in meinem Herzen fort lebt' und ein andermal: ,Heute ist der Tag, an welchem meine erste liebe treue Gattinn verschied. Ich glaubte ihn nicht zu überleben. Die Vorsehung wollte es anders, sie wollte mich zu Freuden und Leiden annoch aufbewahren. Unter letzteren stehet der Todt meiner geliebten Caroline oben an. Gut ist es, daß wir unsere Schicksahle nicht vorher kennen, wir würden dafür zurückschaudern, alle Lebensfreude würde verschwinden.'

Als die Franzosen zur Revolutionszeit die Rheingrenzen überschritten, hatte sich Hofrath Böhmer mit seinem Herrn und den meisten übrigen Beamten auf das rechte Ufer geflüchtet und er verweilte einige Zeit in Wetzlar, wo er bei dem strengreformirten Reichskammergerichtsprocurator Caspar Friedrich von Hofmann, mit dem er seit vielen Jahren in geschäftlichem Verkehre gestanden, schon früher mehrmals auf Besuch gewesen war. Hier lernte er nun dessen Tochter Juliane Wilhelmine genauer kennen, und entschloß sich ,in der Schwere des Zeitenunglückes, in welchem der Mann ein Heim sucht und sich glücklich schätzet eine treue, sorgsame und achtungswerthe Frau sich verbunden zu sehen, um ihre Hand zu bitten', und die Ehe wurde am 21. Sept. 1792 von dem reformirten Prediger eingesegnet. Böhmer stand damals im neunundvierzigsten, seine Frau (geb. am 18. Juni 1768) im fünfundzwanzigsten Lebensjahre. Sie war das ,Lieblingskind' unter den zwölf Kindern des Reichskammergerichtsprocurators und hatte ihrerseits die Liebe zum Vater dadurch bekunden wollen, daß sie auf dessen ,Gebot eine jugendliche Herzensneigung unterdrückt, freilich seitdem auch ihren jugendlich unbefangenen Frohmuth verloren hatte.' Die neugeschlossene Ehe war demnach, wie man sich in jener Zeit ausdrückte, ,eine rechtskräftige, würdige Verstandesehe' und der Reichskammergerichtsprocurator sagte deren Wesen in richtiger Würdigung der Verhältnisse und Personen, schon wenige Tage nach der Trauung, in einem Briefe an einen Freund mit den Worten voraus: ,Dem Herrn Böhmer gabe ich willigen Herzens meine Tochter zur Frau, denn er ist ehrbaren Wandels vor Gott und Rechtens kundig, und wird seine Frau, und sie, obgleichen sehr viel jünger, hinwieder ihn in volle Achtung und in eine strenge Aestimation der gegenseitigen Stellung bringen, als worauff das Glück einer ehrbaren Ehe mir zu basiren scheinet, wie mir selbsten die Erfahrung belehret hat.'

Die Hofmann'sche Familie war im Jahre 1689, in Folge der Zerstörung ihrer Wohnstadt Speier durch die Franzosen, ebenfalls von dem linken Rheinufer auf das rechte gedrängt worden [1], und der Reichskammergerichtsprocurator, dem es einleuchtend geworden, daß die französische Occu-

[1] Vergl. Bd. 3, 485, und Böhmer's Kaiserregesten von 1246—1313, S. 251.

pation keine vorübergehende sein werde, rieth dem Schwiegersohn, ‚seine Gedanken an die linksrheinische Heimath aufzugeben und in Frankfurt einen neuen Wirkungskreis zu suchen.‘ Hofmann hatte hier, mit der Führung der reichsstädtischen Geschäfte beim Reichskammergericht betraut, manche Verbindungen und dadurch wurde es dem Hofrath Böhmer, der sich ohnehin ‚als tüchtiger Jurist und Geschäftsmann zu erproben bald Gelegenheit fand,‘ doppelt leicht die wichtige Stelle eines Canzleidirectors zu erhalten, welche (wie die des lutherischen Seniors und der Rathssyndiker) in der Reichsstadt öfters mit Auswärtigen besetzt wurde.

Böhmer miethete sich auf dem großen Hirschgraben F 71, neu 17, ganz nahe bei Göthe's Geburtshaus in einem altfränkisch soliden, mit starken bauchigen Eisengittern vor den Fenstern des Erdgeschosses versehenen Hause ein [1], und hier erblickte unser Johann Friedrich, nachdem das erste Kind der Ehe am 13. December 1793 gestorben war, am 22. April 1795 das Licht der Welt. An seinem Geburtstage gab der Vater dem Reichskammergerichtsprocurator die Versicherung, er wolle: ‚von heute ab täglich aus vollem Herzen zu Gott bethen, damit das kräftige, obwohl sehr unruhige Kind erhalten bleibe, und des Großvaters würdig in Rechtlichkeit und Thätigkeit zum Besten seiner Nebenmenschen und des schwergedrängten Vaterlandes wirke.‘ Später wurde die Ehe noch mit drei Kindern gesegnet: Charlotte Friederike, die im Jahre 1811 starb; Friederike, die sich im Jahre 1825 mit dem preußischen Lieutenant Caspar Friedrich Freudenberg glücklich verehelichte und gegenwärtig in Neuwied lebt; und Johann Friedrich Georg, der uns im Verlaufe unserer Darstellung noch mehrmals begegnen wird, und dessen Lebensskizze wir unter den kleinen Schriften seines Bruders am Schlusse des Werkes [2] mittheilen.

Johann Friedrich wuchs mit den Geschwistern im stillen und gleichförmigen Leben der Familie heran und empfing von der Mutter, einer zwar durch geistige Befähigung nicht besonders hervorragenden, aber doch verständigen Frau von gemessenem aristokratischem Charakter, die von Jugend auf in häuslicher Stille gelebt hatte, die ersten Eindrücke der Bildung. Im Hauswesen, dem die Mutter mit einer fast peinlichen Ordnungsliebe vorstand, zeugten Lebensordnung, Tisch, Kleidung und Möbel von der größten Einfachheit und Genüglichkeit: der Bedarf an Brod und Kuchen wurde, wie es damals in den bürgerlichen Familien Sitte war,

---

[1] Das Haus gehörte früher der Familie des Johann Fr. Firnhaber, die es im Jahre 1742 um die Summe von 9000 Gulden angekauft hatte, ging dann in den Besitz des Freiherrn Heinrich von Esebeck in Paris über, von dem es Böhmer im Jahre 1809 um beiläufig 14,000 Gulden erstand. Unser Johann Friedrich Böhmer wohnte darin bis zu seinem Tode. Gegenwärtig ist es eine protestantische Gesellenherberge.

[2] Bd. 3, S. 485—489.

im eigenen Hause verfertigt und Johann Friedrich sprach öfters davon, wie er als Kind der Mutter beim Kuchenbacken behülflich gewesen; treu an der hergebrachten Familienordnung festhaltend, wurden an bestimmten Tagen bestimmte Speisen aufgetragen, an den Freitagen z. B. und an den altkatholischen Vigilien wurde in der lutherisch-reformirten Familie kein Fleisch gegessen, nicht aus kirchlichen Gründen, sondern weil es so ‚gebräuchlich', und eben so ‚gebräuchlich' war die Hauskatze das einzige sorgsam gepflegte Hausthier [1]. Obwohl die Eltern wohlhabend waren und das Amt des Vaters ein ansehnliches Einkommen abwarf, so war doch die äußerste Sparsamkeit ‚Familiengesetz'. Und dieß hatte noch einen besondern Grund. Als nämlich die verwittwete Herzogin von Zweibrücken durch die französische Occupation alle ihre Güter, sogar ihre Schatullgüter verloren, hatte Böhmer ihr ‚als seiner Landesmutter' sein ganzes Vermögen überlassen und erhielt dafür später mehrere der durch Napoleon zurückgestellten Schatullgüter (die ‚Böhmer'schen Familiengüter' im Zweibrückischen), die jedoch zu einem bedeutend höhern Preise veranschlagt worden, als sich der Betrag der der Herzogin geliehenen Gelder belief, und ‚so war die Aufnahme von Schuldsummen nothwendig geworden und die Eltern zahlten von diesen jährlich eine bestimmte Quote ab, die sie sich durch Sparsamkeit erübrigten.' Nur im Almosengeben wurde nicht gespart und der Vater ließ verschämten Armen nicht bloß in Frankfurt, sondern auch in seiner frühern Heimath reichliche Unterstützung zukommen, und Almosen, so predigte der gemüthstiefe Mann seinen Kindern, ‚bringt nur dann rechten Segen, wenn der Geber sich selbsten unnöthiger Bedürfnisse entwöhnt und aus christlicher Liebe das hingibt, was er sich selbsten entzogen hat.'

Ein ferneres Familiengesetz war die völlige Zurückgezogenheit von der Welt. Dem Vater, der ununterbrochen vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitete und mit den Kindern fast nur bei Tisch verkehrte, waren alle lauten Vergnügungen verhaßt; weder besuchte er, noch gab er Gesellschaften, und von gleicher Sinnesart hielt sich auch die Mutter, die ‚still und in sich gekehrt, von einem Ernst und einer Strenge war, die weit über ihre Jahre gingen', von allen gesellschaftlichen Berührungen fern und fühlte sich in einer irgend lebhaften Umgebung niemals wohl.

Und so abgeschlossen wie die Eltern lebten, wurden auch die Kinder erzogen. Sie sahen das ‚Elternhaus gleichsam für eine verriegelte Burg' an und waren schon ziemlich herangewachsen, ehe sie irgend etwas von dem bunten Treiben der Handelsstadt bemerkten. Seit December 1804 besuchte Johann Friedrich das damals blühende Privatinstitut Habermann's im

[1] Später auch bei Johann Friedrich. Vergl. Bd. 2, 155.

Mainzerhof am Bockenheimerthor und dorthin wurde er nun jeden Tag beim Beginn des Unterrichts vom Hausdiener begleitet und am Schluß des Unterrichts abgeholt, und dieß waren seine einzigen gewöhnlichen Gänge, die ihn mit der Außenwelt in Berührung brachten. Sonntags kam noch der Gang zur Kirche hinzu, wohin ihn die Mutter mitnahm. Wie oft hat er erzählt, daß er über elf Jahre alt gewesen, als ihn der Vater (im Frühsommer 1806) zum erstenmal ‚an den Main führte, von dem ihm bis dahin nur bekannt war, daß er an der Stadt vorbeifließe.' Der Tag blieb ihm stets in süßester Erinnerung. Als er am Fluße auf- und abwandelte und seine Blicke über das jenseitige Ufer nach dem Mühlberg schweiften, wo sich die herrlichste Blüthenpracht entfaltete, ergriff ihn plötzlich eine tiefe Sehnsucht nach der Natur und er fing zu weinen an und kam im Innersten erregt nach Hause. Das war nun für die besorgte Mutter Grunds genug ähnliche Spaziergänge für das ganze Jahr zu verhindern, ‚da die Luft dem Knaben nicht wohlthue', und dieser mußte sich, wenn er ‚hinaus' wollte, mit dem kleinen Garten hinter dem Hause begnügen, wo er zum Andenken an den Spaziergang am Main ein Bäumchen pflanzte, über dessen Wachsthum seine Aufzeichnungen berichteten. Wehmüthig blickte er oft aus einem Zimmer im zweiten Stocke des Hinterhauses über die Stadtmauern in's Freie.

Doch mit dem Jahr 1807 traten freudige Ereignisse in seinem Jugendleben ein, denn damals war es, wo er nach Meldung seines noch vorliegenden Tagebuchs: ‚den 13. Febr. zum erstenmal zum Thor der Stadt Frankfurt am Main hinausging; es war das Galgenthor, an einem Freitage.' Und noch mehr. ‚Onkel Georg' (der Bruder der Mutter, der spätere General von Hofmann), der auf Besuch kam, führte ihn in den Kaisersaal und durch die Judengasse und verschaffte ihm eine Theilnahme an dem Frankfurter Pfingstvolksfeste, an welchem alle Stände, bunt unter einander gemischt, unter den hohen Linden der Pfingstweide dem sogenannten Kühtanze, zu Ehren des festlich geschmückten Stiers, und der Speisung der armen Kinder beiwohnten und dann, hingelagert bei Gesang und fröhlichem Trunke, sich der wiedererstandenen Natur erfreuten.

Johann Friedrich war also fast zwölf Jahre alt, als er den ersten Gang außerhalb der Stadt machen durfte, natürlich nicht allein, ‚da das Alleingehen für Kinder unschicklich', sondern in Begleitung der Eltern, die sich bald darauf einen großen Garten in der Nähe der Pfingstweide ankauften. Welch' eine Freude für den Knaben, wenn dorthin Sonntags ein ‚Ausflug' gemacht wurde. Alte Frankfurter erinnern sich noch, wie dann der Canzleidirektor in altfränkischer Tracht mit sorgsam gepflegtem Zopf, seine Frau am Arm, durch die Straßen eilte. Hinter den Eltern, in gemessener Entfernung, gingen die beiden Söhne: Johann Friedrich

kerzengerade, kurzen schnellen Schrittes, den er auch im spätern Leben beibehielt, der jüngere Bruder in etwas nachlässiger Haltung, beide überaus säuberlich gekleidet (die Nankinghose war für Vater und Söhne ‚gebräuchlich‘ und blieb es für Johann Friedrich bis zu seinem Tode), mit feinen breit umgelegten Hemdskragen, ohne Mütze, mit langen bis auf die Schultern herabhängenden Haaren.

Alle diese Jugendeindrücke haben unsern Böhmer durch das Leben geleitet. Ordnungsliebe, Sparsamkeit, christliches Wohlthun wurden Grundzüge seines Wesens und stets bewahrte er den Sinn für stille zurückgezogene Häuslichkeit. Er freute sich, daß er im Treiben größerer Gesellschaften, die eben so langweilig, als zeitraubend seien[1], niemals sich heimisch gefunden, aber er äußerte doch oftmals, daß die Art seiner Erziehung für ihn auch große Schattenseiten gehabt habe. Fern gehalten von allem Verkehr mit Andern, sei das Selbstvertrauen zu wenig in ihm ausgebildet worden, und dieß habe eine Verzagtheit bewirkt, zu der später, als er sich in freier Stellung befunden, als Gegensatz der Trutz gekommen: ‚und Trutz und Verzagtheit‘, sagte er, ‚konnte ich so schwer ins rechte Gleichgewicht, zu einer inneren Versöhnung bringen.‘ Noch im Jahre 1852 schrieb er sich in einer trüben Stunde die Worte nieder: ‚Bei meiner Bildung wurden gewagte Wege eingeschlagen. Von allen andern Menschen wurde ich zurückgehalten und auf mich selbst zurückgestoßen, dabei aber im Selbstvertrauen erschüttert.‘ ‚Was konnte es mir nützen‘, heißt es ein andermal, ‚daß mein Vater mich während meiner Universitätsjahre ermahnte, daß ich die in meiner Jugenderziehung gelassene Lücke ausfüllen, meinen Mangel an Entschlossenheit, meine Blödigkeit im Verkehr überwinden müsse: damals war es zu spät. Unentschlossenheit und Blödigkeit, diese Früchte meiner Erziehung, haben bewirkt, daß ich im Leben mir so viele Zeit durch Allotria habe rauben lassen, die ich zu ernstem Thun hätte verwenden können und mögen.‘ So klagte Böhmer zu einer Zeit, wo sein ganzes Leben in seiner Arbeit aufging.

Besonders charakteristisch für seine Erziehung ist eine Aeußerung in einem Briefe vom 21. Mai 1825[2]: ‚Ach, es gab der Freudentage so wenige in meiner Jugend, der eigentlich eine harmlose Kindheit gefehlt hat. Die Eltern liebten mich innig, aber ich mußte mich in der Jugend doch oftmals fragen: ist denn die Liebe stets so ernst, so strenge? Und doch bin ich so dankbar dafür, daß man mich von frühe auf zur Arbeit und

---

[1] Er verwies dafür jüngere Freunde auf Aeußerungen Niebuhr's, die ihm aus dem Herzen geschrieben seien. Vergl. Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr (Hamburg 1838) Bd. 1, S. 45, 62, 84, 138 u. s. w.

[2] An Struckmann in Osnabrück. Nur ein Bruchstück.

geregelten Thätigkeit angehalten und mich dadurch vor so Vielem bewahrt hat, was sittlich beschmutzen konnte.‘

‚Ernst und Arbeit war das Losungswort.‘ Nur eine kurze Zeit des Spieles ward den Kindern verstattet, kein heftiger Ausbruch des Gefühls, weder der Freude noch der Trauer, wurde geduldet, selbst die wenigen Familienfeste trugen einen so ernsten Charakter, daß Böhmer eine gewisse Scheu, die er im spätern Leben vor solchen Festen hegte und nur mit Mühe überwinden konnte, diesen Jugendeindrücken zuschrieb. Alles im Hause war nur auf das Solide und Tüchtige gerichtet, und als Johann Friedrich einmal vom Vater bei der Lectüre eines Dichters ertappt wurde und tief ergriffen von dem Gelesenen mit hochrothen Wangen dastand, nahm ihm dieser unwillig das Buch weg und sagte: ‚Laß' den poetischen Firlefanz bei Seite. Das Leben ist Arbeit, keine Poesie.‘ ‚Ich habe das Leben‘, schrieb der Vater dem Schwiegervater, ‚als Arbeit kennen lernen und in der Arbeit mich glücklich befunden. Dessenwegen halte ich darauf, daß auch meine Kinder schon im jugendlichen Alter in der Arbeit ihre Freude finden und nie vergessen: Labor improbus omnia vincit. Dann kömmt der Reitz des Lebens von selbsten, der in dem Bewußtsein gethanener Pflicht mehr als in allem andern besteht.‘

In demselben ‚Geiste des Ernstes und der Arbeit‘ wirkte der Großvater in Wetzlar auf den Enkel ein, und dieser durfte sich rühmen ‚gegen den verehrungswürdigen Mann sich stets so folgsam erwiesen zu haben‘, daß er ihn ‚mehr als einmal seinen Liebling nannte‘. ‚Mein Großvater, der Reichskammergerichtsprocurator von Hofmann‘, heißt es in einem Briefe Böhmer's [1], ‚genoß als praktischer Jurist und als Schriftsteller in Deutschland einen großen Ruf und war in meinen Augen ein echter Repräsentant altdeutscher Treue und Kernhaftigkeit. Unvergeßlich bleibt mir der Moment, wo er mir in meiner Knabenzeit die von ihm gesammelten und in Druck gegebenen Familiennachrichten mit den Worten schenkte: Fritz, vertrau auf Gott und handle wie deine Voreltern.‘ Was Hofmann darunter verstand, besagt die Vorrede dieser Schrift [2], wo es heißt: ‚Das was ich von meinen Vorfahren (von zwei Jahrhunderten her aus Urkunden, aus ge-

---

[1] An Dr. V. Müller vom 3. April 1821.

[2] Nachrichten von der Hofmann'schen Familie zu Wetzlar, Frankfurt und Braunfels. Als Manuscript für diese Familie gedruckt 1799. Vergl. über den Reichskammergerichtsprocurator (seit 1787 auch königlich preußischer geheimer Kriegsrath) auch Gronau: Christian Wilhelm von Dohm (Lemgo 1824) S. 155, 240 ff. Hofmann war mehrere Jahre hindurch thätig, um die in der Reichsstadt Aachen und im Bisthume Lüttich ausgebrochenen Irrungen: ‚auf eine billige Art zu vergleichen‘, und stand darüber mit Dohm in lebhaftem Briefwechsel. ‚Wie schwer ist es doch‘, schreibt er ihm einmal, ‚in der Welt etwas Gutes auszurichten.‘

druckten und ungedruckten Schriften) erzähle, enthält keine glänzenden Grosthaten. Es waren Leute, die ohne Geräusch würkten und der Welt nützlich waren. Für Euch, meine Lieben, muß es immer herzerhebend seyn, daß bei meinen Vorfahren Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit herkömmlich und Familientugend war. Keine niedrige Seele hat sich unter sie verirrt. Sie waren keine reichen Leute, keine Parvenüs, sondern bei ihrem Stande und mäßigen Glücke hergekommen! Macht es Euch aus ihrem Leben und aus ihrem Nachruhme zur Maxime eures Lebens: Siehe zu daß du einen guten Namen behältst, der bleibt gewisser, denn tausend große Schätze Goldes. Ein Leben, es sey wie gut es wolle, so währt es eine kleine Zeit; aber ein guter Name bleibt ewig.'

Aus dem zeitweiligen Verkehr mit dem Großvater erinnerte sich Böhmer gern und lebhaft mancher Einzelheiten, die für sein ganzes Leben wichtig geworden. Als er einmal mit der Mutter in Wetzlar war, sagte ihm der Großvater: ‚Sei sparsam mit der Zeit, denn sie ist unser kostbarstes Erdengut; einem Menschen, der seine Zeit vergeudet, traue ich nie.' Er führte ihn dann in sein Arbeitszimmer und zeigte ihm ein Buch, Protokollbuch betitelt, worin seine Beschäftigung für jede Stunde eines jeden Tages verzeichnet wurde, und ermahnte ihn, daß auch er, um sich selbst zu controliren, an Führung eines solchen Tage- und Stundenbuches sich gewöhnen solle. Und Johann Friedrich legte sich seitdem ein solches ‚Protokollbuch' an, worin er täglich aufschrieb: welche Unterrichtsstunden er empfangen, welche Bemerkungen des Lehrers ihm besonders wichtig erschienen, worüber er gelesen, was der Vater bei Tisch erzählt u. s. w. und er hatte große Freude, als der Großvater, dem er diese Bücher nach Jahresfrist vorlegte, über seinen Fleiß und Ordnungssinn sich mit vollster Zufriedenheit aussprach. Böhmer legte dieser fortgesetzten Controle über die Anwendung der Zeit und was darin Bemerkenswerthes vorgekommen, für seine spätere Entwickelung eine große Bedeutung bei, ‚nur soll man nicht', ermahnte er einen Jugendfreund, ‚die Gefühlswelt und überhaupt was uns im Innersten bewegt in Tagebüchern verzeichnen wollen, weil dieß zur eitlen Selbstbespiegelung führt.'

Noch ein anderes Vorkommniß wurde folgenreich für den Knaben. Der Großvater, der selbst gern von Kaiser und Reich erzählte, gab ihm allerlei Bücher über deutsche Geschichte des Mittelalters und examinirte gelegentlich über das Erlernte. Als er diesem nun einmal über die Schlacht auf dem Lechfelde vortrug und auf die Frage, wann die Schlacht gewesen und wo das Schlachtfeld liege, nichts zu antworten wußte, sagte der Großvater mit unwilligem Tone: ‚Dann hilft dein Lernen nicht viel; wenn du von geschichtlichen Thatsachen nicht das Wann und das Wo weißt, so weißt du nichts Bestimmtes.' Das wirkte. Johann Friedrich

fertigte sich seit jenem Examen Tabellen an mit genauer Bezeichnung von Zeit und Ort für die einzelnen geschichtlichen Ereignisse, er gewann Lust an solchen Arbeiten, und nachdem er schon Doctor geworden, klangen ihm die Worte des Großvaters noch immer in den Ohren. ‚Wer weiß‘, äußerte er wohl, ‚ob nicht sie den ersten Anstoß gegeben haben, daß ich Regestenarbeiter geworden bin.‘ —

Nachdem Böhmer den Lehrcursus in dem früher erwähnten Habermann'schen Institute, in welchem Ausbildung für den Kaufmannsstand das Hauptziel, und Rechnen und französische Sprache die Fächer waren, in denen am meisten gelernt wurde, in seinem dreizehnten Lebensjahre beendigt hatte, wurde er durch Privatunterricht im Lateinischen für das damals unter dem Director Mathiä blühende Gymnasium der Vaterstadt vorbereitet, welches er dann im Herbst 1809 bezog.

Inzwischen waren aber in den öffentlichen Verhältnissen Frankfurts gewaltige Veränderungen eingetreten, die auf die Erziehung Johann Friedrichs und auf seine spätere geistige Richtung und Thätigkeit, auf seine Anschauungen, Sympathien und Antipathien einen großen Einfluß ausübten und deßhalb unsere besondere Beachtung verdienen.

‚Bin ich auch erst zehn Jahre in Frankfurt‘, heißt es in einem Briefe des Canzleidirektors Böhmer vom Ende des Jahres 1802, ‚so bin ich doch an Liebe zur Stadt schon wie ein Altbürger, und alles was ich für sie thun kann, ist mir nicht blos Sache der Pflicht, sondern des Herzens.‘ Und er hatte viel für Frankfurt zu thun, nicht bloß in seinen täglichen wichtigen Geschäften auf der Canzleistube, sondern auch nach auswärts, denn seine Stelle war ein wahres Canzleramt und gab zu auswärtiger Vertretung der Stadt sowohl am kaiserlichen Hofe, wie beim Reichstage zu Regensburg häufige Veranlassung. Vorzüglich erfolgreich war seine Vertretung Frankfurts im J. 1803 bei dem Reichsdeputationshauptschluß, nach welchem die Stadt als ein freies, selbstständiges und bei allen Kriegen neutrales Gemeinwesen anerkannt wurde. Aber Napoleon führte schon damals andere Dinge im Schilde und wartete in seinem Haß gegen die unabhängige, republikanische Gesinnung der Reichsbürger, die alles Welschthum verachteten, nur auf eine passende Gelegenheit, um der Freiheit der Stadt ein Ende zu machen. Als die Frankfurter Deputirten von Humbracht und Metzler (in deren Begleitung sich Böhmer, aber ohne amtliche Stellung, befand) im Jahre 1804 vor ihm in Mainz erschienen, warf er ihnen unter grellen Zornausbrüchen vor: Euere Banquiers unterstützen meine Feinde mit Geld: ihr versteht Euch nicht auf Polizei: laßt ungestraft eine zügellose Presse Pamphlete gegen mich ausgeben u. s. w. ‚Gibt es wieder einen Krieg‘, fügte er hinzu, ‚so schenke ich Euch einem

der Fürsten, die damit vollkommen einverstanden sind (qui ne demandent pas mieux).' Der Nassauische Gesandte, der zugegen war, schmunzelte bei diesen Worten, aber Napoleon dachte dabei nicht an den Nassauer, sondern an den Coadjutor Carl von Dalberg, der vaterlandsverrätherisch dem Reichsfeinde diente und schon über Errichtung einer Kurfürstenunion unter französischem Protectorate brütete, statt welcher später der berüchtigte Rheinbund entstand. Dalberg steckte bereits, um einen Ausspruch, den er selbst zu einer andern Zeit[1] von sich brauchte, anzuführen, ‚dem Teufel in den Klauen', aber die Frankfurter Deputirten ahnten davon nichts, besuchten ihn und baten um Rath, wie der Zorn Napoleons zu beschwichtigen sei. Sichtlich verlegen, wußte Dalberg nichts anderes zu erwiedern als: ‚Gebt ihm eine Million.' Doch die Millionen hatte man damals nicht so parat. Auf den kernfesten Böhmer hatte das Weiche und Unfeste in Gang und Stellung des Coadjutors einen übeln Eindruck gemacht, und in Erinnerung an die Zornausbrüche und Drohungen Napoleons schrieb er nach der Schlacht bei Austerlitz: ‚Ich fürchte, die Tage unserer Freiheit sind gezählt und gehen zu Ende.'

Und so geschah es. Frankfurt sollte den Zorn Napoleons in furchtbarer Weise fühlen. Während der Gründer des neuen Cäsarismus nach der Niederwerfung Oesterreichs schon über die Bildung des Rheinbundes verhandelte und die Uebergabe der Reichsstadt an Dalberg beschlossene Sache war, erschien hier, allen Verträgen zuwider, plötzlich am 24. Febr. 1806 an der Spitze von 9000 Mann der französische Marschall Augereau, um die Frankfurter vor ihrer definitiven Einverleibung in einen französischen Vasallenstaat noch ‚auf gut französisch' auszusaugen. In einem kurzen Handbillet, sich lediglich auf den Befehl Napoleons berufend, verlangte und erpreßte er von der Stadt eine Contribution von vier Millionen Franken und dann nahm wenige Monate später der ehemalige Churerzkanzler Fürst Primas Dalberg, als Lohn eines in der Geschichte bis dahin unerhörten Verrathes,[2] Besitz von Stadt und Gebiet. Als ‚geistlicher

---

[1] Vergl. K. C. von Leonhard: Aus meiner Zeit in meinem Leben (Stuttgart 1854) Bd. 1, 242. Eine treffliche Charakteristik Dalbergs, schon aus der Zeit, wo er noch Statthalter in Erfurt war, findet sich in dem Obscurantenalmanach auf 1798 und daraus abgedruckt bei Eilers: Meine Wanderung durch's Leben (Leipzig 1856) Bd. 1, 319—320.

[2] Das Aktenstück darüber dd. Regensburg den 19. April 1806 ist erst durch Thiers, Hist. du Consulat et de l'Empire 6, 368 bekannt geworden, und der Herausgeber nennt es nicht mit Unrecht un curieux document. — In welchem Zusammenhange mag der Raub der vier Millionen in Frankfurt mit den vier Millionen stehen, die der Rheinbündler Max Joseph von Bayern, zur Zeit wo er durch Napoleons Gnade König wurde, nach einem geheimen Vertragsartikel (vergl. Vaulabelle, Hist. des deux restaurations 1, 289) dem Dalberg zahlen mußte? Derselbe Dalberg, den Herzberg im Jahre 1789

Knappe' trug er das Napoleonische Schleppkleid. Sein verbrecherisches Vorgehen drückte das Siegel auf die Sündenmenge des literarischen Zeitalters, ,wo man glaubte mit geistiger Cultur, wissenschaftlicher Bildung und philosophischen Bemühungen auch Kraft, Wahrheit, Rechtschaffenheit und tapferen Sinn zu erlangen. Ueber dem Nachdenken und der Menge Worte verging die Sache.'[1] Jahrzehnte hindurch hatte Dalberg als Repräsentant und Förderer jener kosmopolitischen Buhlerei mit der Literatur, jener Verhätschelung geistiger Bildung und Krämerei mit belletristischem Luxus[2], reich an Geld und humanistischen Phrasen, Geld und Weihrauch ausgestreut und sich selbst beräuchern lassen, und als dann die großen Weltbegebenheiten hereinbrachen, ergab er sich der heillosen Schicksalsidee, die zu jener Zeit auch die dramatische Dichtung beherrschte. Als Deutscher erschien es ihm Lohns genug, wenn unsere Nation unter dem neuen Cäsarismus die schöngeistige Schmarotzerrolle spielen könnte, welche die verkommenen Griechen unter dem altrömischen Kaiserthum gespielt hatten.

Ein solcher Mann wurde Beherrscher von Frankfurt. Nachdem Rath und Bürgerschaft sich vergebens bemüht hatten, durch Verhandlungen und Deputationen die Freiheit der Stadt zu retten, legte ersterer, vier Tage nach der Verzichtleistung des Kaisers Franz auf die deutsche Kaiserkrone, am 19. August 1806 sein Amt ebenso würdig und ehrenvoll nieder, wie er es geführt hatte. Seine an diesem Tage erlassene Proclamation, bei deren Formulirung auch Canzleidirektor Böhmer herbeigezogen wurde, ist ein Denkmal von Bürgermuth und deutscher Nationalgesinnung, die in den monarchisch regierten Staaten längst zu den überwundenen Alterthümlichkeiten gehörte. Unter den Augen der französischen Heeresmacht, welche die Stadt überschwemmt hatte, rühmte der Rath in dieser Proclamation der Bürgerschaft nach, daß sie ,im Jahre 1792 den Schrecken des Krieges nicht minder als den Reizungen der Verführung ehrenvoll widerstanden', mit gleicher Vaterlandsliebe alle späteren Kriegscalamitäten (im Jahre 1796, 1799, 1800 u. s. w.) ertragen und bis zur Erschöpfung der letzten Hülfsquellen die schweren Contributionen geleistet habe. Von

,einen großen Prälaten' nannte, ,der die vornehmste Hoffnung des deutschen Staatskörpers ausmache', und der dem Freiherrn vom Stein seinen Brief an Herzberg schickte, worin er versprochen ,stets die Pflichten eines deutschen Patrioten zu erfüllen', derselbe schrieb an Napoleon, den Zerstörer des Reichs: ,Werden Sie, Sire, der Regenerator der deutschen Verfassung.' Vergl. Briefe an Johannes von Müller (Schaffhausen 1840) Bd. 4, 266 und Eilers 1, 318. Ueber das feige Benehmen des Primas zur Zeit der Achtserklärung Stein's durch Napoleon, vergl. Stein's Leben von Pertz 2, 333 ff.

[1] Worte des patriotischen F. Perthes in: Beiträge zur Geschichte Deutschlands (Schaffhausen 1843) S. 27.

[2] Vergl. F. Perthes Leben (Gotha 1857) Bd. 1, 133.

Seiten der Regierung sei nichts versäumt worden, die Pflichten gegen Kaiser und Reich stets gewissenhaft zu erfüllen und das Ansehen, Vermögen und den Credit der Stadt im In- und Auslande aufrecht zu erhalten. Wenn darum, so schließt das Aktenstück, der Gedanke Vermessenheit sein würde, dem über Frankfurt hereingebrochenen Schicksal widerstreben zu wollen, ‚so darf es sowohl uns selbst, als der unserer Leitung bisher anvertrauten löblichen Bürgerschaft zu nicht geringer Beruhigung gereichen, daß weder Verschuldung oder Vernachlässigung von unserer, noch Mangel an Bürgersinn und Treue von ihrer Seite Ursache dieser Catastrophe gewesen sein könne.‘ [1] Und was war die Folge? Als der zur Uebergabe der Stadt an den Primas beorderte französische Commissar Lambert den Schöffen Metzler auf offener Straße ergrimmt am Rocke faßte und die heftigsten Drohungen wegen des Aktenstückes ausstieß, erwiederte dieser ruhig: ‚Uns kann nichts Schlimmeres begegnen, als den deutschen Kriegern auf den Schlachtfeldern‘; und als der Marschall Augereau die beiden regierenden Bürgermeister zu sich entbieten ließ, die Thüre verriegelte, ‚von mutinerie sprach, und daß er keine baïonnets, sondern fouets gebrauchen wolle‘, und verlangte, daß ihm binnen vierundzwanzig Stunden der Verfasser der Proclamation genannt werde, beschloß der Rath am 28. August in einer besondern Sitzung: der gesammte Rath habe die Proclamation verfaßt und sei bereit sie zu vertreten.

Frankfurts Freiheit war nicht mehr zu retten gewesen. Sie ging zu Grunde, aber sie ging mit Ehren zu Grunde, im Jahre 1806.

Nach einer Aufzeichnung von Johann Friedrich Schlosser konnte selbst Napoleon nicht umhin, dem von dem Rath bewiesenen Bürgermuth seine Achtung zu zollen. Auf dem Congreß zu Erfurt sagte er zu dem Primas gewendet (bei derselben Gelegenheit, wo er ihn so sarkastisch über die goldene Bulle examinirte), von den Frankfurtern: ‚ce sont des vrais républicains.‘ Das Wort war für diesen wie ein Hohn, den er verdiente.

Die reichsbürgerlichen Republikaner hatten in den ersten Monaten nach der Beraubung ihrer Freiheit noch hoffnungsvoll nach Preußen geblickt, welches sich zum Kriege gegen Napoleon rüstete, aber die Schlacht bei Jena vernichtete alle Hoffnungen. Als die Nachricht von der preußischen Niederlage und dem Einzuge Napoleons in Berlin nach Frankfurt kam, sagte der alte Böhmer Mittags bei Tisch: ‚Nun ist Alles verloren, nun sind wir fertig.‘ Der unselige Friede von Tilsit vollendete die deutsche Schmach und Erniedrigung, und die Frankfurter wurden sogar gezwungen, diese Schmach und Erniedrigung zu feiern, denn auf Befehl ihres neuen Fürsten mußten sie den Franzosenkaiser, der nach abgeschlossenem Frieden

[1] Beyerbach, Sammlung der Verordnungen der Reichsstadt Frankfurt 11, 3306—3308.

am 24. Juli 1807 in die Stadt kam, mit großem Gepränge empfangen, ihm Triumphbogen errichten und Tag und Nacht auf den Straßen Spalier bilden. Carl Ritter, der später berühmt gewordene Geograph, der damals im Hollweg'schen Hause in Frankfurt lebte, gibt in einem Briefe vom 8. August 1807 als Augenzeuge eine Schilderung dieser Vorgänge, die den Dalberg und das ganze neue Wesen, welches in der alten, ehrwürdigen Reichsstadt durch ihn eingeführt werden sollte, trefflich charakterisirt. Er schreibt: ‚Es hieß, Napoleon der Kaiser kömmt heute Abend! Sogleich wurde Alles bereitet; ein Triumphbogen gebaut, Illumination angesagt; die ganze Stadt steckte sich in Uniform, die ganze Heerstraße wurde mit Bürgermilitair geschmückt. Der Fürst selbst fuhr bis an die Grenze auf das Zollhaus, um seinen Gebieter zu empfangen, aber siehe da! er kam nicht. Nachts um zwölf Uhr ging der Zug auseinander und ward um fünf Uhr des Morgens wieder bestellt. In größter Herzensangst, als käme ein fürchterlicher Racheengel dahergezogen mit dem feurigen Schwerte, zog ihm der Fürst wieder entgegen und harrete wieder vergeblich von der Frühe bis in die Nacht. Die fürchterlichste Hitze quälte die armen Bürger auf dem heißen Pflaster; überall war Lärm, Müßiggang, Plage, Puppenparade, Angst, Freudenmusik, Mißmuth, vergebliches Hoffen; und selbst der Fürst hatte zitternd vor Angst keine Mittel gefunden, sich bestimmte Nachricht über die Ankunft des Kaisers zu verschaffen. Dieser jammervolle Zustand, in dem ich zum ersten Mal so recht lebendig die Elementarbildungsmittel zu einem verderbten Residenzencharakter erkannte, dauerte volle vier Tage zum Aerger aller Rechtlichgesinnten. Da hörte man plötzlich das Signal der Ankunft u. s. w.' Napoleon stieg im Schloß des Fürsten ab und da gab sich, fährt Ritter fort, ‚jeder Schuft in seiner Hoflivrée ein Air, als möchte er jeden redlichen Kerl wie einen Wurm in den Staub treten; zwar sah man eine Menge hoher Häupter, wie den Großherzog von Hessen, den Kronprinz von Baden, den König von Würtemberg und unzählige Prinzen und Fürsten, ich hatte aber genug und — ging. Der einzige Mensch (denn die andern waren nur Larven, sie repräsentirten nur), der keine Hofphysiognomie hatte, war der Mameluk des Kaisers, der in seinen Blicken wenigstens die orientalische Unbefangenheit und Uncultur, wie es schien, beibehalten hatte' [1].

Dem Zerstörer des deutschen Reichs und Vernichter des deutschen Namens zu Ehren, setzte der Primas auf den 15. August, den Geburtstag Napoleons, einen neuen Feiertag ein, an welchem fünfzig Kanonen

[1] Carl Ritter. Ein Lebensbild von G. Kramer (Halle 1864) Bd. 1, 481—482. Böhmer unterhielt sich mit Ritter, den er 1851 auf einer Reise in der Schweiz traf, über diese Vorgänge, ‚die, wie er sich noch gut erinnerte, seine Familie in Allarm setzten.'

abgefeuert, alle Glocken geläutet wurden, kirchliche Feste und militärische Aufzüge stattfanden und am Abend die Bürgerschaft zur Illumination der ganzen Stadt genöthigt ward. ‚Es schneidet Einem durch's Herz', sagte der ehemalige Reichskammergerichtsprocurator von Hofmann, der im Jahre 1808 zur Zeit dieses Spektakels in der Böhmer'schen Familie auf Besuch war, ‚aber nur Geduld, es wird noch anders werden, denn Gott läßt dem Teufel auf Erden kein zu langes Regiment zu.' Johann Friedrich schrieb sich diese Worte des Großvaters auf und brachte sie ihm später in Erinnerung, nachdem Napoleon bei Leipzig geschlagen war und der Fürst Primas die Flucht ergriffen, ‚und hoffentlich noch Zeit übrig hatte, um Buße zu thun.'

Bei seiner Huldigung hatte Dalberg der Stadt das ausdrückliche Versprechen gegeben, daß sie ihre alte Verfassung im Wesentlichen beibehalten sollte, und er nahm zunächst auch nur in sofern eine Veränderung vor, daß er in den bisher ausschließlich lutherischen Rath auch katholische und reformirte Mitglieder setzte und zu mehrerer Trennung der Justiz von der Verwaltung ein erstinstanzliches Stadtgericht schuf, dessen Präsident der schon mehrmals erwähnte Johann Wilhelm Metzler wurde, einer der trefflichsten und verehrungswürdigsten Männer, welche Frankfurt je besessen hat. Aber sehr bald schritt der Primas, im Widerspruch mit den gemachten Zusicherungen, in seinem nur zufällig zu Einem Staate zusammengeworfenen, zerstückt liegenden und von den Kriegslasten erdrückten Lande zu neuen Organisationen, insbesondere zur Einführung einer ganz französirten Verwaltung, in der ein lahmer und factiöser Geist die Oberhand gewann.

Während der Fürst in seinem persönlichen Auftreten eine prunkende Gutmüthigkeit und Leutseligkeit zur Schau trug [1], wurden Wort und Presse

[1] Dahin gehören die von C. Jügel: ‚Das Puppenhaus. Aus den Erinnerungen und Familien-Papieren eines Siebenzigers' (Frankfurt 1857) S. 69 ff. mitgetheilten Züge. Eine jener Frankfurter Damen, die sich des leichtlebigen, ungenirten Treibens zur Zeit der fürstlichen Hofhaltung mit besonderem Danke erinnern mochte, floß einmal, wie Böhmer erzählte, in Gegenwart des Freiherrn vom Stein in Lobeserhebungen Dalberg's über: ‚Ach, Excellenz, er war so gut, so unendlich . . . ,' worauf Stein, sie unterbrechend, mit einer Derbheit, zu der er ein Recht hatte, sagte: ‚Ja, meine Gnädige, er war so gut, er aß weder Kinder, noch trank er Tinte. Tanzte er auch mit Ihnen? Ein Tanzmeister war er.' — Clemens Brentano schrieb am 12. Mai 1807 an Görres: ‚Frankfurt ist jetzt ein gar lächerlicher Ort durch den Fürsten. Alles lacht über seine läppische Popularität.' — Die Millionen, welche der Primas, wie wir hörten, von Bayern erhielt, erleichterten es ihm sehr, nicht bloß in der Presse Lakaien zu unterhalten, die sein und seines französischen Gebietigers Lob in den überschwenglichsten Ausdrücken verkündeten, sondern auch in Frankfurt ‚in öfteren reprisen Humanität, Philantropie und fürstliches furore zu spielen und Festlichkeiten zum Volksvergnügen zu arrangiren'. Dahin gehörte

schmählichst unterdrückt, die Abgaben stiegen mit jedem Jahre, Contributionen aller Art wurden eingetrieben und allein schon ‚die Einquartirungslasten zehrten den Verdienst auf, der sich durch die Unsicherheit des Kriegszustandes ohnehin sehr geschmälert sah' [1]. Wenn sich auch die Stadt, wie Göthe bewunderte [2], unter so vieler Jahre Kriegsdruck und Dulden auf das prächtigste hervorbaute, ‚so war doch in der Bürgerschaft keine rechte Lebensfreude mehr zu finden' [3], und wie überall, so blickte man auch im Böhmer'schen Hause mit Angst und Sorge in die Zukunft. ‚Schmerzlich berührt es mich heute noch', heißt es in einem Briefe Böhmers aus dem Jahre 1833 an einen jüngern Freund [4], ‚wenn ich darauf zurückblicke, wie während meiner Gymnasialstudien mein Vater sich und mich um mein Fortkommen ängstigte, so daß ich im Stillen oft bei meinen Büchern weinte. Nur in der Erfüllung des Wortes: Arbeite, arbeite, welches der Vater mir unablässig einprägte, fand ich Trost.' Und ein andermal, kurz vor seinem Tode, schrieb er einer Freundin: ‚Die Erinnerung der Sorgen, welche meinen Eltern ihre Kinder, deren doch nur drei waren, machten, hat einen schweren Druck auf mein ganzes Leben ausgeübt.' [5]

Tief betrübt ‚über die Zertretung deutscher Ehre und alten Rechtes,

z. B. ein ‚zur Erweckung des Patriotismus' veranstaltetes Scheibenschießen. Carl Ritter erzählt: ‚Der Fürst hatte zur Ausschmückung des Festes selbst seine Chatouille geöffnet und 3000 Gulden zur Verherrlichung der Bürgerfreuden gegeben. Er selbst ließ sich herab mit seinen Ministern die ersten Schüsse nach der Scheibe zu thun. Unglücklicherweise ging aber die Büchse zu früh los und schoß durch das Dach des Schießhauses, als auf einmal der Hanswurst hinter der Scheibe hervorsprang und die Nachricht erschallte, der Fürst habe das Centrum getroffen — nach der bekannten Maxime, daß sie alle schön gütig sind, alle immer das Schwarze treffen.' Carl Ritter 160.

[1] Vergl. Jügel 132—133. Sehr charakteristisch für den ‚gutmüthigen Fürsten' war die Art, wie er das Steuerwesen in der Zeit betrieb, als er sein eigener Finanzminister war. ‚Im Vertrauen rathe ich Ihnen wohlmeinend — schrieb er dem Generalcassirer Steitz am 4. Februar 1812 — aus dem Monatsstatus nachzusehen, wie viel Honig in den drei Bienenkörben Aschaffenburg, Hanau und Fuld entbehrlich ist, und die Bienen sodann fleißig zu schneiden'; und am 17. Juli 1812 fügte er hinzu: ‚Ohne wirkliche Execution wird schwerlich der Zweck erreicht werden. Die Leute haben viele gute Eigenschaften, unterdessen ergibt sich aus Allem, daß es durum hominum genus ist und hartes Holz kann wohl nicht anders, als mit scharfen Beilen bearbeitet werden.' Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt am Main (Frankfurt 1862) S. 503—504.

[2] Göthe's Werke, Ausgabe in 30 Bänden, Bd. 20, 394. Vergl. was Seume über Frankfurt sagt in seinem Spaziergang nach Syrakus 1, 401.

[3] Cl. Brentano an Fouqué am 11. Febr. 1811. Er fügt aber hinzu: ‚Was auch geschehen möge, ruiniren läßt sich Frankfurt nie, dafür sind die Frankfurter zu gute Kaufleute.'

[4] An J. von Humbracht vom 9. November 1833. Bruchstück.

[5] An Frau Pfarrer Schulz am 28. April 1863. Bd. 3, 412.

hatte der Canzleidirektor Böhmer, der unter dem neuen Regiment die Stelle eines Präfecturrathes bekleidete, auch in seinen amtlichen Verhältnissen kummervolle Jahre, und in dieser Zeit der Noth, in der sich zwischen Mitkämpfern für dieselbe gute Sache ein persönliches Band leichter festwebt, schloß er treue Freundschaft mit dem ehrwürdigen Metzler, der dann regelmäßig das Böhmer'sche Haus besuchte und an der Wißbegier, der lebhaften und klaren Auffassung des jungen Johann Friedrich Gefallen fand. Oftmals war dieser zugegen bei den Gesprächen des Vaters mit Metzler ‚über Alt-Frankfurt, und wie sich der Geist eines Theiles der Bürgerschaft allmählich am Hofe des Fürsten verschlechtere, wie die französischen Creaturen am Hofe auf die Sittlichkeit verderblich wirkten', ‚und so gewann ich', sagte Böhmer einmal zu einem Freunde aus der Schweiz (dem er über seine Jugendzeit Mittheilungen machte und aus dessen Tagebuch wir diese Stellen entnehmen), ‚schon als Gymnasiast eine besondere Vorliebe für das alte Frankfurt und seine Verfassung, und Lersner's Chronik der Stadt und die topographische und politische Beschreibung Frankfurts von Faber und andere Bücher dieser Art gehörten zu meiner Lieblingslectüre. Alt-Frankfurt war gleichsam meine erste Liebe, und so blieb ich Reichsbürger mein Leben lang. So oft ich durfte, streifte ich in der Stadt umher, die schon während meiner Gymnasialzeit allmählich eine andere Gestalt annahm, und betrachtete mir die alten Bauten u. s. w. Meiner Liebe zu allem Alten und Ehrwürdigen entsprach der Haß gegen alles Neue; in Napoleon und seinem Anhang erblickte ich ein verkörpertes Dämonenthum, wie mein Großvater Hofmann es einmal bezeichnete.' Und dabei gedachte Böhmer besonders einer furchtbaren Scene aus dem November des Jahres 1810, deren Augenzeuge er gewesen war, jener Scene nämlich, wo auf Befehl Napoleons, der unbekümmert um den Primas und seine Regierung die arglose Stadt durch französische Truppen hatte überfallen lassen, 78 große Kisten voll kostbarer englischer Waaren unter dem Abspielen einer lustigen Melodie auf dem Fischerfelde öffentlich verbrannt wurden! Der Werth dieser Waaren, die man den Frankfurter Kaufleuten gewaltsam weggenommen, wurde auf $1\frac{1}{2}$ Million Franken geschätzt.

Auf dem Gymnasium, welches Böhmer, wie wir oben angegeben, seit dem Herbste 1809 besuchte, blieb er bis zum Herbste 1812, wo er sich nach der Abstimmung der Lehrer und Schüler den ersten Preis in der obersten Classe erwarb. Director Mathiä, so erzählte Böhmer gern, kam damals am Schlusse des Schuljahres mit allen Lehrern in die oberste Classe und erklärte, daß die Lehrer, mit allen Schülern zufrieden, unschlüssig seien, wem der erste Preis zu ertheilen. Die Schüler selbst sollten wählen, und diese erkannten nun einstimmig Böhmer als den wür-

digsten. Wohlthuend blieb ihm bis in's späte Alter dieses Urtheil seiner Mitschüler.

Nach dem Abgang vom Gymnasium ‚verlor er[1] ein Jahr auf dem vom Großherzog errichteten, aber ganz unverständig angelegten Lyceum[2]. Unter den Lehrern seiner Jünglingsjahre ist er besonders den Gymnasialprofessoren Grotefend (bei dem er auch Privatunterricht genoß), Roth und Mathiä zu Dank verpflichtet. Auch bei Schlosser[3] hatte er damals Unterricht und achtete seinen Eifer und seinen Ernst, ohne bei ihm etwas zu lernen, es wäre denn in der deutschen Literatur und dem lateinischen Exercitium gewesen‘. Mit ganz vorzüglicher Achtung sprach Böhmer stets von dem genannten Philologen Georg Friedrich Grotefend, der ihm besonders in den Privatstunden Freude an der classischen Literatur beigebracht und vor allem den Thucydides und Demosthenes sowohl in sprachlicher als sachlicher Beziehung trefflich erklärt habe. ‚In diesen Stunden war Geist und Leben.‘ Grotefend ließ ihn ganze Bücher der Oden des Horaz auswendig lernen, und noch im Alter wußte Böhmer daraus lange Stellen zu citiren.

So war denn die Vorbereitung für die Universität vollendet. ‚Fritz kann nun‘, schrieb der alte Böhmer im Juli 1813 an den Schwiegervater, ‚im Herbste die Universität beziehen und er hat sich für die Jurisprudenz entschlossen, aber, wie ich merke, nicht aus Liebe, sondern aus bloßem Mangel eines Besseren, doch hoffe ich, die Liebe wird aus der Beschäftigung mit dem Recht schon erfolgen. Er liest jetzt viele Religionsbücher und überhaupt solche frommen Inhalts, da er doch früher nur mit Widerwillen in den Confirmationsunterricht ging. Seine arbeitsame und verständige Natur wird ihn aber gewiß vor gefährlicher Schwärmerei bewahren und ich werde ihn geruhig nach Heidelberg ziehen lassen.‘

Diese Worte des Vaters über Johann Friedrichs frühern Widerwillen gegen den Confirmationsunterricht und die ihm später liebgewordene Beschäftigung mit religiösen Büchern bieten uns eine passende Gelegenheit, seinem Jugendunterricht in der Religion und seiner religiösen Entwicklung bis zur Zeit seines Abgangs auf die Universität hier an dieser Stelle unsere Aufmerksamkeit zu widmen, und wir können dabei ihn selbst reden hören, da er sich in vorliegenden Selbstbekenntnissen aus dem Jahre 1820 ausführlicher darüber ausspricht. Was die Aufgabe des religiösen Unter-

[1] So schreibt Böhmer in dritter Person von sich sprechend in seiner Lebensskizze für die Wiener Academie. Bruchstück des Concepts.

[2] Dalberg hatte nämlich eine Universität gegründet, deren Facultäten in vier Städten des Ländchens (darunter Frankfurt) ihren Sitz haben sollten!

[3] Dem bekannten Historiker.

richts sein soll, nämlich das religiöse Bedürfniß des Menschen gleichzeitig zu wecken und zu befriedigen, und nicht bloß die positiven Wahrheiten des Christenthums dem Gedächtnisse einzuprägen, sondern das Christenthum, wie die Liebe und den Gehorsam gegen die Eltern und die Obrigkeit, als etwas sich von selbst Verstehendes dem Gemüth und sittlichen Gefühl einzuverleiben [1], wurde durch den seinigen keineswegs erreicht, und er erhielt nicht einmal feste positive Normen.

‚Die christliche Religion‘, sagt er, ‚wurde mir als etwas Aeußerliches gelehrt und es entsprach der Unterricht keinem besondern innern Bedürfniß. Ich wurde dazu genöthigt, also hatte ich denn auch keine besondere Freude daran. Den tiefen innern Sinn der göttlichen Geschichten des neuen Testamentes verstand ich wohl eben so wenig, als mein Lehrer etwas davon wußte. Die Geschichten waren zum Theil langweilig, die angehängte Seilerische Moral war es immer. Dabei betrachteten meine Eltern diese Angelegenheit mit einer Art von finsterem Ernste, der mir höchst fürchterlich war, da ich im Innern wohl fühlte, daß ich zu dem Unternehmen gar keine Lust hatte und daß also die Vernachlässigung der angeblichen Pflicht Strafe verdiene. Zu dem Schrecklichsten gehörten die Nutzanwendungen auf das Kindesleben: die Häuser, welche des Vaters Segen baue und der Mutter Fluch niederreiße. Der junge Nordländer fand hier um so mehr Schwierigkeiten, da seine kältere Phantasie das südliche Bild nicht verstand, sondern es hier und in unzähligen andern Fällen, mochte der Lehrer auch ein Anderes erklären, wörtlich nahm. Dazu kam noch ein lästiges Auswendiglernen von Sprüchen, welche zum Theil für das Kind durchaus sinnlos waren. Sollte manchmal Abends aus der Bibel vorgelesen werden, so waren das höchst schreckliche Stunden, dergleichen auch die, in welchen etwas aus Tiedge's Abend- oder Morgenandachten gelesen wurde. Die Langeweile und der Verdruß dabei war grenzenlos. Wenn ich mich nicht selbst über jene dunkele Zeit täusche, so war auch wol einmal eine Zeit, wo, nachdem ich einiges aus der christlichen Lehre aufgefaßt hatte, mir es auffiel, wie so ganz und gar das Thun und Treiben der Menschen von dieser Lehre entfernt war, ohne daß sie darüber beunruhigt, oder von denen, welche mir diese Lehren einprägten, getadelt zu seyn schienen. Diese Betrachtung wurde aber bald verdrängt, indem bei etwas mehrerem Heranwachsen der Samen des Unglaubens und der Aufklärung in mein Herz gelegt wurde.‘

[1] Vergl. F. Walter: Aus meinem Leben (Bonn 1865) S. 119—121, wo sich über diesen Gegenstand treffliche Bemerkungen finden. Auch Walter empfing einen religiösen Unterricht, der sich lediglich in dem gewöhnlichen Geleise bewegte, die christlichen Lehren in didaktischer Form im Gedächtniß zu befestigen.

‚Die Ursachen des Unglaubens müssen hauptsächlich in den verschiedenen Lehrern gesucht werden, welche ich hatte, die in ihren Ansichten unter einander abwichen und mir Gelegenheit gaben zu glauben, daß ich von dem Standpunkt des Einen den Andern übersehen könne. Ich führe diesen Umstand hier nicht blos tadelnd an, sondern weiß auch recht gut, was ich ihm verdanke. Es war es, was mich rettete, die Ansichten eines einzelnen dieser Lehrer anzunehmen und so mein eigenes Urtheil aufzugeben. Je mehr mir aber damals die Sache zuwider wurde, je unangenehmer wirkte auf mich die Verordnung meines Vaters, die Kirchen zu besuchen. Ich konnte nicht anders und mußte wenigstens alle 14 Tage in die Kirchen gehen. Dieses Kirchengehen und die Tanzstunden waren mir damals gleich verhaßt. Ich hatte zwar immer eine rechte Freude, wenn das letzte Orgelspiel mit musikalischer Kraft in meine Seele drang und ich dann aus der kalten oder doch kühligen Kirche auf die sonnige Straße trat, aber das ist auch das einzige, was ich von meinem Kirchengehen gehabt habe. Auf die Predigt gab ich entweder nicht Achtung, oder, was wohl noch öfter der Fall war, sie war so unpraktisch und unverständlich, daß sie weder gefaßt werden konnte, noch heilsam zu wirken vermochte. Diese Nöthigung zum Kirchenbesuch hat hernach die Folge gehabt, daß ich, als ich meiner selbst Herr war, mir vornahm, sobald nicht wieder in eine Kirche zu gehen, und das habe ich auch viele Jahre lang als Gesetz und dann aus Gewohnheit, endlich aus dunklem Gefühl triftiger Gründe seitdem gehalten.‘

‚So war die Zeit der Confirmation herangekommen. Ich hatte vielfachen Unterricht damals, denn mein Vater gedachte es damit zu zwingen, ohne zu bedenken, daß er gerade das Gegentheil damit bewirkte. Ich verbarg mir nicht, daß ich eine Unwahrheit beginge, indem ich diese Ceremonie mit mir vornehmen ließe, doch glaubte ich das, um kein Aergerniß zu geben, schon thun zu dürfen, und weniger beunruhigt war ich darüber, als über das Knieen vor dem Pfarrer, indem er den Segen gab. Sehr ungern bequemte ich mich dazu, nachdem ich vergeblich lange nachgedacht, wie ich es vermeiden wollte. Man hat mir hernach vorgeworfen, ich habe bei der Ceremonie gelacht. Ich weiß selbst nicht recht, doch war es auf keinen Fall ein freches Lachen, sondern eher wohl ein Nothbehelf gegen die auch mich ergreifende ziemlich allgemeine Rührung und die Thränen der beiwohnenden Frau-Baasen.‘

So oft er später über seinen ‚elenden‘ Religionsunterricht sprach, betonte er immer, daß er in seiner Jugend von den positiv-christlichen Lehren so gut wie gar nichts erfahren, und das apostolische Glaubensbekenntniß als ein Ganzes erst auf der Universität kennen gelernt habe. ‚Was mir‘, klagte er, ‚im Unterricht als Christenthum geboten wurde, war reinster Eudaimonismus‘; die erste Frage des Katechismus lautete: ‚Was ist

der Zweck des Menschen?' und die Antwort war: ,die Glückseligkeit.' Auf dem Gymnasium bestand sein Unterricht meist in allgemeiner Religionsgeschichte und allgemeiner Sittenlehre [1], die er bei Professor Herling hörte. Herlings Vorträge fesselten ihn um so mehr, als der durchaus ehrenhafte Wandel des Lehrers den Grundsätzen entsprach, die er vortrug, aber ,seine Moral', schrieb Böhmer am 21. Juli 1823, ,war eigentlich ohne christliche Grundlage, die ebenso ein frommer Jude oder Heide hätte vortragen können und die mich besonders auch durch ihre gelegentlichen Ausfälle auf christliche Dogmen in meinem Unglauben nur bestärken konnte.'

,Gleichwie aber', fährt er in seinen Selbstbekenntnissen fort, ,mein ganzer Sinn weit mehr mild als rauh war, so mäßigte ich mich doch so weit in meiner Heterodoxie, daß ich einst eine Gesundheit auf die freien Geister trank und nicht, wie ein sehr Geistvoller der Gesellschaft es wollte, auf die der Freigeister anklingte. Damals nahm mein Unglaube sogar eine patriotische Wendung. Ich bedachte, wie Carl der Große mit Feuer und Schwerdt die Sachsen zu Christen bekehrt habe, und unaussprechlich empörend schien mir dieser Mord der Individualität, unaussprechlich schmerzlich aber, daß nun die deutsche nationale Religionsbildung nicht zur Entfaltung gekommen. Unterdessen nahmen andere Sorgen meine Kraft und mein Wollen in Anspruch und waren der Punkt, um welchen sich meine ganze Sehnsucht anschloß. Es kamen hierauf Zeiten, wo ich mich allein und unglücklich fühlte, aber meine religiösen Ansichten gingen nicht vor und nicht hinter sich. Da geschah es, daß mir selbst in meinem Leben einige auffallende und wunderbare Dinge widerfuhren, die mich wieder an das Reich erinnerten, welches nicht von dieser Welt ist. Ich fühlte mich damals recht häufig von innerer Erhebung und himmlischen Geistesschauern durchdrungen, aber alles das ging in einer höhern Region in mir vor, als mein irdisches Bewußtsein war. Daß aber nur eine fromme Weisheit uns beseligen könnte, das fühlte ich damals recht deutlich.'

So dachte und fühlte er in seinem neunzehnten Jahr kurz vor seinem Abgang auf die Universität, und er war vor allem durch die Lectüre des frommen Claudius in ,diese sanfte christliche Strömung gekommen'. Sich

---

[1] Durch Verfügung des Fürsten Primas vom 1. Februar 1812 fiel der Religionsunterricht als solcher aus den Lehrgegenständen des Gymnasiums fort und wurde den Geistlichen der verschiedenen Confessionen überlassen. ,Der Hauptzweck bei den Gymnasien', heißt es in dieser Verfügung, ,muß eine erhöhete, sittliche, ästhetische und intellectuelle Bildung seyn, welche durch das Studium der alten und neuen classischen Sprachen, der Produkte ihrer schönen Literatur und der dazu gehörigen Hülfsmittel am sichersten erreicht wird.' ,Die Lehrgegenstände, wodurch der vorgesteckte Zweck der Gymnasialbildung erreicht werden soll, sind: a. Sittenlehre. b. Deutsche Sprache u. s. w.' Vergl. das Frankfurter Gymnasialprogramm von 1812—1813, S. 1—2.

an diese Zeit und seine damaligen innern Stimmungen zurückerinnernd, schrieb er später an Dr. V. Müller in Wien: ‚Ich fühlte kurz vor dem Beginn meiner Universitätsstudien sehr deutlich, daß alles, was uns wahrhaft befriedigen soll, von Oben kommen müsse. Aber mein mich oft durchschauerndes frommes Gefühl konnte keinen sichern Boden finden, aus dem es Consistenz gewinnen sollte. Ich war gläubig und ungläubig zugleich, aber daß ich am liebsten immer gläubig gewesen sein möchte, empfand ich am deutlichsten, als ich einmal am Rand des Waldes stand und die Abendglocken zu mir herübertönten, wie mit Klängen aus einer andern Welt. Eine für mich unvergeßliche Stunde. Beim Nachtessen sagte der Vater zufällig: wer nur immer recht glauben und beten könne, sei schon auf Erden selig — ja, dachte ich, wer es nur könnte!‘

Der Vater war nämlich ein bibelgläubiger, durchaus gottesfürchtiger Mann, der jeden Morgen und Abend regelmäßig betete und seine Kinder aufforderte sich ‚durch Beten zu adeln‘, der aber, so weit sich Böhmer erinnerte, niemals über den Inhalt des Glaubens, über Christenthum und Kirche sprach. Als die Mutter einmal den Vater an einem Festtage zum Besuche einer Kirche aufforderte, hörte Böhmer, daß dieser zur Antwort gab: ‚Ich würde Kirchen besuchen, wenn wir eine Kirche hätten‘ — ein merkwürdiges Wort, dessen Sinn Böhmer während seiner ganzen Universitätszeit nicht erfuhr. Wie oft hat er einzelnen Freunden mitgetheilt, daß er, schon Doctor beider Rechte, nicht gewußt habe, was Kirche sei, daß er dabei an irgend ein Gotteshaus, etwa an eine Katharinen- oder Nicolaikirche in Frankfurt gedacht, daß ihm erst in Rom von deutschen Künstlern der Begriff der Kirche definirt worden sei.

Was aber, wie wir noch sehen werden, auf Böhmers ‚Stellung zur Religion und zum Christenthum‘ und auf seine Charakterbildung entscheidenden Einfluß ausübte, waren die Grundsätze des Vaters, daß der Staat in Sachen des Gewissens nichts zu gebieten habe, und daß in allen Fragen des Rechts kein Unterschied der Confessionen vorhanden sei. ‚Der rechtliche Mann — so predigte der Vater unablässig seinen Kindern — müsse stets die Sache des rechtlos Geschmälerten vertreten, gleichviel ob dieser Christ oder Jude, Katholik oder Protestant sei.‘ Darum äußerte er, nach der Erzählung des Sohnes, sich öfters mit Entrüstung über die Art, wie in der französischen Revolutionszeit und bei den Säcularisationen in Deutschland die Rechte der katholischen Kirche unterdrückt worden, und hatte als Vertreter Frankfurts beim Reichsdeputationshauptschluß aus allen Kräften, freilich erfolglos, dahin gearbeitet, daß den Katholiken der Stadt wenigstens Ein Kloster verbleiben möchte.

Diesen Rechtsgrundsätzen des Vaters ist der Sohn in Leben und Wissenschaft treu geblieben. Ueberhaupt war ihm jede Erinnerung an den

Vater ehrwürdig. und was dieser ihm sagte und rieth, wurde ihm ‚Richtschnur des Handelns‘, und darum müssen wir in dem folgenden Abschnitte über seine Universitätsstudien die Briefe des Vaters besonders berücksichtigen.

II.

Universitätsstudien zu Heidelberg und Göttingen. Tod des Vaters. Aufenthalt in Frankfurt.

1813–1818.

‚In jener freudig bewegten Zeit, wo nach der Besiegung Napoleons bei Leipzig alle Herzen in Deutschland höher schlugen, zog ich, heißt es in den Aufzeichnungen Böhmers, Ende Oktober 1813 nach Heidelberg auf die Universität und verlebte dort ein hochpoetisch glückliches Jahr unter eifrigem Studium der alten und neuen Literatur, unter lieben Freunden und im Genusse der Natur, die mir dort zuerst ihre vollen Reize erschloß. Es war wohl das glücklichste Jahr meines Lebens, weil darin Alles so unbefangen und kindlich war.‘ [1]

Die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig war in Frankfurt an demselben Tage eingetroffen, an welchem Böhmer sich zur Abreise nach der Musenstadt am Neckar rüstete, und der Vater war ‚freudestrahlend, wie man ihn nie gesehen,‘ mit den Worten in's Zimmer getreten: ‚Freuen wir uns, Napoleon ist geschlagen und wir haben Hoffnung auf bessere Zeiten.‘ Am Morgen seiner Abfahrt kam ein Brief des Großvaters Hofmann aus Wetzlar an, den der junge Student wie ein Vermächtniß für seine Zukunft betrachtete. ‚Möge der liebe Fritz, der jetzt selbstständig in's Leben tritt, — so lauteten die Worte des ehrwürdigen Greises — wohl bedenken, daß es noch nicht damit geschehen ist, wenn die Feinde alle vom Boden des Vaterlandes vertrieben werden, denn es handelt sich sodann um eine neue Gestaltgebung des Vaterlandes, wobei Jedermann auf seinem Posten seyn muß. Auch er muß ein brauchbarer und gemeinnütziger Freund des Vaterlandes werden. Er soll den Spruch zu Herzen nehmen: nulla dies, nulla hora sine linea und jeden Tag für verlohren halten, wenn er sich Abends nicht sagen kann: ich bin weiter gekommen. Die Tage aber, die man einmal verlohren hat, sind für immer verlohren.‘

Hatte Böhmer sich zum Studium der Jurisprudenz ohne alle innere Neigung, nur ‚aus Mangel eines Besseren‘ entschlossen, so war sein erster

---

[1] ‚Disjecta membra aus meinem Leben.‘ Fünf Blätter vereinzelter Notizen, welche Böhmer im Jahre 1825 seinem Freunde Clemens Brentano schenkte. Sie sind im Folgenden sehr oft benutzt.

Lehrer in Heidelberg, Professor Walch, der noch ganz der alten pedantischen Juristenschule angehörte, am wenigsten geeignet, ihm diese Neigung beizubringen. Aber dennoch hörte er, ‚wie aus Pflichtgefühl dessen Colleg über die Institutionen mit pünktlichstem Fleiß und Gewissenhaftigkeit‘, und ebenso im Sommer 1814 die römische Rechtsgeschichte bei Thibaut ‚ohne je eine Vorlesung zu versäumen‘, obgleich auch dieser ihn als Lehrer wenig befriedigte. ‚Thibaut‘, schreibt er [1], ‚den ich wegen humanster Gesinnung hochachten lernte, setzte bei den Anfängern in der Jurisprudenz zu viele Kenntnisse voraus und wurde dadurch für diese ganz unklar. Trotz seiner geistreichen Erörterungen, die vor Walch's geistloser Dürre vortheilhaft sich auszeichneten, fühlte ich mich doch bei ihm unbehaglich, weil er oft in ein solches Hin- und Herreden verfiel, daß man am Ende der Vorlesung vor Bäumen den Wald nicht mehr sah.‘ Dagegen rühmt er in mehreren Briefen das Pandektencollegium bei Professor Erb, mit dem er auch persönlich in freundliche Berührung trat. ‚Die Jurisprudenz ist mir‘, meldete er dem Vater, ‚seitdem ich ihn gehört, wirklich lieb geworden. Er ist ganz das Gegentheil von Walch, dessen Collegien einem Anfänger Ekel gegen die Wissenschaft beibringen.‘

Sorgfältig schrieb er seine Collegien nach und repetirte die Hefte, aber viel eifriger als seine Jurisprudenz betrieb er unter Creuzers Leitung philologische Studien und gewann an den alten Sprachen so viele Freude, daß sein Vater, fürchtend, er würde seine juristischen Studien gänzlich aufgeben, ihn mit folgenden Gründen dringend zum Ausharren ermahnte: ‚Verderben ist in das juridische Leben vorzüglich eingedrungen. Die ehrenvollsten Kenntnisse werden durch schlechte Streiche von so vielen schändlich herabgewürdigt, um dem Stolz, der Herrschsucht, niedrigem Gewinn zu fröhnen. Diesen Gesinnungen wird häufig das Wohl der Wittwen und Waysen, das wenige Glück der Armen geopfert. Wie edel, wie erhaben ist es, sich selbsten sagen zu können, ich machte unter den Verdorbenen eine Ausnahme; ich habe dem Unterdrückten geholffen, unglückliche errettet. Ist dieser hohe Zweck nicht selbst alsdann einer Anstrengung werth, wenn man zu ermüden glaubet, und ist es Recht, wenn irgend jemand, der sich solchem einmahl gewidmet hat, auf halbem Wege stehen bleibt? sich durch eine andere Liebhaberey irre oder gar abwendig machen läßt? Du scheinst jene der Sprachkunde zu haben, ich lobe diese ausnehmend, billige sehr Deine Bemühungen, sie machen mir Freude. Allein Sprachkunde ist nur Mittel. Dein Zweck sollte sie nicht seyn, Du solltest einen höheren, mehrers Verdienst des Wirkens in bleibendem Gute haben. Menschenglück in dem Leben zu befördern, ist hoher Beruf, der alles Speculative weit hinter sich läßt. Diesen verfolge mit redlicher Anstrengung ohne

[1] An L. Rüppel am 17. April 1817.

zu ermüden, wenn Dir etwas, so Dir nicht gefällt, begegnet. Du betrittst dadurch den Weg zu Deinem bleibenden Glück. Dieses wünsche ich aus Liebe zu Dir, aus Anhänglichkeit an das Gute; ich erwarte darüber Deine Antwort.'

Die Antwort Johann Friedrichs lautete, daß ihm allerdings die Jurisprudenz an und für sich nicht behage, daß er aber in Vergleich mit andern Wissenschaften die getroffene Wahl für die beste und schicklichste halte. ,Ich glaube auch schon', schreibt er, ,durch die Erlernung des Lateinischen einen Beweis gegeben zu haben, daß da, wo mich meine Vernunft zu einer Unternehmung leitet, mein Gefallen an einer Sache und meine Anstrengungen für dieselben auf einander keine Wirkung haben' . . . ,Sprachkunde, lieber Vater, ist mir', sagt er ein andermal, ,keine bloße Liebhaberei; ich betreibe sie ernst und das Lateinische hat mir von Anfang an Mühe genug gemacht. Sie soll mir nur Mittel seyn für meine andern Studien, aber ich betrachte sie für ein sehr nothwendiges Mittel.' Creuzer belobte ihn öffentlich als einen seiner besten Schüler und Böhmer behielt diesen Lehrer stets in dankbarer Erinnerung, nur bedauerte er, daß ihm Creuzer, dem er für das Sommersemester 1814 die Auswahl seiner Collegien überlassen, nicht auch Wilken empfohlen habe, dessen Geschichte der Kreuzzüge er damals nicht einmal dem Namen nach kannte. ,Als ich später in Göttingen', schreibt er, ,einige Bände des Werkes las, war es mir immer leid, diesem Manne nicht näher getreten zu sein.' Professor Schlosser in Frankfurt hatte ihm den Besuch der Vorlesungen des Theologen Daub angerathen, aber diesen konnte er ,weder Frucht noch Geschmack abgewinnen.' ,Mehrere meiner Studiengenossen', sagt er, ,waren davon ganz begeistert, aber mich verstimmten sie förmlich. Entweder müsse man, meinte ich, die Lehren des Christenthums alle als göttlich geoffenbarte annehmen, oder alle verwerfen, aber ich konnte mir nicht einreden, daß man sie durch philosophische Speculationen verflüchtigen und einige davon wie zum Hausgebrauche zustutzen dürfe. Daub's Schlagworte von dem neuen Licht und der alten Finsterniß verfehlten vollends bei mir alle Wirkung, und ich sagte einmal meinen Freunden Schulz und Lichtenberger: es ist doch Schade, daß Christus nicht erst jetzt auf die Welt gekommen, denn von diesem Professor könnte er so Vieles lernen!'

Mit den beiden genannten Freunden Schulz und Lichtenberger, welche protestantische Theologie studirten, und mit Pfeiffer, der sich philosophischen Studien widmete, stand Böhmer während seines Aufenthaltes in Heidelberg in täglichem vertrauten Verkehr und sah sie als seine ,leitenden Schutzgeister' an [1]. Auch mit Heinrich Hübsch, dem später berühmt gewordenen

[1] Vergl. den Brief vom 31. Mai 1818, wo überhaupt Näheres über seine Heidelberger Zeit, Bd. 2, 24—27.

Architekten, schloß er damals ‚eine Freundschaft, die wie jene mit Schulz für das ganze Leben dauerte.‘ Als er im reifen Mannesalter an Schulz einmal die Frage stellte, ‚womit verdiente ich denn die Treue meiner Freunde?‘ erhielt er zur Antwort: ‚Warum fragst Du nach dem Grund unserer Liebe zu Dir? Wer hält denn tiefere und treuere Freundschaft, wie Du, mein guter Böhmer? Wer hätte sich nicht jeder Zeit Deines reinen Herzens, Deines edlen Strebens erfreut und wer Dir je etwas übel deuten können, es sei denn Deine übertriebene Abneigung gegen das Rauchen gewesen.‘

Dem Rauchen nämlich hatte Böhmer, was wir als eine Eigenthümlichkeit gleich erwähnen wollen, schon damals abgesagte Feindschaft geschworen. Er hielt es mit Tieck für die ‚unkünstlerischste aller Beschäftigungen‘, und es gefiel ihm, daß in Mecklenburg-Strelitz, wie ihn Schuderoff's Neues Journal belehrte, jede Gemeinde jährlich zweimal von der Kanzel über das ‚leichtfertige Tabakrauchen‘ vermahnt werden sollte. Er las den Freunden ‚mit männlichem Ernst‘, wie diese spotteten, aus Schlözers Selbstbiographie die Stelle vor: ‚Ich höre in unsern Tagen warme Menschenfreunde: ‚Pockennoth‘ wie ‚Feuer‘ rufen, nicht einen aber: ‚Tabaksnoth‘, und wer berechnen und beweisen wollte, daß wir eine bessere europäische Welt haben würden, wenn wir sie von Rauchern erlösten, würde sich Spöttereien aussetzen.‘ Böhmer scheint die Absicht gehabt zu haben, einen solchen Beweis zu führen, wenigstens schrieb er seinem Freunde Guido von Meyer: ‚Schiebe das Rauchen auf. Ich bin zwar kein Mediziner, aber Dir zu lieb will ich in den Ferien einen schauderhaften Aufsatz dagegen schreiben.‘ Ob er diesen Aufsatz geschrieben, wissen wir nicht, aber allen seinen späteren ‚an Tabaksnoth‘ leidenden Freunden hat er oft genug die ‚schauderhaften‘ Folgen des Rauchens vorgehalten, denn seine Feindschaft dagegen blieb zäh und unüberwindlich.

An zwei Abenden der Woche hielten die Freunde ein ‚literarisches Kränzchen‘ zur Lectüre alter oder neuerer Classiker. Jean Paul war der Lieblingsdichter und Böhmer legte sich viele Excerpte aus dessen Werken an, wie er denn überhaupt viel excerpirte nach dem Grundsatze, den er auch später stets beibehielt, daß man mit der Feder in der Hand lesen müsse, um mit Nutzen zu lesen. Auch begann er eine Sammlung von deutschen, englischen und spanischen Volksliedern, und übte sich in schriftlichen Uebersetzungen aus dem Englischen (insbesondere aus Shakspeare und Hume's Geschichte Englands), die er den Freunden zur Beurtheilung vorlegte. Auf den häufigen Spaziergängen mit diesen ‚waren immer deutsche Dichter zur Hand, und die poetische Stimmung‘, schreibt Böhmer, ‚worin wir uns versetzt fanden und die durch die herrliche Umgebung Heidelbergs erhöht wurde, machte uns selbst zu Poeten. Wie wirkte die Natur so mächtig auf meine Seele ein!‘

Herausgetreten aus dem stillen, abgeschlossenen Familienleben in Frankfurt, athmete Böhmer in Heidelberg ‚auf den kühnen Bergen, am Abhang der malerischen Felsen, auf den Trümmern des alten Schlosses freier auf und schwelgte gleichsam im Genusse der Natur‘ in einer Gegend, wo, nach den Worten Eichendorff's, der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen umschlingt und Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit erzählen, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt. ‚Wie habe ich mich‘, schrieb Böhmer später einmal aus Rom an Schulz [1], ‚in den letzten Tagen auf meinen Streifereien durch's Lateinergebirge so oft im Geiste nach Heidelberg versetzt, wo wir beide im Genusse der Natur so reine Freuden gefunden, wo in der reinen Bergluft die edlen Dichtungen Jean Pauls so wundersam an unsere Seelen schlugen. Es war eine schöne Zeit. Mancher Traum von damals ist Schaum geworden, aber unser Vorsatz, nach bester Kraft zu arbeiten zum Besten des Vaterlandes, soll zur That werden.‘ Einem jüngern Freunde, mit dem er im Jahre 1857 einen Ausflug nach Heidelberg machte, zeigte er in der Umgegend alle die Stellen, woran sich seine süßesten Erinnerungen aus der Universitätszeit knüpften: wo in der Nähe des Wolfsbrunnens an einem Sonntag ein förmlicher poetischer Commers mit den Freunden stattgefunden, wo sie Shakspeare gelesen, wo Schulz seine patriotischen Gedichte und seine kindlich einfachen frommen Lieder vorgetragen, oder mit klangvoller Stimme sein Lieblingslied: O sanctissima, o piissima dulcis virgo Maria gesungen hatte. Und Böhmer besang (im Sommer 1814) seinen Freund:

Junger Sänger! Deines Liedes Töne
Hallen innig durch die Seele fort;
Wo Du wandelst — freundlich ist der Ort,
Und es lauschen Dir des Landes Söhne.

Nährte Jeder so das holde Schöne,
Wäre jede Brust ihm Schutz und Port:
Schöner klänge dann das deutsche Wort,
Ob es auch ein Fremdling stolz verhöhne.

Dir im Busen rinnt der Töne Quell,
Tränkt und labt mit Lust das matte Leben;
Ueber Felsen trittst Du leicht und schnell,

Freundeshuld muß freundlich Dich umschweben,
Gold'ne Liebe macht Dein Leben hell; — —
Traun! Dir ist das herrlichste gegeben.

Auch noch andere Klänge als die der Dichtungen Jean Pauls schlu-

[1] Am 19. Mai 1819. Bruchstück eines Briefconcepts.

gen in Heidelberg ‚wundersam an seine Seele'. ‚Zum erstenmal im Leben', schreibt er, ‚empfand ich dort tiefe, tiefe Liebe, aber die Musik des Herzens war voll unbefriedigter Accorde, und doch soll der Ort, wo ich zuerst sie erklingen hörte, mir für mein Leben theuer bleiben' [1]. Was vorgekommen, hat er ‚nie erzählt, denn im tiefsten Geheimniß liegt die reinste Weihe, aber es war ein gewaltiger, innerer Sturm', den er vergebens auf weiten Ausflügen durch Baden und Würtemberg, die er mit Lichtenberger machte, zu besänftigen suchte. Bei dem ersten Wiedersehen Heidelbergs nach Beendigung seiner Universitätsstudien ‚eilte ich', heißt es in seinem Tagebuch, ‚in den Schloßgarten.' ‚Ach, ich gedachte, wie ich einst hier heraufstürmte, mich niederwarf und in die nebelverhüllte, eben untergehende Sonne sah. Ich weinte kindliche Thränen damals. So sollte ich denn niemals glücklich seyn! Später erst fand ich die tröstenden Worte von Voß:

Süßer ist es, ungeliebt zu lieben,
Als geliebt kein Liebender zu seyn,

und verstand sie.'

Da seine Freunde Schulz, Lichtenberger und Pfeiffer mit 1814 ihre Studien beendigt hatten und Heidelberg verließen, da Professor Erb wegen fortwährender Kränklichkeit an der regelmäßigen Abhaltung seiner Vorlesungen verhindert war, und Professor Heise in Göttingen als einer der tüchtigsten Lehrer für die Pandekten gerühmt wurde, so entschloß sich Böhmer auf den Wunsch seines Vaters, wie ungern er auch von Heidelberg fortging, nach Göttingen überzusiedeln.

Während seines Heidelberger Universitätsjahres war auch eine „wichtige patriotische Frage" an ihn herangetreten, ob er nämlich, dem Beispiele mehrerer Frankfurter Bekannten folgend, in die Schaar der Freiwilligen eintreten sollte, um gegen Napoleon in's Feld zu rücken. Er correspondirte darüber mit seinem Vater, der ihm aber dringend davon abrieth, weil er bei seiner etwas schwachen, an Strapatzen nicht gewöhnten Constitution als Soldat weniger für das Vaterland thun könne ‚denn als eifrig Studirender, dem ein hohes Ziel zum Wohle des Nebenmenschen vor Augen schwebe'. ‚Ich lobe den,' schrieb ihm der Vater am 17. December 1813, ‚der seine letzte Kraft dem Vaterlande widmet, der in dem Nothfall diesen patriotischen Gefühlen die Pflicht der Selbsterhaltung nachsetzt, ich sehe auch ein allgemeines Interesse, das national ist, allein leider sehe ich nicht bloß Deutsche unter den Waffen, sondern ich sehe Bayern, Würtenberger, Hessen, Sachsen, Nassauer, Darmstädter, Würzburger, und

[1] Aus ‚Disjecta membra.'

es fehlte nur ein Haar, so hätte ich auch Ysenburger gesehen. Das Glück unter so vielen kleinen Souverains ist uns durch die traurigste Erfahrung bekannt. Also von diesem Gesichtspunkt betrachtet, sehe ich viel gethan für die Fürsten Deutschlands, nichts für Volk. Nur alsdann kann dieses meiner innigsten Ueberzeugung nach glücklich seyn, für eignes Wohl fechten, wenn Deutschland ein eigenes groszes Reich unter unsern geliebten Kaisern bildet, wenn die Wahlcapitulation nicht mehr den Monarchen lähmt, der uns wohl will, wenn das Jus armorum et foederum den Fürsten ganz entzogen wird und sie in die Cathegorie wie vor dem Westphälischen Frieden zurücktreten, und sich so ein Reich bildet das Selbständigkeit mit Krafft vereinigt. Zu diesem hohen Zweck wäre keinem biederen Deutschen ein Opfer zu gros. Allein noch ist uns dies Ziel nicht gezeigt, ob wir selbiges gleich ahnen können. Indessen bedarf der Staat auch andere Kräffte, als nur der Bajonetten. Diese allein beglücken nicht. Wer diesem nach in anderem Fach dem Staat seine Krafft als ein biederer Mann widmet, kann mit Zufriedenheit über sich selbsten existiren und Ehre wird ihm in dem Maaße bleibend seyn, als er redlich mit Anstrengung aus allen Kräfften zu dem Besten des Ganzen wirket. Dies ist die Ehrenvolle Laufbahn, die Du Dir gewählt hast und in welcher Du eben so muthig als glücklich seyn kannst. Eine andere militairische jetzo zu wählen, rathe ich nicht.'

Böhmer folgte gehorsam diesem Rathe des Vaters, ohne dessen Willen er ‚in keiner wichtigen Lebensfrage etwas unternehmen wollte', und schlug sich ‚alle Aktion aus dem Sinn'. „Frankreich,' schrieb er am 5. April 1814 einem Freunde [1], ‚wird auch so unterliegen müssen, wenn nur die Eintracht der Alliirten nicht gestört wird. Aber andere Kämpfe muß es noch geben, wenn die Freiheit errungen werden soll. Für diese wollen wir uns aufsparen und dann zeigen, daß Feigheit uns anfänglich nicht zurückhielt.' Und in einem andern Briefe heißt es: ‚Ich harre am Studirpulte aus, aber im Geiste fechte ich mit für's Vaterland, und mit dem Geiste und all' meiner Kraft will ich in Zukunft seinem Wohle mich widmen. Auch dem lieben Frankfurt wird die Sonne der Freiheit wieder leuchten und dort ist dann in Zukunft mein natürlicher Wirkungskreis' [2].

In Frankfurt war seit dem Siege bei Leipzig ein neuer Umschwung der Dinge erfolgt. Der Großherzog und Fürst Primas Dalberg, den das Bewußtsein seiner Schuld an das Schicksal des durch Gefangennehmung für seinen Reichsverrath bestraften Trierer Kurfürsten Philipp von Sötern

[1] An v. Leutsch in Dresden. Concept.
[2] An denselben am 13. Juni 1814. Concept.

erinnerte, war bei der Annäherung der Alliirten entflohen [1] und über das Großherzogthum Frankfurt und das Fürstenthum Isenburg wurde ein General (Prinz Philipp von Hessen-Homburg, später Prinz Reuß) zum Gouverneur eingesetzt. Thatsächlich aber wurde das General-Gouvernement, wie man es nannte, von dem kaiserlichen Gesandten Johann Aloys von Hügel geführt, oder vielmehr von den zwei unter ihm arbeitenden Räthen: dem Frankfurter Rathsherrn Steitz für die Finanzen und dem wieder zum Canzleidirektor ernannten Böhmer für alles Uebrige [2]. Hügel, etwas unruhig und verwirrt, plagte bei einer sonst großen persönlichen Gutmüthigkeit die beiden Beamten auf's Unglaublichste, indem er ihnen gar keine Ruhe ließ, und getraute sich dabei doch nicht so viel Entscheidung zu als die Zeit forderte, sondern machte sich im Hauptquartier durch allzuviele Anfragen lästig. Es kam öfters vor, daß der siebenzigjährige Böhmer nach Mitternacht aus dem Bette geholt und zu Hügel beschieden wurde, sei es um sofort mehrere Stunden zu arbeiten, oder nur kurz irgend eine Frage zu beantworten, die dem Gesandten von Wichtigkeit schien. Zahllose Arbeiten warteten täglich auf den alten Mann, der sie aber alle freudig übernahm ‚in Hoffnung' — so schrieb er dem Sohn nach Heidelberg — ‚dem gemeinen Wesen, meinen Kindern, Dir nützlich zu werden. Wandle vor Gott und sei fromm, so wird er Dir Segen geben. Ich bitte ihn kindlich um Krafft zu meinem neuen Beruf und er wird meine Bitte gewähren.' Dem Sohn blieb diese ‚Arbeitskraft und Arbeitslust des ergrauten Vaters ein steter Ansporn zur Thätigkeit', aber während seines Aufenthaltes in Frankfurt, wo er die Herbstferien 1814 zubrachte, that es ihm ‚innerlichst

[1] ‚Ich will nicht', sagte er, ‚das Loos des Philipp von Sötern erleben.' Sehr bezeichnend für Dalberg ist auch eine Mittheilung seines Verehrers von Leonhard. Als nach dem Siege der Alliirten das Großherzogthum seiner Auflösung entgegenzugehen schien, wurde Leonhard im Auftrage des großherzoglichen Ministers Albini an den Fürsten Primas abgeschickt, um diesen von der Sache Napoleons, dessen Untergang man ahnte, abzubringen. Aber Dalberg erwiederte: ‚Auch Sie haben übertriebene Befürchtnisse, auch Sie erliegen dem Wahn, auch Sie sind der Meinung verfallen, es werde der Stern des Riesengeistes untergehen! Sein baldiger Sturz scheint Ihnen sogar gewiß. Muß ich wieder solche unglückliche Worte, solche Unheil bringende Reden hören!' . . . ‚Ich denke nicht so! ich nicht! . . . Nichts davon, nein, nein, nein! Ich sage Ihnen nein! Ich will nichts davon hören. In meinem Glauben an's Schicksal bin ich fast ein Türke (ein eigenthümliches Geständniß im Munde des ‚Erzbischofs von Regensburg'!). Aller dieser voreiligen, unnützen Sorgen wollen wir uns entschlagen. Ich glaube Ihnen nicht, so wahr ich Karl heiße.' Von Leonhard 1, 325—326. — Als es sich im Jahre 1815 um die Abtretung von Lothringen und Elsaß an Deutschland handelte, verrieth Dalberg die betreffenden geheimen Berathungen der Alliirten dem Talleyrand, der dann dagegen zu operiren begann. Vergl. Vaulabelle 3, 375—376.

[2] ‚Die Angelegenheiten der Stadt Frankfurt leitete der Syndikus Dr. Böhmer.' Stein's Leben von Pertz 3, 469. Syndikus war Böhmer nicht.

weh, daß der Vater so sorgenschwer in die Zukunft blickte' und in seinen Gesprächen mit ihm die patriotischen Hoffnungen niederdrückte, die er selbst in jugendlicher Begeisterung bezüglich einer kräftigen Neugestaltung Deutschlands hegte. ‚Würde auch', meinte der alte Böhmer, ‚die Nation vom französischen Joche befreit, so werde Rußland inskünftig in Deutschland das erste Wort sprechen und die nationale Kraft mit Hülfe der deutschen Fürsten niederhalten', und das Moskowiterthum erschien ihm gefährlicher, als selbst der französische Cäsarismus gewesen.

Viel hoffnungsvoller fand Johann Friedrich den Großvater, den er während der Ferien in Wetzlar besuchte. Er hatte mit ihm, wie er seinem Freunde Schulz berichtete, mancherlei politische Gespräche, die dem Greise Freude machten. ‚So kaiserlich, Fritz, wie Du Dich aussprichst', sagte ihm der Großvater, ‚haben alle meine Vorfahren gedacht und ich will mit diesen Gesinnungen in's Grab gehen.' ‚Und dabei', heißt es im Briefe weiter, ‚gab mir der ehrwürdige Mann, den ich von Jugend auf liebte, einen Kuß, der mich vor Stolz erröthen machte. Möge Gott ihn noch lange erhalten!' Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Schon der erste Brief, den Böhmer in Göttingen aus dem Elternhause empfing, meldete den Tod der Großmutter, dem in wenigen Wochen der des Großvaters folgte. ‚Mein Großvater,' schreibt er Ende 1814 an Lichtenberger, ‚der ohne die Großmutter nicht leben konnte, starb am 28. November. Er ist doch nicht unglücklich gestorben, denn obgleich die letzten traurigen Jahre die gewohnte Thätigkeit seines Lebens störten und seine Theilnahme an dem Unglück Deutschlands die Schwäche seines Alters schneller für ihn herbeiführte, so hat er in den letzten Tagen seines Lebens doch noch das Glück gehabt, die Morgenröthe einer bessern Zeit zu schauen.'

Schon auf der Reise von Frankfurt nach Göttingen[1] hatte Böhmer ein Gefühl davon, daß nunmehr das ‚fröhliche Jugendtreiben in Heidelberg' hinter ihm liege, daß er ‚anfangen müsse, gelehrter zu werden'. Und als er, dort angekommen, ‚die Gegend sehr traurig fand: überall öde Berge, schlechtgebaute Dörfer und arme Landleute', da erschien er sich wie ‚ein Verstoßener aus dem Paradiese, für den die Arbeit des Lebens beginnt.' ‚Mit vollem Eifer', schreibt er am 2. November 1814, ‚will ich

[1] Aus seiner Göttinger Studienzeit sind die gehaltvollsten Briefe in Band 2, 1—27 mitgetheilt, auf die wir verweisen. Bei der folgenden Darstellung sind die wichtigsten Stellen aus einer großen Anzahl anderer Briefe an seinen Vater, an Schulz, Lichtenberger, Pfeiffer, L. Rüppell, Guido von Meyer u. s. w. (zum Theil nur halb vollendet im Brouillon vorliegend) und Aufzeichnungen aus seinem Tagebuch benutzt.

nun die Jurisprudenz als meine Hauptbeschäftigung betreiben, aber Gott bewahre mich davor, daß ich nicht innerlich vertrockne und nie mit Lindenmeyer zu sagen brauche:

Die Flur, die mich so oft erfreut,
Schien ernster mir und älter,
Der Kopf war voll Gelehrsamkeit,
Doch ach, das Herz war kälter.‘

Außer den Pandekten bei Heise, auf den er so große Hoffnungen gesetzt hatte, hörte er im ersten Semester die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte bei Bergmann, ‚einem angenehmen und tüchtigen Docenten‘, und ein ‚fünfstündiges Colleg über den Aristophanes bei Dissen, damit, was er im philologischen Feld mit so großer Mühe erlernt hatte, nicht ganz zu Grunde gehe‘.

Er wurde der eifrigste Student. Vor sechs Uhr Morgens saß er schon am Studirpult und sein ‚Protokollbuch‘, worin er nach einer früher erwähnten Ermahnung seines Großvaters nach Tag und Stunde seine Beschäftigungen verzeichnete, wies ihm um Weihnachten nur wenige Tage nach, an denen er nicht, außer dem Besuch der Collegien, wenigstens sechs Stunden gearbeitet hatte. Aber sein ‚Leben war einsam und ohne Freunde‘, denen er sich innig anschließen konnte, ein Leben bloßer Arbeit, die ihm ‚ohne herzstärkenden Umgang nicht genügte‘. ‚Ich betreibe die Jurisprudenz‘, sagt er gegen Ende des Jahres 1814 in einem Briefe an Lichtenberger, ‚mit mehr Fleiß als sonst, aber nicht mit entsprechendem Erfolg. Der Zweck meines Lebens liegt mir nun deutlicher vor Augen. Ein Jurist will ich werden und werde ich auch wohl, aber meine Thätigkeit für das Gute soll von der Jurisprudenz künftig weder bestimmt werden, noch begränzt. Wie oft habe ich schon ausgerufen: Heidelberg, du hochgebaute Stadt, o wär' ich doch in dir! Ein Brief von Schulz hat mich neulich auf eine Zeit lang wieder ganz in ein besseres Seyn versetzt.‘

Im Sommersemester 1815 wurde es ihm ‚immer klarer, daß die Jurisprudenz nicht das Feld sei‘, worauf er arbeiten könne und daß er ‚bei Heise einem Materialismus in die Hände gefallen, der seiner Natur und angeborenen Bestimmung ganz widerstrebe‘. Justinians Corpus Juris erschien ihm ‚zu sklavisch, zu illiberal, wie es in einem alten englischen Drama heißt‘, und er stellte sich schon im Jahre 1816 die Frage: ‚ob denn das Römische Recht dem Geiste unseres Volkes zum Segen gereichen könne?‘ ‚Ich kann‘, sagt er, ‚nicht daran glauben. Ich glaube vielmehr, daß unser Volk durch die römischen Juristen verdorben worden. Das getrauete ich mir in Vielem nachzuweisen und will mich an einer solchen Abhandlung versuchen.‘ Die Abfassung derselben unterblieb, aber mehr als drei Jahrzehnte später kam er gelegentlich auf den Gegenstand zu sprechen und äußerte seine gereiften Ueberzeugungen mit den Worten: ‚Zu dem Unsegen, wel-

chen uns Deutschen die Staufer gebracht haben, rechne ich vorzüglich auch das römisch-byzantinische Recht. Nicht die fremden Begriffe und Formen bloß, die mit den heimischen in verwirrenden Conflict geriethen, nicht die Abtödtung des Rechtsbewußtseins im Volke, nicht der Druck seitens des neuen Juristenstandes: nicht dergleichen allein ist es, woran ich hier als üble Folgen denke, sondern insbesondere auch die Geistesabstumpfung, welche das Studium von Justinians verworrenen Compilationen für so zahllose Studirende bis heute mit sich führte. In welch' andern Laufbahnen haben sich nicht Theologen, gestützt auf eine bedeutendere Grundlage, ausgezeichnet, als Juristen' [1].

Nicht bloß Heises, auch Hugos Vorlesungen sagten ihm wenig zu, denn ,wenn auch sein kritischer Scharfsinn geistige Funken schlug, so verletzte seine leidenschaftliche Polemik eine Natur, die sich mehr zum Darlegen als Widerlegen geartet fand'. Und so verbrachte Böhmer ,ohne innere Freudigkeit, unter angestrengter, aber unbefriedigender Arbeit ein gedrücktes Jahr'. ,Göttingen', schreibt er, ,wird mir wo möglich immer unerträglicher. Ich habe folgendes Distichon darauf gemacht:

Durch Pandektenstudiren wird Niemand in Göttingen weise,
Durch den Rappenfraß wird Niemand in Göttingen satt.'

In seinem zweiten dortigen Studienjahr kehrte jedoch eine ,glücklichere Stimmung zurück', denn er gewann Freunde, mit denen er seine ,innersten Gedanken austauschen konnte', und fand einen Lehrer, der ihm eine neue Richtung für's Leben gab und mit seiner Familie ihn wie ein Kind des Hauses behandelte.

Dieser Lehrer war der Hofrath Georg Sartorius, von dem in Böhmers Briefen an seinen Vater so oft die Rede ist. Nach dem Vorgange Spittlers hatte Sartorius in seinen Studien sich vorzugsweise dem politischen Element in der Staatengeschichte zugewendet, und ,im Geiste Johann von Müllers' hegte er eine große Vorliebe für die deutsche Vergangenheit des Mittelalters, wie er sie z. B. in der Vorrede seiner Geschichte der Hansa ausspricht. Er gehörte zu den ersten, die durch ihre Vorträge den Staatswissenschaften und insbesondere der Nationalökonomie auf den deutschen Universitäten das Bürgerrecht verschafften, und die Klarheit und ungewöhnlich praktische Nutzbarkeit aller seiner Collegien verschaffte ihm einen dankbaren Zuhörerkreis. Sartorius, so erzählte Böhmer oft, gewann uns vor allem durch die Wärme seines Gemüthes, durch die lebendige Theilnahme an den Arbeiten eines Jeden, der sich seiner Leitung anvertraute. Er legte ein Stück vom Herzen in seine Vorträge, und flößte uns Ehrfurcht vor allem Großen und Bedeutenden ein. Er drang darauf, daß

[1] Vorrede zu den Kaiserregesten von 1198—1254. S. VIII.

Jeder das Wort: im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, auch auf die geistige Nahrung beziehe, durch ausdauernde Selbstthätigkeit nach Sicherheit seiner Kenntnisse, nach Festigkeit seiner Urtheile ringe; daß man nicht den Besitz geistigen Eigenthums, sondern dessen Verwerthung als das rechte Ziel männlichen Strebens betrachte, und nie außer Acht lasse, daß es vorzugsweise auf die Herausbildung des Charakters, der Persönlichkeit ankomme. Sartorius wurde für Böhmer nicht bloß in der Art wissenschaftlicher Thätigkeit, sondern auch in dem Edelsinn des Charakters ein Vorbild, welches auf seinen ganzen Lebensgang einen wesentlichen Einfluß geübt hat.

In den Vorträgen über Politik, die auf Böhmer am nachhaltigsten wirkten, warnte Sartorius seine Zuhörer ‚vor allen revolutionären Ideen, vor allen vagen Allgemeinheiten über den besten Staat und die beste Verfassung; er entwickelte, daß das Neue in einem Staate nur gedeihe, wenn es aus dem früher Bestandenen, historisch Ausgebildeten hervorwachse, wenn es auf dem geschichtlich positiven Rechtszustand, nicht aber, wenn es auf allgemeinen Theorien beruhe. Die neue Constitutionsmacherei erklärte er für ebenso schädlich, wie den alten Absolutismus‘. Und was dem eifrigen Böhmer in diesen Vorlesungen dunkel blieb, oder in dem mit denselben verbundenen ‚politischen Practikum‘ (worin die Zuhörer selbst über bestimmte Gegenstände Vorträge hielten und darüber disputirten) seine besondere Aufmerksamkeit erregt hatte, wurde mit dem Lehrer auf Spaziergängen besprochen, die wöchentlich wenigstens einmal stattfanden. Zudem verkehrte Böhmer häufig im Hause des Lehrers, wo ‚in den Gesprächen Ernst und Scherz ungezwungen abwechselten, die politischen Tagesfragen erörtert wurden und an den Unterhaltungen über schöne Literatur auch die Frau Hofräthin lebendigen Antheil nahm und feinen Geschmack und treffendes Urtheil bewährte‘. Es war der anregendste und liebevollste Verkehr und ‚darum muß ich‘, sagt Böhmer in spätern Aufzeichnungen, ‚alles in allem genommen die Vorlesungen des Hofraths Sartorius und den Umgang in seiner Familie für das größte Glück meiner Universitätszeit ansehen‘, und darum schrieb er nach dem Tode des trefflichen Mannes an dessen Sohn am 5. September 1828: ‚Daß ich Ihren Vater kennen lernte, bezeichnet eine Epoche in meinem Leben. Zwei Jahre folgte ich seinen Vorlesungen, ohne je eine Stunde zu versäumen; er war mein liebster, verehrtester Lehrer, ein ganz anderer, wie schon früh mir verhaßte Zunftgelehrte, die todte Wissenschaft ohne Belebung weiter geben und wo das Herz ohne Antheil an einem Verhältnisse bleibt, welches doch nach den angeborenen das ehrwürdigste ist. Mit der größten Güte und Nachsicht war ich stets in seinem Hause aufgenommen und was ich dort sah und hörte, gab mir gleich seinen Lehren Richtungen für's ganze Leben.‘

Auf Sartorius' Rath besuchte Böhmer im Jahre 1816 die Geschichte der neuern Zeit bei Heeren, jedoch ohne rechte Befriedigung. Heerens Glätte war ihm ‚eben zu glatt, seine allgemeinen Bemerkungen waren kraftlos und ohne lebendigen Bezug auf die Gegenwart'. Dagegen fand er ‚herrlichen Genuß' an den mathematischen Vorträgen Thibauts (‚der Mann hat Knochen im Kopf', hatte ihm Sartorius gesagt) und an der Naturgeschichte und Physiologie bei Blumenbach, und erinnerte sich dankbar des freundlichen Umgangs, dessen ihn beide Männer würdigten.

‚So bin ich denn', schreibt er im Herbste 1816, ‚durch Sartorius, Thibaut und Blumenbach gleichsam zu einem neuen geistigen Leben erwacht.' Neben Politik, Finanzkunde, Mathematik und Chemie trieb er eine Zeitlang auch astronomische Studien, die er aber bald mit andern vertauschte, deren Betreiben weniger vom trüben oder hellen Himmel abhing. Angeregt durch seinen Freund Struckmann aus Osnabrück, besuchte er Fiorillos kunsthistorische Collegien, die ihm ‚plötzlich eine neue Welt eröffneten' und seine Blicke nach Italien, dem Tempel der Kunst richteten, welches er ‚in nicht zu ferner Zeit bewundern zu können hoffte.' War er durch Sartorius zum Studium deutscher Vorzeit angeregt worden, so wurde es jetzt sein Lieblingsgedanke [1], das deutsche Mittelalter ‚vorzüglich aus den bisher fast noch gar nicht beachteten, nichtschriftlichen Quellen', aus den gemauerten und gemeißelten Denkmalen, aus den Werken der Kunst kennen zu lernen.

Als ‚höchstes Ziel' steckte er sich ‚eine allseitige, harmonische Bildung', wie er sie in ‚Göthes Universalität gepredigt und verwirklicht' glaubte. Sartorius, der mit Göthe in Briefwechsel stand, hatte ihm das Studium dieses Dichters als ein vorzügliches Bildungsmittel dringend empfohlen, und Böhmer vertiefte sich in dasselbe, und mit jugendlicher Hingebung begann er den ‚Landsmann und Hausnachbar' so abgöttisch zu verehren, daß später, wie wir hören werden, während langer Zeit der Cultus in das entgegengesetzte Extrem einer völligen Abneigung umschlug.

Seitdem aber bei ihm ‚die Liebe zur Poesie wieder Einkehr gefunden, erwachte auch wieder die alte Liebe zur Natur', deren Eindrücke er mit seinen Freunden Struckmann, Harnier, Künßberger, Schaubach, Lindenborn u. s. w. auf starken Fußreisen auf den Brocken, in den Harz und durch Sachsen frischen Sinnes wie ehemals in Heidelberg in sich aufnahm. ‚Göthe', schreibt er, ‚war in seinen Werken dabei unser Begleiter und ich las den Freunden lange herrliche Stellen vor aus ihm und aus Johann von Müller, der damals neben Göthe mein Lieblingsautor war.'

Und Johann von Müller blieb wegen ‚seiner Gemüthswärme, idealen Richtung und edlen Bescheidenheit' ein Liebling Böhmers bis zu seinem

[1] Vergl. Bd. 2, 84.

Tode. Er bewahrte ihm ‚eine unverbrüchliche Pietät' und stand nie an, ihn als den größten deutschen Historiker zu bezeichnen, der auch in seinem persönlichen Wirken in schlimmer Zeit, trotz mancher Charakterschwäche, für deutsche Bildung sein Möglichstes geleistet habe[1]. Noch im Alter liebte es Böhmer Aussprüche Müllers aus der Allgemeinen Weltgeschichte und Schweizergeschichte zu citiren und wurde nicht müde, jüngern Freunden dessen Briefe als anregendste Lectüre zu empfehlen[2]. Auf diese Briefe hatte ebenfalls Sartorius ihn aufmerksam gemacht und ihn bei dieser Gelegenheit überhaupt auf die Wichtigkeit der Briefe und Selbstbekenntnisse hervorragender Persönlichkeiten hingewiesen, deren ‚Lectüre nicht bloß in die Werkstätte ihres Geistes einführe, sondern auch Ersatz biete für den Mangel an persönlichem Umgang mit großen Männern der Gegenwart'. ‚Diese Briefe', sagte Sartorius, ‚die besten, oft die geheimsten Gedanken enthaltend, bieten dem Jüngling, der sie liest, mehr, als ihm ein bedeutender Mann, mit dem er in Berührung käme, mündlich sagen würde.'

Dem Rathe des Lehrers folgend, las und excerpirte Böhmer viele derartige Briefsammlungen, Biographien und Memoiren, und seine Excerptenbücher sind, was wegen seiner späteren Thätigkeit besonderer Hervorhebung verdient, mit sorgfältigen Personen- und Sachregistern versehen. ‚Freund Struckmann', äußerte er sich im Jahre 1826, ‚meinte in Göttingen, ich legte zu großen Werth auf Register und wäre ein rechter Registermacher, aber ich bleibe dabei: es gibt kein gutes Buch ohne ein gutes Register und Inhaltsverzeichniß, und diese fehlen in den meisten Büchern nicht bloß aus unverzeihlicher Nachlässigkeit gegen die Leser, sondern weil die Herren Verfasser sie nicht machen können aus Mangel an Klarheit über ihre eigenen Gedanken.' ‚Aber Freundschaft und Liebe', fügt er bezeichnend für seinen Charakter hinzu, ‚registrire ich nicht, da ich sie nicht anrechne und da sie sich überhaupt weder registriren noch genau definiren, sondern nur sich fühlen lassen. Gottlob, das Gefühl hat kein Register, wohl aber einen reichen Inhalt.'

Als im Sommer 1817 die Zeit herannahte, wo Böhmer das juristische Examen bestehen wollte, konnte er, weil er ‚so wenig auswendig gelernt habe', eine gewisse Unruhe, wie es wohl ausfallen würde, nicht verbergen, aber er bestand gut, wurde am 4. October zum Doctor beider Rechte promovirt, und ‚wollte nun noch in Göttingen ein viertel oder ein halbes

[1] Böhmer äußerte in dieser Beziehung über Joh. von Müller dieselben Ansichten, wie H. W. J. Thiersch in Fr. Thiersch' Leben (Leipzig und Heidelberg 1866) Bd. 1, 42, 44.
[2] Vergl. nach dem Register unter J. von Müller fast alle Stellen in Bd. 3.

Jahr ganz seinem Genius leben und Historiker und dramatische Dichter studiren.'

Die Briefe an seinen Vater, die uns über seine Studien und Lebensanschauungen während der letzten Universitätsjahre manchen erwünschten Aufschluß geben, zeigen auch, daß Böhmer, wie alle zum deutlichern Selbstbewußtsein allmählich erwachenden Jünglinge, Augenblicke hatte, in welchen er seiner Phantasie die Zügel schießen ließ und über seine künftige Bestimmung und die ihm angemessene Stellung Zauberbilder sich vorgaukelte, über deren Unwesenhaftigkeit er bald in's Klare kam. Indessen schimmert sein auf's Reine, Hohe und Edle gerichteter Sinn auch durch diese Jugendträume durch und ein Wort, welches er damals über menschliche Lebensbestimmung aussprach, sollte, wie wir sehen werden, an ihm in Erfüllung gehen: ,Fragt man Menschen, welche so recht an ihrem Posten zu stehen scheinen, ob sie ihre innere Ueberzeugung nach diesem Ziele getrieben habe, so war es meist nicht diese, sondern der Zufall' [1]. Was er hier ,Zufall' nennt, lernte er erst später als ,Vorsehung' verstehen, in einer Zeit, wo er, — wie ein Freund über ihn schreibt, — ,die tiefere Einsicht errang, daß nur in den von der Vorsehung gegebenen Zettel der Einschlag vom Menschen zu machen sei, und seine eigenste Ueberzeugung in dem Bekenntnisse eines Schriftstellers aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts resumirte: Fortunam refuto omnem et abnego; omnia tribuens aut humanae prudentiae, aut divinae providentiae.'

Besondere Beachtung verdient sein Brief vom 10. März 1817 [2], worin er sich über Landsmannschaften und Burschenschaft ausspricht, und im Anschluß an diesen wollen wir aus andern vorliegenden Schreiben und Aufzeichnungen einiges Weitere über sein Verhältniß zu den seit den Freiheitskriegen auf den Universitäten herrschend gewordenen Bestrebungen der studirenden Jugend kennen lernen.

Böhmer saß fleißig am Studirpult, er gab sich genaue Rechenschaft über die Anwendung der Zeit, bereute jede in leerem Gespräch vergeudete Stunde, er lebte still und eingezogen, aber er war doch ,weit entfernt ein Stubenhocker zu sein'. Er ,bemühte sich, den Sinn wach und das Herz offen zu halten für einen edlen Gemeingeist der Studirenden: für ein gemeinsames Streben nach einem hohen Ziel', und darum war er ein ,abgesagter Feind des wüsten Treibens der Landsmannschaften, die in zahllosen tollen Gelagen und Raufereien das Wesen der Burschenschaft erblicken' wollten. In mehreren Briefen schildert er die tolle Wirthschaft der Corps, die sich nach ihren Saufgelagen mit dem Einwerfen unzähliger Fenster

[1] Bd. 2, 12.
[2] Bd. 2, 9—11.

und wildem Gebrüll nicht begnügten, sondern sogar fremde Damen, welche durch die Stadt reisten, mißhandelten. ‚Ach, Freund‘, schreibt er am 3. August 1816 an Schulz, ‚das Treiben der Corps macht mich erröthen. Es steht schlimm um uns, wenn nicht bald ein reinerer Geist voll Kraft und Feuer uns erfüllt. Ich darf sagen, daß ich mit meinen Freunden thätig bin, ihn zu wecken. Die Errichtung einer akademischen Lesegesellschaf [1], die ich mit meinen Freunden betreibe, kann bald gelingen, und wir hoffen viel davon für die Veredlung der Studenten.‘ Noch mehr aber hoffte er, wie aus einem Briefe an Pfeiffer hervorgeht, von ‚wissenschaftlichen Vorträgen, die von den Studenten selbst unter sich gehalten würden, wobei man jedoch die Politik ausschließen müßte.‘ Denn ‚daß die Studenten auch Politik betreiben und sich als Gesetzgeber ausgeben und als solche auftreten‘ wollten, mußte nach seiner Ueberzeugung, wie er sie im Jahre 1817 gegen Dr. Rietsch aus Hanau aussprach, ‚die Ideen der allgemeinen Burschenschaft ruiniren.‘ ‚Wie schön ist sonst‘, sagt er, ‚diese Idee der Burschenschaft. Schon deßhalb müssen Landsmannschaften aufhören, weil sie ein Ausdruck der Zersplitterung des Vaterlandes sind, wenn sie auch nicht so verdorben wären‘ . . . ‚Alle (Studenten) sollen als Brüder mit einander leben. Der Zweck des Studirens soll nie aus den Augen gelassen werden, aber man soll auch bedenken, daß Gelehrsamkeit bei weitem nicht der alleinige Zweck ist, sondern auch noch etwas Anderes, nämlich Ausbildung des Charakters, Entwicklung des Menschlichen im Menschen; daß dahin gewirkt werden muß, daß das Vaterland Männer, mit Festigkeit und Kraft begabt, erhalte und keine bloßen Stubengelehrten, die in unserer Zeit nicht mehr brauchbar sind‘ . . . ‚Einheit der Burschenschaft, Einheit des Vaterlandes. Dafür lebe ich. Aber wir sind noch fern davon, denn die Regierungen wollen kein Nationalgefühl aufkommen lassen. In der Politik sieht es elend aus und doch muß man nur mit versöhnlichem, nicht mit revolutionärem Geiste die Zustände beurtheilen.‘

Daß es in der Politik elend im Vaterlande aussehe, war auch die Ueberzeugung des alten Canzleidirektors Böhmer, der sich in seinen Briefen an den Sohn oftmals schmerzlich äußerte über die traurige Lage Deutschlands, welches man durch den Pariser Frieden um alle Früchte seiner Siege gebracht und um alle Hoffnungen betrogen habe. ‚Ich kann nicht‘, schrieb er, ‚freudig in die Zukunft sehen; sie erfüllt mich vielmehr mit Kummer… Provinzen, die uns nach Recht und Gerechtigkeit gehörten, ließ man in Feindes Hand‘… ‚einen Kaiser, wonach wir alle uns sehnten, hat man im Widerspruch mit den gemachten Versprechungen dem Volke versagt‘ . . . ‚Die Kleinfürsterei, die nun erst recht in Schwung kom-

[1] Vergl. Bd. 2, 4—5.

men wird, muß uns zu Grunde richten'... 'Man hat gegen Napoleon gefochten, allein seine Grundsätze beibehalten. Sie werden mit solcher Härte angewendet, daß die von Napoleon Unterdrückten auch nicht einmal das Gute genießen, was er ihnen zusicherte und erwiesen hat... Allein der Meinung bin auch ich mit voller Ueberzeugung, daß der jetzige Stand der Dinge nicht bleibend sein werde. Der neue Bau, deutscher Bund genannt, wird nach meiner Ansicht nicht die Jahre erleben, welche der Reichsdeputationsreceß von 1803 in seinem Bestand zählte. Anderweite Uebereinkunft der Großen wird dem Ding, einem Sommergewächs gleich, ein Ende machen.'

Und wie die Angelegenheiten Deutschlands im Allgemeinen, so erfüllten auch die Verhältnisse Frankfurts im Besondern den 73jährigen Mann mit Sorge und Kummer.

Nach dem großen politischen Umschwung vom Jahre 1813 hatte Frankfurt vorzugsweise durch die Bemühungen des Kaisers Franz von Oesterreich seine alte Freiheit wieder erlangt, und Böhmer war darüber, wie er dem Sohne schrieb, 'von Freude wie durchschüttert', und der Sohn, rückblickend auf die Geschicke der Vaterstadt seit 1792 sang:

Ein schönster Tag war dir nach schönen Tagen
Beschieden einst, ehrwürdig alte Stadt,
Der Bürger Brust war Wall, ihr Herz es hat
Der Jacobiner Stürme abgeschlagen.

Treu und geduldig hast du dann getragen
Den starken Druck des Feinds, und den, der matt,
Herzlos, verrätherisch, an des Feindes Statt
Gesetzt dir war, in Fesseln dich zu schlagen.

Doch endlich kam der Tag des Sieges wieder,
Dein Kaiser kam und sprach: Sei frei! das Wort,
Dein Adler putzt von Neuem sein Gefieder: —

aber zur Trauer des alten Böhmer fand Frankfurt nicht in sich die Kraft und die Möglichkeit in seine alte Verfassung, die mit der Existenz und Größe der Stadt wie verwachsen schien und in der die Bürgerschaft ehrenvoll die Stürme der französischen Revolution überstanden, ohne Weiteres zurückzukehren. Der Grund davon lag theils in den neu aufgekommenen Interessen und Ideen, theils darin, daß die alten Träger der Regierung durch Aussterben vieler Familien und durch Isolirung von den übrigen angesehenen Theilen der Bürgerschaft geschwächt waren. Durch die Constitutions-Ergänzungsacte von 1816 wurde eine neue Verfassung gegeben, welche, nach der Ansicht des Canzleidirektors, den Geist der Eintracht, der bis dahin unter der Bürgerschaft gewaltet hatte, in Parteitreiben

verkehren mußte [1]. Böhmer erachtete es ‚vom Uebel, daß sie das Syndikat seiner Wesenheit nach vernichtete, daß sie die Rathswahlen den Parteieinwirkungen Preis gab, am übelsten aber, daß sie die Repräsentation der Bürgerschaft auf indirekte Wahlen, auf schlecht abgegrenzte Wahlabtheilungen und auf die Unterstellung allgemeiner Theilnahme gründete‘, die bei der Bürgerschaft, wie er glaubte, nicht vorausgesetzt werden könnte. ‚Wegen der voraussichtlich nur geringen Theilnahme der Bürger an den Wahlen werde deren Repräsentation nur als Rechtsfiction bestehen und der Senat werde in der neuen Verfassung aus einem Regentencollegium immer mehr zu einer bloßen Beamtenrolle herabsinken.‘ Darum hörte, ‚seitdem die neue Verfassung hereinzubrechen drohte‘, seine Vorliebe für Frankfurt auf, er suchte um Enthebung von seiner Canzleidirektorstelle nach und erhielt durch Senatsbeschluß vom 6. September 1816 seinen Abschied unter Anerkennung seiner ‚ausgezeichneten Verdienste‘ und Beibehaltung seiner vollen Besoldung. ‚Ich bleibe noch‘, schrieb er dem Sohne am 11. September 1816, ‚einigermaßen in Geschäftsverbindung, wie ich hoffe zu Vortheil meiner Kinder, für die ich allein lebe. Ich kann noch arbeiten, vielleicht vorzüglich vor vielen unwissenden faulen Vielwissern. Allein ich fühle doch das angetretene 75. Jahr und weiß, daß meine Lebenszeit zu Ende eilt. Vielleicht, und ich hoffe es zu Gott, finde ich noch Muse ein und anderes zu ordnen und meinen Kindern zur Nachricht zu hinterlassen. Ruhe will ich nicht bis mir das Grab wird. Arbeit ist Leben, Nichtsthun Todt.‘

In seinem ‚Ruhestande, der aber ohne eine müßige Stunde‘, war sein ‚Fritz in Göttingen die rechte Freude seines Alters‘. ‚Fritz handelt‘, schreibt er an seinen Schwager Georg von Hofmann, ‚nach meinem ihm eingeprägten Grundsatz: Labor improbus omnia vincit. Auch daß er sich so treu seines jüngern Bruders in Göttingen annimmt [2], läßt mein Dankgebeth froh gen Himmel steigen. Er kehrt nun bald graduirt nach Frankfurt zurück. Er scheint Lusten zu haben noch ein halbes Jahr nach Berlin zu gehen; ich werde es nicht hindern und wünsche sogar, daß er auch ein halbes Jahr nach Paris und ein halbes Jahr nach England gehen möge. Mir scheint alles sich dahin zu neigen, daß den Rechtssachen sowohl, als den politischen Verhandlungen Publicität gegeben werden wird. Wer alsdann seine Rolle fortspielen will, muß sprechen können, was man weder auf der Akademie noch bei hiesiger Advocatur lernt. Große Muster muß man vor Augen haben und von ihnen lernen. England furnirt dazu

[1] Auch Freiherr vom Stein sagte: ‚In der Frankfurter Verfassung (von 1816) finde ich wenig Nachahmungswerthes; sie erschuf etwas ganz Neues, kränkte wohlhergebrachte Rechte.‘ Stein's Leben von Pertz 6, 312.

[2] Vergl. die Briefe Bd. 2, 6—8.

Gelegenheit und Frankreich bei seinen höchsten Gerichtshöfen... Große Beruhigung ist es mir einen Sohn zu sehen, der bei meinem Ableben die Stelle des Vaters in der Familie vertreten kann und hoffentlich vertreten wird.' ,Ich fürchte nur', heißt es später, ,daß ihm die Jurisprudenz zu trocken sein werde, um solche zu seinem Acker und Pflug zu machen, aber ich will in bester Erwartung der Zukunft entgegen sehen. Gott wird mein Gebeth erhören und ihm einen sichern Beruf anweisen, worin er zu Nutzen seiner Mitmenschen und des Vaterlandes wirken kann. Er ist treu von Gemüth und hat einen ernsten Sinn für das Recht und wird seine Kraft nur für das Rechte und Wahre einsetzen. Auch arbeitet er eifrig und gern und ich hoffe zu Gott, daß ich in meinen alten Tagen noch einige freudige Zeiten mit ihm durchleben kann.'

Leider eine vergebliche Hoffnung. Der Vater konnte dem Sohne noch zu dem bestandenen Examen Glück wünschen und rief ihm bei dieser Gelegenheit zu: ,Fühle die hohe Würde des Standes, dem Du nun entgegen gehest, das Recht zu fördern, den Unterdrückten zu helfen, unglücklichen, durch Unrecht gebeugten Wittwen und Waysen Hülfe zu leisten, sie aufzurichten und als Schutzengel zu vertheidigen'; aber schon gegen Ende October 1817 zeigten sich bei ihm zusehends die Schwächen des Alters. Am 20. November wurde Böhmer durch einen Brief der Mutter plötzlich aus Göttingen an das Krankenlager des Vaters gerufen, der nach wenigen Tagen, am 27. November, an einem Schlagflusse starb. Die letzten Worte, welche er noch an den Sohn richten konnte, lauteten: ,Fürchte Gott und halte seine Gebote, und werde ein Mann.'

Nach dem Tode des Vaters begann für Böhmer eine ,kummervolle melancholische Zeit, deren Schwere nur durch das Andenken an seine Freunde, durch die liebende Theilnahme der Schwester und durch das Bewußtsein, der sorgsamen und besorgten Mutter bei der Vermögensverwaltung und Regelung von allerhand Geschäften Hülfe leisten und Freude machen zu können, gemildert wurde'. Mit dem Vater hatte er seine beste Stütze verloren, und das Unglück wollte, daß zugleich Schöff Metzler, der vertrauteste Hausfreund, fortwährend kränkelte und bald für längere Zeit Frankfurt verließ. So stand Böhmer plötzlich allein da. ,An der erlernten Jurisprudenz', schreibt er, ,hatte ich keine Freude und die Wege, die man gehen mußte, um in meiner Vaterstadt nach der veränderten Verfassung sich geltend zu machen, waren nicht die meinigen... Der Mangel an Selbstvertrauen, eine Folge meiner Erziehung [1], den ich auf

[1] Vergl. S. 10 ff.

der Universität, gestärkt durch den Zuspruch lieber Freunde und den Rath meines verehrten Lehrers Sartorius, weniger empfunden hatte, trat jetzt in einem mir schreckhaften Grade hervor und ich hatte bisweilen das Gefühl, ein mißrathener Mensch zu sein. Ohne Beruf, ohne Geistesgenossen, ohne Waffenbrüderschaft verbrachte ich, in rastloser Vielgeschäftigkeit mich innerlich abarbeitend, ein zersplittertes, trauriges Leben, dessen größtes Uebel in meiner innern Haltlosigkeit in Bezug auf die höchsten Lebensfragen, die in meiner Einsamkeit mit voller Kraft wieder an mich herantraten, bestand.'

Aus den früher [1] mitgetheilten Selbstbekenntnissen Böhmers erinnern wir uns, daß ihn sein elender Religionsunterricht schon in der Jugend mit Religionszweifeln und mit Abneigung gegen religiöse Uebungen erfüllt hatte, daß er aber kurz vor seinem Abgange auf die Universität ein tiefes Bedürfniß nach Glauben empfunden und durch die Lectüre des frommen Claudius in ‚eine sanfte christliche Strömung' gerathen war. Und in dieser Strömung blieb er noch während seines Aufenthaltes in Heidelberg, wo er mancherlei ‚religiöse Gespräche' führte mit seinem Freunde Schulz, der als Candidat der protestantischen Theologie sich in das Studium der früheren Pietisten versenkte, überall, auch in den altkatholischen Kirchenliedern ‚Blüten vom christlichen Lebensbaum' sammelte, einen die Confessionen trennenden ‚festen Dogmenbau nicht für nothwendig hielt', und in diesem Geiste das apostolische Glaubensbekenntniß interpretirte.

Aber in Göttingen ‚versandete die Strömung und die Beschäftigung mit allen speciell religiösen Fragen hörte auf'. War er in Heidelberg über die Art, wie Professor Daub die christlichen Lehren philosophisch zustutzte, förmlich verstimmt worden, so trug jetzt ein rationalistisch gesinnter Freund dazu bei, daß er allen Glauben an eine geoffenbarte Wahrheit über Bord warf, dem Protestantismus nur als einem ‚Princip geistiger Freiheit', wie er sich dieselbe in der Losgebundenheit von allen Dogmen vorstellte, anhing, und ‚ohne es selbst recht zu wissen, Spinozist wurde'.

Dem Vater gegenüber hatte er diese ‚Veränderung seines Urtheils in Religionssachen' offen ausgesprochen und dadurch den bibelgläubigen Mann, der früher eher eine religiöse Schwärmerei des Sohnes befürchtet hatte, in Kummer versetzt. Eindringlichst ermahnte ihn der Vater zur Umkehr und sagte ihm voraus, daß seine unchristlichen Grundsätze ‚in Zeiten der Noth nicht die Probe halten würden'. ‚Ich werde', schrieb er ihm, ‚Gott bitten, daß keine zu schweren Erfahrungen Dich niederdrücken, sondern daß er durch sein Wort, das nie vergeht, Dir in der Zeit der Noth seine väterliche Hand reiche. Noch in zu jungen Jahren kennst Du die Stürme nicht,

[1] Vergl. S. 24 f.

die Du von außen und innen zu bekämpfen haben wirst ... ich bin dem Ziele meines Lebens nahe und vertraue der göttlichen Liebe, daß sie Dir die Augen öffnen werde, wenn ich, wie ich Gott bitte, mein Ziel glücklich erreicht haben werde.'

Als nun der Vater gestorben, gedachte Böhmer mit Schmerz dieser Worte. So lange er in Göttingen ‚bis zur Promotion angestrengt ein bestimmtes Ziel verfolgte', hatte ihm ‚ein Eingehen in Religionsfragen ferner gelegen', aber in Frankfurt machte sich jetzt in seinem berufs- und freudelosen Leben ‚eine drückende Leere im Innern' bemerklich, und sein über egoistisch-sinnliche Gesinnungen erhabener Geist und sein unverdorbenes Gemüth fühlte von Neuem ein ‚Bedürfniß nach religiöser Wahrheit, nach Veredlung der religiösen Grundsätze'. Er ‚dürstete nach Wahrheit', aber unbekannt mit der rechten ‚Quelle der Wahrheit', griff er nun unruhig und ohne Leitung hin und her, las ‚in der Bibel, aber nur wie im Tauler oder einem andern frommen Buch', vertiefte sich in speculative Forschungen, in die Fragen über Geist und Materie, das Natürliche und Uebernatürliche, und nach ‚harmonischer Klarheit und Ruhe, diesem herrlichen Erbtheil der Alten ringend', stand ihm, wie schon während der Universitätszeit, Göthes Universalität immer noch als höchstes Ideal vor Augen. In dem Cultus dieses Dichters wurde er noch bestärkt durch seinen ehemaligen Heidelberger Universitätsfreund Pfeiffer, der im April 1818 nach Frankfurt übersiedelte und in Göthe ‚einen neuen Propheten' verehrte, dem man auch seine religiöse Bildung anvertrauen müsse. Im Geiste Göthe'scher Universalität wollte Böhmer einen Aufsatz schreiben, ‚der in nuce Vieles enthalten soll. Er betrifft Moral, Religion, Kunst. Es soll darin gezeigt werden, daß die erste etwas bloß Negatives ist, die zweite will ich von der fast immer statt ihr gegebenen Mythologie trennen und die Weisen aller Nationen zu Einer Brüderschaft, alle Völker aber zu Einer religiösen Tendenz vereinigen'.

Aber je mehr er ‚in Philosophie und Poesie, in Spinoza, Göthe, Herder, Pestalozzi und was nur in die Hände kam', innere Befriedigung suchte, desto unbefriedigter war ihm Geist und Gemüth. ‚Es mangelt mir', sagt er, ‚der innere Lebenskern, und der feste äußere Beruf, worin sich Stein an Stein zu einem schönen Bau zusammenfügen könne'. ‚Es ist wohl nicht zu leugnen, daß ich eine gewisse Vielseitigkeit besitze: Poesie, Politik, bildende Kunst, Geschichte, Statistik, selbst einige Naturwissenschaften haben mich nach und nach ganz eingenommen, in mehreren dieser Gegenstände bin ich mir bestimmt bewußt Einsichten, oder doch wenigstens Anlage sie mir zu erwerben, zu besitzen — aber was weiß, was kann ich denn? Nichts. Ich bin universal, aber kein Genie. Und was muß daraus werden? Unzufriedenheit mit mir selbst, die mich hindert irgend

etwas zu leisten und zu thun. Zwar merke ich jetzt wohl, daß ich Jus genug weiß, um mich recht gut damit durchzubringen, um vielleicht selbst mit der Zeit den Namen eines geschickten Geschäftsmannes verdienen zu können, aber gerade zum Kleinlichen der Praxis fehlt mir die Lust. Zudem glaube ich, daß ich zwar einen treuen Charakter habe, aber keinen festen. Aber eins ist auch noch wahr: der Sinn für die Natur, den die meisten Menschen, wenn sie ihn hatten, mit den Jünglingsjahren verlieren, diesen habe ich noch eben so lebhaft wie in meinem 16. Jahre und gewiß werde ich ihn nie verlieren. Ach! aber der schönste Theil des Lebens, eben diese Jünglingsjahre, sie fliehen unwiederbringlich dahin und nur eins läßt ihren Verlust verschmerzen: ein thatenreiches Mannesalter'. ‚Aber ein thatenreiches Leben', fährt er an einer andern Stelle fort, ‚gibt es nicht ohne feste, bestimmte Zielpunkte der Thätigkeit. Wer diese besitzt, ist glücklich, und macht Andere glücklich, wenn er weiß, wie er seine Kräfte verwenden soll und diese dann auf das allgemeine Wohl, auf das Vaterland richtet. Das ist es, was ich möchte, aber ich sehe noch nicht, wie ich es können werde.'

‚In Deutschland stehen die Dinge schlimm und drohen sich noch zu verschlimmern. Napoleon sagte, daß die kleinen Fürsten in Deutschland zu nichts dienen, als das Geld ihrer Unterthanen zu verzehren, während sie dabei ohne Vermögen sind für deren Wohl etwas zu thun, und Johann von Müller hat die Behauptung ausgesprochen, daß bei uns die Kaisermacht und die Volksfreiheit zu gleicher Zeit verfallen seien. Gewiß haben beide Recht. Aber was thun? Sich an revolutionären Umtrieben betheiligen? das halte ich für frevelhaft; oder radotiren über die beste Verfassung? das betreiben die Bierbankhelden, während die Herren Diplomaten, wenigstens hier in Frankfurt, sich mit den neu aufgekommenen Fragen über Magnetismus vorzüglich zu beschäftigen scheinen. Erwarte man doch von diesen Herren kein Heil.'

‚Nur von ernster geistiger Arbeit erwarte ich Heil; Pflege der Güter, die allen Deutschen auch in ihrer Zersplitterung gemeinsam sind, thut am ehesten dem Vaterlande Noth: Pflege der gemeinsamen Sprache, Geschichte und Literatur. Dazu soll Jeder sein Scherflein beitragen.'

Als solches ‚Scherflein' wollte er eine Abhandlung betrachtet wissen, die er über ein neues ‚deutsches Nationallied' zu schreiben begann. Er geht darin [1] von dem Gedanken aus, daß die Sprache das vorzüglichste Bindungsmittel aller Deutschen sei, daß ihre Werthschätzung in unserer Geschichte stets in gleichem Verhältniß gestanden mit der Werthschätzung

---

[1] Nach vorliegenden Bruchstücken der Abhandlung und nach Briefen an Wippert und Dr. Rietsch vom Juli 1818.

des Volksthums überhaupt und daß es für jeden Deutschen eine Ehrenpflicht sei sie als das edelste Erbtheil unserer Väter hochzuschätzen, ihre Kraft und Milde zu erhalten und für ihre Fülle, ihren Reichthum, ihre Reinheit Sorge zu tragen. Im weiteren Verlauf setzt er dann auseinander, daß er als das schönste Denkmal der Sprache, als ein unsterbliches Nationalwerk die Dichtung eines neuen Nationalliedes betrachte, welches von Süd nach Nord durch alle Gaue des politisch so zersplitterten Vaterlandes gesungen werden und ‚worin alle Deutschen sich zu Hause und in der Fremde, hier zur festeren Verbrüderung, dort als süße Erinnerung an das Vaterland vereinigen könnten'. Die Dichtung eines solchen Liedes aber sei eine der allerschwierigsten Aufgaben, denn es sei das Lied der Lieder: es müsse an Ernst und Würde die Mitte halten zwischen dem Volkslied und dem religiösen Lied: man müsse es überall und in jeder Lebenslage, man müsse es auch nach Jahrhunderten noch singen können: die Volkspersönlichkeit müsse darin zum Ausdruck gelangen. Einer aber könnte diese Aufgabe lösen: Göthe, ‚der sich in allen Theilen unserer Literatur versucht hat und überall als der Erste, oder bei den Ersten dasteht; der Verfasser von Götz von Berlichingen, des einzigen Buches der neueren Zeit, wo ein Deutscher frei und fest auf deutschem Grund und Boden steht'. Göthe würde durch ein solches Lied ‚sich in seinem Alter noch den herrlichsten Bürger- und Dichterkranz um sein greises Haupt winden. Er gebe uns das, was Thomson den Britten gab. Wahrlich, dessen Jahreszeiten werden nicht vergessen werden, aber sein Rule Britannia stirbt nur mit dem letzten Engländer. Wir bitten Göthe hiermit freundlichst, ernstlichst und feierlichst darum wenigstens seine Meinung über diesen Gegenstand öffentlich zu sagen ... Heil dem Dichter, der das Nationallied dichtet, Heil dem festlichen Tage, wo eine deutsche Versammlung (es sei die Jenaer allgemeine Burschenschaft, weil die Jenaer Burschen zuerst erkannten und ausführten, daß engherzige Landsmannschaftelei unter Deutschen aufhören müßte) es feierlich anstimmt. Ja es wird, es muß werden. Schon tönt es im Geiste zu mir herüber, schon vernehme ich die Wogen seiner ernsten, innigen, tiefen Töne und ahne das Brudergefühl, welches es erregt'.

Während sich Böhmer so ‚mit allerlei Arbeiten und Projecten, mit Theologie und Philosophie, mit Literatur und Historie ruhelos abmühte' und von der Furcht ergriffen ward, daß er sich ‚in Vielgeschäftigkeit aufreiben würde', kam ein Brief seines Göttinger Universitätsfreundes Struckmann aus Osnabrück an, mit dem Vorschlag: ‚Tendimus in Latium. Gehen wir nach Italien, dem Lande unserer Sehnsucht'. Mit raschem Entschluß, der ihm sonst ‚nicht eigen', ging Böhmer auf diesen Vorschlag ein und faßte in Verbindung damit sofort den Plan auch Amerika zu be-

suchen. ‚In Italien will ich‘, schreibt er, ‚die Vergangenheit kennen lernen und in Nordamerika die Zukunft. In Nordamerika will ich mir die Versicherung holen, daß die Freiheit, wenn sie auch bei uns zu Grunde gehen sollte, nicht gänzlich ausstirbt.‘ Um sich aber für seine auf Mitte September 1818 festgesetzte italienische Reise ‚würdig vorzubereiten‘, wollte er noch einmal das ‚geliebte Heidelberg‘, den Ort seiner ‚schönsten Jugendträume‘ wiedersehen, mit seinem frühern Lehrer, dem aus Frankfurt an die dortige Universität berufenen Geschichtschreiber Schlosser einen neuen Studienplan besprechen, und besonders auch die Boisserée'sche Kunstsammlung besuchen, ‚welche schon allgemeines Aufsehen erregte und von allen Seiten die Freunde altdeutscher Kunst anzog‘ [1].

Am 7. August trat er die Reise an und verweilte in Heidelberg vier Tage, die er oft später noch ‚ereignißvolle Tage‘ nannte. Schlosser, den er sofort besuchte, freute sich darüber, daß er mit jugendlicher Begeisterung nach einem hohen Ziele ringe, billigte die Pläne einer Reise nach Italien und Nordamerika, aber stellte ihm mit eindringlichen Worten vor, daß er sich ein festes, bestimmt umschriebenes Feld der Thätigkeit auswählen müsse, wenn er Dauerndes schaffen und im Schaffen eigene Befriedigung finden wolle. ‚Ich war nach dem Gespräch‘, schreibt Böhmer, ‚gleichsam geistig geprügelt und ging furchtsam, daß man mir es ansehen möge, über die Straße.‘ ‚Am 12. ging ich nochmals zu Schlosser. Nun war ich mir klar geworden. Ich wußte, daß all' mein Mißbehagen nur daher gekommen war, weil ich mich mit nichts recht beschäftigt hatte. Meine Entschlüsse waren gefaßt und ich durfte Schlossern sagen, daß es nun nur noch der Ausführung gelte‘ ... ‚Meine Ideen wurden Vorsätze. Weg mit dem Beengenden, Kleinlichen, Hergebrachten! Der Geist steht frei für sich stets in urkräftiger Neuheit, er braucht keiner Gewohnheit zu folgen. Und am Samstag, als ich auf dem Schlosse war, als ich den Stückgarten betrat, wie kam es mir da entgegen? Was mahnten Ruinen? Vergänglichkeit ist das Loos der Gestalten: alles nur Schatten und Staub, unsterblich aber ist die Idee. Wer sich ihr geweiht hat: nach Jahrhunderten ist vielleicht Einer, der es wieder so thut und nichts ist gestorben. Dann die Kürze des Lebens, das nur einmal ist: wahrlich es ist die Narrheit zu groß, es bloß mit Narrheiten zuzubringen. Ich mag's nicht, ich will's nicht!‘

Und wie er bei Schlosser ‚einen tiefern Einblick bekommen in den Ernst der Arbeit‘, so erhielt er vor den Boisserée'schen Kunstwerken ‚unauslöschliche Eindrücke von der Erhabenheit und begeisternden Wirkung einer Kunst, die auf christlichem Boden erwachsen war und die ganze Innerlich-

[1] Vergl. Bd. 2, 27—28. Ueber seinen Aufenthalt in Heidelberg liegen ausführliche Aufzeichnungen vor.

keit des deutschen Gemüthes wiederspiegelte.‘ Schon bevor er mit dem Maler Xeller, der die ‚fremden Pilger zu den gleichsam neu entdeckten Kunstschätzen zu geleiten pflegte‘, die Bilder sah, hatte er aus Gesprächen, worin dieser ihn auf die Art und Entwicklung deutscher Kunst aufmerksam machte und an den deutschen Künstlern in Rom nachwies, was eine Kunst, die aus Liebe und Lust entsprungen, und was ‚ein Verein von gleichgesinnten frischen Menschengeistern‘ vermöge, die Ueberzeugung gewonnen, daß er seine ‚Fiorilliana und Göthiana modificiren müsse‘, und vor den Bildern selbst, vor van Eyck, Hemling, Schorell, Holbein u. s. w., vor denen er stundenlang saß, ‚legte er alle seine alten Meinungen ab.‘ Als er einmal in späteren Jahren der Frau Hofrath Sartorius in Göttingen seine Ueberzeugung aussprach, zum Verständniß der deutschen Dichter des Mittelalters sei nöthig, daß unser Sinn die neue allgemeine europäische, modern-antike Denkungsweise verlasse, und deutsch und christlich werde, fügte er hinzu: ‚Ich gestehe, daß ich mir diese Denkungsweise, so weit ich sie besitze, nicht zuerst aus den Dichterwerken erworben habe, sondern daß mir vor der Boisserée'schen Gemäldesammlung darüber plötzlich ein Licht aufging. Da sah ich mit einem Male, wie schnöde verkannt unser Größtes ist, und daß z. B. statt der vorgeworfenen Steifheit, Lieblichkeit und Grazie gerade eminente Eigenschaften unserer Alten sind‘ [1]. Er fühlte sich ‚wie neugeboren‘. ‚Summa‘, schreibt er, ‚wie Göthe sagt:

Christkindlein trägt die Sünden der Welt,
Sankt Christoph das Kind über Wasser hält,
Sie haben es beid' uns angethan,
Es geht mit uns von vornen an.‘

Seitdem war sein Geist wiederum in ‚christlicher Strömung‘ und wollte ‚in den christlichen Schönheitsidealen das beste innerste Wesen des Christenthums erkennen und das edelste Beförderungsmittel der in unserer Zeit so tief gesunkenen religiösen Gesinnung‘. ‚Die Kunst wurde‘, wie er nach geraumer Zeit selbst es aussprach, ‚sein Abgott‘ [2], aber wie sehr er sich auch irrte und enttäuscht fand, so ging doch all' sein Streben und Arbeiten aus den reinsten Beweggründen hervor, und darin lag reicher Segen für ihn und für Andere.

---

[1] Bd. 2, 119.
[2] Bd. 2, 157.

III.

Reise nach Italien.

(1818–1819.)

‚Ich werde also', schrieb Böhmer am 17. September 1818 seinem Freunde Schulz, ‚in wenigen Tagen nach Italien, dem Lande meiner Sehnsucht, dem Tempel der Kunst, mit Struckmann und einigen andern Gefährten abreisen, und ich gehe mit dem ernsten Willen über die Alpen, redlich zu streben, unbefangen zu urtheilen und jede Gelegenheit zu benutzen, damit die Reise für mein Leben fruchtreich werde.'

Am 21. September verließ er Frankfurt und führte gleich vom ersten Tage an ein sehr ausführliches Reisetagebuch, worin er Alles, was er ‚Bemerkenswerthes sah und hörte, alle seine Beobachtungen, Eindrücke und Gespräche verzeichnete' [1]. Wir können daraus für unsern Zweck und dem Umfang unserer Arbeit gemäß nur die ganz besonders charakteristischen Stellen entnehmen.

Die Reise ging zunächst nach Heidelberg, wo Böhmer mit den Genossen zweimal die Boisserée'sche Gemäldesammlung besuchte und nicht müde werden konnte, sich die Eigenthümlichkeiten deutscher Kunst noch recht einzuprägen, um desto besser die Hauptwerke christlicher Malerei und insbesondere die Raphaelischen Schöpfungen aus unmittelbarer Anschauung in Italien zu würdigen. Bertram, der bekannte Freund der beiden Boisserée, ‚der ächte Gallerieinspektor und commentarius perpetuus' der Bilder [2], machte den Interpreten und ‚er erwies sich uns', schreibt Böhmer, ‚bei einer 7½stündigen Erklärung der Bilder so freundlich, daß wir nicht mehr von seiner Gefälligkeit sprechen konnten, sondern vielmehr von seiner Aufopferung.' Auf der weitern Fahrt durch das herrliche Baden überraschte Böhmer der schöne Menschenschlag unter den Bauern, der Anblick der reichen und wohlaussehenden Dörfer und er rief aus: ‚Hier ist Frucht der Freiheit. Weg mit der Leibeigenschaft! Nur der freie Bauer ist wahrhaft thätig und mannhaft.' Und in seinen ‚Begriffen von der Mannhaftigkeit des frühern deutschen Bürgerthums' wurde er in Straßburg und Freiburg bestärkt, wo die beiden Münster auf ihn einen ‚so gewaltigen, so unbeschreiblichen Eindruck ausübten', daß ihm, heißt es in einem Briefe an Wippert, ‚von nun an kein Zunftgelehrter mehr einreden könne: das

---

[1] Das Tagebuch ist über 600 Quartseiten stark. Auch liegen noch allerlei vereinzelte Blätter, und außer den Bd. 2, 28—45 mitgetheilten Briefen noch viele Stücke von Briefconcepten vor.

[2] Vergl. die Briefe von Görres und Göthe an S. Boisserée in: Sulpiz Boisserée (Stuttgart 1862) Bd. 1, 347 und Bd. 2. 298.

Mittelalter, welches solche Werke schuf, sei ein Zeitalter der Barbarei gewesen.' Diese beiden Dome schienen ihm ,allein ausreichend, um das Zeitalter, welches sie hervorbrachte, als ein kräftiges, hochcivilisirtes darzustellen'. ,Nicht bloß Kunst', sagt er, ,sondern Manneskraft kann man daran studiren. Was hat denn unsere Zeit Aehnliches aufzuweisen? Durch Literatur und Philosophie allein kann kein Volk gesund werden.'

In ,jugendfrischer, gehobener Stimmung und von der erhabenen und mächtigen Alpenwelt im Innersten freudig erschüttert und zu Muth und Selbstvertrauen gemahnt', verweilten die Reisenden mehrere Wochen in der Schweiz und hatten dort ,mit vielen Stürmen zu Wasser und zu Land zu kämpfen'. Aber ,nachdem wir einmal', schreibt Böhmer, ,auf dem Züricher See, von einem heftigen Unwetter überrascht, in Lebensgefahr gewesen und zwar ohne Furcht und Zagen, bekam ich Lust an Gefahren und Mühen', und diese wurden ihm und den Gefährten bei einer zweimaligen Besteigung des Rigi und bei den weiteren anstrengenden Fußreisen über den Simplon, wo sie sich selbst ,Wege bahnen, über Felsblöcke steigen und oft bis an die Kniee durch den Schnee waten mußten, noch in reichlichstem Maße zu Theil'.

Am 13. October kamen die Freunde in Mailand an und von dort ging die Fahrt über Florenz nach Rom, welches sie am 16. November glücklich erreichten. Wie sehr Böhmer vor übertriebenen Erwartungen sich zu hüten gesucht hatte, so war er doch bei seiner Ankunft in der ewigen Stadt ,auf das unangenehmste getäuscht', als er die Kirchen am Thore viel kleiner fand, als er sie sich nach Piranesis Kupferstichen vorgestellt hatte, und die Hauptstraße, den Corso, schmäler noch als den großen Hirschgraben vor seinem Geburtshause in Frankfurt. Welch' einen andern Begriff hatte er sich von Roms antiker Physiognomie gemacht! Daß dort das Alterthum überall von dem neuen Leben benagt worden und sich nur gleichsam in einigen zum Andenken übrig gelassenen Haupt- und Cabinetsstücken noch vorhanden zeigte, war ihm ein überaus widriger Anblick. Aber er fand sich bald zurecht. Schon im December schrieb er: ,Es gefällt mir hier mit jedem Tage viel besser, die Zeit entflieht mir schneller als je in meinem Leben und nur mit Schaudern denke ich an den Tag, an welchem ich dieses einzige Rom verlassen muß' ... ,Rom, welches mich im Anfange bitter täuschte, übertrifft jetzt alle meine Hoffnungen ... Alle guten Geister loben den Herrn und ich habe hier eine Gesellschaft guter Geister gefunden, die mir zum Vorbilde dienen sollen und deren ich mich durch offenen Sinn und reges Streben würdig machen will.'

Die ,Gesellschaft der guten Geister', in welche Böhmer eintrat, war die der deutschen Künstler in Rom, von denen er gleich am Tage nach seiner Ankunft den Maler Dieterich, den Architekten Müntler und den

Kupferstecher Barth kennen lernte. Er kam gerade zu glücklichster Zeit, wo die größten und würdigsten Vertreter der ‚aus der Klosterstille eines kleinen Freundekreises' längst herausgetretenen neudeutschen Kunst aus allen Theilen Deutschlands, von der Nordsee und den Alpen, vom Rhein, der Donau und der Oder noch beisammen waren, wo außer den Genannten Männer wie Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit, Eberhard, Passavant, Koch, Amsler, Olivier, Ramboux, Mosler, Hermann, Plattner und noch viele Andere ein ‚geistiges Deutschland' bildeten, wie es im Vaterlande selbst an keinem einzelnen Orte gefunden werden konnte. Alle diese Künstler hatten den Muth, mit jugendlichem Eifer dem verrotteten akademischen Unwesen entgegenzutreten, und den italienischen Formalismus und die neufranzösischen Kunsttraditionen kühn durchbrechend, suchten sie ‚in das Wesen, in die Gestalt der Dinge einzudringen, um Geist und Leben zu gewinnen und zu verbreiten'. Wie ‚im Namen aller Besseren unter den Kunstjüngern sprechend', hatte Cornelius, befragt über die Zwecke der Kunst und den Stil christlicher Ideale, schon viele Jahre früher geschrieben: ‚Vor allem möchte ich anschaulich machen, daß mein Bestreben keineswegs ein Beschwören eines längst abgeschiedenen Geistes ist, sondern daß ich mich nur in so fern an das Alte schließe, als es Raphael gethan, als es Virgil an Homer, als es Göthe und Schiller an Shakespeare gethan. Und so ist alles Große und Herrliche entstanden, so schritt die Menschenbildung von Zeitalter zu Zeitalter, und Jahrhunderte reichten sich die Hände. Wie arm hat sich unsere Zeit das Ingenium der Menschheit gedacht, da sie sich ein Ideal machen wollte für alle Zeiten! wie äußerlich ist nicht die Entäußerung des Aeußerlichen! Wo ist ein Kunstwerk dieser Art, das wahre Innigkeit und tiefes, heiliges Leben athme? das ächte Ideal aller Zeiten!' [1]

Unter diesen Künstlern, die ihren Sammelplatz vorzüglich im Café Greco gefunden, verbrachte nun Böhmer volle fünf Monate und sein Tagebuch gibt uns genauen Bericht über die einzelnen Unterhaltungen, die er im täglichen Verkehr mit denselben beim Besuche der Kirchen, der alten Bauwerke und Ruinen, der Gallerien und Ateliers gepflogen, über die Belehrungen, die er empfangen: wie Cornelius ihn in den Geist der Raphaelischen Schöpfungen einführte, Mosler über die Entstehung und Ausbildung der gothischen Baukunst Aufschlüsse gab, Amsler die Neubildung der Kupferstecherkunst erklärte, Barth den Unsegen der modernen Kunstakademien nachwies und Koch mit Humor und Sarkasmus gegen falschen Kunstgeschmack und das manierirte Franzosenthum loszog. Die gewaltigste

---

[1] Ein Brief an den Primas Dalberg, aus dessen Originalconcept (ohne Datum) Böhmer Abschrift nahm.

Wirkung übte auf ihn der Umgang mit Cornelius, dessen ritterliche, heldenhafte Persönlichkeit ihm imponirte, und in dessen Schöpfungen er damals schon die antike Schönheit der Formen, das tiefsinnige Gemüth des Mittelalters und die Ideenfülle der Neuzeit harmonisch verbunden und verkörpert sah. Er konnte nie genug das Glück seines römischen Aufenthaltes preisen. ‚Wie war es damals so schön‘, schreibt er, ‚als ich einen großen Kreis von Kunstjüngern kannte, die der Kunst um ihrer selbst willen huldigten, sie mehr liebten als das Leben und vollends als schmutziges Geld oder weltliche Ehre, eitlen Ruhm oder Gnadenbezeugungen der Großen; als ein armes, einfältiges, religiöses, häusliches Leben in Zufriedenheit und Genügsamkeit und das Verehren der großen alten Meister unsere Freude, das Aufsuchen des von ihnen betretenen Pfades unser eifriges Streben, Reinheit der Sitten und des Gedankens unser Glück, Lauschen und achtsames Hören auf die Stimme Gottes in unserem Innern unsere tägliche Uebung, enge Verbrüderung Aller zu einem hohen gemeinsamen Ziel unser heiliges Palladium war! Was hoffte ich damals, welche Gelübde that ich, wie rang ich: und der Segen goß sein Horn aus und es gedieh Alles über Hoffen und Verstehen.‘

Auch von den geselligen Abenden im Café Greco oder in der Sabina, von mehreren Künstlerfesten, die während seiner Anwesenheit in Rom gefeiert wurden, und dem ganzen Leben und Treiben der Künstler entwirft Böhmer allerlei, bisweilen recht lebhafte Schilderungen, die keineswegs den gleichzeitigen Briefen Niebuhrs, sondern durchaus den Worten entsprechen, welche Cornelius über das anregende und heitere Zusammensein und über Geist und Streben der Kunstgenossen an den Grafen Racynski richtete. ‚Es ist mir unmöglich, den Kreis geistiger Entwicklung während meines Aufenthaltes in Rom in kurzen und dürftigen Notizen darzustellen; aber ich darf sagen, es wurden die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist. Ich spreche hier nicht blos von mir, sondern von jenem Verein von Talenten und Charakteren, die getragen waren von allem, was das Vaterland und Italien Heiliges, Großes und Schönes, was der begeisternde Kampf gegen französische Tyrannei und Frivolität, der alle besseren Gemüther so tief aufregte, damals in so reichem Maße darbot.‘ Fast vierzig Jahre nach seinem ersten Aufenthalt in Rom äußerte sich Böhmer, in sehnsüchtiger Rückerinnerung an die dort verlebte Zeit, über das Leben und Schaffen der Künstler: ‚Es war darin keine Spur von Trivialität, alles war voll Inhalt, voll sprühender Funken, kein Gespräch ohne ein fermentum cognitionis, zwar noch viel wildes Fleisch, aber an einem starken Körper, manch' ungeschliffener Diamant, der aber mit seinem eigenen Staube geschliffen wurde. Freilich herrschte oft bei den Zusammenkünften eine so ungebundene Fröhlichkeit, daß ein Fernstehender, dem es unbekannt, wie

dieselben Männer, von den höchsten Idealen erfüllt, den Tag über rastlos schufen, leicht einen verkehrten Begriff von ihnen sich bilden konnte.‘ Die Unterhaltung erstreckte sich über alle möglichen Gebiete des Wissens, über alte und neue Kunst und Literatur, über Philosophie, Musik u. s. w. und wenn dann auch Barth (oft so sonderbar gekleidet, daß Böhmer an den Archivarius Lindhorst in Hoffmanns goldenem Topf erinnert wurde) mit seinen Paradoxen dazwischenfahrend z. B. die Buchdruckerkunst als eine schädliche Erfindung erklärte, weil ‚durch sie das innere Leben des Volkes aufgehört habe‘, oder ein andermal Schellings System so darstellte, daß den frommen Eberhard ein Grausen überfiel, so brachte das keinen langanhaltenden Mißton in die Gesellschaft, und es erhöhte nur den allgemeinen Frohsinn, wenn z. B. Koch mitten im ernsten Gespräch plötzlich wie ein Hahn zu krähen anfing, oder von einem Tisch auf den andern sprang und rief: ‚Steigt mir nach über die Berge.‘

Besonders lebhaft ging es oft unter den ‚guten Geistern‘ zu, wenn auf religiöse Dinge die Rede kam: das Verhältniß zwischen der katholischen Kirche und dem Protestantismus besprochen: die Nothwendigkeit eines neuen allgemeinen Concils zur Ausgleichung der Gegensätze betont und die Frage erörtert wurde, ob nicht eine Menge von Protestanten sich zum Uebertritt vereinigen, vorher aber Bedingungen stellen sollte, ‚die dann die katholische Kirche nicht abschlagen könne.‘ So oft dabei das Wort ‚Kirche‘ vorkam, dachte Böhmer (schon seit Jahresfrist Doctor auch des Kirchenrechts) anfangs unwillkürlich [1] an irgend ein Gotteshaus, etwa an die Peterskirche in Rom, und er wurde ‚wie in einen neuen Ideenkreis versetzt‘, als ihm einmal auf seine Nachfrage einer der Künstler den ‚Begriff und das Wesen der Kirche‘ nach katholischer Lehre erklärte und aus der Geschichte die Wirkungen des festen und wohlgegliederten Baues ihrer Hierarchie nachzuweisen begann. Das gab ihm ‚Anstoß zu Nachforschungen‘, die ihn, wie wir sehen werden, in seinen späteren Werken zu großen Resultaten auf dem Gebiete der Geschichte führten, aber persönlich sich in Gehorsam einem bestimmten Glaubenssystem unterwerfen, war in seinen Augen eine Verletzung der menschlichen Freiheit, über die er damals sehr weitgehende Ansichten hatte! Ja, wie zum Erweise der Richtigkeit seiner Worte, daß in der Gesellschaft der guten Geister ‚noch viel wildes Fleisch‘ vorhanden, ging er nach dem Berichte seines Tagebuches so weit, daß er eines Abends, nach einer Religionsdebatte, ‚beim Nachhausegehen mit Cleß (später Hofprediger in Stuttgart) das Katholischwerden verfluchte‘. ‚Ich hatte‘, fügt er hinzu, ‚ein wenig zu viel von dem köstlichen Safte getrunken, und darum war es mir sehr warm.‘ Seine ‚Vorstellungen vom Katholicismus‘

[1] Vergl. S. 25 und Cornill: Joh. David Passavant (Frankfurt 1864) 1, 67.

waren ganz eigenthümlich. Er fand allerdings, daß derselbe ‚keineswegs so dumpf und dumm‘ sei, wie er wohl geschildert werde, daß er ‚im Gegentheil weit heiterer und lebensfroher als der Protestantismus‘ sei, aber in letzterem, behauptet er, herrsche eine größere Moralität. ‚Der Protestantismus‘, unterschied er, ‚sieht auf das Praktische, das Sittliche; der Katholicismus auf den strengen Glauben, in dem er Vergebung findet auch der größten Laster‘; er imputirte also durch eine merkwürdige Verkennung dem katholischen Lehrsystem die Lehre von der sola fides, und darum erschien es ihm verwerflich! Nichtsdestoweniger konnte sein gesunder Sinn in das bei den Protestanten so häufige Verdammungsurtheil über die damals zahlreichen Uebertritte zur Kirche nicht einstimmen. ‚Die Thatsache‘, schreibt er, ‚ist mehr mit Leidenschaft beurtheilt, als ruhig in ihrer ganzen Bedeutung erwogen, sie ist mehr verdammt, als erkannt worden . . . Es sind so ausgezeichnete Männer übergetreten, daß kein näher Unterrichteter es bezweifeln wird, daß nach Wegrechnung der von falschen Rücksichten bewegten noch verhältnißmäßig genug übrig bleiben, um diese Erscheinung höchst auffallend zu machen. Sehen wir zuerst das Zeitalter im Allgemeinen an, so war der besonders noch vor einigen Jahren (zur Zeit als schon solche Uebergänge geschahen) allgemein herrschende Indifferentismus denselben durchaus nicht günstig. Bei allen den nicht von ihm Beherrschten ist gewiß mit Wahrheit anzunehmen, daß ihnen die Religion, welche ihnen in ihrer Kindheit gelehrt worden, welche sie bisher befolgt hatten, am theuersten war; es ist gewiß mit Wahrheit vorauszusetzen, daß nur nach Kämpfen im Innern der Uebertritt erfolgt ist, der äußerlich noch durch so viele Bande der Freundschaft und Verwandtschaft erschwert wurde. Ja, wenn wir diese an und für sich entgegenstehende Hindernisse bedenken und richtig erwägen, so wird es uns nicht unverborgen bleiben, daß selbst bei den geistig Beschränkteren große Gegengründe waren, welche sie eigentlich von diesem Schritte hätten abhalten müssen, und daß es selbst schwer gewesen seyn mag, den Eigennützigen etwas zu bieten, welches die Nachtheile wieder aufhob, welchen dieser Schritt sie aussetzte.‘ Als unrichtig verwirft er dann die Meinung, daß die Convertiten bei ihrem Schritte durch ‚den äußern Glanz der römisch-katholischen Kirche verblendet‘ worden, aber in die innern Gründe der Conversionen geht er nicht näher ein und erwähnt nur, daß darüber unter den Künstlern oft lebhaft gestritten worden und selbst heftige Aeußerungen gefallen seien. Aber wie heftig auch am Abend die Geister auf einander platzten, am andern Tage lautete die Parole wieder: ‚Waffenbrüderschaft zu einem hohen Ziel, das wir nicht wie eine Schanze plötzlich erobern können, sondern mit saurer Mühe erkämpfen müssen‘, und ‚Groll‘, sagt Böhmer, ‚kam nie zwischen uns auf‘.

Nur der ‚Philosoph‘ Arthur Schopenhauer, der später berühmt ge-

wordene ‚Sonderling von Frankfurt‘, bildete mit seinen mephistophelischen Witzen eine Zeitlang ein störendes Element unter den Genossen; als er sich aber einmal zu der Behauptung verstieg: die deutsche Nation sei von allen die dümmste, habe aber gleichwohl ein Uebergewicht über die andern erlangt, weil sie gar keine Religion besitze, da erhob sich unter den Anwesenden ein Sturm der Entrüstung und mehrere Stimmen drangen darauf: ‚Laßt uns den Kerl hinauswerfen.‘ Seitdem hütete sich der ‚Philosoph‘ vor dem Café Greco. Auch gegen Franzosen und Engländer prahlte Schopenhauer: ‚er schäme sich, ein Deutscher zu sein, weil die Nation so dumm sei‘, und ein Franzose, der solche Tiraden angehört, sagte einst zu Böhmer: ‚Wenn ich das Unglück hätte, so über meine Nation zu denken, so würde ich wenigstens vor Niemanden darüber sprechen.‘ ‚Schopenhauer ist ein completer Narr‘, schrieb Böhmer, und in einem Briefe an L. Harnier äußerte er die Ansicht, ‚man müsse zum Wohle des Volkes die gesammte Sippe der undeutschen und religionslosen Philosophen einsperren lassen.‘

Es ist übrigens leicht erklärlich, daß Schopenhauers Auslassungen Entrüstung hervorriefen in einer Genossenschaft von jungen Männern, ‚die das Christenthum in seine Rechte wieder eingesetzt wissen wollten und, von heißer Liebe für alles Vaterländische erglüht, mit ihrer ganzen Kunst nichts Anderes bezweckten, als mitzuwirken an dem neuen Werke der Zeit, an der Wiedergeburt des deutschen Volkes, dessen unter der Fremdherrschaft gestählte Kraft nach schweren Kämpfen die Freiheit errungen hatte; und die Alle an eine große Zukunft der Nation eben so fest glaubten, wie an sich selbst.‘ Wurden auch bisweilen unter ihnen darüber Klagen laut, daß ‚das Vaterland sich der deutschen Künstler, die auch im Auslande echt deutsch geblieben, nicht annehme‘, so gab doch keiner der ‚Ritter von der deutschen Tafelrunde‘ die Hoffnung auf, daß sie dereinst auf heimischem Boden die heimische Kunst würden pflegen können. Und wie sie selbst durch die Kunst patriotische Gesinnungen fördern wollten, so müßten auch, glaubten sie, alle Wissenschaften, insbesondere die Literatur und Geschichtschreibung, ‚eine durchaus patriotische Richtung und eine bessere Tendenz für's Leben nehmen.‘ Als Vertreter dieser neuen Richtung in der Literatur feierten die Freunde an den geselligen Abenden den lebensfrischen Ludwig Uhland, welcher in der deutschen Jugend Muth und Selbstvertrauen wachrief, und Friedrich Rückert, der persönlich an ihren Bestrebungen in Rom Antheil genommen, ‚eine Fülle von neuen Gedanken gespendet hatte und überall in einem gar guten Andenken stand.‘ Weniger begeistert war man für Göthe. Man sang gern seine Lieder und trank an der Tafelrunde ‚auf das Wohl des Altmeisters deutscher Dichtkunst‘, aber man hielt dafür, daß seine vaterländischen Gefühle, unter deren Einfluß er den Götz von Berlichingen geschrieben und den Straßburger Münster verherrlicht habe, längst

verklungen seien, und man konnte sich mit dem Geist seiner späteren Schriften und Kunsturtheile nicht befreunden. ‚Göthe ist zu alt‘, sagte Cornelius einmal, ‚und sollte nicht mehr schreiben‘, und Böhmer meldete seinem Freunde Dr. V. Müller: ‚an Göthe bin ich in Rom irre geworden, denn ich kann mich der Ansicht meiner hiesigen Künstlerfreunde nicht verschließen, daß, wenigstens vorläufig, uns Deutschen nur das vom nationalen Geiste Beseelte nützen kann. National, nicht universal ist jetzt unser Aller Losung.‘ Und in gleichem Sinne bezeichnet er in einem Briefe an Pfeiffer [1] als das wichtigste Resultat seiner Reise: ‚die erhöhte Schätzung und Liebe alles Vaterländischen.‘ ‚Das Vaterländische aber‘, sagt er anderwärts, ‚kann man nur lieben, wenn man es kennt. Man liebt nur dauernd, was man kennt. Seine Kenntniß liegt in der Geschichte, in der Sprache und Literatur, in der Kunst. Letztere will ich zuerst studiren.‘ ‚Ich spüre den größten Drang in mir, von nun an nicht mehr abzulassen, Kunstwerke zu beschauen und zu erkennen. Besonders freue ich mich darauf, mich in die gothische Baukunst einzustudiren, weil wir darin die herrlichsten Denkmäler haben und dieß ein Gegenstand ist, der am meisten in der ganzen Kunst mit unserer deutschen Geschichte und Individualität zusammenhängt.‘ Auch die altdeutsche Literatur trat in Rom näher an Böhmer heran, und wenn er auch der Ansicht war, daß ihr Werth von den deutschen Künstlern überschätzt werde, so pries er doch schon ‚die Kernkost, welche das Nibelungenlied enthält‘ und wollte ‚lieber bei ihr ein tüchtiger Bürgersmann sein, als poetisches Confekt beim Theetisch ablecken.‘ [2]

Während so die ‚deutsche Colonie in Rom in ihrer ganzen Geistesrichtung und in all' ihren Zukunftsplänen nur nach Deutschland blickte‘, und während Böhmer mit Begeisterung an einem großen Manifeste [3] arbeitete, an zwei Freunde gerichtet, denen er ‚den Geist der neuen Zeit und wie sich Jeder an seinem Werke für's Vaterland betheiligen müsse‘, zu erklären suchte: rief die Nachricht, Kaiser Franz, der ehemalige Hort des Reiches, komme zu Ostern 1819 nach Rom, unter den deutschen Künstlern eine große Bewegung hervor, und man hörte die Hoffnung äußern, mit dem Kaiser werde nach seiner Rückkunft in Deutschland gleichzeitig die neudeutsche Kunst in Wien ihren Einzug halten. Man weiß, wie bitter diese Hoffnungen getäuscht wurden [4]. Dem Kaiser Franz war beigebracht worden: auch die ‚neudeutschen Künstler, im deutschen Rock und Barett‘, gehörten zu dem ‚revolutionären deutschen Jünglingsbunde‘, und

[1] Vergl. Bd. 2, 31.
[2] Vergl. Bd. 2, 41.
[3] Nur ein Theil desselben liegt vor, Bd. 2, 32—37.
[4] Vergl. Cornill 1, 68.

so erklärt sich schon allein hieraus das geringe Interesse, welches er der ihm zu Ehren veranstalteten großartigen Kunstausstellung im Palazzo Caffarelli widmete. Der Kaiser kaufte nichts, und sein allmächtiger Minister Fürst Metternich feilschte unfürstlich um den Preis einer schönen Landschaft, die er bei dem deutschen Maler Rhoden bestellt hatte. Rhoden hatte für dieselbe nur ein Geringes mehr gefordert als ihm ein Frankfurter Bürger kürzlich für eine ähnliche bezahlt, aber der Fürst bot ihm nur die Hälfte des Preises! Der Künstler behielt sein Werk, und es gab Freunde, die ihn darum beglückwünschten, weil Fürst Metternich ein schlechter Zahler sei. Aber diese Freunde thaten dem Fürsten Unrecht. Fürst Metternich war Protector der Kunst, zwar nicht der deutschen, revolutionären, aber der französischen, die seinem Salongeiste besser entsprach. Für ungeheuere Summen kaufte er sich — französische Modebilder, und bezahlte sie baar. Was lag ihm daran, daß die deutschen Künstler sein Benehmen undeutsch und unwürdig fanden und Rhoden, über die ihm gewordene Behandlung auf das tiefste verstimmt, im Café Greco ausrief: ‚Will einer meiner Söhne auch ein Künstler werden, so werde ich ihn so lange prügeln bis er den Gedanken aufgibt, und wenn ich selbst auf eine andere Art unterzukommen weiß, so gebe auch ich die Kunst auf.‘ Böhmer schreibt über die Ausstellung im Palazzo Caffarelli: ‚Es war für die Kunst ein epochemachender Moment. Die so mühsam durch die Schranken, welche das Akademiewesen ihrem Geiste, welche große Entbehrungen ihrem äußern Fortkommen entgegengesetzt, sich durchgekämpft hatten, standen als Ueberwinder durch zeugnißgebende Werke zum erstenmal im großen Vereine beisammen. Die einzelnen Pfeile erschienen in einem starken Bündel. Aber die schnöde Aufnahme, die ihnen wurde, zeigte ihnen bald die Unrichtigkeit der gehegten Hoffnungen, und lauter als je schien der Satz sich auszusprechen, daß das Gediegene, das wahrhaft Große, nach wie vor, nicht unter den Großen der Erde, sondern nur unter Hirten und Fischern gedeihe.‘

An den Aufenthalt des Kaisers in Rom knüpft er noch folgende Betrachtungen: ‚Die Kälte, mit der ihn die Römer aufnahmen, entsprach ihrem Sinne und dem der übrigen Italiener, bei welchen der Haß und die Verachtung Oesterreichs doch noch größer sind, als die Unterwürfigkeit unter dasselbe. Dieses schien mir nicht unmerkwürdig. Dann auch der Augenblick, welcher, die Geschichte seit Jahrhunderten gleichsam wie in einem Spiegel zeigend, mich den Kaiser Franz nach so vielfachem Schicksal, nach solchem Unglück in früheren Jahren, aber nun der Besieger und Beherrscher Italiens, in der Peterskirche vor dem Grabe der Gräfin Mathilde sehen ließ, auf deren Sarkophag die Demüthigung Heinrichs IV. zu Canossa abgebildet ist.‘ Bei den kirchlichen Functionen zeigten der Kaiser und die Kaiserin die größte Andacht, aber das ganze hohe Gefolge

benahm sich durch Schwätzen und Lachen so unwürdig, daß Böhmer noch im Alter von den widrigen Eindrücken sprach, die er davon empfangen hatte.

‚Ueberhaupt machte die ganze Kaiserparade‘, schreibt er, ‚auf die deutsche Gesellschaft in Rom einen überaus ungünstigen Eindruck, und die Nachrichten, die wir aus Deutschland empfangen, regen uns unglaublich auf; Sands kühne That steht dabei obenan. Mit der Zeit stiller Denkungsart ist es vorüber, Actionsgedanken dringen mit Recht in die Jugend ein, die man um alle Hoffnungen ihres Patriotismus betrogen hat.‘ So absonderlich dieser Ausspruch von ‚Actionsgedanken‘ und der Wahlspruch Huttens, den er ein andermal anführte, für Böhmer selbst in seinen reiferen Jahren geklungen haben mag, so war er ihm damals doch ‚aus dem Herzen geschrieben‘ und er zeugt dafür, wie weit sogar unter den Edelgesinnten der ‚allgemeine Ton der Verdrießlichkeit und Unzufriedenheit mit allem Bestehenden damals um sich gegriffen‘. Während Böhmer noch im Jahre 1817 trotz aller Einsicht in das Elend der politischen Zustände Deutschlands jede ‚revolutionäre Auflehnung gegen das Bestehende perhorrescirte‘ und der Ueberzeugung war, daß auch im staatlichen Leben nur Liebe und Vertrauen helfen könne, und das eigentliche Heil für die Nation nur von der Pflege und Förderung ihrer geistigen Güter zu erwarten sei, hatte er nunmehr mit seinen Freunden in Rom alle ‚Furcht vor dem revolutionären Geiste verloren‘ und war weit entfernt das Bestreben derjenigen zu tadeln, die ‚eine Veränderung in den staatlichen Verhältnissen verlangten‘. ‚Unsere geordneten Mächte‘, sagt er, ‚begreifen nicht den Geist der Zeit und bieten keine moralischen Kräfte auf, sondern wollen mit dem Polizeistock regieren. Der frühere Haß gegen die Fremdherrschaft hat sich darum in Haß gegen das verkehrt was an ihre Stelle getreten ist und ebenso wie jene allen Aufschwung deutschen Geistes niederhält. Was Wunder, wenn wir einig werden in der Losung: es muß anders werden.‘ Wie es aber anders werden, wie man ‚zum Nutzen des Volkes praktisch vorgehen‘ solle, darüber war er sich eben so unklar, wie es seine ‚im dunkeln Drange edel strebenden Freunde‘ waren, die gelegentlich mit ihm auf ‚Freiheit und Gleichheit‘ tranken, die ‚das stehende Militär als eins der größten Uebel abgeschafft‘ und den ‚Volkswillen‘ zur Geltung gebracht wissen wollten. Nur über ‚die Nothwendigkeit des Anderswerdens‘ war man sich klar, und Böhmer fand es empörend, daß die ‚Anhänger eines neu zu Schaffenden‘ als Revolutionäre bezeichnet würden, während man es ganz in der Ordnung finde gegen alle Volksrechte zu revolutioniren. Ueberhaupt, meinte er, sprächen nur diejenigen von revolutionären Umtrieben, ‚die da fürchten, daß ihre Schlechtigkeit aufgedeckt werde, die da fühlen, daß eine Macht im Anzuge ist gegen ihre Windbeutelei, ihre Niedertracht, ihre Sittenlosigkeit‘. Die Russen, sagt er weiter, verstehen un=

ter revolutionärer Gesinnung ‚jedes patriotisch Gute, weil sie uns schlecht und feige haben wollen, damit sie, wie sie wünschen, ungehindert in Deutschland herrschen können‘, und den russischen Geist erklärt er an einer andern Stelle ‚für den gefährlichsten und corrumpirendsten von allen fremden Geistern, die uns je beeinflußt haben‘. Man müsse ihn ‚mit siebenfachem Bann belegen‘.

In solcher Stimmung hörte er in Rom am 6. April 1819 von der Ermordung des ‚russischen Spionen‘ Kotzebue durch den schwärmerischen Sand und dieses ‚blutige Rachewerk‘ bildete von nun an den täglichen Gegenstand seiner Gespräche mit den Freunden. Er berichtet darüber ausführlich in seinem Tagebuch. Cornelius, der sich anfangs entschieden gegen Sand ausgesprochen und dessen Verbrechen unbedingt verurtheilt hatte, wurde schwankend in seinen Ansichten als ihm Böhmer den bekannten, zuerst von der Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Brief vorlas, welchen der Schwärmer kurz vor Verübung seiner blutigen That an die Seinigen erlassen hatte. ‚Einigemal‘, schreibt Böhmer, ‚unterbrach mich Cornelius und bewunderte die Grandiosität dieser Gesinnung. Am Ende sagte er: nun wisse er freilich nicht mehr, was er zu der Sache sagen solle.‘ Die Freunde stimmten darin überein, daß man das Ereigniß allerdings als ein schlimmes Zeichen der Krankheit der Zeit betrachten müsse, ‚diese sei aber aus den thörichten und despotischen Handlungen der Fürsten entstanden.‘ Kotzebue habe im Verein mit andern Romanschreibern vorzüglich unter der weiblichen Jugend in Deutschland viel Böses angerichtet, er habe Deutschland und seine Schriftsteller verleumdet, der Tyrannei geschmeichelt und sich als das niedrigste Werkzeug von Tyrannen gebrauchen lassen, endlich habe er die Verfassung des Großherzogthums Weimar frevelhaft angetastet: darum, meinte Böhmer, solle man das Urtheil über die ‚That‘ Sands dahingestellt sein lassen und sich ‚lieber an seinem Muth und Patriotismus erheben‘. Mit dem Briefe Sands, worin sich der Kampf eines edlen Gemüthes abspiegelt, welches den Verirrungen eines wilden Fanatismus erlag, machte Böhmer ‚bei allen Genossen die Runde‘, las ihn wieder und wieder vor und fand vor allen ‚gute Gesinnung und Ergriffenheit‘ bei Dieterich, Mosler, Passavant und Eberhard, mit denen er dann eine ‚besondere Feier‘ veranstaltete. ‚Wir sprachen lange und vieles‘, heißt es in seinen Notizen vom 30. April, ‚von vaterländischen Angelegenheiten und zum Lobe Sand's, alle auf's herzlichste und einstimmigste . . . dann gingen wir alle ernstheiter gestimmt zur Porta Pia hinaus. . . Wir gingen in die Tempelskneipe hinein und setzten uns um den Tisch. Wir sprachen nun gar mancherlei . . Sakontala, indische Mythen und Architektur. . . Lob des Ortes, wo man immer so zufrieden ist, mit wenigen heiter, mit vielen lustig. Zurückwünschung des Rückert. Obgleich Scirocco,

war die Aussicht auf die Campagna doch sehr herrlich. Gesänge: Heil unserm Bunde. Sands Gesundheit. Möge Gott ihm verzeihen, wie wir an ihm uns erheben. Das Lied: Mein Grab sei unter Weiden nach Eberhard's trefflicher Composition. Es war schon ziemlich Nacht als wir weggingen. . . Gerade um zwei Uhr kamen wir zu dem noch offenen Thore herein. Es begann etwas zu regnen. Der Soldat singt: chi siete. Dieterich antwortet ihm auch singend: siamo amici, und nun sang Alles lauter Ritornelle. Ich ging dann in die Borghese, wo ich den Ramboux und den Amsler traf, denen ich Sand's Brief auch noch vorlas. Sie sprachen nach ihrer Art weniger darüber, schienen aber ergriffen und gleichgesinnt.' ,Noch als Greise', sagt der Biograph Passavants über das Fest in der Tempelskneipe, ,erinnerten sich die beiden Frankfurter Freunde gern jener unvergeßlich schönen Stunden'[1], aber Böhmer urtheilte doch im Alter anders über Sands Verbrechen, als damals in Rom, wo er es dem Dr. Schöne, den er im Atelier bei Schnorr traf, als ,Thorheit' anrechnete, an dessen That den Maßstab irgend eines Moralsystems anlegen zu wollen, und wo ihm die Aeußerungen Plattners gegen Sand zum Beweise dienten, daß es ,selbst für einen Deutschen so schwer sei den neuen Geist zu begreifen'.

Böhmer hatte seinen Aufenthalt in Rom durch eine vierwöchentliche Reise nach Neapel und Umgegend unterbrochen[2] und diese Reise erschien ihm wie ,eine reizende Episode: mit dem interessantesten Alterthum in Pompeji und Portici, dem größten in Pästum, der herrlichsten Natur: sei es nun das klare Meer betrachtend mit seinen Inseln und Vorgebirgen, sei es der donnernde Vesuv (den er zweimal bestieg) oder das üppig bewachsene Land.' Aber das dortige Volk gefiel ihm durchaus nicht und so sehnte er sich nach dem ,liebenswürdigen, lebensfrohen, leichten Sinn der Römer' zurück, die ihm ,immer besser gefielen und noch viele Jahre lang immer wieder sehnsüchtige Erinnerungen weckten', denen er später an seinem Studirpulte in Frankfurt oft und gern nachhing. ,Ich lernte mich', schreibt er, ,in den Charakter des Volkes finden und wurde gerechter gegen dasselbe, und gewann nach und nach die lebensfrohe Ansicht, welche Italiens blauer Himmel als dort die einzig wahre zu bestätigen scheint. Ich fand hier in den Begriffen und der Denkungsart des Volkes noch die ächtesten Spuren des Alterthums, dessen eigentliches Leben doch wohl auch noch etwas mehr war, als seine todten Werke, deren Ueberreste sich mir nur als eine herrliche Folie zusammenstellten, auf der uns näher verwandt das christliche Mittelalter sich erhob. So war ich mit dem, was

---

[1] Cornill 1, 68.
[2] Vergl. die Briefe Bd. 2, 28—32.

erst mir widerwärtig erschien, versöhnt, und wie ich gleich Anfangs aus Grundsatz nicht dahin gestrebt hatte, gerade jeden berühmten Steinklumpen oder Schutthaufen zu besehen, sondern vielmehr mich einheimisch zu fühlen bemüht war: so ließ nun die schönste Gewohnheit italischen Lebens mich die frohe Gegenwart in ihrer Fülle genießen. Wenn auch im Vorbeigehen ernst es mahnte, daß das größte Werk, welches die Welteroberer hinterließen, ein Theater war, so schienen doch der grünende und blühende Frühling, welcher die alten Trümmer überdeckte, das Leben der Natur, welche nun wieder nach dem unvermeidlichen Gesetz sein altes Recht einnahm, an den frohen Augenblick zu erinnern, und bald brach ich mit gleichem Muthe mir eine Rose auf Tarpejäs Felsen oder eine Distel auf dem Grabe des Virgil. Die herrlichen deutschen Freunde, das lebensfrohe, poetische Volk, die klare durchsichtige Luft, die umgebenden Werke der Kunst: alles bildete einen unendlich schönen, beglückenden Verein.'

Er dichtete:

Wie nach langen Friedenszeiten
In des Kriegers eh'rnem Helm
Tauben sich ihr Nest bereiten:
So auch bist du eingezogen
In das Marsfeld neues Roma,
Eine Taub' im alten Helm.

Und ein andermal:

Von dem Scherbenberge tönet
Jubel her und Gläserklang,
Auf dem Coliseum blühen
Bunte Blumen sonder Zwang:
Unter fröhl'chen Italienern
Geht der Deutsche ernsten Gang.

Im Verkehr mit den ‚herrlichen deutschen Freunden' hatte er allmählich nicht bloß die Kunstansichten der neudeutschen Schule genauer kennen gelernt, sondern auch nach allen Seiten hin einen neuen bestimmten Standpunkt und neue Ansichten gewonnen. Durch richtigere Erkenntniß der alten Kunstwerke war er in das Mittelalter geführt und aufmerksam gemacht worden auf das damalige, in allen Beziehungen organisch entstandene und verbundene Leben, und dadurch hatte sich ihm ‚rückwirkend auch wieder bessere Einsicht in die Kunst im Allgemeinen' erschlossen und mit geöffnetem Sinne lernte er nun zugleich das Herrliche der alten Zeiten bewundern und mit warmer und steigender Theilnahme sich über das freuen, was er als die frischeste Blüte einer neuen Zeit unter seinen Augen entstehen sah. Wie mächtig auch die ‚italienische Kunst seit der Renaissance' auf ihn wirkte, so blieb er doch ‚dem Geiste der alt- und neudeutschen' treu, und

besonders bezeichnend dafür sind seine Worte: ‚die den Deutschen ganz eigenthümliche Grazie ist eine jungfräuliche zu nennen. Darum verkennt die moderne Welt, die von allen Dingen für Jungfräulichkeit am wenigsten Sinn und am wenigsten Achtung davor hat, diese Grazie so gänzlich. Welche Grazie aber bei den Italienern so großen Beifall findet, das ist die Grazie der Buhlerei oder der Ueppigkeit, welche schon bei Raphael und Titian fast vorherrschend ist.‘[1] Die Kunst, sagt er, soll ‚ernst und heilig sein und das Gemüth mit Ehrfurcht, Demuth und allen religiösen Gesinnungen erfüllen, und eine solche Kunst will ich mit vier meiner Freunde befördern.‘

Diese Freunde, die unter allen übrigen in Rom seinem ‚Herzen am nächsten standen‘, waren: Johann David Passavant, der sich mit ‚Mannesmuth durch alle Schwierigkeiten zur Kunst emporgearbeitet‘ hatte, ihm ‚auf das Freundschaftlichste entgegenkam und von allen Künstlern in Rom am meisten in Achtung stand‘; Julius Schnorr, der die ‚besondere Eigenschaft‘ besaß, ‚andere Leute wirklich ganz zu bezaubern‘; Samuel Amsler, dessen Innigkeit, Anspruchslosigkeit und Berufstreue Böhmer nicht genug zu rühmen wußte, und endlich Carl Barth, dem er seine gutherzigen Poltereien und Schrullen gern nachsah, sich an seinem ‚tüchtigen Wesen, seinem ächtdeutschen Charakter‘ erbauend. Mit diesen vier Freunden wurde die ‚Ausführung eines größeren Unternehmens verabredet, welches den religiösen Sinn befördern und zugleich ein bleibendes Denkmal ihrer treuinnigen Bruderliebe und ihres gemeinsamen römischen Aufenthaltes‘ sein sollte, nämlich ‚die Herausgabe einer Bibel, mit gestochenen Bildern nach Werken der neuen deutschen Künstler versehen, als deutsches National- und Volkswerk‘. Als hauptsächlichste Zwecke des Unternehmens zeichnete sich Böhmer auf: 1) Eine neue Bilderbibel soll geliefert werden, welche als deutsches Nationalwerk an die Stelle der Merianischen ꝛc. treten könne. 2) Durch Lieferung guter Werke soll der wahre Kunstsinn im Volke belebt werden. 3) Von dem Streben der neudeutschen Schule soll dadurch ein richtiger Begriff gegeben werden. 4) Die einzelnen deutschen Künstler, welche dieselbe bilden, sollen bekannter gemacht werden. 5) Durch Belebung des Kunstsinnes und größere Zugänglichkeit zu den Werken der neuern Schule hofft man auch größere Theilnahme an derselben und Gelegenheit zur Ausführung anderer Werke zu erhalten. Nur wahrhaft religiöse Darstellungen sollten gewählt, einige wenige Blätter nach Raphael, Albrecht Dürer, Fiesole ꝛc. zur Vergleichung geliefert werden und alle an dem Verein betheiligten ‚Kupferstecher nach Einem Geiste und zwar dem rechten (Strichmanier und bloße Wiedergebung der Zeichnung und des

[1] Bd. 2, 60.

Ausdrucks) arbeiten.' Schnorr war dazu ausersehen die erste Zeichnung zu liefern, Amsler und Barth wollten die ersten Stiche ausführen, Böhmer bezahlte bereits als ersten Zuschuß hundert Scudi und Passavant, der eben an seinen: ‚Ansichten über die bildenden Künste' arbeitete, sollte als Kunstschriftsteller mit der Feder für das Unternehmen thätig sein. Bei einem zur Feier von Albrecht Dürers Geburtstag, am 20. Mai, veranstalteten Künstlerfeste gelobten sich die Freunde zur Durchführung ‚des Nationalwerks' treu zusammen zu halten, und aus Böhmers Briefen erfahren wir, wie sehr ihm das Werk auch noch in späteren Jahren am Herzen lag.

Aber für Böhmer schlug wenige Tage nach dem Künstlerfeste die Stunde der Trennung ‚von dem einzigen Rom, wo alles großartig, wenn man es nur verstehen will, von dem guten Volke, von den deutschen Freunden, den Vorkämpfern des ächt deutschen Geistes, deren Achtung, Liebe und Vertrauen besessen zu haben' ihm als eine besonders glückliche Lebensfügung, ja als eine besondere Gnade des Himmels erschien. Von Woche zu Woche hatte er seine Abreise verschoben, und mit mehreren Genossen noch eine Excursion in das Sabinergebirge gemacht. ‚Wir kamen', schreibt er, ‚in jenen weniger von Reisenden besuchten, aber höchst malerischen und von einem wackern Volke bewohnten Gegenden bis an die Gränzen des Königreichs Neapel und erstiegen die hohen Gipfel des Apennins, wo in der Mitte des Mai noch reichlicher Schnee lag. Aber schon längst war der frische Winter in der Ebene vorüber und, in sie wieder herabgestiegen, drückte um so viel mehr der Scirocco und das schon lange gefürchtete Fieber stellte sich endlich bei mir ein. Augenblicklich mußte es die China bezwingen, aber mit der Abreise durfte nun nicht mehr gesäumt werden.' Aber bevor er die ewige Stadt verließ, wurde mit allen Freunden auf dauernde Brüderlichkeit noch Smollis getrunken. . . ‚Cornelius', heißt es in Böhmers Notizen, ‚schmollirte gleich mit mir und versicherte mich seiner immerwährenden Freundschaft hier, in Deutschland oder wo wir sein würden. Dann schmollirte ich mit Ramboux. . . Dann wurden zunächst patriotische Gespräche geführt. Cornelius und Plattner drangen auf Untersuchung, Kenntniß und Wiederbelebung des Alten, und fast schien es ihnen von mir widersprochen, als ich äußerte, daß ich mir das Kennenlernen und Untersuchen wohl gefallen lassen, auch das Wiederanwenden, wo noch Etwas bestanden habe, daß aber diese Ausbeute für die Praxis wohl gering sein würde, und ich allerdings auch glaubte, daß sich auf neue ganz einfache Grundsätze was Neues bauen ließe und mit Festigkeit. Cornelius sprach heftig gegen die Leute, welche so mit ein paar Worten alles schnell abthun wollen. Diese seien am wenigsten fähig was Besseres

zu machen und ihre Art sei eine wahre Krankheit in Deutschland. — Wir sprachen dann von dem freien und glücklichen Leben hier. Cornelius sagte, er sei nun schon neun Jahre hier, habe ein Weib genommen und Kinder erzeugt und doch wisse er weder etwas von Paß, Sicherheitskarte oder dergleichen. So auch Plattner. Ja, sagte ich, wohl kenne ich dieses reiche und schöne Leben in diesem Klima, dieser Gesellschaft, diesen Umgebungen. Manches davon fehlt in Deutschland. Aber ich hoffe, daß wir vorwärts schreiten, ich hoffe, daß sich eine Bahn öffnet mit starker Kraft für Freiheit und Recht zu arbeiten und die gute Sache zu fördern. Sollte aber dieß nicht sein, so wende ich Deutschland den Rücken und suche mir ein anderes Land. Ja, das thue ich auch, sagte Cornelius, dann kehren wir hierher zurück und setzen wenigstens dieses Leben fort.'

Passavant und Schnorr, die in Florenz einen gesünderen Sommer zubringen wollten als in dem fiebervergifteten Rom, gaben am 31. Mai dem scheidenden Böhmer das Geleit, und die Freunde verlebten herrliche Tage in Siena und Florenz, wo auch Cornelius, der die in Rom angefertigten Cartons zu den Fresken der Glyptothek nach München brachte, sich zu ihnen gesellte. In einem Briefe an seine Schwester vom 9. Juni [1] schildert Böhmer die Eindrücke, die er in Siena empfing, und Passavants Biograph berichtet uns, daß die Freunde dort besonders die im Saale der Libreria von Pinturicchio ausgeführten Fresken bewunderten, welche Leben und Thaten des Aeneas Silvius Piccolomini, nachherigen Papstes Pius II. darstellen. ‚Man erinnerte sich an dessen berühmte Briefe, die er als Legat in Deutschland geschrieben und in denen er unsere mittelalterliche Städteblüthe so bezaubernd schildert. Gemeinsam war man für jene Zeiten begeistert, in denen Leben, Staat und Kunst aus dem kirchlichen Boden einer sittlichen Religiosität hervorgewachsen und so herrlich gediehen waren. Böhmer dachte damals daran, diese Briefe für sein Volk zu übersetzen' [2].

Diese Reise war Böhmers letzte schöne Zeit in Italien. Nachdem er in Florenz von Passavant und Schnorr wehmüthig Abschied genommen, besuchte er noch Pisa und Bologna, aber das Fieber, woran er schon in Rom gelitten, nahm immer mehr zu. ‚Ganz abgemagert und entkräftet', schreibt er an Carl Mosler [3], ‚kam ich nach Venedig, wo mein als ein Engel der Rettung mir entgegen gekommener Freund der Dr. med. Müller (aus Frankfurt) wegen meiner allzugroßen Schwäche anfangs selbst an meiner Rettung zweifelte. Auch ich hielt mich für verloren und ärgerte mich be-

[1] Vergl. Bd. 2, 43—44.

[2] Cornill 1, 69.

[3] Aus Frankfurt am 23. August 1819. Böhmers Briefe an Mosler erhielten wir erst nach dem Druck der Briefsammlung, und wir benutzen sie desto mehr für die Biographie.

sonders darüber, daß nun Alles was ich in Rom in Euerer unvergleichlichen Gesellschaft gelernt hatte, für die gute Sache verloren sein sollte. Doch es ging Alles gut. Am 16. Juli konnte ich das unwirthbare Venedig verlassen und am 21. befand ich mich schon zu Botzen im lieben Vaterlande unter den ehrlichen Tyrolern. Ich kann Dir es nicht sagen, welchen frohen Eindruck es auf mich machte, von allen Seiten wieder unsere Sprache zu vernehmen und dieser dadurch beständig angeregte Gedanke, im Vaterlande zu sein. In Innsbruck sah ich Maximilians Denkmal, mich dabei an Dich, der mir zuerst davon gesprochen, lebhaft erinnernd. Wer hat diesen Gedanken gehabt, daß ein großer Fürst am würdigsten so ruhe, umgeben von den Darstellungen seiner Thaten, mitten unter den Bildern seiner gewaltigen Vorfahren und aller derjenigen, welche gut und groß herrschten seit dem Beginne der neuen Zeit? daß auch dießmal die würdigste Behandlung einen Würdigen getroffen habe: Alles trägt zur Erhöhung dieses Denkmals bei. Aber traurig verließ ich es. Mit ihm, mit diesen Werken ist ja unsere beste Zeit geschlossen.‘ Und an zwei andern Stellen sagt er: ‚Das Grabmal des Kaisers Max in Innsbruck ist ein Werk, dem kein Volk etwas Aehnliches, weder in der Idee, noch in der Ausführung an die Seite zu setzen hat. Der Eintretende unter diese erhabene Versammlung (in allem sind es 56 metallne Figuren, theils unter, theils über Lebensgröße) wird von einem gewaltigen Gefühle durchschüttert:

Wer sind sie, die metallenen Gestalten,
Die hier vor Gott im ew'gen Cyklus halten
Die fürstliche Zusammenkunft aus Erz?
An Marens Grabmal steh' ich, tief verwundert,
Es greift aus jedem Bildniß ein Jahrhundert
Herüber in das aufgeschmolzene Herz.
Was jetzt der Erzkolossen inneres Wesen,
Das ist es auch den Lebenden gewesen:
Gediegenheit und Klang und Glanz und Kraft.

So stumm und ernst stehen die hohen Königsbilder da herum; es ist nichts, mit dem man diesen Verein vergleichen könnte, und ich weiß keinen Ort, von dem man sich das natürlicher vorstellen könnte, was im Wilhelm Meister Mignon von den Marmorbildern singt, als von diesem.‘

In München ‚erquickte‘ sich Böhmer an den Werken der oberdeutschen Malerei und besuchte dann auf mehrere Tage die mit ihren Kunstsachen nach Stuttgart übergesiedelten Gebrüder Boisserée, welche ihn auf das Herzlichste bewillkommneten und in Zukunft ihn ‚als zu ihrem Kreise gehörig‘ anzusehen versprachen. ‚Ihre Bilder‘, sagt er, ‚wirkten auf mich noch ebenso stark, als wie ich Italien noch nicht gesehen hatte. Ich merke, daß mein Patriotismus meiner Kunstliebe wenigstens gleich steht. Aber richtiger genommen sind sie wohl nur Eins.‘ In Heidelberg tauschte er

noch mit Xeller, dem ‚äußersten Vorposten‘ der römisch-deutschen Kunstschule, alle seine neuen Kunstideen aus, und sprach bei Professor Schlosser mit solcher Begeisterung von der deutschen Vorzeit, daß dieser ihn mit der Bitte und Mahnung entließ: ‚Verwenden Sie doch Ihre Kraft und Muße nicht bloß auf das Studium der Kunst, sondern vor allem auch auf das Studium und die Erforschung der deutschen Geschichte.‘ Am 12. August reiste Böhmer nach Frankfurt. Als er den alten Pfarrthurm, das ehrwürdige Wahrzeichen der Stadt, zum erstenmal wieder sah, traten ihm ‚helle Thränen der Freude in die Augen‘, und der Mutter, die ihn mit den Worten empfing: ‚Gottlob daß Du wieder da bist, nun, Fritz, mußt Du etwas Tüchtiges werden‘, versprach er: ‚Ich will Deinen Segen verdienen.‘

Wir lassen hier eine Anzahl Sonette folgen, welche Böhmer im Anfang der 1820er Jahre in Erinnerung an seinen Aufenthalt in Venedig dichtete.

Venedig.

1.

Dort auf dem Marcusplatz hab' ich gesessen,
Sah vor mir der Giudecca breiten Hafen,
Und wenn zur Seite meine Augen trafen,
Mußt' ich die Hoheit des Palastes messen.

Da fühlte ich's in meiner Brust sich pressen:
Ist Traumbild dies? Sind es des Schicksals Strafen?
Venetianer, ihr ein Volk der Sclaven?
Wie konntet ihr den alten Ruhm vergessen?

Und wie so in mir schlugen Unmuthswellen,
Von neuem Seyn und alten großen Sachen
Die Sinne mir mit düsterm Gram umnachtend:

Da kam daher ein Trupp Polichinellen,
Und ihnen folgt' das Volk mit lautem Lachen,
Und grimmig lacht' ich mit, sie all' verachtend.

2.

Horcht, horcht ihr Geister in den alten Mauern,
Ich habe euch ein Schrecksal zu verrathen,
Vergessen sind Venedigs alte Thaten,
Und seine Mauern sind's allein, die dauern.

Horcht, horcht ihr Geister, ich erzähl's mit Schauern,
In Knechtschaft ist Venetia gerathen,
Und ohne Kampf ergaben sich zu Gnaden
Die Edeln, fruchtlos blieb der Krieg der Bauern.

In Knechtschaft sind sie, und doch noch lebendig,
Sie essen noch, sie trinken noch und lachen,
Es scheint, sie wüßten nicht, was sie verloren,

Und doch spricht hier ein jeder Stein beständig!
Dies hingelehnet auf des Löwen Rachen
Zischelt' ich leise ihm in seine Ohren.

3.

Das königlichste Schiff in allen Wogen,
Venetia, bist du, die ich begrüße.
Hier trabt kein Roß, kein Quell springt, keine Wiese
Ergrünet, and're Pracht hat dich umzogen.

Gleich Segeln schwellen deiner Kuppeln Bogen;
Mir scheint's als ob empor als Mastbaum sprieße
St. Marcus Thurm, daß der Palast umschließe
Der Steurer Weisheit, die kein Sturm betrogen.

So liegst du stolz und ruhig in dem Busen
Der Adria vor Anker, eingehauen
Als Sinnbild ist der Leu am Rand des Schiffes.

Mit Gian Bellin nah'n sich dir alle Musen,
Die deinem Bord sich sicher anvertrauen,
Nicht fürchtend Klippen noch Gefahr des Riffes.

4.

Wie eine Wasserpflanze aus dem Grunde
Des Meeres hobst du dich und in dem Tanze
Der wilden Wogen wuchs die junge Pflanze
Zu höh'rer Kraft und Schönheit jede Stunde.

Erwachsen reichtest du den Ring zum Bunde
Der Meeresjungfrau, die mit ihrem Kranze
Sich den Gemahl geschmückt, daß von dem Glanze
Durch die erstaunte Welt hinlief die Kunde.

Nun bist du alt und deine Zierden sinken,
Dein Bucentau'r fährt nicht mehr auf den Meeren,
Ermüdet hat dein Löwe sich gesetzet;

Die Wellen, ungehorsam deinen Winken,
Benagen nun dein Pfahlwerk, und verzehren
Die Veste nun, die sie sonst nur genetzet.

5.

Hoch stand ich einst auf Sanct Marcus Altane,
Und sah die Stadt zu meinen Füßen liegen,
Sah sich die Wogen um die Häuser schmiegen,
Und sah der Siege Rest: die alte Fahne.

Fern steh' ich nun. Erinn'rung wird zum Kahne,
Will mich zurück in die Lagunen wiegen,
Will landen mich an der Piazetta Stiegen,
Schon seh' ich den Palast, nicht wie im Wahne.

Und was ich einst vom Thurme hab' geschauet,
Wonach ich jetzt im Geist die Sinne wende,
Um das sich Seufzer aus der Brust mir heben:

Ein Denkmal ist es nur aus Stein gebauet,
Ein Mumienbild, deß Athmen längst zu Ende,
Erinn'rung an Erinn'rung, — doch kein Leben.

IV.

Das Jahrzehnt der Romantik bis zum Beginn der Kaiserregesten.
(1819—1829.)

‚Ich bin nun', schrieb Böhmer am 18. October 1819, ‚wieder in Deutschland, wo im ganzen öffentlichen Leben Alles sich so trüb und traurig gestaltet hat, und wiederum frage ich mich, wie vor meiner Romfahrt, was thun? Nach Nordamerika, welches ich zu besuchen beabsichtigte, kann ich nicht wegen meiner noch schwächlichen Gesundheit. Soll ich, wenn diese wiederhergestellt, etwa noch Norddeutschland kennen lernen und in Berlin mich aufhalten? Soll ich eine öffentliche Laufbahn ergreifen, durch die Pforte der Advocatur in's Philisterium eintreten? Es sind wieder Fragen, wie ich sie mir nach meiner Rückkehr aus Göttingen aufwarf, aber ich kann sie jetzt mit größerer Ruhe mir stellen und mit mehr Hoffnung für die Zukunft, denn meine italienische Reise hat mir Halt und Stütze und Zielpunkte genug gegeben, daß ich nicht mehr wie früher umherschwanke. Ich weiß besser, was ich will und kann: und wenn ich selbst wankend würde, so habe ich edle Freunde, die mich heben und stützen, und ich sah von Deutschen in Rom so Großes unter meinen Augen entstehen, daß ich mich aus Schaam verkriechen müßte, wenn ich ihnen nicht nacheifern wollte in eigener Veredlung, im Wirken für's Vaterland. Täusche ich mich nicht, so bleibe ich lange Zeit noch ohne Amt, länger noch ohne Frau, aber nie ohne Arbeit und nie ohne Freunde und Waffenbrüder, die ich so wenig entbehren kann, wie das leibliche tägliche Brod.'

Und in all' Diesem täuschte Böhmer sich nicht. Die Ungunst äußerer Verhältnisse in seiner Vaterstadt hielt ihn ab, die Laufbahn der Regierungsgeschäfte zu betreten, und durch diese äußeren Umstände wurde in Zukunft die Wahl seines eigentlichen Lebensberufes — Geschichtsforschung, ‚Regestenmacherei', wie er seinen Beruf humoristisch bezeichnete — entschieden. Wenn er auch oft darüber klagte, daß ihm würdige Benutzung seiner Kräfte in

praktischer Thätigkeit für das öffentliche Wohl nicht vergönnt gewesen, so ist doch so viel gewiß, daß er, auf dem Höhepunkte seiner Leistungen angelangt (nach Vollendung seiner Kaiserregesten von 1198—1254), im vollen Bewußtsein seiner hierin überlegenen Kraft, sich glücklich schätzte, durch Mißkennung von Seiten der in den zwanziger Jahren in Frankfurt ‚tonangebenden Regierungsmänner', auf den Weg gleichsam hingedrängt worden zu sein, welchen er als den von der Vorsehung ihm angewiesenen immer lebendiger erkannte und mit so großem Erfolge zurücklegte. Dagegen bereute er [1], keine Lehrthätigkeit an einer Universität, zu der er so oft Lust gehegt und innerlich gemahnt worden sei, ergriffen zu haben, und ‚wer ihm nahe gestanden', schrieb im Jahre 1863 einer unserer ersten Geschichtschreiber, ‚muß diese Reue mit ihm theilen, denn Böhmer besaß alle geistigen und sittlichen Eigenschaften eines tüchtigen Lehrers, der Ernst der Arbeit, Freude am Beruf, richtige Methode der Forschung u. s. w., und vor allem Wahrheitserkenntniß aus innerstem Pflichtgefühl durch das lebendige Wort unter der studirenden Jugend verbreitet haben würde.'

Bis zum Jahre 1822 blieb er ohne jegliches Amt und ‚stand mit der erlernten Jurisprudenz nur in so weit in Verbindung', daß er als Rechtsconsulent und ‚Vermögensverwalter mehrerer auswärtiger adelicher Familien ansehnliche Geldsummen erübrigte', die er ‚bei eigener mehr als ausreichenden äußern Existenz für die Zwecke vaterländischer Kunst verwenden konnte.' Während dieser Jahre und auch später noch dachte er oft daran, Frankfurt ganz zu verlassen und sich auf ein Landgut zu setzen, um ‚als Bauer ein viel glücklicherer Mensch zu werden und wenigstens das Heimweh nach der Natur, die Sehnsucht nach Berg und Wald zu befriedigen'. Nur den Zureden seines Freundes J. D. Passavant gelang es, ihn davon abzubringen, und die Bemühungen seines Freundes Schulz ‚vereitelten' zum Glück seine wiederholt auftauchenden Plane einer Auswanderung nach Nordamerika, wohin ‚wie nach dem Lande goldener Freiheit seine Blicke schweiften'. ‚Unter Kampf und Noth und fortschreitendem Mißmuth über die trostlosen Zustände Deutschlands' blieb er in Frankfurt und näherte sich seiner Lebensbestimmung durch Anstellung und Mitwirkung bei der Stadtbibliothek seit dem 22. April 1822, bei dem Städel'schen Kunstinstitut seit dem 20. November 1822, bei der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde seit dem 15. März 1823 und bei dem Stadtarchiv seit dem 1. März 1825.

Wie er lange ohne Amt blieb und dann nur so weit in einem öffentlichen Amte stand, daß er dadurch mit dem Staate in Verhältniß war, ohne gebunden zu sein [2], so gründete er, wie er ebenfalls voraussagte,

[1] Vergl. z. B. Bd. 3, 21.
[2] Vergl. Bd. 2, 121.

keinen eigenen häuslichen Heerd und konnte ‚jene allerliebste junge Frau‘, welche ihm seine Freundin Frau Hofrath Sartorius in Göttingen als sein ‚edelstes Lebensglück für die Zukunft‘ gewünscht hatte, nicht finden. In der ersten Zeit nach seiner Rückkehr aus Italien wollte er in der Abschließung einer Ehe nur ein Hinderniß für die Erreichung höherer Lebenszwecke erblicken. ‚Hat Einer‘, sagt er im December 1819 in seinem Tagebuch, ‚Weib und Kinder, so werden nur zu leicht alle Kräfte zum Erwerb verwendet, und an das Himmelreich, an Vaterland, an Wissenschaft und Kunst wird nur in den Nebenstunden gedacht, bis endlich der letzte Tag aus ist und der Mensch scheidend nichts Anderes sagen kann, als er sei nur an die Pforte der wahren Thätigkeit dieses Lebens, nie aber wirklich dazu gelangt.‘ Darum freute er sich, daß ihn ‚der Liebesgott nicht in Fesseln geschlagen‘. ‚Obgleich ich‘, fährt er fort, ‚selbst glaube Liebe gefühlt zu haben, so ist dieß nun doch nur ein Kapital morgenröthlicher Empfindungen für mich geworden ohne weitere Verbindung. Auch habe ich nach meiner seitherigen und jetzigen Stimmung gar nicht zu erwarten, daß dieses mächtige Gefühl mir auf meiner Bahn in den Weg trete und mich durch seine einschmeichelnde Lieblichkeit von erhabeneren Zwecken ableite.‘

Aber diese ‚Stimmung‘ wechselte in den nächsten Jahren mehr als einmal mit ‚ganz entgegengesetzten‘ ab, und das ‚mächtige Gefühl‘ ergriff ihn wieder und wieder so gewaltig, daß er in fast leidenschaftlichen poetischen Ergüssen seinem ‚gepreßten Herzen Luft zu machen suchte‘. Durch viele seiner Briefe aus dieser Zeit geht ein Zug tiefster Wehmuth über innere Vereinsamung; er klagt, daß er am wenigsten gefunden, was einem liebefähigen Herzen am erwünschtesten sein könnte, und als sich nach und nach die liebsten seiner Freunde glücklich verehelichten, kam ihm beim Betrachten fremden Reichthums sein eigenes Leben so öde vor. Mehrmals findet sich in seinen Aufzeichnungen wiederholt, was er seinem Freunde Carl Mosler schrieb: ‚Das Leben des Einzelnen ist öde, selbst in der Widmung für's Vaterland; was hilft's, wenn Einen die Volksgemeinde ehrt: er leibt und lebt am Ende doch hauptsächlich in seinem Hause und nicht auf dem Markte. Das häusliche Glück ist die echte Basis alles menschlichen Strebens, ist die unerschöpfliche Stärkung dabei stets muthig zu sein‘ [1]. Deßhalb erschien es ihm ‚keine angenehme Aussicht, ein alter Hagestolz zu werden‘ [2], und Jahrzehnte später schrieb er für sich nieder: ‚Weisung: Ohne die triftigsten Gründe bleibe man nicht unverehelicht.‘

Welche Gründe hatte er, so zu bleiben? Er spricht sich darüber in mehreren Briefen [3] aus und am meisten bezeichnend ist die Stelle: ‚Ich

[1] Bd. 2, 67.
[2] Bd. 2, 172.
[3] Vergl. Bd. 2, 107, 121.

meinte auch im andern Stande glücklich sein und glücklich machen zu können, doch da tritt die Einsicht dazwischen, die sich in pro und contra verwirrt, die Schüchternheit, die sich selbst da fürchtet, wo man ihr entgegenkommt, und wenn auch die Demuth da wäre, um es in Gehorsam zu thun, so habe ich leider keinen Menschen mehr auf der Erde, der mir befiehlt'[1]. Gleichwohl war es, wenn auch nicht ein fremder Befehl, so doch ein lebhaft geäußerter Wunsch, nämlich, wie Eingeweihte wußten, der Wunsch seiner Mutter, welcher in ‚einem entscheidenden Augenblicke' sein Handeln bestimmte, daß er ledig blieb. Wie die Mutter[2] in der Jugend ihrem Vater zu Liebe ihre eigentlichste Herzensneigung geopfert hatte, so brachte er derselben jetzt ein gleiches Opfer, worin er die Erfüllung einer Kindespflicht erkennen wollte, und konnte es später seltsamer Weise seiner Schwester nicht verzeihen, daß sie in ähnlichem Falle ein Gleiches zu thun sich nicht entschloß. Das Opfer aber, welches er gebracht hatte, nannte er sein ‚Unglück'[3], und schrieb mit Bezug darauf an seine von ihm innig geliebte Tante, Frau General von Hofmann, daß er immer an einen alten Vers gedenken müsse, den er in einem Stammbuch gefunden:

‚Une chose me tourmente et me fait deuil:
De ne pouvoir oublier ce que je voudrois oublier.'

‚Daß es schwer ist', heißt es weiter in dem Briefe, ‚nach solchem Gewinn in die mit so viel Aeußerlichkeit geschmückte und geschminkte Gesellschaft zurückzukehren, gestehen Sie sicher Ihrem pedantischen Neffen zu, der sich nicht allzu glücklich fühlt, und der recht gut weiß, daß die Pedanterie, die man erst als Schild vorhält, zuletzt zur Haut wird und daß unterdessen das Leben verstreicht.' Seine Trostgründe bei seinem ‚Unglück' waren zu verschiedenen Zeiten verschieden. Er sagt:

Soll der Weinstock Früchte tragen,
Muß das Messer schneiden ein,
Darfst nicht nach den Thränen fragen,
Erst das Weinen, dann der Wein.

Führt dich das Leben auch auf rauhem Wege,
Sei doch getrost und dulde ruhig aus.
Das Ende kommt doch einstens, wenn auch träge,
Und mit dem End' Vollendung dir in's Haus;
Den rohen Demant kann nur Rauhes schleifen,
Und so wie er sollst du zum Glanze reifen.

---

[1] Bd. 2, 172.
[2] Vergl. S. 6.
[3] Hierauf bezieht sich die Stelle in dem Briefe Bd. 2, 167.

Laß', o laß' es doch ergehen,
Wie ein höherer Herr es will.
Rosen in dem Garten stehen
Stehe du am Zaune still;
Töne her von Osten schwellen,
Horche du von Ferne zu:
Fließen zu dem Meere Wellen,
Ruhst am Ende wohl auch du.

Und wiederholt schreibt er:

Nahte auch schon die letzte meiner Stunden,
Noch vor dem Ziele jetzt schon mir das Ziel,
Da wenig ich gethan, gewünscht nur viel,
Hat sich mein Herz doch einen Trost gefunden.

Die Liebe ist's, die hier es hat empfunden,
Die höh'rer Ernst ihm war, nicht ird'sches Spiel,
Ein Strahl von jenseits, der auf Erden fiel,
Die Eigennutz nicht schuf, der wohnt hier unten.

Wenn aber so ein Stück von besserem Wesen
Von anderem Sein schon hier in mir gelebt
Und mir das liebste war von allem Andern:

So war es mir ein Pfand, das auszulösen
Die Zukunft pflichtig ist, und muthig strebt
Mein Geist, der Spur der Liebe nachzuwandern.

Nachzuwandern in der ernsten Erfüllung ernster Pflicht. Das Pflichtgefühl allein beherrschte von nun an sein ganzes Thun und hieraus erklärt sich eine gewisse Herbheit und Schroffheit in seinem spätern Wesen, die neben überraschender Zartheit oft plötzlich hervorbrach. ‚Wenn die Pflicht allein', sagt er, ‚unser Handeln bestimmt, so verklingen allmälig die milderen Saiten des Daseins von selbst, oder man muß sie zum Schweigen bringen.'

Die Freundschaft wurde das einzige Asyl seines Gemüthslebens und er nennt sie die vornehmste Erleichterung aller Erdenplagen, den kräftigsten Sporn zu den edelsten Handlungen, wenn sie, wahr und ächt, in der Gemeinschaft aller Grundsätze, Gesinnungen und Empfindungen bestehe, Alles gebe, Nichts anrechne, und freiwillig und freudig jede Art von Ueberlegenheit anerkenne. ‚Unentbehrlich', schreibt er, ‚sind mir Freunde, denen gegenüber ich aus Herzensgrund mich aussprechen kann und mit welchen ich nach jenen idealen Zielen ringe, welche Johann von Müller in seinen Jugendbriefen sich und seinem Bonstetten vorgezeichnet hat Auch meine Seele ist, wie die seinige, in ihrem tiefsten Grunde gerührt und wie ein Wort Gottes fällt's auch mir auf's Herz, wenn ich im Sallustius lese: Omnes homines, qui sese student praestare ceteris animalibus, summa opera

niti decet, ne vitam silentio transeant veluti pecora, quae natura prona atque ventri obedientia finxit.'

Und wie er Freunde suchte und ihrer bedurfte, so erwies er selbst treueste Freundschaft und für sein ganzes Leben galt das ehrende Zeugniß seines Lehrers Sartorius: ,Sie, lieber Böhmer, sind in Wahrheit decus amicitiae.' ,Auf Deinem Grabsteine verdienst Du, wenn Du einst stirbst', schrieb ihm Amsler, ,die Worte: er war der eifrigste und bescheidenste Arbeiter, der treueste, aufopferndste Freund,' und Cornelius empfahl dem Kupferstecher C. Barth: ,Grüße Böhmer, die ehrlichste Freundesseele, die es auf Erden gibt. Sage ihm, daß ich ihm, wenn ich auch nicht schreibe, denn ich bin kein rechter Briefschreiber, warm zugethan bleibe, so lange ich fühle, und seiner in meinen besten Stunden bei der Arbeit treuest gedenke.' Wer das Glück gehabt, Böhmer im Leben näher zu stehen, bedarf keiner fremden Zeugnisse für die Treue seiner Freundschaft, allen Andern liegt zum Erweis derselben seine Briefsammlung vor. Diese Briefe zeugen nicht bloß für die Tiefe, Klarheit, Vielseitigkeit und selbstbewußte Bestimmtheit seines Geistes, für sein unbestechliches Rechtsgefühl, seinen sittlichen Ernst, seine Willenskraft und rastlose Arbeitsamkeit, sondern sie erschließen uns vor allem, trotz mancher Schärfen und Schroffheiten im Urtheil, den Reichthum eines edlen Gemüthes und sind in Wahrheit für ihn ein würdiges Denkmal, welches er der Liebe gegen seine Freunde, der lebendigsten Theilnahme an ihren Freuden und Leiden, der Belehrung und Warnung, der Tröstung und Aufmunterung, aufopfernder Hülfeleistung, hülfreicher Güte gegen strebsame junge Männer, und zugleich seiner eigenen so großen Bescheidenheit und Dankbarkeit gesetzt hat, wie sie nur groß angelegten und reinen Naturen eigen sind.

Das erste Jahrzehnt nach seiner Rückkehr aus Italien bezeichnete Böhmer selbst als die ,Blüthezeit seiner Romantik in Freud und Leid', der es aber nicht um bloße sehnsüchtige Vertiefung in vergangene Herrlichkeit zu thun gewesen, sondern um Leben, aus dem sich neues Leben erzeugen ließe zur Stärkung der Gegenwart, zum rechten eigenen Thun und zur Thätigkeit für Andere. Und darum nannte er diese Zeit auch wohl seine ,geistigen Wanderjahre zur Auffindung des rechten Berufes'. ,Der Thätigkeit sei mein Leben geweiht', schrieb er am 20. April 1820, ,und bei einem solchen Entschluß, mit dem ich einen andern verbinde, nämlich den, stets der Einsicht der Besseren folgen zu wollen, wird sich dann wohl allmälig als richtig herausstellen, was mein Vater mir als Lebenserfahrungssatz einprägte: Labor improbus omnia vincit. Ich stehe nicht im Dienste des Staates, ich gründe keinen eigenen Heerd, aber ich muß dem Vaterlande nützlich werden, und meiner Mutter bin ich schuldig, daß sie an mir Freude

erlebe. Zu allem dem bedarf es hoher Ziele und zu deren Erreichung ernster Benutzung und richtiger Eintheilung der Zeit nach den Worten meines Johann von Müller: Constantiam et gravitatem werde man nicht eher erlangen bis alle Stunden des Tages regelmäßig, wie im Kloster, ausgetheilt sind. Je ernster wir thun was wir sollen, desto freudiger genießen wir was wir dürfen und wollen. Noch einmal, der Thätigkeit sei mein Leben geweiht.'

Und er weihte es für alle Zukunft ‚im Dienste des Vaterlandes' der Kunst und Wissenschaft, und alle seine Beschäftigungen mit denselben galten ihm nicht als etwas dem Leben Fremdes, sondern, wie es Göthe für sich in Wahrheit und Dichtung so meisterhaft dargelegt hat, als sein eigentliches, eigenstes Leben. Im jugendlichen Drange nach Thätigkeit wiederholte er häufig Göthes Worte: es komme im Leben bloß auf's Thun an, Leiden und Genießen fänden sich von selbst, aber er fühlte doch bald, daß nicht Alles, was dem Leben Noth thue, sich von selber finde oder durch Kunst und Wissenschaft sich erringen lasse, daß ‚die Arbeiten, selbst die Wissenschaften das Glück nicht gründen' [1]. Und wenn er dabei im Mannesalter beklagte, daß ihm ‚im arbeitsamen Leben jener feste innere Halt fehle', wie er ‚ihn vorzüglich bei Solchen gefunden, denen es so gut geworden, sich freudig unter alle geoffenbarten Wahrheiten der alten Kirche beugen zu können', so schrieb er es seinem ‚elenden Religionsunterrichte' zu, daß bei ihm ‚in der Jugend verfehlt worden, was sich nicht mehr erringen lasse', und behielt ‚wenigstens das tröstende Bewußtsein' auch in seiner Weise ‚aus reinen Beweggründen für die höheren Wahrheiten thätig gewesen zu sein'. Denn ‚als Historiker', sagte er, ‚wollte ich durch's Wahre zum Guten, und schon als Kunstjünger wirkte ich für den Satz: das Schöne soll das Heilige bedeuten, Alles im Dienste meines Volkes, meines Vaterlandes'.

Wir haben früher gehört, daß Böhmer die erhöhte Schätzung und Liebe alles Vaterländischen als das wichtigste Ergebniß seiner italienischen Reise ansah und die deutsche Vorzeit auf dem Gebiete der Kunst, der Sprache und Literatur und der Geschichte, also nach den drei Verzweigungen, worin sich damals die vaterländische Forschung unter der Führerschaft der Gebrüder Boisserée, der Gebrüder Grimm und des Freiherrn vom Stein entwickelte, kennen lernen, und zwar zunächst mit einem genauern Studium der Kunst beginnen wollte [2]. Diesem Vorsatz blieb er nach seiner Rückkehr treu und seine Briefe führen uns in das Detail seiner

[1] Vergl. Bd. 2, 169.
[2] Vergl. oben S. 58 und Bd. 3, 405.

Studien ein und zeigen uns mit welch' reinem und tiefem Sinn er alles Schöne und Große aufsuchte, auffaßte und erkannte, und wie er unter anregendem Verkehr mit Künstlern und in angestrengter eigener Thätigkeit seine Kunstansichten zu läutern und zu bereichern wußte. Länger als ein Jahrzehnt stand er mit den hervorragendsten Künstlern und Kunstkennern, mit Amsler, Barth, den beiden Eberhard, Felsing, J. N. Hoff, Hübsch, Mosler, Passavant, Ramboux, Rist, J. Schnorr, Xeller und Andern in mehr oder weniger ausgedehnter Correspondenz [1], und bereiste mehrere Theile Deutschlands, überall nach seinen schon in Göttingen gefaßten Lieblingsgedanken die wichtigsten Denkmale deutscher Baukunst, Sculptur und Malerei erforschend. So oft er in späteren Jahren, nachdem er schon längst von der Kunst zur Geschichte übergegangen war, von seinen jugendlichen Kunstbemühungen sprach, hob er immer hervor, wie schwer es sei, sich in unserer Zeit, in der die gerechte Würdigung der gothischen Wunderwerke unangefochten dastehe und Niemand mehr die hohe Bedeutung der altdeutschen Malerei in Zweifel ziehe, einen rechten Begriff zu machen von den Schwierigkeiten, mit welchen alle diejenigen zu kämpfen gehabt, welche zuerst dieser Erkenntniß Bahn gebrochen, von der aufopfernden Thätigkeit der damaligen Künstler und Kunstjünger, aber auch von der Freude des Findens, mit der man Schritt vor Schritt wie in eine neuentdeckte Welt alter Herrlichkeit vorgedrungen sei.

Was ihm besonders am Herzen lag, war die Verbreitung richtiger Urtheile über die neudeutsche Kunst, gegen welche damals immer noch die größten Vorurtheile herrschten, und darum war er so thätig dafür, daß die Schrift seines Freundes J. D. Passavant: ‚Ansichten über die bildenden Künste', worin dem Vaterlande eine Art von Glaubensbekenntniß der neudeutschen Schule überreicht werden sollte, baldmöglichst herauskomme [2]. Er stand mit Passavant in eifrigem Briefwechsel über den Plan der Arbeit, gab allerlei Nachweise und Belehrungen, die der Verfasser meist wörtlich aufnahm, corrigirte das Manuscript, machte Zusätze und schrieb die Vorrede, und nachdem das Buch (1820) ausgegeben worden, kaufte und verbreitete er, um dafür Propaganda zu machen, eine große Anzahl von Exemplaren und suchte insbesondere, freilich vergeblich, seinen alten Lehrer, den Kunsthistoriker Fiorillo, den Bestrebungen der neudeutschen Künstler günstig zu stimmen. Sollte die Kunst einen wirklichen Aufschwung nehmen, so müsse sie, war Böhmers Ueberzeugung, wiederum ein wesentliches Element des deutschen Volkslebens werden und wie ehedem im Mittelalter

[1] Die Anzahl der vorliegenden Briefe beläuft sich auf mehrere Hundert, während der größte Theil der Böhmer'schen Briefe verloren gegangen.

[2] Vergl. Bd. 2, 54 ff. und Cornill 1, 69.

zu allen Classen des Volks in lebendige Beziehung treten; sie dürfe, wie er seinem Freunde in die Feder dictirte[1], nicht mehr zum bloßen Spielwerke und zum Kitzel für die Sinne angewendet werden, kein bloßer Luxusartikel für die Prachtliebe und Ergötzung der Fürsten und Vornehmen sein, sondern ihre Aufgabe sei, vorzüglich zur Verherrlichung des öffentlichen Lebens zu dienen; sie müsse volksthümlich sein, wie sie es zuletzt noch unter Merian gewesen, müsse durch den ernsten und hohen Sinn ihrer Werke den besseren Theil des Volkes ergreifen und ihn in den Gesinnungen bestärken, ‚welche, außer dem Kreise des Privatlebens, ein allgemeines volksthümliches Interesse erregen‘.

Dieselben Gedanken entwickelte Böhmer in mehreren Vorträgen, welche er im Jahre 1820—1821 im Frankfurter Museum über die altdeutsche Baukunst und Gießkunst, insbesondere über die Werke Peter Vischers und das Grabmal des Kaisers Max in Innsbruck hielt, um auch einem weiteren Publikum eine Idee davon beizubringen, wie ‚groß und gediegen unser Volk gewesen als es solche Kunstwerke schuf, die den fremden Nationen zum Muster dienten‘. ‚Ehemals‘, sagte er, ‚hatten wir eine großartige Kunst, weil sie aus dem Leben und den Bedürfnissen des Volkes hervorging, weil das ganze Gemeinwesen und jeder Einzelne sein edelstes Streben an große Kunstwerke anknüpfte und sich so die Gesammtheit zu würdigen Zwecken vereinte.‘ Diese großartige Kunstrichtung — setzt er weiter auseinander — sei aus der Gegenwart verschwunden, sie gehöre nur mehr der Geschichte an, aber durch die richtige Behandlung der Geschichte könne sie für die Gegenwart wieder fruchtreich gemacht werden. Die Geschichte sei das Selbstbewußtsein der Völker und jedes Volk zeige durch die Art, wie es seine eigene Vergangenheit auffasse und behandle, in wie fern es seiner Kräfte und seines Berufes sich bewußt geworden. Darum gehöre es zu den erfreulichen Zeichen der neuen Zeit, daß bei dem besseren Theile der Nation die Erkenntniß durchgedrungen: es seien in der Geschichte wichtigere Dinge zu beschreiben als die Zahl der Regenten und die Kriege, welche deren Willkür hervorgerufen; man müsse die Entwicklung des Volkes in allen seinen Lebensbeziehungen kennen lernen, vorzugsweise auch seine Leistungen auf dem Gebiete der Kunst. ‚Sobald wir aber richtig erkennen und würdigen, was wir Großes in der Vergangenheit besessen, und besonders auch die Gründe erkennen, weßhalb ehemals Größeres entstehen konnte, als die Gegenwart bietet, legen wir ein Zeugniß ab, daß wir uns einer besseren Zukunft würdig machen wollen und darauf hoffen.‘ Er wenigstens, sagt er, halte die Hoffnung fest, daß trotz aller betrübenden Erscheinungen im staatlichen Leben ‚unser Volk zu einer

[1] Vergl. Passavant: Ansichten über die bildenden Künste 78—79.

solchen Entwicklung fortschreiten werde, in welcher es eine Kunst haben kann und eine verdient'. Dazu aber sei nöthig, daß Alle, die dazu im Stande seien, in rechter Weise die rechte Kunst förderten ‚zur Ehre der Kunst und ihrer Nation, zum Andenken ihres Namens, zum Beweise und äußerlichen Denkzeichen ihrer Frömmigkeit'. Und hierbei ist noch besonders bemerkenswerth, daß er die Vollendung des Cölner Domes als eine Ehrenschuld der deutschen Nation bezeichnete, die dadurch gleichsam ein Symbol ihrer Einigung aufrichten solle.

Aus seinen Anschauungen über die rechten Zwecke und die rechte Förderung der Kunst erklärt sich, weßhalb er, als in Frankfurt die Stiftung eines großen Kunstdenkmals beabsichtigt wurde, seine Stimme dagegen erhob, daß dieses ein Denkmal ‚zur Ehre Göthe's, zur Ehre eines Einzelnen sein sollte, während man doch gerade hier zur Ehre der Gesammtheit und zur Verherrlichung vaterländischer Vorzeit an so passender Stelle Herrliches errichten könnte'. ‚Es ist bestritten', sagt er [1], ‚ob die Künste dafür da sind, um nur immer wieder die Künste selbst zu schmücken oder ob nicht vielmehr die Verherrlichung, die sie zu geben vermögen, andern Dingen (wie in den guten Zeiten geschah) zu widmen wäre, womit die Verherrlichung der Kunst schon von selbst mitgeht. Sagt doch das Sprüchwort: das Werk lobe seinen Meister, was auf Göthe angewendet so viel heißt als: daß seine Werke schon sein schönstes Denkmal sind.' Das Denkmal, welches man in Frankfurt errichten wolle, ‚sei ein Denkmal auf das heilige römische Reich, eine Erinnerung an die Reihe der Kaiser, die tausend Jahre lang bis zum letzten an der Spitze der deutschen Nation gestanden, eine Darstellung der kaiserlichen Krönung, in Fresco gemalt im untern Theil des Pfarrthurms, ganz in der Nähe des Ortes, wo solche am 14. Juli 1792 zum letztenmal vollzogen worden'. Ein solcher Gegenstand sei nicht bloß allen Frankfurtern, sondern ‚allen Deutschen, ja allen, die aus fremden Landen hierher kommen mögen, gleich anziehend'. ‚Die Wahl des Kaisers, welche nach der goldenen Bulle hier vollzogen werden mußte, die Krönung desselben, welche zwar ursprünglich in Aachen stattfand, zuletzt aber immer hier vorgenommen wurde, war die größte Nationalfeierlichkeit der deutschen Nation, an unsere Vaterstadt ist ihre Erinnerung geknüpft. Sie ist es, welche jedem vaterländisch gesinnten Deutschen sich aufdrängt, der sich unserer Stadt nähert, deren Spuren er in ihr verfolgt, von welcher die älteren unter uns so gern erzählen. . . Ein solches Fresco könnte allerdings ohne Besorgniß irgend einer Einseitigkeit im Innern der Bartholomäuskirche angebracht werden, da bei der Wahl, Salbung und Krönung auch die protestantischen Stände mitwirkten, sie findet aber einen noch

[1] In einem Brouillon eines Aufsatzes, von dem wir nicht wissen, ob er gedruckt ist.

passenderen Platz im Thurm, welcher bekanntlich kein Eigenthum irgend einer besonderen christlichen Confession ist, sondern der Stadt gehört. Dieser bietet in seinem untern Stock eine hinreichend große, trockene, trefflich beleuchtete Wand dar, welche schon vor Jahrhunderten mit einer jetzt übertünchten Darstellung des jüngsten Gerichtes bemalt war.'

Als ‚zur rechten Förderung der Kunst gehörend' betrachtete Böhmer die Opposition gegen das moderne Akademiewesen, welches erst seit dem Verfalle der Künste entstanden sei, welches die Künste wie in einem Ghetto gefangen gehalten, und alle falschen Kunstprincipien zur Herrschaft gebracht habe. Mit Recht sei, sagt er, irgendwo behauptet worden, daß kein Künstler von origineller Kraft die akademische Stallfütterung genießbar und gedeihlich finden könne, und er hebt deßhalb im Jahre 1821 in einem Aufsatz ‚Ueber den gegenwärtigen Zustand des Städel'schen Institutes in Frankfurt' [1] besonders hervor: ‚daß durch Beschäftigen tüchtiger Künstler an würdigen Werken die Kunst weit mehr gefördert werde, als durch kostbare Unterrichtsanstalten, die wenig nützen, weil der Unterricht, dessen der wahrhafte Künstler bedarf, nur gering ist, und auch der beste Künstler zu Grunde gehen muß, wenn er nach überstandener Lehrzeit keine würdige Beschäftigung findet'.

Schon vor diesem Aufsatz hatte Böhmer seine literärische Thätigkeit im Deutschen Kunstblatt mit einer Besprechung von Passavants ‚Heilige Familie' [2] begonnen, und er glaubte sich ‚in Zukunft zum Kunstschriftsteller berufen, aber zu einem solchen, der bei all' seinen Arbeiten den historischen Weg verfolgt, der, wie Vasari, das Leben der Künstler und ihre Zeit kennen lernen, die einzelnen Denkmäler genau studiren und die einzelnen Kunstperioden scharf von einander unterscheiden will'. Nachdem er zu diesem Zweck auf seinen Reisen nach Aschaffenburg, Würzburg und Nürnberg, nach Mainz, Limburg an der Lahn, Coblenz, Cöln, Worms und Straßburg u. s. w. wesentliche Fortschritte in der Kenntniß der altdeutschen Baukunst gemacht und alle alten und neueren Werke über dieselbe durchgearbeitet, beabsichtigte er eine ‚Geschichte der Architektur in Frankfurt' zu schreiben und begann als eine Einleitung und Vorarbeit zu einer allgemeinen deutschen Kunstgeschichte die Anfertigung eines räsonnirenden Verzeichnisses aller mittelalterlichen Werke der Malerei, Baukunst und Sculptur

[1] Im Deutschen Kunstblatt, Jahrgang 1821, Nro. 85. Er dringt hier unter Anderem darauf, daß man in den Kunstsammlungen nicht bloß Abgüsse von Antiken aufstelle, sondern vorzüglich auch von christlichen Sculpturen, z. B. der Thüren von Ghiberti, der Apostel Peter Vischers, um dem gemeinen Vorurtheil gegen diesen Kunstzweig entgegenzutreten. Aus der Kenntniß der christlichen Sculpturen würde auch ein besseres Verständniß der antiken hervorgehen.

[2] Jahrgang 1820, Nro. 29.

nach der Ordnung der Orte, wo sie sich befinden, ihrer Verfertiger und der Zeit ihrer Verfertigung'. Welche Hoffnungen er von einem solchen ‚deutschen Pausanias' hegte, spricht er in einem Briefe an Passavant aus [1], und es ist nach den vorliegenden reichen Materialien sehr zu bedauern, daß seine Arbeit nicht damals erschienen ist, indem sie die Kenntniß und Liebe der altdeutschen Kunst befördert, einen richtigen Wegweiser zum Kunststudium geboten und vieles überflüssige Kunstgerede wenigstens bei denen verhindert haben würde, welche überhaupt historischer Belehrung zugänglich sind. Diese Materialien bilden förmliche Kunstregesten und ihre Anfertigung hatte wenigstens für Böhmer selbst, wie er sagte, ‚eine praktische Bedeutung', indem er dadurch später, als seine Studien sich der politischen Geschichte zuwendeten, sich leichter die Aufgabe der Kaiserregesten klar machen konnte und für solche Beschäftigungen eine gewisse Uebung mitbrachte.

Seine vielen Vorarbeiten für eine Geschichte der Architektur in Frankfurt blieben ebenfalls unvollendet und ‚ohne Nutzen für die Oeffentlichkeit', jedoch mit Ausnahme der Materialien zur Baugeschichte des Pfarrthurms, welche später sehr ausgiebig von J. D. Passavant [2] benutzt, und im Anfang der fünfziger Jahre von Böhmer seinem Freunde Sulpiz Boisserée für dessen Sammlung von Steinmetzen-Urkunden überlassen wurden.

Auch von einer Abhandlung über die niederrheinische Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts, worin er im Anschluß an eine Aeußerung Göthes [3] insbesondere das Cölner Dombild als eines der größten Meisterwerke verherrlichen wollte, mit welchem in Beziehung auf jungfräuliche Grazie, Fülle und Schönheit des ideellen Gehaltes nur wenige Kunstschöpfungen wetteifern könnten, kam ‚dem Publikum nur eine kleine Frucht zu Gute'. Diese Frucht war ein, erst zwei Jahre später (1823) im Kunstblatt veröffentlichter Aufsatz, welcher das bisher allgemein, auch von Göthe und Sulpiz Boisserée irrthümlich dem Meister Wilhelm zugeschriebene Dombild zuerst dem rechten Meister, nämlich Stephan vindicirte [4]. Es war für Böhmer ein eigenthümliches Gefühl, als er nach Ablauf von fast vier Jahrzehnten auch dazu aufgefordert wurde, der Kunstgeschichte den

---

[1] Bd. 2, 83—85.

[2] In: Kunstreise durch England und Belgien nebst einem Bericht über den Bau des Domthurmes zu Frankfurt am Main (Frankfurt 1833) S. 431—454.

[3] Vergl. Göthes Werke (Ausgabe in 30 Bänden) Bd. 20, 435.

[4] Kunstblatt, Jahrgang 1823, Nro. 8. Vergl. Passavants Kunstreise durch England u. s. w. S. 412. Boisserée gab aber seine irrige Annahme noch im Jahre 1824 nicht auf, wie aus seinen Briefen an Göthe in: Sulpiz Boisserée 2, 370, 374 hervorgeht.

rechten Familiennamen dieses Meisters, der nicht Lothner, sondern Lochner hieß, zu sichern [1].

Böhmer verdankte seine Entdeckung bezüglich des Meisters Stephan einer Angabe des damals noch ungedruckten Reisetagebuches von Albrecht Dürer, dessen gesammten literarischen Nachlaß er genau nach den Originalien neu herauszugeben beabsichtigte [2] und zu diesem Zweck im Juli 1821 in Nürnberg handschriftliche Materialien sammelte. In Nürnberg wurde um jene Zeit ein von Böhmer schon im Februar angekündigter [3] ‚großer Congreß‘ abgehalten, mit dem wir uns näher bekannt machen müssen.

Auf seiner Romreise war Böhmer im Garten Boboli in Florenz einer ‚jugendfrischen kräftigen Gestalt‘ begegnet, ‚die mir‘, schreibt er, ‚so gewaltig imponirte, daß ich den Eindruck nicht los bekommen konnte. Ich freute mich ungemein, als ich nach meiner Beschreibung derselben von den römischen Freunden erfuhr: ich hätte Rückert gesehen, der auf seiner Heimkehr nach Deutschland sich damals mehrere Tage in Florenz befunden‘. Die deutschen Künstler in Rom betrachteten Rückert, wie wir schon hörten, als einen Gleichgesinnten [4], von ‚dessen Dichtungen das Allerbeste für die Weckung vaterländischen Sinnes zu erwarten sei‘. Seitdem hatte sich Böhmer in Deutschland mit diesen Dichtungen genauer bekannt gemacht und Rückerts männlichen Ernst und Gedankenreichthum so sehr bewundert, daß er sich sehnte, dem Manne persönlich näher zu treten und freudig auf den Vorschlag seines Freundes Barth (mit dem der Dichter in enger Verbindung lebte und dichtete [5]) einging, auf der Bettenburg und in Nürnberg eine Zusammenkunft zu halten.

Am 8. Mai 1821 verließ Böhmer Frankfurt und reiste durch Thüringen nach Jena und von da über den Thüringer Wald nach Hildburghausen zu Barth, mit dem er dann zur Bettenburg ging. wo er Rückert antraf und mit den Freunden das Geburtsfest des alten Herrn von Truchseß feierte, auf den der Dichter bei einer frühern gleichen Feier sein schönes ‚Rosenlied‘ [6] gesungen. Von dort zogen ‚die drei Genossen‘ über Bamberg und Pommersfelden nach Nürnberg. Barth hatte eben seine Nibelungenplatte vollendet und ließ die ersten Abdrücke machen, und an

---

[1] Brief Böhmers an Archivar Ennen in Cöln vom 25. Juni 1862. Vergl. Ennens Aufsatz: ‚Heißt der Maler des Dombildes Lochner oder Lothner‘ in den Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein. Jahrgang 1862 (Doppelheft 11 und 12) S. 228 bis 230. Die Angabe, daß Böhmers Aufsatz im Kunstblatt anonym erschienen, ist irrig.

[2] Vergl. seine Briefe Bd. 2, 82, 91, wo Näheres über den Plan der Arbeit.

[3] Bd. 2, 79.

[4] Vergl. S. 57.

[5] Bd. 2, 92.

[6] Rückerts Gesammelte Gedichte 4, 4.

dem nunmehr eröffneten ‚Kunstcongreß‘ betheiligten sich unter Andern: Kirchner, der die ersten Blätter seiner radirten Ansichten Nürnbergs vorlegte, der junge Historiker Heinrich Leo aus Rudolstadt (Docent in Erlangen) und Graf Platen, den Rückert kurz vorher mit den Worten begrüßt hatte:

‚Ein neuer Dichter kommt den Berg heraufgeklommen,
Wie tönt die Saite, die Du spannst!
Hier sitzen wir und sprechen: Bruder, sei willkommen
Und nimm den Platz ein, den Du kannst.‘

‚In Nürnberg‘, sagt Platen in seinem Tagebuch [1], ‚machte ich die Bekanntschaft der beiden Freunde Rückerts, des Kupferstechers Barth und des großen Kunstkenners Böhmer aus Frankfurt... Ich kann wohl sagen, daß ich in dieser Gesellschaft zum erstenmal das wunderbare Nürnberg mit seinen Kunstschätzen, Brücken und Gärten, Lindenalleen und schönen Brunnen wahrhaft genossen habe.‘ ‚Wir verlebten dort‘, schreibt Böhmer [2], ‚eine sehr schöne Woche unter freundschaftlichem Verkehr, Kunst- und Naturgenüssen‘ und in einem Briefe an Professor Brandis in Bonn betont er: ‚Unser Zusammensein hatte einen gewissen römisch-deutschen Ton, der auf deutscher Erde doppelt ergötzlich war und an manche in Rom genossene Freuden erinnerte, auch an die Abende in Hackerts Villa.‘ Rückert, mit dem italienischen Volksgesange innig vertraut, mußte viele Ritornelle recitiren und fand dafür besonderen Anklang bei Böhmer, zu dessen zahlreichen damaligen literarischen Projecten es gehörte, eine neue Sammlung von einheimischen und von übersetzten fremden Volksliedern herauszugeben, zu deren Veranstaltung ihn Görres ermuntert hatte. Auch las Rückert den Freunden aus seinen noch ungedruckten ‚Oestlichen Rosen‘ vor, die Böhmers Bewunderung seines Dichtertalentes aufs Höchste steigerten, und für die der Dichter von Barth im Namen der Genossen Dankverse erhielt, die mit den Worten schlossen:

‚Wir danken Gott ob solchem Hall,
Der Nacht zu Tage lichtet;
Schön ist's doch auf dem Erdenball,
So lang so Einer dichtet.‘

Von allen ‚Rosen‘ hatte allen Zuhörern eine am besten gefallen, die Böhmer noch im Alter gern citirte:

‚Wohl endet Tod des Lebens Noth,
Doch schauert Leben vor dem Tod.
Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht, den sie bot.

---

[1] Platens Tagebuch von 1796—1825 (Stuttgart 1860) S. 224.
[2] Bd. 2, 89.

So schauert vor der Lieb' ein Herz,
Als ob es sei vom Tod bedroht.
Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot.
Du laß ihn sterben in der Nacht
Und athme frei im Morgenroth!'

‚Mit welcher Frische, Tiefe und Eindringlichkeit', schrieb Böhmer an Carl Mosler am 27. August 1821, ‚Rückert in den Oestlichen Rosen die Idee der Liebe sowohl in der weiteren christlichen, als auch in der engeren, aber durch diese veredelten Bedeutung besungen hat: das ist nicht genug zu sagen.' Sein ‚Urtheil war fertig'. Am 22. October [1] erklärt er seinen neuen Freund für den größten ‚lebenden deutschen Dichter' (und doch lebte Göthe noch!), ja ‚für einen der größten, die je gewesen sind'. Er hatte sich nämlich damals noch nicht ‚vorgenommen, nicht mehr enthusiastisch zu sein' — das geschah erst [2] im Sommer 1822 — und er hatte noch keine Brüderschaft mit Clemens Brentano geschlossen, dem er später vor allen übrigen Dichtern die Palme reichte.

Böhmer bewunderte gern und bezeichnete wohl als ‚Eigenthümlichkeit und Schwäche' seiner Jugend ‚eine rückhaltslose Liebe und Bewunderung großer, ihm überlegener Männer', durch die er sich vor dem demüthigenden Eindruck, den solche auf ihn gemacht, gleichsam zu retten gesucht habe, aber, wie Cornelius einmal über ihn schrieb, ‚jede Bewunderung war ihm nur ein Sporn der Nacheiferung', und bloßes Talent, bloße, wenn auch noch so hervorragende Geistesgröße bewunderte er nie, wenn sie nicht mit Reinheit des Charakters verbunden war.

So war es auch bei Rückert der Fall. Was Böhmer mit einer so großen Verehrung vor diesem erfüllte, war vorzugsweise ‚die ethische Seite seines Charakters, seine bei allem berechtigten Selbstgefühl so edle Bescheidenheit und ächt männliche Demuth vor dem Höchsten', seine treuherzige Gemüthlichkeit, seine nur tieferen Gemüthern eigene kindliche Auffassung der Natur und sein reiner, unverdorbener Kunstgeschmack: Eigenschaften, wie er sie aus allen Unterredungen mit ihm immer lebendiger erkannte und würdigte. Von diesen Unterredungen hat Böhmer, nach seiner Gewohnheit [3] wichtige Aeußerungen Anderer ihrem wesentlichen Inhalte nach in seinem Tagebuch niederzulegen, mehrere, besonders über die Kunst, aufgezeichnet, und wir heben daraus zur Charakteristik Rückerts Einiges hervor. Als z. B. unter den Freunden darüber gesprochen wurde, weßhalb nur so Wenige in den Geist ächter religiöser Kunst einzudringen

[1] Bd. 2, 95.
[2] Vergl. Bd. 2, 112.
[3] Vergl. Bd. 2, 39—40.

vermöchten, äußerte Rückert: ‚Jedwedes Ding versteht sich nur durch sich selbst. Wer das Erhabene fassen will, muß daher anfangen demüthig zu sein; das Große wird nimmermehr von einer gemeinen Gesinnung verstanden werden, sondern nur von einer edlen; religiöse Gefühle versteht nur der, welcher Religion in sich hat. Da nun die ächte Kunst nicht das Gemeine, sondern das Erhabene, Große, Religiöse vorstellt, so ist leicht einzusehen, daß nur durch ein edles, frommes Leben, durch Nachstrebung nach dem Höheren, durch Uebung edler Gesinnung ihr Verständniß sich öffnet. Um die Niederländerei zu begreifen, ist das alles freilich nicht nöthig und darum findet diese auch so viele Liebhaber.‘ Als Böhmer und Barth darüber stritten, ob das neue Kunstleben durch Reflexion entstanden sei oder durch neuerwachtes Genie, nannte Rückert ‚es eine enge und blöde Ansicht, in der Thätigkeit vorzüglicher Menschen nur die ihrer eigenen Individualität erblicken zu wollen; der Einzelne stehe stets unter der Einwirkung Aller durch Erziehung, Verkehr, Bedürfnisse jeder Art, er gehorche seiner Zeit, die sich in ihm ausspreche, und was man Zeit nenne, sei nur der göttliche Geist, der in jedem Volke lebe, der dessen Lebensprincip sei, dessen Seele, dessen über die Materie erhabene innere bestimmende Kraft‘. Darum tadelte er auch in den schärfsten Ausdrücken das Gebahren des Kunstkritikers Rumohr gegen J. D. Passavant und Fiorillo [1], indem dieser auftrete als sei gleichsam in ihm allein der neue Geist lebendig geworden, und er forderte Böhmer auf, dahin zu wirken, daß Carl Mosler, dem die rechte Bescheidenheit eigen, zur Förderung der richtigen Ansichten seine tiefgehenden kunsthistorischen Studien baldmöglichst herausgebe. Der Aufforderung folgend schrieb Böhmer an diesen am 27. August 1821: ‚Es ärgert mich die Anmaßung, mit der Rumohr auftritt. Er thut als wäre er der Einzige, der etwas wüßte und als wenn er alle andern Leute so entsetzlich übersähe. Manche unter den deutschen Künstlern verbreitete Ansichten über Kunstgeschichte mögen zwar von ihm herrühren, aber sehr viele rühren auch von Dir her, und daß auch viele von Koch herrühren, davon überzeugt mich jetzt dessen sogenannte Rumfordische Suppe, deren zwei älteste kaum leserliche Originalconcepte durch einen Zufall in meine Hände gerathen sind... Sehe sich doch lieber Jeder etwas minder hochmüthig an und gebe dem lieben Gott die Ehre, der die Welt regiert und durch den Gang der Zeiten in ihm vielleicht etwas Gutes erweckt, das ihn nicht zu selbstischer Großthuerei veranlassen dürfte und sollte. Da denke ich wieder an Dich, wie Du Dich darüber gegen mich äußertest, daß Passavant S. 23 seiner Schrift [2] eine Deiner Ideen

---

[1] Vergl. Cornill 1, 70.

[2] Ansichten über die bildenden Künste.

hat drucken lassen, die so herrlich ist, daß sie wie ein Blitz in der Nacht einen ganzen dunkeln Horizont erleuchtet... Was soll daraus werden, wenn sich die Anhänger derselben Gesinnung unter einander bekriegen, bevor diese noch den Obsieg im Allgemeinen erhalten. Ich habe dem Passavant von einer öffentlichen Erwiederung gegen Rumohr sehr abgerathen [1] und ich hoffe, daß er sie unterläßt. Um so lebhafter möchte ich aber Dich aufrufen, daß Du Dich der Sache annimmst, der Du Dich von Allen am besten annehmen kannst... Schweige nicht länger, lieber Mosler! Wie lange willst Du Dich noch präpariren bis Du hervortrittst und Alles in's Klare bringst? Die Natur hat Dir so große Einsicht gegeben, Du könntest mehr für Dein Vaterland thun, als Winckelmann für Griechenland that, wenn Du nur auch Winckelmann's Fruchtbarkeit hättest! Und Du hast sie, wenn Du willst. Auf dem Congreß in Nürnberg ist öfter von all' dem gesprochen worden, und Du weißt es ebenso gut als ich Dir es nur sagen kann. Auf, Brutus Mosler, schlafe nicht länger.'

Alle Erinnerungen an den ‚Congreß' blieben den Freunden, mit denen Böhmer beim Abschied ‚auf gut deutsche Weise sein Schmollis trank, erfreulich, wirkungsreich und theuer'. Platen wußte ‚Böhmer's Liebenswürdigkeit' nicht genug zu rühmen und ließ ihn durch den gemeinsamen Freund Dr. Wippert einladen nach Erlangen zu kommen, ‚um dort gemeinsam mit ihm das Persische zu studiren'. Kirchner nannte die Zeit der Zusammenkunft seine ‚heiterste und gehaltvollste Lebenswoche' und Heinrich Leo schrieb noch fast zwei Jahre später, am 15. März 1823, aus Berlin an Böhmer: ‚Du glaubst gar nicht, wie glücklich Ihr damals mich machtet als Ihr zusammen nach Nürnberg kamt. Die Welt trat durch Euch wieder in Berührung mit der Wüstenei Erlangen; von Rom und Italien hörte man, und sah Leute, die noch Muth hatten etwas Gescheidtes zu wollen. Ich fühlte das Unglück meiner Verlassenheit und wußte mich im Anblick Eueres Glückes recht eigentlich nicht zu fassen: Muth und Niedergeschlagenheit, Zuneigung und Besorgniß zudringlich zu sein, die tollsten Gegensätze trieben mit mir ihr Spiel... Nun ist mir Gott sei Dank wohler in der Welt.' Böhmer seinerseits versicherte Rückert: ‚Ich werde der schönen Tage von der Bettenburg bis Nürnberg und wie Du mir da erschienen stets treu und dankbar eingedenk bleiben', und den Freund bei seiner Verheirathung beglückwünschend, sagt er scherzend: ‚Wahrlich ich war sehr erstaunt als ich die Nachricht erfuhr und sich nun so bald die Erfüllung von dem versprach, was Kirchner auf dem dreifüßigen Burgzwinger prophezeite: der Rückert wird halt auch noch ein guter Hausvater.' In einem Briefe an Kirchner schreibt er: ‚Die unvergeßlich schönen

[1] Vergl. Bd. 2, 90.

Tage in Nürnberg wirken noch nach Jahresfrist in meinem Gemüthe und in meinen Studien nach. Wenn Deine Ansichten Nürnbergs kommen, will ich sehen, welche Vortheile Du aus unsern Kunstbesprechungen gezogen hast.' Und nachdem sie angekommen, schreibt er am 25. August 1822: ‚Was soll ich Dir von meinem Beifall sagen? Wie einst Hans Sachs den seinen Lobspruch auf Nürnberg dichtete, so hast Du ihn gezeichnet. Die alte Veste führst Du uns vor bald wie sie sicher auf ihren Felsen gegründet ist, bald wie sie heimisch herüberragt über gedrängte Gipfel, bald wie sie in freudiger Stärke auf die Gräber herabsieht u. s. w. Das sind lauter Gedichte, deren Sinn mich lebendig anspricht und mich an den lieben Freund und die lieben Orte erinnert. Besonders Dank, daß Du unser Häuschen auf dem Zwinger nicht vergaßest.'

Während aber Böhmer auf seiner Reise neue Freunde gewonnen, hatte er auf derselben seinen alten Universitätsfreund Pfeiffer in Erlangen, mit dem er für alle Zukunft ‚in geistiger Waffenbrüderschaft zusammen zu wirken gehofft hatte', verloren. Auf der Universität und noch im Jahre 1818 in Frankfurt hatte er sich an dessen ‚ernsten positiven Bestrebungen und demüthigem Sinn erbaut', von Rom aus in einem für seinen damaligen Standpunkt sehr bemerkenswerthen ‚Manifest' ihn zu thätiger Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten aufgefordert [1], und glaubte sich auch jetzt noch mit ihm ‚einig in dem Grundsatze, daß auch die Philosophie so gut wie alle übrigen Wissenschaften und alle Künste zur Wiedergeburt des deutschen Volkes, zur Weckung des religiösen Sinnes beizutragen habe, was aber nicht durch moderne Systemmacherei, durch verwegenes Absprechen, durch den Geist der Verneinung, sondern nur dadurch zu erreichen möglich sei, daß man auch in der Philosophie demüthig den historischen Weg wandle, ihre Entwicklung, ihre Geschichte studire'. Als er nun aber mit dem Freunde, den er seit drei Jahren nicht mehr gesehen, auf seiner Reise eine Woche lang in Bamberg und Erlangen verkehrte, fand er bei ihm eine ‚traurige Geistesumwandlung', die ihm zugleich als ein Symptom der allgemeinen verworrenen Zeitlage erschien. Wie damals in der Zeit ‚der betrogenen Treue der Besseren' und des mißhandelten Nationalgefühles so Viele von dem Geiste der Verneinung sich hinreißen ließen, so war auch Pfeiffer ‚auf den Ruinen seiner patriotischen Hoffnungen' an Gott und Unsterblichkeit irre geworden, und der Verkehr mit ihm machte auf Böhmer den peinlichsten Eindruck. ‚Ach', schreibt er, ‚ich habe Pfeiffer recht von ganzer Seele bedauern gelernt. Er ist sehr unglücklich. Ein verneinender Geist hat sich seiner bemeistert und Menschen vermögen nicht ihn zu erretten. . . Gott helfe ihm' . . . ‚Ich sah recht ein,

[1] Bd. 2, 32—37.

wie das Definiren der Begriffe, wie man es zur Zeit betreibt, die Dinge, die in der Natur und im Geiste mit Fleisch und Blut angethan und vom Leben bewegt sind, todt macht. Sein Sprechen kam mir vor wie ein Geklapper von Todtenbeinen. Das ist keine Musik, bei der die Pflanzen wachsen, die wilden Thiere herbeikommen und die Steine zu Mauern sich fügen, wie die des Orpheus war und jedes rechte Nachdenken und Sprechen ist. Es ist diesen Herrn, wie ich gemerkt habe, bei ihrer eigenen Musik nicht recht wohl.' An einer andern Stelle: „Je bestimmtere Ansichten ich mir erworben, desto mehr erstaune ich über diese Krankheit, welche all' dem philosophischen Treiben in Deutschland zu Grunde liegt. Dieses Systemwesen u. s. w. ist ein Symptom, welches auf einen höchst zerrütteten Zustand der Geistesgesundheit hindeutet. An den natürlichsten Begriffen: Vaterland, Lebensfreude, Kunst u. s. w. sind sie irre, aber dafür sind sie Männer von Wort geworden, d. h. Männer, die Worte haben statt der Thaten.' Beim Abschiede ließ er dem Freunde ein Blatt zurück, worauf die Worte: ‚Diis te minorem quod geris imperas, sagt Horaz, und es gibt kein Thema von durchdringenderer Wichtigkeit als dieses. Da ahnt man göttliche Weltordnung, wenn man bedenkt wie nichts erhaben ist und macht, als gerade die wahre Demuth... Möchte doch der Spruch: Pax vobiscum in uns zur Wahrheit werden. Dann würden allmählig alle bösen Geister von uns weichen und das sanft schimmernde Licht innerer Seligkeit all' unser Thun auch für Andere befruchten.'

Böhmer nannte es einen Wahnwitz ‚zu glauben, daß die deutsche Philosophie erst mit Kant wahrhaft begonnen habe, daß die großen Jahrhunderte des Mittelalters, die auf dem Gebiete der Kunst und Literatur das Herrlichste geleistet, nicht auch Großes auf dem Gebiete der speculativen Wissenschaften hervorgebracht haben sollten'. Wie man aber noch vor einigen Jahrzehnten die frühere deutsche Literatur, Malerei, Baukunst und Sculptur mißkannt und verachtet habe, so verachte man fortwährend noch die mittelalterliche scholastische Philosophie, die man wenigstens doch erst genau studiren sollte, bevor man über sie abspreche. ‚Erst Prüfung', sagte er, ‚dann Urtheil, und mir wenigstens, soviel ich davon verstehe, gefällt der alte Weg des Philosophirens besser als der Hochmuth der Neueren.' Und in gleichem Sinne schreibt er nach Jahren über Pfeiffer, der bei seiner ‚verwegenen Art' beharrte, an Schulz: ‚Das philosophische Treiben ist mir aus der innersten Seele zuwider. Es ist auf der einen Seite die größte Unwissenheit, denn diese Herren kennen nicht einmal ihre eigene Geschichte. Würden sie diese kennen, so wüßten sie was Anderes und Höheres jene scholastische Philosophie gewesen ist, und würden sich schämen. Von der anderen Seite ist es die größte Anmaßung, denn statt daß sonst die Philosophen sich damit beschäftigten, die Denkformen zu untersuchen

und zum richtigen Denken anzuleiten (die alte Logik u. s. w.), so construiren sie jetzt alle das Weltall, und das ist doch schon längst vor ihnen construirt; sie aber hören nicht auf die Stimme, die vom Sinai kommt, sondern bauen Babels Thurm. Nach zehn Jahren will ich mich einmal erkundigen, wie viel Schuhe Pfeiffer daran aufgemauert hat'[1]. Aus derselben Zeit stammt sein Sonett:

Zwar sollen wir mit Ernst nach Weisheit suchen,
Doch nur nach einer gottergebnen, frommen,
Die kann dann auch von Oben her nur kommen,
Und Glaube muß zum Dasein sie befugen.

Ihr Philosophen seid die Ueberklugen,
Den Himmel leugnend, meint ihr ihn erklommen,
In blinder Schnödheit habt ihr unternommen
Zu construiren Gott, statt ihn zu suchen.

Ihr wollt auf Erden einen Thurm euch bauen,
Darunter alle Menschen zu versammeln,
In eigner Leitung sollen sie sich finden:

Doch kann ich schon der Straf' Erfüllung schauen,
Ich höre euch auf babylonisch stammeln,
Seh' euch zerstreut, Unsel'ge, nach den Winden.

Während seiner kunsthistorischen Studien hatte Böhmer im Jahre 1820 angefangen sich auch mit der altdeutschen Literatur zu beschäftigen, und er gewann allmählig die Ueberzeugung, daß die Dichtkunst bei uns die Mutter aller übrigen Künste gewesen[2]. Wenn er sich früher die Minnelieder wohl poetisch vorgestellt hatte, aber nur kindlich und kindisch, so wurde er nun zu seiner Freude überrascht, daß ‚darin eine Höhe, eine Tiefe, eine Kenntniß der erscheinenden Welt nach allen Seiten hin' sich offenbare, die er nicht genug bewundern konnte, und er stand seitdem keinen Augenblick an, das dreizehnte Jahrhundert, worin der Cölner Dom gebaut, das Nibelungenlied und die Minnelieder gesungen worden, für das größte der deutschen Geschichte zu erklären[3]. Seit dem Herbst 1821, wo er gemeinsam mit Barth, der mehrere Monate in Frankfurt zubrachte, diese Literaturstudien betrieb, wurde besonders der reiche Gottfried von Straßburg, dessen Dichtungen ihm den Winter, sagt er, wie mit Blüten überstreuten,

[1] Bd. 2, 156—157.
[2] Vergl. Bd. 2, 108.
[3] Vergl. Bd. 2, 79.

sein Liebling, aber er fand doch, daß ‚es nichts Deutscheres gebe als Hartmanns Armer Heinrich und daß nichts dem Herzen so sanfte thue als dessen Milde und Kraft so wunderbar verschlungen‘ [1]. ‚Wo entstand‘, fragt er [2], ‚je ein Gedicht von trefflicherem Entwurf als der hl. Anno des elften Jahrhunderts? Was vergleicht sich Marias Leben Wernhers an Hoheit (12. Jahrhundert), was an lieblicherem Detail dem Marienleben aus dem dreizehnten? Was an Buntheit der Farben Conrads Goldener Schmiede? Welches geistliche Lied übertrifft an Tiefe das des Gottfried von Straßburg?‘

‚Ich habe mich‘, schreibt er am 10. Februar 1822 an Schulz, ‚besonders mit den altdeutschen Dichtern des 13. Jahrhunderts beschäftigt, vorzüglich mit Gottfried von Straßburg und Hartmann von der Aue. Nun habe ich gefunden, daß ich mich zu deren völligem Verständniß vor allen Dingen mit den provençalischen Dichtern des 12. Jahrhunderts bekannt machen muß. Es ist also etwas ein Stillstand eingetreten, bis ich mir Raynouard Choix des poésies des Troubadours werde verschafft haben. Ich hatte schon früher gesucht, mich mit unseren altdeutschen Dichtern bekannt zu machen, doch bin ich nie damit so glücklich gewesen, als in diesem Winter, wo mir ihre Herrlichkeit eigentlich zuerst recht aufging. Bei diesem Studium, welches mir zugleich den größten Genuß gewährt, habe ich mich seither besonders um die innere Verständlichkeit, d. h. die des Geistes bemüht; doch sehe ich, daß ich mich auch wohl näher mit der Form und Sprache werde beschäftigen müssen und so wird bald die Reihe an Grimms deutsche Grammatik kommen. Das wird manchmal nicht amüsant sein, doch fülle ich damit alte Lücken aus, und dieses Bewußtsein wird mich befriedigen. Das Resultat dieses ganzen Studiums ist für mich folgendes: ich sehe auch hierin, wie in den bildenden Künsten, daß die eigentliche Blüthe unseres Volkes im früheren Mittelalter war, ich lerne diese Blüthe näher kennen; ich erhalte die Ueberzeugung, daß die meisten der neueren Productionen der Dichter sich zu den alten verhalten, wie künstliche Blumen zu natürlichen; daß z. B. Göthe nur ein edlerer Mewlana Dschami ist und daß es nichts Kindischeres und Unverständigeres gibt als ihn den größten deutschen Dichter zu heißen, ihn, der vielmehr der Nachahmer der mannigfaltigsten europäischen Dichter ist. Dir kann das nur so lange hart erscheinen, als Du unsere großen deutschen Alten nicht kennst. So sind mir unsere alten Dichter und Künstler mit ihren Werken die sprechendsten Beilagen zu unseren vorangegangenen großen Geschichten, über denen ich den Jammer der jetzigen Zeit der Kleinlichkeit und des Egoismus vergesse.‘

---

[1] Vergl. Bd. 2, 100, 120.

[2] In dem Brouillon eines Aufsatzes: Deutsche Kunst kein Fragment.

Ein förmliches Programm seiner Literaturstudien finden wir in einem Briefe an Frau Hofrath Sartorius in Göttingen, worin er sehr beachtenswerthe Winke gibt, was zum Studium und zum rechten Verständniß der mittelalterlichen Dichter nothwendig sei [1]. Die Freundin war ihm dankbar für alle Belehrungen, aber sie theilte nicht seine Ansichten über Göthe, wie er sie ihr zu verschiedenen Malen ausgesprochen seitdem seine frühere abgöttische Verehrung des Dichters in ein entgegengesetztes Extrem umzuschlagen angefangen hatte. ‚Göthe', schrieb sie ihm, ‚darf man Euch deutschen Männern ja gar nicht mehr bieten. Ich hoffe aber, es gibt für ihn, wie einst für Shakespeare, eine dankbarere Nachwelt, die diesem wieder eine frischere Krone reichte, nachdem die unmittelbar nach ihm folgenden Geschlechter ihn geschmäht, was schlimmer ist, vergessen hatten.' Hierauf lautete Böhmers Antwort: ‚Wegen Göthe möchte ich gern mit Ihnen sprechen und habe dann wohl einige Hoffnung, daß wir uns vereinigen würden. Von der deutschen Seite ist er doch nicht allein angegriffen worden, sondern zuerst von einer anderen durch unseren Herrn von Meyer in den Heidelberger Jahrbüchern. Auch Pustkuchen ist nicht durchaus nach meinem Sinn und er unterläßt eine Hauptsache ganz, nämlich ihm unsere alte deutsche Literatur des 11. bis 14. Jahrhunderts entgegen zu stellen. Dort nur sind blinkendere Sterne, nicht unter Göthes Zeitgenossen. Ich würde vor allen Dingen bei ihm Eigenthümliches und Fremdes sondern, z. B. die ihm gar nicht gehörenden Volkslieder in seinen Gedichten, dann vergleichen zwischen ihm und seinen Quellen, wo er bearbeitet hat, z. B. bei Götz und dem Reinecke; dann würde ich in seinen Romanen den Roman besonders betrachten und besonders das Uebrige 2c. Endlich würde ich den Punkt der Deutschheit im Gegensatz der Europäischheit auch auffassen. Unser Volk hat nichts Gemeinschaftliches mehr, als Sprache und Literatur, wer darf uns verargen, wenn wir hier strenge sind?' Die Art aber, wie man Göthe damals angriff, die ‚Kränkung des ehrwürdigen Greises' that Böhmer, dem Ehrerbietung gegen das Alter und Dankbarkeit als ächt deutsche Tugenden galten, besonders wehe, und er fragte sich mit Recht, ob denn die Gegner ohne Göthe auch nur im Besitze der Waffen sein würden, womit sie ihn angriffen [2]. Ueberhaupt hinderte ihn seine Vorliebe für die mittelalterlichen Dichtungen nicht sich auch in die neuere Poesie zu vertiefen, und er erkannte z. B. gleich anfangs mit sicherem Urtheil die reiche Quelle, welche der damals ‚neu aufgehende Orient' für die Literatur sein würde [3]. Wie richtig ist z. B. auch,

---

[1] Bd. 2, 117—121.
[2] Bd. 2, 100, 117.
[3] Bd. 2, 94.

was er (am 22. Januar 1822) über Uhland sagt: ‚Im Dramatischen steht er weit unter Schiller, in der Ballade und dem Liede aber auch ebenso hoch über ihm und keineswegs kränkelnd‘ [1].

Bei der Zusammenkunft in Nürnberg hatte er mit Rückert über eine neue gemeinsame ‚Herausgabe mittelalterlicher Dichter in kritischer Bearbeitung und in bequemem Format d. h. in Oktav‘ verhandelt, und Rückert, der bereits mehrere derselben kritisch bearbeitet hatte, versprach den ‚vaterländischen Reigen zu eröffnen‘. Böhmer wollte seinerseits zunächst Chunrads Gedicht auf Carl den Großen nach der Heidelberger Handschrift herausgeben, und begann im Jahre 1822 ein ‚ernstliches Studium der alten Sprache und der deutschen Alterthümer‘. Länger als ein Jahrzehnt betrieb er seitdem germanistische Forschungen, die zwar für ihn zu keinen wesentlichen schriftstellerischen Resultaten führten, aber doch der Wissenschaft in reichlichem Maße zu Gute kamen durch die vielfache Unterstützung, welche er andern Forschern auf diesem Gebiete zu Theil werden ließ, wie sich dieß aus vielen vorliegenden Dankschreiben von Männern wie Jacob Grimm, von der Hagen, Uhland [2], Haupt, Göttling, Hoffmann von Fallersleben u. s. w. ergibt.

Inzwischen war Böhmer vorzugsweise durch die Bemühungen des Kaufmanns Philipp Nicolaus Schmid und des Schöffen Metzler, des von uns früher oft erwähnten ehrwürdigen Freundes seines verstorbenen Vaters, seit dem 22. April 1822 auf mehreren Frankfurter Bibliotheken angestellt und seit dem 20. November 1822 zum Mitadministrator des Städel'schen Kunstinstitutes erwählt worden, und war zugleich in einen Kreis älterer Männer eingetreten, die ihm, wie er sagte, ‚Muster und Bildner für's Leben wurden‘, die ihm ‚Leitung gaben und eine Förderung angedeihen ließen, wie sie nur wenigen strebsamen Jüngern der Kunst und Wissenschaft in gleichem Maße zu Theil werden mag‘. Zu diesen Männern gehörten vorzugsweise J. F. Schlosser, J. G. C. Thomas und J. C. von Fichard, genannt Baur von Eiseneck. Böhmer nennt sie in seinen Briefen und Schriften stets mit Ehrerbietung und kindlicher Pietät und setzte den beiden ersten nach ihrem Tode noch einen besonderen Denkstein der Liebe

---

[1] Bd. 2, 99.

[2] Vergl. Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde, zum 26. April 1865. Als Handschrift gedruckt S. 260—261. Böhmer entsprach, heißt es S. 330, ‚immer auf das freundlichste Uhlands Wünschen auf Mittheilung von Büchern und Handschriften, sowie seinen Bitten um Auskunft‘. Auf dieses Buch machte mich mein verehrter College Professor Th. Creizenach aufmerksam, dem meine Arbeit überhaupt manche Förderung verdankt.

und Dankbarkeit [1], und darum müssen wir bei ihnen einige Augenblicke verweilen.

Rath Schlosser, dessen Bekanntschaft Böhmer dem Schöffen Metzler verdankte, war eine der lautersten, edelsten Persönlichkeiten, verehrt auch von denen, die weder seine strengkatholischen, noch seine politischen ‚im alten Reich, im alten Recht und in der alten Freiheit wurzelnden Ueberzeugungen' theilten. Seine tiefsinnige, ächtchristliche Religiösität, die stets dem Geiste milder Duldung und wohlwollender Liebe gegen alle Andersgläubigen huldigte und die er durch Wohlthun in weitem Umfange praktisch zur Geltung brachte, bewahrte ihm eine Kindlichkeit des Gemüthes und eine beim reichsten Wissen und Verdienst so aufrichtige Bescheidenheit, daß er ‚ungesucht und unwillkürlich Alle fesselte, die er stets freundlich und gütig in seine Umgebung zog'. Mit seinen streng wissenschaftlichen Beschäftigungen hielt eine mehr künstlerische Thätigkeit gleichen Schritt, und während er alle Wissenschaften und Künste im Dienste und zur Verherrlichung der Kirche verwendet wissen wollte und in diesem Geiste sie pflegte und förderte, versenkte sich sein tiefes Gemüth vorzüglich in den reichen Schatz der altkirchlichen Poesie, und es war ihm schon seit seiner Jugend eine heilige Herzensangelegenheit, die aus der Kirche und für die Kirche durch alle Jahrhunderte forttönenden heiligen Stimmen glühender Andacht und religiöser Begeisterung durch Uebertragungen in edler würdiger Form dem deutschen Volke zugänglich zu machen. Und diesem Unternehmen widmete er seine besten Stunden in stiller Einsamkeit. ‚Wenn ich in dieselbe eingehe', sagte er, ‚fällt aller Anflug der Welt von meiner Seele, die Lieder einer andern Welt begrüßen mich, mein Herz hebt sich empor, wie die Blumenkrone in dem Thau der Nacht, alle Kräfte werden erfrischt in der befruchtenden Stille.' Was ihm aber ‚persönlich geworden, wurde stets ein Gemeingut der Freunde', die er, wie wir es bei Böhmer noch sehen werden, mit Liebe für die alten Hymnen, für die tiefsinnigen Mystiker, für die großen italienischen und spanischen Dichter und für die altdeutsche Legendenpoesie zu erfüllen wußte.

Ihm zur Seite stand in gleicher Gesinnung, stützend und fördernd, seine treffliche Gattin geb. Sophie du Fay, ‚die gestrenge Frau Rath', wie sie schon als jüngere Frau ‚ob ihrer ernsten Würde, Willensstärke und ihres fast männlichen Studieneifers' bei den Freunden hieß. In ihrem Wesen verbanden sich Eigenschaften, die sich zu widersprechen schienen: neben einem ruhig klaren Blick und einer scharfen, oft kühlen Kritik, besaß sie die volle Wärme und die schlichte Einfachheit eines ächten Frauengemüthes, und aus letzteren Eigenschaften erklärt sich die innige Freund-

[1] Vergl. Bd. 3, 469—484.

schaft, welche zwischen ihr und der Frau Geheimrath Willemer geb. Marianne Jung für's Leben geschlossen ward. Frau Willemer, jene gleichzeitig von Göthe und Clemens Brentano gefeierte [1] ‚allerliebste kleine Müllerin auf der Gerbermühle bei Frankfurt' (wo sie mit ihrer Familie wohnte) ergänzte in ihrem Wesen die ‚gestrenge Frau Rath'. Sie war, nach Göthes Worten, das vollendete Bild weiblicher Anmuth, eine ‚tief poetische Seele', die auf den Flügeln der Grazie ‚leicht schwebend durch's Leben' ‚Freude verbreitete und fröhliche Gesichter machte, wenn sie nur erschien'. Böhmer sprach noch im Alter gern von den heiteren Scherzen der ‚Marianne-Biondetta', ihrem liebenden Verständniß und Ertragen fremder Eigenthümlichkeiten und Absonderlichkeiten, und besonders von dem tiefen Eindruck, den die seelenvollen Lieder, welche sie oft in kleinem geselligen Kreise vortrug, auf ihn gemacht hatten.

Frau Willemers Stiefschwiegersohn war der Senator Thomas, bei welchem Böhmer, wie er erzählte, durch Schlosser mit den Worten eingeführt wurde: ‚Hier bringe ich Ihnen Ihren zukünftigen liebsten Freund'. Diese Voraussage bewährte sich als richtig. Die Freundschaft zwischen Böhmer und Thomas wuchs mit den Jahren und wurde so innig, daß ersterer in seinem Freunde, mit dem er in Gesinnung und Urtheil ganz übereinstimmte und jeden Schmerz und jede Freude theilte, gleichsam Ersatz für alles Andere fand, was ihm unter den Menschen fehlte. ‚Thomas', sagt er, ‚war in einer neugewordenen Zeit, deren Vorzüge er mit reicher Empfänglichkeit auffaßte, deren schlimme Seite er in ihrer ganzen Tiefe erkannte, aus Ueberzeugung des Verstandes, mit Wärme des Herzens, mit Thatkraft im Handeln der Art und dem Glauben der Väter treu geblieben. Von lutherischen Eltern geboren, hielt er fest an der ungeänderten Augsburgischen Confession, gönnte aber den andern Kirchen ihr ganzes Recht und hatte solchergestalt namentlich auch mit der katholischen Kirche einen vollen Frieden . . . Mit Gewandtheit und Kenntnissen in allen Zweigen

---

[1] Im Westöstlichen Divan sind im Buch Suleika die schönsten Gedichte an Marianne Jung gerichtet. — Das unter Göthes Gedichten (Ausgabe in 30 Bänden, Bd. 6, 149) aufgenommene: ‚Zarter Blumen leicht Gewinde Flecht' ich Dir zum Angebinde' ꝛc. ist von Frau Willemer, welche es dem Dichter ‚mit einem zierlichst aufgetrockneten Blumenkranze' überschickte, und dafür die folgende ‚Erwiederung': Bunte Blumen in den Garten ꝛc. erhielt. An sie ist auch das Gedicht: Eine Schachtel Mirabellen ꝛc. (Bd. 6, 116). — Der anmuthige und gehaltvolle Briefwechsel Göthes mit Frau Willemer († 1860, 6. Dec.), den uns diese einmal zu lesen gab, ist noch ungedruckt und wird, so viel wir wissen, auf der Frankfurter Bank aufbewahrt. — Clemens Brentano verherrlichte die Freundin in dem Lied: ‚Es stehet im Abendglanze' ꝛc. (Gesammelte Schriften 2, 117), als ‚Biondetta' in den Romanzen vom Rosenkranz und als ‚Großmütterchen' vor seinem Märchen Gockel, Hinkel und Gakeleia. Vergl. auch seine Widmung an sie: Du nöthigst mich, ich soll nur schreiben ꝛc. Gesammelte Schriften 2, 529—534.

der Verwaltung, mit Charakterfestigkeit, wo es galt das Recht, in dem er nach germanischer Weise zugleich die Freiheit erkannte, zu ehren oder zu erhalten, verband er jene erleuchtete Liebe zum Vaterland, welche ihren Gegenstand auch kennen wollte, und war aus diesem Grunde ein warmer Freund des deutschgeschichtlichen Studiums' [1]. Thomas nährte in Böhmers Seele die diesem ‚anerzogene und gleichsam schon angeborene Liebe' für die alte Reichsstadt, deren Panier er als einer der letzten Magistrate mit Ehren jeder Art aufrecht erhielt, und Böhmer fand gleiche Nahrung bei dem Schöffen Fichard, dem größten Kenner der Geschichte Frankfurts, den er in seinen späteren Arbeiten für dieselbe als seinen Meister [2] feiert. Fichards im Jahre 1819 erschienene ‚Entstehung der Reichsstadt Frankfurt', ein Denkmal seines bewunderungswerthen Fleißes, gründlicher Kenntniß und wahrhaft historischen Scharfsinns, sollte eigentlich nur eine Vorarbeit für eine vollständige Geschichte der Stadt bilden, die aber der treue Forscher in Folge eines gänzlichen Verlustes seines Augenlichtes nicht vollenden konnte. Aber auch während seiner Erblindung blieb sein Eifer und seine Liebe zu den Studien ungeschwächt, und allwöchentlich kam Böhmer mit Thomas, Schlosser und dem bekannten Niclas Vogt, diesem ‚ehrlichen Verfechter des alten Rechtes und eifrigen Beförderer der rheinischen Geschichte' [3], und andern Freunden zur Besprechung ihrer Arbeiten, zur Mittheilung gewonnener Resultate, zum Austausch der Ideen bei Fichard zusammen [4], und alle bewunderten den Wissensreichthum des Mannes und ‚erbauten sich', sagt Böhmer, ‚an dessen Geistesfrische, trotz aller Körperleiden kräftigem Muth, und patriotischer Gesinnung, die gleichmäßig dem allgemeinen Vaterlande und der Pflege angestammter Stammesbesonderheit galt'. Die ‚Nothwendigkeit dieser doppelten Pflege zur Förderung der Nationaleinheit und zur Bewahrung der Eigenthümlichkeiten der Theile' war gleichsam ‚ein Glaubensgrundsatz der Freunde', die zugleich auch darin übereinstimmten, daß überhaupt vaterländisches Wesen als das edelste Erbgut allem fremden, daß einheimische Wissenschaft und Kunst als die heilsamste und fruchtbringendste aller ausländischen vorzuziehen sei. Eine hervorragende Stelle unter den Freunden nahm bald auch der Historiker Joseph Aschbach ein, der seit 1823 an der hiesigen Selektenschule eine Professur

---

[1] Vergl. außer dem Necrolog Bd. 3, 469—477 noch Bd. 2, 267, 269, 274 u. s. w. Ferner die Vorrede zu Böhmers Regesten Ludwigs des Bayern S. XVI. Thomas' religiöse und politische Ansichten lernt man auch aus seinen Briefen kennen in: Sulpiz Boisserée 1, 506, 532, 536, 559, 560, 640.

[2] Vergl. Bd. 3, 427.

[3] Vergl. Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, begangen zu Frankfurt a. M. 1840, besonders S. 160—164.

[4] Vergl. Neuer Necrolog der Deutschen, Jahrgang 1829, Bd. 7 b, 700—702.

der Geschichte und der alten Sprache bekleidete und ‚wegen seines treuen Charakters, gründlichsten Wissens und seltener Pflichtliebe von Allen ungemein geschätzt ward‘.

‚Wie erweitert sich doch‘, schrieb Böhmer im September 1822, ‚durch innern lebendigen Verkehr mit Andern der Gesichts- und Studienkreis des Menschen! Während Thomas meine Kunstinteressen nach der christlichen Richtung hin vertieft und mit Fichard mich zur Geschichte hinzieht, werde ich durch Schlosser in die Herrlichkeiten Dantes und Calderons eingeführt, und die Hymnen und die Heiligenlegenden des Mittelalters gehören jetzt zu meinen liebsten Beschäftigungen. Welch' eine Poesie bergen diese fast unbekannten Schätze!‘ Auch in den weltlichen lateinischen Dichtern des Mittelalters entdeckte er ‚auf einmal eine neue Welt der herrlichsten Poesie‘ [1] und entschloß sich sofort zu einer noch vorhandenen Sammlung derselben, die er unter dem Titel: Carmina latina rhythmica medii aevi in drei Bänden zu veröffentlichen beabsichtigte. ‚Meine literarischen Projecte‘, sagt er im September 1822, ‚häufen sich fast mit jedem Monate [2] und ich be-

---

[1] Bd. 2, 106.

[2] Ein Blatt aus dem Ende des Jahres 1822 macht uns damit näher bekannt. Er schreibt:

Frankfurt, den 15. December 1822.

Meine Vorsätze.

Der Mensch denkt,
Gott lenkt!

1) Den Verein mit Guido und Eduard [vergl. Bd. 2, 116] freundschaftlich zu erhalten und immer bedeutender zu machen.

2) Im Städel'schen Institute mich des Processes thätig annehmen; ernsthaft für die Architekturschule, als dem einzig lebendig Bestehenden, wirken; mich selbst unterrichten durch die Kupferwerke und die Kupferstiche.

3) Auf Barth beruhigend wirken.

4) Alle rückständigen Geschäftssachen möglichst beseitigen.

5) Alle Acten und Papiere neu ordnen, die nicht mehr nöthigen entfernen.

6) Uebersetzungen:
a. der Divina Commedia,
b. der Vindiciae contra tyrannos [vergl. Bd. 2, 105],
c. des spanischen Cid,
d. etwas von Shakspeare
zu fördern.

7) Abhandlung über den die Geistlichkeit betreffenden Paragraphen der Verfassung.

8) Carmina latina rhythmica medii aevi in drei Bänden: I. Hymnen, II. Kirchenzucht und Weltliches, III. längere Gedichte.

9) Limburger Chronik neu herausgeben, da ich nun alle Hülfsmittel habe.

10) Rheinische Briefe an mein Vaterland!

11) Heiligengeschichten, besonders am Rhein.

komme bisweilen ein Gefühl der Angst, was aus Allem noch werden möge. Nur vorwärts! Könnte ich zunächst nur meine Vorarbeiten für eine Geschichte der rheinischen Heiligen des Mittelalters zu Ende bringen!"

---

12) Altdeutsche Manuscripte in Heidelberg; Eins herausgeben.

13) Vor allem drei Druckbogen abgerissener Gedanken als Manuscript gedruckt.

14) Ueberhaupt meine Papiere in Ordnung zu bringen und Begonnenes zu vollenden.

Dr. philosophiae zu werden um einen meiner Stelle angemesseneren Namen zu führen.

Als Dissertation die Einleitung in meine Sammlung lateinisch gereimter Gedichte.

Das Gedicht von Walther von Aquitanien wollte ich in das Versmaß der Nibelungen bringen. —

Auf die Heiligenlegenden insbesondere eingehend fragt er, worin deren Wichtigkeit bestehe? und antwortet:

1) In religiöser Hinsicht für den der an die Heiligen glaubt, sei es nun als Katholik oder als Protestant, stellt sich diese auf's Dringendste heraus. Denn was wir groß und heilig nennen, das streben wir kennen zu lernen, um es immer mehr zu fassen und zu verehren, um das Ziel, dem wir nachstreben, uns bekannt zu machen. Sich um das Heilige nicht bekümmern zu wollen, würde die schnödeste Gleichgültigkeit gegen dasselbe verrathen.

2) Der Geschichtsforscher wird nach seiner Einsicht unterscheiden ob eine Sache alt oder neu ist. Die alte gibt ihm natürlich die wichtigsten geschichtlichen Nachrichten und die neuere gibt ihm wenigstens das Bild der Denkart der Zeit, in welcher sie erfunden worden ist.

3) Der Sprachkenner findet in den Originalüberlieferungen die wichtigsten Denkmale jener Zeit in jeder Hinsicht und in den übersetzten wenigstens noch die Art der alten historischen Composition.

4) Der Kunstfreund würde ohne diese Kenntniß die alten Werke der Kunst nur zum kleinsten Theil verstehen können. Denn gerade die alten Künstler arbeiteten ja nicht um sich und ihre Geschicklichkeit in ihren Werken zu zeigen, sondern für die Sache selbst, wie sie vorgegangen war.

5) Der Künstler erhält durch die Kenntniß dieser Geschichten den mannigfaltigsten und fruchtbarsten Stoff zu neuen Schöpfungen.

6) Der Reisende wird ihnen deßhalb eine besondere Aufmerksamkeit widmen, weil sie sich überall an die Oertlichkeiten knüpfen und die interessanteste und würdigste Staffage derselben bilden.

7) Jeder Freund des Guten wird sich an dem frommen, wohlthätigen Sinne weiden, der sich in all' diesen Traditionen ausspricht.'

Dann fährt er fort:

,Die Heiligen gehören immer vorzugsweise der Provinz an, in welcher sie lebten, welche die Orte enthält, wo sie wohnten, die Denkmale ihrer Wirksamkeit aufzeigt: sie sind ein provinzieller Gegenstand. Solche provinzielle Geschichten und Gegenstände aber wird der ächte Patriot mit um so mehr Liebe hegen und pflegen, je ungescheuter in der Wirklichkeit jeden Augenblick seine provinzielle Individualität verletzt wird.

Welcher Segen kann daher kommen, wenn eine charakterlose, oder jeden Augenblick den Charakter ändernde Willkür herrscht? Wenn nichts fest bleibt, worauf soll man bauen? Wenn kein Heiligthum unentweiht bleibt, welchen Gott sollen wir anrufen, daß er uns gnädig sei? — Darum wird solchem Streben jeder Edle sich stets widersetzen und wo

Bayerische
Staatsbibliothek
[Mü]nchen

Er wollte durch eine solche Geschichte die Rheinländer auf ihre Eigenthümlichkeit und Volkspersönlichkeit aufmerksam machen, besonders aber sollte das Werk, wie die längst projectirte Bilderbibel, für deren Ausführung er nach Ausweis seiner Briefe gleichzeitig thätig blieb, die ‚religiösen Gesinnungen des Volks, das Christenthum durch die Literatur und Kunst zu befördern suchen‘. Auf seine Gedanken eingehend erbot sich Kirchner in Nürnberg, zu den Heiligenleben bildliche Darstellungen zu liefern.

Böhmer war nämlich ‚im Verlauf der Jahre immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß die ganze neuere Bildung im Christenthume wurzele und darum auf die christlichen Grundlagen zurückzuführen sei‘. Und hierzu müßten, wie alle Wissenschaften, so auch die Künste mitwirken, und die christliche Kunst insbesondere sei dazu berufen ‚das jetzige in sich verfallene Geschlecht zu erfassen und zu edlerer Einigung und Befriedigung zu führen‘ [1]. Hören wir darüber einige nähere Aussprüche. ‚Ich meditire‘, sagt er, ‚immer wieder Platons Ausspruch, daß das Schöne nur ein Abglanz der Wahrheit sei, und Michel Angelos Worte, daß die wahre Kunst edel und fromm ist und schon durch ihr Ringen nach Vollkommenheit die Seele zur Andacht erhebt‘. Hatte er noch in Rom die Kunst für eine Schwester der Religion erklärt, so wollte er nach einem Briefe an Barth sie jetzt ‚besserer Einsicht folgend‘ als eine Dienerin derselben angesehen wissen. ‚Denn was ist die Kunst‘, bemerkt er, ‚anders als materielle Darstellung von Ideen? Diese Ideen aber sind religiöse Ideen. Darstellendes und Dargestelltes aber sind nicht verschwistert, sondern das eine dient dem andern. Also steht die Kunst im Dienste der Religion. Sie ist der irdische Ausspruch jener Kunde und jenes Glaubens von Jenseits‘ . . . ‚Beim Betrachten christlicher Kunstwerke [2] fiel es mir sehr bald auf, wie jene alten Meister so gar nicht für ihre Person besorgt waren, ihre Namen waren meist unbekannt, oder wurden nur aus Zufälligkeit errathen. Eben so wenig suchten sie geradezu und hauptsächlich das Schöne und Einschmeichelnde weder in der Wahl der Gestalten noch der Darstellungen, wegen welchem Kunstschönen ich die Kunst doch immer hatte preisen hören; sie schienen mir vielmehr ganz aus-

---

die übermächtige Gegenwart ein vorübergehendes Dulden gebietet, da wird er sich aus ihr zur großen Vorzeit zurück wenden und aus ihr Kraft saugen jetzt zu ertragen, und künftig, wenn die Zeit gekommen ist, wiederherzustellen und zu bessern. Er wird die alten Erinnerungen in seinem Kreise zu erhalten suchen, er wird sie seinen Kindern überliefern als ein Heiligthum, als den letzten Samen, aus dem dereinst zu gedeihlicherer Zeit das Gute und Tüchtige wieder neu entstehen kann.

Und solches meine ich auch, indem ich diese Geschichten erneuere und zu dieser Absicht reiche mir jeder Gutgesinnte die Hand.‘

[1] Vergl. Bd. 2, 100.

[2] Aus einem Fragment: ‚Briefe über die Kunst‘, woran er 1823 arbeitete.

schließlich mit ihrem Gegenstand beschäftigt, wie er ihnen gerade aufgegeben war, ihn suchten sie so treu darzustellen, als möglich, ohne etwas Weiteres zu berücksichtigen. Dieß stand aber ganz mit der Art im Widerspruch, wie ich immer von Kunst und Künstlern hatte sprechen hören. Nur zu oft hatte man gesagt, man müsse das Gute um des Guten willen, das Schöne um des Schönen willen, Wissenschaft und Kunst um ihrer selbst willen suchen und lieben. Das hatten gerade jene Meister, welche man so lobte, nicht gethan, und schon damals begann in mir der Gedanke, der später zur vollsten Ueberzeugung wurde, daß jene Sätze, welche man sogar als vorgebliche Religion lehrte, scharf genommen falsch, ja abgöttisch sind, daß diejenigen, welche sie mit soviel Behagen, mit soviel Edelmuth in Blicken und Gebärden aussprachen, mehr oder weniger gar nicht wußten, was sie sagten, und von ganz anderen Gesinnungen belebt waren, als denen, deren Schein sie zu borgen sich bemühten. So kam ich auf den Standpunkt, wo man sich jene wahrscheinlich von irgend einer Modephilosophie ausgegangenen Sätze berichtigt und weiß, daß man das Gute nicht um des Guten, sondern um Gottes willen thun soll und kann. So war mir auch der Satz klar geworden, den einer meiner Lieblingsdichter irgendwo ausspricht: ‚Das Schöne will das Heilige bedeuten‘ und fortan ließ ich mir die nähern Kenntnisse der Gegenstände deutscher Malerei angelegen sein, und ließ Andere über die Verzeichnungen der Hände und Füße sich unterhalten, womit sie sich, wie ich höre, auch noch beschäftigen und also wohl nie, die Extremitäten verlassend, zu dem Herzen vordringen werden.‘ An einer andern Stelle heißt es: ‚Die ächte Kunst ist eine Predigt vom Jenseits, eine Predigt des Evangeliums d. h. der Demuth und Selbstverläugnung.‘ Und in diesem Sinne schrieb er, nachdem er im Juni 1823 in Aachen Bettendorffs Bildersaal gesehen, einem Freunde die Worte in's Stammbuch:

‚Zur schönen Kunst meint' ich den Schritt zu lenken,
Als ich betrat des Bildersaales Schwelle,
Doch edler Saft floß mir aus dieser Quelle,
Mit höh'rer Labung meinen Durst zu tränken.

Mich selbst vernichtend mußt' ich mich versenken,
Van Eyck, so tief in deiner Landschaft Helle,
Und Hemlings Farbenglut verbrannte schnelle
Zu besserem Phönix all' mein irdisch Denken.

Nicht Maler, nein, Apostel seid ihr Meister,
Das ew'ge Wort, ihr sprecht es aus in Farben;
Nicht Ohren zwar, doch predigt ihr den Augen.

Abglanz des Reichs, das ihr, verklärte Geister,
Nun schau't, um welches eure Märt'rer starben,
Ist mir vergönnt, aus euerem Werk zu saugen.‘

Ja er wollte wohl gar in der rechten Erkenntniß und Pflege christlicher Kunst ein Hauptbeförderungsmittel zur Wiedervereinigung der christlichen Confessionen erblicken: wenn nämlich der Protestantismus in sich gehe und seine ‚kahle Dürre' durch all' die Ideen befruchte, ‚welche in den geschriebenen, bildlichen und monumentalen Kunstwerken aller Art' niedergelegt seien. ‚Dann würden', träumte er, ‚die Künste in dem zum Heil des Vaterlandes neu erstandenen Jerusalem einer Allen gemeinsamen Kirche die schönste Zier des Heiligthums sein'. Letzterem Gedanken gab er auch in einem Sonette Ausdruck:

‚Vor Frevlern sanken jüngst die heil'gen Mauern,
Doch ward nicht alles der Entweihung Beute,
Die Perlen sah der Malerei ich heute
Gerettet und gesichert, daß sie dauern.

So ward auch einst des Feindes list'gem Lauern,
Als er Judeas Heiligthum entweihte,
Die Bundes-Lad' entrissen still zur Seite,
Und von der Treue aufbewahrt mit Trauern.

Doch wie auch damals wieder in das Freie
Des Tempels Zinne sich erhob aus wilder
Zerstörung, neu die Lade zu umfangen,

So wolle Gott, daß einst auch sich erneue
Jerusalem bei uns, und diese Bilder
Dann wieder in dem Heiligthume prangen' [1].

Wir sehen, Böhmer konnte mit vollem Recht am 27. Juni 1823 von sich aussagen: ‚Ich stehe mitten in der Atmosphäre der Romantiker und gehöre diesen innerlichst an', und in derselben Atmosphäre bewegten sich mit ihm die Frankfurter Freunde, welche im Thomas'schen Hause ihren Vereinigungspunkt fanden. Außer den schon früher Genannten gehörten zu denselben der Arzt Carl Passavant, die beiden einsichtigen Kunstbeförderer Cornill und Philipp Passavant, und seit seiner Rückkehr aus Italien Böhmers ‚Bruder und Busenfreund', der Maler und Kunsthistoriker Johann David Passavant, und der Biograph des letzteren hat die Richtungen und edlen Bestrebungen des ganzen Kreises dieser ‚Frankfurter Romantiker' mit innerstem Verständniß und einer so wohlthuenden Wärme geschildert, wie sie sich nur in einem gleichgestimmten Gemüthe erzeugt [2]. Hätte Böhmer diese Biographie gelesen, so würde er nur gewünscht haben, daß der Verfasser in seiner objectiven Darstellung das so

---

[1] Niedergeschrieben nachdem er Lyversbergs Kunstsammlung in Cöln gesehen 1823.

[2] Cornill 2, 1—8, 21 ff. Wie Schade, daß die schöne Schrift noch nicht zum Abschluß gekommen!

treue und eifrige Wirken seines eigenen Vaters weniger in den Schatten gestellt und etwas mehr Rücksicht genommen hätte auf den Kaufmann Anton Forsboom-Goldner, von dem Böhmer einmal schrieb: ‚Er nahm an allem Edlen und Schönen lebendigen und fördernden Antheil und hatte meine vollste Achtung, denn er war ein rechter Ehrenmann.‘

‚Reich und gehaltvoll‘, fährt Böhmer fort, ‚war jeder Abend bei Thomas. Wir lasen gemeinsam alte und neue Werke über die Kunst, besahen Kupferwerke und Jeder gab sein Urtheil ab; wir trugen kleinere Aufsätze vor, verhandelten über die Gründung eines Kunstvereins u. s. w. und beriethen reiflich, in welcher Weise und mit welchen Mitteln die Kunst und der Kunstsinn in der Kaufmannsstadt zu befördern sei. Thomas, dessen ganze Seele von den hohen Aufgaben der religiösen und nationalen Kunst erfüllt war, war mein bester Berather und Mahner in meiner Thätigkeit für das Städel'sche Institut, dem er als herrlichste Zierde die Boisserée'sche Kunstsammlung zuzuwenden sich bemühte‘. Auf diese Bemühung kommen wir noch später zurück.

Thomas und seine Gattin empfingen außer den einheimischen Freunden, denen an einem bestimmten Abend der Woche das Haus gastfrei geöffnet war, ‚im Laufe des Jahres auch eine große Anzahl durch persönlichen Charakter, durch Wissenschaft und Kunst ausgezeichneter Fremden, wie solche weit verbreitete freundschaftliche Verbindung und Frankfurts günstige Lage fortwährend herbeiführte, und die sich hier oft zur unerwartetsten und erwünschtesten Begrüßung zusammenfanden. Hier wurde bei reicher Bildung, die jedes Verdienst zu würdigen verstand und bei feiner auf wahres Wohlwollen gegründeten Sitte ein gewisser ächt-deutschbürgerlicher Charakter des Zusammenseins behauptet, der in diesem edlen und wohl weithin einzigen Kreise allen Theilnehmern unvergeßliche Stunden schuf. Wären die Vielen zu nennen, welche hier eintraten, Deutschland würde darunter von seinen edelsten Namen finden‘ [1], und wir erwähnen hier unter ihnen nur die beiden Grimm, die beiden Boisserée, Savigny, Görres und Achim von Arnim, mit denen Böhmer bei Thomas entweder freundschaftliche Verbindungen anknüpfte oder alte Freundschaft erneuerte, haben aber besonders Clemens Brentano zu berücksichtigen, dem er ebenfalls bei Thomas näher trat und von dem er ‚eine neue geistige Taufe, die mächtigste Einwirkung empfing, die er je von einem Menschen empfangen‘.

‚Brentano kommt nach siebzehnjähriger Abwesenheit‘, so kündigte Frau Willemer eines Abends im Juli 1823 bei Thomas an, ‚wieder einmal nach Frankfurt‘, und ‚dann wird‘, sagte sie zu Böhmer gewendet, ‚ein ganz neues Leben in unserem Kreise beginnen, es werden geistige Funken sprühen und Witze

[1] Bd. 3, 475.

regnen, und Sie werden einen Mann kennen lernen, der nicht von sich sagen kann, ich besitze Phantasie, sondern die Phantasie besitzt mich.' Bald darauf trat Brentano in's Zimmer und die Art, wie die neue Freundschaft sich bildete, war für Böhmer eigenthümlich genug. Als Thomas ihn mit den Worten vorstellte: ,Dr. Böhmer, ein großer Freund von Kunst und Poesie, der sich auf Ihre Bekanntschaft freut', sagte Brentano, indem er ihn scharf ansah und musterte: ,Auf meine Bekanntschaft? Wenn daraus Etwas wird, so wird er noch Vieles zu leiden haben. Ein Freund von Kunst? O weh, alle neuere Kunst ist Peripherie ohne Centrum, sie ist ohne Race, sie hat das Wort verloren und ist daher kräftig ins Fleisch geschossen, sie ist eine bloße Randverzierung und in der Mitte ist carta bianca. Wäre ich ein Lord, so ließe ich mir von einem Berliner Juden die unsichtbare Kirche malen. Sie dürfte rothe Wangen haben, denn es fehlt ja nicht an Schminke, auch kostbare Gewänder, denn in unserer Zeit wird ja viel Katzen-Gold und Silber ausgebeutet. Und nun gar ein Freund von Poesie! Sie thun mir leid. Alle neueren Dichter, Göthe ausgenommen, sind so verschränkt wie ein Krammetsvogel, dem man die Beine durch den Kopf gesteckt hat, und ihr poetischer Flug kommt mir so erhaben vor, als wollten sie durch ein Faß springen.' Und als Thomas einfiel: ,Er ist ein Freund der alten Kunst und Poesie', fuhr Brentano fort: ,Dann thut er mir noch mehr leid, denn dann werden ihn ja alle Leute auslachen, wie mich.' Böhmer erwiederte für den Augenblick nichts, aber während des Abends entspann sich noch die lebhafteste Unterhaltung und die Freunde blieben lange über die Zeit, wo man sonst bei Thomas gewöhnlich auseinander ging, beisammen. Einem solchen Feuergeiste, wie Brentano, der die herrlichsten Gedanken gleichsam spielend wegwarf, war Böhmer noch nie begegnet. Er erinnerte sich später besonders noch, mit welcher Tiefe Brentano über das große Talent unserer kombinirenden, symbolisirenden Zeit gesprochen, die in allem Leben, aller Kunst mehr den ungeheuern Schatz des Vorhandenen zu heben und zu ordnen und sich an den poetisch-wissenschaftlich zusammengestellten Familien des irdischen Geschichtsparadieses zu erbauen bestimmt zu sein scheine, als daß sie selbst in diesem Paradiese singe und jubilire. Ueber Arnims, Walter Scotts und Fouqués Romane, auf die das Gespräch führte, äußerte der Dichter: ,Arnim hat das Talent des Walter Scott z. B. in den Kronenwächtern, ist aber zu edel, um sich nicht gehen zu lassen. Scott gehört in das Trachtenbuchmäßige unserer Zeit. Hätten wir in allen europäischen Ländern einen solchen Schriftsteller, so würden die vergangenen Zeiten für uns wieder Gestalt gewinnen. Seine Figuren kann man herumdrehen, sie sind plastisch; seine Menschen sprechen mit einander. Fouqués Figuren gleichen Theaterdecorationen, die an uns vorübergezogen werden und nur Eine Seite haben. Sie wissen

auch nicht zu sprechen.' Von seinem Freunde Görres meinte er: er sei in der Poesie, was die chemischen Erscheinungen und Zersetzungen in der Natur seien; seine Werke seien der über die Erde hinfahrende Donner und Blitz.

Beim Weggehen sagte Brentano zu Böhmer: ,Morgen besuche ich Sie. Bei Ihnen scheint Alles im Kopf und in der Arbeit so pünktlich in Ordnung, daß ein Verschlumper wie ich seine Freude daran haben muß. Sie sind wirklich einer der liebenswürdigsten Philister, die mir je vorgekommen.' Böhmer lachte. Die Bezeichnung ,liebenswürdigster Philister' wurde bald stehend unter den Freunden, und in späterer Zeit erklärte Brentano seinen sonderbaren Abschiedsgruß: ,Ich hatte gleich vom Beginn unserer Bekanntschaft das in meinem Leben so seltene Gefühl: Sie würden mich nie mißverstehen.'

Die neuen Freunde verstanden sich bald vortrefflich und kamen während der zehn Wochen, die Brentano in Frankfurt zubrachte, fast täglich zusammen. Der Dichter war, seit den siebzehn Jahren, wo er zuletzt die Seinigen besucht hatte, ,gänzlich verändert', er hatte sich im Leben wie in der Poesie, die stets der getreueste Abdruck seines Wesens war, einer streng religiösen Richtung hingegeben, und fühlte sich, sagte er, wie ,losgehauen und gesprengt von der Welt', und darum in Frankfurt unter den Bekannten der Jugendzeit, bei denen er weder rechte Berührungspunkte, noch rechtes Verständniß fand, in einer peinlichen und störenden Lage. Da wurde ihm nun das offene, liebende und verstehende Wesen Böhmers ,ein rechter neuer Lebensschatz'. Ich mußte in Frankfurt, schrieb er ihm im Februar 1824 ,meine Gesinnung mit allerlei Ceremonien und Witzen einschwärzen. Meine reichen, unendlich rührenden Erfahrungen konnte ich in kein Herz gießen, und das war hart für mich, denn ich bin nicht wohl, ja ich möchte fliehen, wo ich nicht offen sein darf. Sie, lieber Freund, rührten mich, weil Sie Sinn und Geduld haben . . . Ihre Güte und Geduld gegen mich verkehrten und ungeschickten Menschen erscheint mir als eine herrlichere Gabe Ihres Gemüthes, als alle jene sonst würdigen Interessen desselben, aus deren Ausbeute Sie mir so manches Werthe gastfreundlich mittheilten, und ich fühle zurückdenkend die große Armuth zu Jesus und seiner heiligen Kirche desto beschämender, je deutlicher mir die glückselige Gabe Ihres edlen und offenen Herzens erscheint, allen guten Samen wie ein fruchtbarer, eingefriedeter Acker zu empfangen'[1]. Böhmer seinerseits fühlte sich durch Brentano, mit dem er ,innigste Herzensfreundschaft abschloß, wie in neue Welten versetzt'. ,Ausnehmend wohlwollend', sagt er, ,ist er mir entgegengekommen, hat mich auf alle Weise

[1] Brentanos Gesammelte Schriften 9, 50, 57.

begünstigt. Seine außerordentliche Dichtergabe, seine Kenntniß von so vielem Literarischen, was mich interessirte, sein tiefer Sinn: dieses und dergleichen machten mir seinen Umgang überaus angenehm'[1]. ‚Mir ist Clemens der dichterischste Geist, der mir vorgekommen. Göthe scheint gegen ihn ein guter ökonomischer Mann zu sein, Clemens aber einer der immer wegwirft und immer hat'[2]. Und später: ‚Eine Summe von Poesie, wie sie Andern, die sie haushälterisch pflegen und auf Zinsen legen, fürs Leben genügt und ihnen noch jenseits desselben einen Sitz auf dem Parnaß sichert, warf er täglich mit vollen Händen hinweg und war darum am folgenden Tage doch nicht ärmer als am vorhergehenden. Sein und Leben wurden ihm zur Poesie, nicht zu seinem Glück.'

Was Böhmer zu seinem neuen Freunde besonders hinzog und im Verlauf der Jahre seine sehnsüchtigen Erinnerungen an ihn immer von Neuem weckte, war dessen ‚liebreichstes Gemüth, dessen auch bei schroffem Wort innerste Milde und Versöhnlichkeit und seine überall, wo er konnte, trostspendende, werkthätige Barmherzigkeit'. Während Brentano in den Ausgaben für sich selbst ungemein sparsam, ja so sparsam war, daß man ihn oft für geizig hielt, wendete er den Armen, den Kranken, vorzugsweise verschämten Notharmen und mildthätigen Anstalten die reichsten Gaben zu und verbarg sein Wohlthun mit ängstlicher Sorgfalt. Manchmal freilich konnte er auch in ‚diesem Herzenszug nach barmherziger Liebe' seine eigenthümliche Art nicht verleugnen. Als er einmal mit Böhmer im Walde spazieren ging, sprach ihn ein Greis um eine Gabe an. Brentano besah ihn und griff mit den Worten: ‚Stammt Euere Familie aus Heidelberg?' in die Tasche und gab dem Bittenden seine ganze Börse, dann beeilte er seine Schritte und fing zu weinen an und sagte zu Böhmer: ‚Ach, versagen Sie doch nie einem Armen ein Almosen'. Dabei erzählte er, daß er einmal zur Zeit seines Heidelberger Aufenthaltes einen Armen, der diesem Greise ähnlich gesehen und ihn um eine Gabe gebeten, abgewiesen und dann von Görres gehört hätte, der Mann habe wirklich Unterstützung verdient und habe sich später aus Noth um's Leben gebracht. ‚Geben Sie mir um Gottes willen', sagte mir dieser Mann, fuhr Brentano fort, und ‚ich Hartherziger gab nichts, der ich doch zu geben hatte und selbst aller Gaben Gottes so sehr bedurfte und so Vieles der Menschen wegen gab. Gott verzeihe mir. Wie liegt mein Leben hinter mir! Was habe ich um Gottes willen gethan? Ich war wie eine Harfe, mit animalischen Saiten bezogen, alles Wetter verstimmte mich und der Wind spielte mich, die Sonne spannte mich und die irdische Liebe spielte so leidenschaft-

---

[1] Bd. 2, 140. Vergl. 2, 156.

[2] An C. Barth im August 1823.

lich forte, daß die Saiten zerrissen. Nun hat Gottes Erbarmen geholfen. Eheu! surge Christophore, jamjam tempus est ad scholam eundi.' Noch lange bitter weinend, sprach er dann auf dem ganzen Spaziergange keine Silbe mehr. Böhmer war auf das Tiefste bewegt, und noch im Alter konnte er nicht ohne Ergriffenheit von dieser Scene im Wald erzählen, die allein schon hinreicht zur Erklärung der Worte, die sich in einem seiner Briefe an Brentano finden: ‚Ich meine an Ihnen den Seelenschmerz in der Seele und um die Seele zuerst gesehen zu haben' [1].

Böhmer hatte überhaupt einen reichen Schatz von Erzählungen über sein Zusammensein mit dem Freunde im Jahre 1823 und in späteren Jahren, wo sie sich oft und für längere Zeit wiedersahen, und es ist sehr zu bedauern, daß er nicht zur Ausführung seines Vorhabens gekommen ist, eine Schrift: ‚Meine Erlebnisse mit Clemens Brentano' herauszugeben, die ‚zur ächten, rechten Charakteristik des Dichters' ergänzt haben würde, was aus persönlichen Berührungen mit demselben Steffens in seinen Memoiren: ‚Was ich erlebte', Emma von Niendorf in ihrem Buch: ‚Aus der Gegenwart', Stramberg im Rheinischen Antiquarius u. s. w. mitgetheilt haben. Böhmers Schrift würde uns Brentanos ‚märchenhaften Geist' zur Anschauung gebracht und einen Commentar geliefert haben zu Eichendorffs Ausspruch, daß der Dichter zu jenen ganz ungewöhnlichen Naturen gezählt werden müsse, in denen neben hingebender Andacht und aller wunderbaren Süßigkeit der Romantik ein übermächtiger Witz mit den Dingen koboltartig spielte.

Besonders zeigte sich das im geselligen Verkehr, wo Brentano immer noch trotz seiner innern Umwandlung ‚der alte Clemens von Heidelberg' war [2]. Wie in seinem Lied von den lustigen Musikanten, ließ er auch in der Gesellschaft seinen tiefen Seelenschmerz in greller Lustigkeit aufschreien, bewährte sich nach wie vor als ‚Urheber der fliegenden Geistreichigkeit' (so nennt ihn Steffens), brachte sein großartiges Verblüffungstalent, wiewohl ihm selbst ganz unbewußt, in Anwendung und setzte sich über altgültige Formen übermüthig hinweg. Das ‚beständige Wetterleuchten' seines Witzes und seiner Ironie erging sich ungenirt über Freund und Feind, am meisten aber über sich selbst und seine eigenen Unarten. ‚Er ist wie ein Cactus', sagte nicht mit Unrecht Justinus Kerner von ihm, ‚so schön und so stachelig.' Nicht gewohnt, seiner Zunge und Phantasie einen Zügel anzulegen, verletzte er oft, konnte jedoch dann auch gleich wieder kindlich um Verzeihung bitten. Aber nicht Alles, was er durch den Dämon seiner

[1] Bd. 2, 157.

[2] Vergl. den Brief von Görres über Brentano und sein Auftreten in Frankfurt in J. von Görres Gesammelten Briefen 1, 235—236.

Phantasie anrichtete', war so leicht wieder gut zu machen, und hier war es besonders sein Talent: Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam, durch einige wenige scharfe Züge zu charakterisiren und ihr Wesen auf einen gewissen Begriff und Ausdruck zu reduciren [1], welches ihm böse Streiche spielte. Denn wenn er z. B. den einen seiner Bekannten als den Tambourmajor der Emphase, den größten Diphtongisten von Europa, als einen rechten Stammbuchskönig bezeichnete, oder einen Andern den Unbekannten aus Menschenhaß und Reue, einen rothbackigen Eisbär nannte, oder von einem Dritten sagte, er käme ihm vor wie Einer, der mit der Schmierbüchse stets um den Postwagen herumgehe, oder von einer zungenfertigen Dame, sie laufe den ganzen Tag durch die Pappelallee nach Schwetzingen u. s. w., so mußte er wohl auf lange Zeit verletzen, da alle Welt in Frankfurt die Getroffenen kannte und wußte worauf sich diese schmückenden Beiwörter bezogen, die dann ‚noch nach Jahren nachgetragen wurden'. Und dennoch freute man sich immer wieder, wenn er mit seinem ausdrucksvollen Gesicht, seinen dunkelglühenden Augen in der Gesellschaft erschien; man ergötzte sich an dem tiefen Gehalt seiner Unterredungen, an seinen Wortspielen und liebenswürdigen Tollheiten, fand sich in seinem bald sarkastischen, bald kindlich weichen, bald muthwilligen, bald wehmüthigen Wesen zurecht und bewunderte die seelenvollen Lieder, die er ‚in der Kehle und in den Fingern hatte' und die Niemand besser sang und spielte als er.

An wunderlichen Auftritten war dabei kein Mangel. Seitdem Brentano einer streng kirchlichen Richtung huldigte, liefen die sonderbarsten Gerüchte über ihn durch die Zeitungen (wie sie noch jetzt in manchen Literaturgeschichten als Thatsachen figuriren [2]), und so kam es einmal, wie Böhmer erzählte, an einem Abende bei Thomas vor, daß eine Dame (eben jene Spaziergängerin nach Schwetzingen) auf Brentano zuging und ausrief: ‚Mein Gott, Sie noch hier? Mein Mann las heute in der Zeitung, Sie seien nach Rom abgereist, um katholisch zu werden.' Worauf der Dichter erwiederte: ‚Ach nein, gnädige Frau, der Zeitungsschreiber irrt sich, Brentano ist geborner Katholik, aber Sie irren sich auch, wenn Sie meinen, dieser Brentano, den Sie heute Abend zu langweilen beabsichtigten, sei noch hier, denn der ist in ein polnisches Kloster eingetreten, wie Sie hier finden können', und dabei übergab er ihr ein Berliner

[1] Vergl. Böhmers Worte Bd. 2, 146 Anmerk.

[2] So kann man z. B. in Julian Schmidts Geschichte der deutschen Literatur (4. Aufl.) Bd. 2, 322—323 lesen, wie ‚widerlich' der Ausgang Brentanos gewesen, den eine geheime Leidenschaft nach einem Asyl vor der Verworrenheit seiner Gedanken in ein Kloster geführt habe.

Blatt, worin zu lesen war, Clemens Brentano sei in Polen Capuziner geworden und wolle im Bußhemde öffentliche Buße thun.

‚Buße, auch öffentliche Buße für meine Sünden in öffentlicher Gesellschaft thäte mir allerdings Noth‘, sagte er dann zu Frau Willemer gewendet, ‚und es ist mir nur leid, daß ich, wenn ich über meine Grobheiten zerknirscht gleichsam bettelnd um Almosen dastehe, keinen Freund habe, der es mit mir machen würde wie jener alte General, der einen kummervollen Menschen im Schloßhof stehen sah und, als dessen elendes Aussehen sein starkes Herz rührte, den Armen einem Bedienten zeigte und sprach: Prügele er mir den Menschen dort vom Hofe hinweg, denn der Kerl erbarmt mich [1]. Aber selbst Böhmer hat mit mir kein solches Erbarmen.‘

Böhmer bekam allerdings Gelegenheit genug, gegen den Dichter barmherzig zu sein, denn es hieß ihn, den Arbeitsamen, der mit Göthe dachte:

‚Aller Fleiß, der männlich schätzenswertheste
Ist morgendlich‘ —

auf eine eigenthümliche Probe stellen, wenn Brentano Morgens um zehn Uhr auf seinem Zimmer erschien und aus einem Kasten, den er sich hatte nachtragen lassen, seine Guitarre hervorholte und deutsche und spanische Volkslieder vortrug und auch die Zeit des Mittagessens ‚versang und verspielte‘. Bei solchen Gelegenheiten las der Dichter auch aus seinen Romanzen oder Märchen vor, oder aus Gozzi oder Calderon, dessen ‚Standhafter Prinz‘ ihm zuerst, sagte er, einen deutlichen materiellen Begriff gegeben,

---

[1] Vergl. Brentanos Gockel, Hinkel und Gakeleia S. XII, wo er ‚dem Großmütterchen‘ mit derselben Geschichte kam, über die diese bei Thomas so sehr gelacht hatte. — Als Brentano mit Böhmer einmal an einem Sonntag Nachmittage bei Willemer auf der Gerbermühle Besuch machen wollte, aber ‚Alles nach Mainz zur Sängerin Heinefetter ausgeflogen war‘, schrieb er auf einen großen Holzspahn die Worte:

‚Ihr war't bei der Heinefetter,
Uns traf hier das Donnerwetter,
Und wir schrieben auf die Bretter:
Haltet hoch ihr guten Götter,
So wie wir in Herz und Sinn,
Willemer und die Willemerin,
Deren Weine hier aus Römern
Der Brentano trank mit Böhmern.
Weil hier trank der Herr von Göthe,
War'n wir beide auch nicht blöde,
Fragt nur bei der Abendröthe!‘

Letztere Worte beziehen sich auf die zweite Strophe von Göthes Gedicht an Willemer: Reicher Blumen Gold'ne Ranken ꝛc. (Ausgabe in 30 Bänden) Bd. 6, 111.

was ein Kunstwerk sei, wie Jacob Böhm durch den Glanz einer zinnernen Schüssel zur Anschauung seiner Theosophie gekommen.

Ueberhaupt aber fehlte bei den Zusammenkünften ‚nie Stoff zu Unterhaltungen, die sich weit über das poetische oder literarische Gebiet erstreckten‘. Brentano hatte, wie Böhmer, eine durchaus patriotisch-volksthümliche Gesinnung und die Sache des Vaterlandes, die Erforschung seiner großen Vergangenheit nach allen Beziehungen des Lebens lag ihm, ‚wenn irgend Einem, am Herzen‘. Schon im Jahre 1806 hatte er in einer gesinnungskranken Zeit mit seinem Freunde Achim von Arnim durch ‚Des Knaben Wunderhorn‘ (diesem ‚vaterländischen Gegenstück zu der kosmopolitischen Sammlung der Herder'schen Volksstimmen‘, wie Gervinus es nennt), dem deutschen Volke einen rechten Spiegel der Erkenntniß vorgehalten und so zur Weckung des patriotischen Bewußtseins beigetragen, hatte dann mit Arnim und Görres in den Jahren der tiefsten Erniedrigung in der ‚Einsiedler Zeitung‘ die deutschen Kräfte unter einer gemeinsamen Fahne zu sammeln gesucht, durch seine Lieder das Volk zu Muth und Selbstvertrauen wach gerufen und zur Zeit der Freiheitskriege mit seinen Kriegsgesängen die Soldaten ins Feld begleitet und die vaterländischen Herzen mit Siegesbegeisterung erfüllt [1]. Durch ‚seinen Mund sang damals die Muse patriotischer Poesie‘:

‚Was wäre der Dichter wunderbar Spiel,
Zög's nicht wie Sonne durch innere Nacht,
Was wohl der Zauber in Ton und in Lied,
Der wie der Frühling über Gräber hinzieht,
Wenn er die Lebendigtodten nicht weckte,
Auf nicht die feigen Schlummernden schreckte,
Stehet auf! stehet auf! so rufet die Zeit,
Es ist der Richttag, der Herr ist nicht weit.‘

‚Es ergreift mich in tiefer Seele‘, schreibt Böhmer, ‚wenn ich Brentano mit so großer Wärme und Treue über Volk und Vaterland sprechen höre und wie er zur Einkehr in uns selbst, zum Studium unserer großen Vorzeit aufmahnt. Er selbst ahnt es kaum, was mir an Liebe und Freude auch für die Geschichte, insbesondere für das Verständniß der schlichten Einfalt und der Anmuth unserer deutschgeschriebenen Chroniken, die wir zusammen lasen, durch ihn geworden ist. Er, der Dichter, hat unbewußt viel dazu beigetragen, daß ich aus meinen bisherigen Lieblingsstudien der Dichtkunst und der bildenden Künste herausgetreten bin und mich der ernsten Muse der Historie, der Erforschung des Wahren, statt des Schönen zugewendet habe.‘

[1] Ueber diese meist verkannte Richtung der Brentano'schen Poesie handelt vortrefflich Guido Görres in der Vorrede zu Brentanos Märchen Bd. 1.

‚So ist mir denn, nehme ich Alles in Allem, Brentanos Freundschaft der reichste persönliche Gewinn, den ich seit meinem Aufenthalte in Rom gemacht habe und meinem lieben Freunde Thomas verdanke. Mit wie vielen trefflichen Männern hat mich Brentano bekannt gemacht!‘ Durch ihn trat Böhmer nämlich ‚in den ganzen Kreis jener katholischen Freunde ein, die mit Herz und Geist für die Belebung christlicher Gesinnung und die Wiedererweckung des kirchlichen Bewußtseins wirkten‘, und wir erwähnen unter denselben nur den Bischof Sailer, den ‚frömmsten, friede- und liebevollsten, kindlichsten Priestergreis‘ [1] und dessen jugendlichen Freund Melchior

---

[1] Vergl. Brentanos schöne Schilderung von Sailer in den Gesammelten Schriften 9, 219. Böhmer schenkte dem Bischof, den er im August 1823 kennen lernte (Bd. 2, 137, 140), einen Christophorus von Dürer und veranlaßte dadurch Frau Willemer zu folgendem Gedicht:

‚Sankt Christoph ohne Zagen
Bezwingt der Wellen Wuth,
Die starken Schultern tragen
Ein Kindlein durch die Fluth.

Den Riesenkörper bieget,
Die — nicht vermeinte — Last,
Und seine Kraft erlieget
Der schweren Bürde fast.

Doch bringt er ohne Zagen
Durch's Wasser tief und breit,
Die starken Schultern tragen
‚Das Heil der Christenheit!‘

Was Körperkraft im Bilde
Bewußtlos willig thut,
Wirkt Deine Herzensmilde
Durch Geist und Glaubensmuth.

Du schreitest ohne Zagen
Durch's Leben sturmbewegt,
Die starken Schultern tragen,
Was Gott Dir auferlegt.

Du trägst zu Gottes Ehre
Des Hirten Stab und Kleid,
Durch Beispiel und durch Lehre
Führst Du zur Seligkeit.

Du schreitest ohne Zagen
Auf Gott geweihter Bahn,
Die starken Schultern tragen
Den Schwachen himmelan.

von Diepenbrock, den späteren Fürstbischof von Breslau, sowie die Mainzer Professoren Räß und Weiß, gegenwärtig Bischöfe von Straßburg und Speier. Böhmer fühlte sich ‚mit den Bestrebungen dieser Männer in innigster Gemeinschaft‘, und Brentano hegte deßhalb die Hoffnung, daß er selbst ‚einmal ein lebendiges Glied der katholischen Kirche werden würde‘. In einem merkwürdigen Briefe von mehr als einundzwanzig Druckseiten [1] verwendete er die volle Kraft seines reichen Geistes darauf, den Freund zu dem Ziele hinzuführen, welches ihm persönlich als das höchste erschien. Man versteht übrigens diesen mehrfach mißdeuteten Brief nur recht, wenn man zuerst Böhmers Wünsche und Klagen liest [2], worauf Brentano antwortet, und auf den Inhalt seiner Unterredungen mit demselben aus den Worten schließt, die Böhmer mehr als zwanzig Jahre später an Hurter schrieb: ‚Als Clemens Brentano mich kennen lernte, sagte er: der ist katholischer als ich. Aber ich hatte nichts davon gewußt.‘ [3] ‚Aber, mein Lieber, mahnte Brentano, auf daß Sie keine Entschuldigung haben mögen, es sei Ihnen nicht gesagt, so sage ich es Ihnen hier: Sie werden nie ein Genügen, eine Wahrheit, eine einzige, ewige, unendliche, alles erfüllende Aufgabe und Lösung finden, Sie werden fortfahren Ihr Leben, Ihr Herz, Ihren Geist wie einen Firnißtopf über allerlei lichtlose Nachahmung des Heiligen auszugießen . . . Sie suchen und arbeiten und regen sich vergebens, so Sie länger der erkannten Wahrheit, wo nicht widerstreben, jedoch ausweichen und nebenher laufen . . . Mir ist, als schrie die Wahrheit Sie aus Allem an, als seien alle Ihre Sinne Ihnen geöffnet, aber Sie sind im Trillrad der schönen Künste gefangen und laufen auf dem Flecke bleibend, und ich flehe zu Gott, er möge Sie befreien‘. Wenn Böhmer auch zu diesem Briefe mit Recht bemerkte [4] ‚derjenige, an den er gerichtet, sei nie ein ausschließlicher Kunstmensch oder Kunstnarr gewesen‘, so hielt er doch gegen Brentano nicht mit dem Bekenntniß zurück: ‚An dem Kunstabgott habe ich's zuerst gemerkt, daß er nur ein Gespenst ist. Nur das Christenthum verkündet den rechten Gott und den rechten Heiland, durch den allein mir Befriedigung . . . .‘ [5] Das Uebrige der Stelle ist

---

Hier lohnet Gott Dein Streben
Mit Liebe und Vertrauen,
Und dort — in jenem Leben —
Wirst Du sein Antlitz schauen.

[1] Gesammelte Schriften 9, 49—71. Der gehaltvollste Brief der ganzen Sammlung.
[2] Sein Brief Bd. 2, 143—147.
[3] Bd. 2, 403.
[4] Bd. 2, 146 Anmerkung.
[5] Bd. 2, 157.

abgerissen und so kennen wir seine weiteren Erklärungen nicht, aber wie er sich auch ausgesprochen haben mag, Brentano schrieb noch nach Jahren an Eduard Steinle: ‚Böhmer, obgleich hie und da etwas pedantisch und bizarr erscheinend, ist von den Menschen, die ich in Frankfurt kenne, der sinnvollste, getreueste, gerechteste, edelste. Wenn man ihn kennt, wie ich, so kann man nicht an ihn denken, ohne daß Einem die Thränen in die Augen steigen. Ich bitte, lernen Sie ihn genauer kennen und lieben Sie ihn. Er verdient wohl ein edles Freundesherz.‘

Schon bevor Böhmer seit Juli 1823 durch Brentano und seine Freunde ‚tiefgreifende Einwirkung für's Leben erfuhr‘, war er in demselben Jahre einem Manne näher getreten, der in Zukunft seinen ‚eigentlichen Lebensberuf, nämlich die Erforschung der vaterländischen Geschichte‘ entschied, und dem er dankbar nachrühmte: ‚ihm eigentlich gebührt Alles, was ich für vaterländische Geschichtsstudien gefördert habe‘.

Bevor wir auf diese seine Studien des Näheren eingehen, müssen wir erst noch seine damaligen politischen Anschauungen, seine ‚innere Stellung zu Vaterland und Volk‘ kennen lernen, zugleich um zu sehen, mit welchem Recht er, im reifen Mannesalter und auf der Höhe seiner Leistungen stehend, behaupten konnte, daß ihn nicht Neugier, Ehrgeiz oder bloße Liebhaberei zu diesen Studien angetrieben, sondern das Gefühl der Pflicht, die Liebe zum Vaterlande, die Ueberzeugung, daß die Kenntniß der Vergangenheit belehrend für die Gegenwart sein könne, die Hoffnung, daß das Wahre zum Guten führen werde [1]. Es liegen hierfür außer den im zweiten Bande mitgetheilten Briefen noch viele andere Materialien vor, Bruchstücke von Briefen und von Aufsätzen politischen Inhalts, patriotische Gedichte, ‚Vermischte Gedanken‘ u. s. w., so daß wir ihn meist aus und für sich selber sprechen lassen können. Wir beginnen mit der Zeit seiner Rückkehr aus Italien.

Das Jahr 1819 hat man sehr richtig für einen Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands erklärt [2], seit welchem alle Romantik der Freiheitskriege aus der politischen Stimmung verschwunden sei und die in den ersten Jahren nach der Abschüttelung des fremden Joches auf Schaffen und Herstellen gerichteten Bestrebungen einem Geiste bloßer Verneinung, einem Hasse gegen die politische Gesammtordnung, gegen die einzelnen Regierungen und gegen die Bundesversammlung Platz gemacht hätten. Dieser

---

[1] Vergl. Anhang 2 und Bd. 2, 442.
[2] Friedrich Perthes Leben 2, 153 ff.

Haß bethätigte sich durch die Presse, auf den Turnplätzen, in der Burschenschaft und in den Verhandlungen der neu eingeführten Stände, er drang sogar bis nach Rom in die Kreise der deutschen Künstler, und wir hörten schon, wie tief auch Böhmer dort von demselben ergriffen wurde [1]. Aus voller Seele ging er damals auf die ‚Aktionsgedanken‘ ein, die sich in der deutschen Jugend regten, und sein Losungswort war: ‚Es muß anders werden‘, ohne daß er aber wußte, wie es denn eigentlich anders werden sollte. Nach Deutschland zurückgekehrt, erschien ihm ‚die allgemeine Unzufriedenheit, die Bornirtheit und schlechte Gesinnung der Regierungen und das ganze Elend Deutschlands noch weit größer‘ als er erwartet hatte, aber er erkannte gar bald, daß er ‚mit den Wortführern der Unzufriedenheit, den neufranzösischen liberalen Schreiern, diesen Pöbelbethörern und Selbstsuchtsmenschen, die alles Edle und Aechtdeutsche im Volke in Zukunft noch mehr verhunzen‘ würden, als es die Schlechtigkeit der Minister vermöchte, ‚in keiner Weise gemeinsame Sache machen, keine Uebereinstimmung der Gesinnung haben könne.‘ Und so hielt er es, besonders in seiner Einsamkeit in Frankfurt, wo ihm auch im Kleinen weder die Regierungs-, noch die Oppositionspartei zusagte, für den gewiesenen Weg: ‚sich aller Betheiligung an den öffentlichen Dingen Deutschlands und wo möglich aller Sorge um dieselben zu entschlagen, nur auf indirektem Wege durch die Pflege der Kunst dem Vaterlande nützlich zu werden und in stiller Klause an dem innern Leben ein Genüge zu finden‘. Als er in diesem Sinne an den Hofrath Sartorius geschrieben, antwortete ihm am 27. März 1820 sein alter Lehrer: ‚Ich wünsche herzlichst, daß das innere Leben Ihnen genüge. Aber es hat seine eigenthümlichen Schwierigkeiten in Deutschland von der schlechten Gestaltung des Aeußeren nicht ergriffen zu werden, von dem Verkehrten, Matten und dem Wilden, was sich in der politischen Welt bei uns regt: während man in Italien und besonders in Rom Ansprüche der Art gar nicht macht, und durch deren Nichtbefriedigung sich auch nicht beleidigt fühlt. Bei uns ist dieß anders. Dort sind viele der jungen deutschen Maler katholisch geworden; thut's einer in Deutschland, so wird in Ihrer Nähe bewiesen [2], daß er unfrey geworden, ein Verdunkler, ein Papist, ein Obscurant und ein hochmüthiger Aristokrat. Im Politischen will es gar nicht fort, und während die Angst sich der einen bemächtigt, Preßzwang, Universitätscommissäre und anderes ausgeschüttet wird, so agiren die Dolche von der andern Seite, und die Begebenheiten

[1] Vergl. S. 60 f.

[2] Anspielung auf die Schmähschrift von Voß gegen Stolberg. Letztern achtete Sartorius hoch und liebte es dessen Ausspruch zu citiren, daß das deutsche Volk als das Herz Europas einen ganz besonders hohen Beruf zu erfüllen habe.

jenseits der Berge, die Frankreich von Spanien scheiden, und die den König dort zum Schreiber machen, wie er im Jahre 1814 erklärte, sollen andern als Muster dienen. Von diesem kann man sich nicht einflußfrey erhalten, und Sie werden es auch nicht können, um so weniger, da Sie 30 Jahre jünger sind, als ich, und ich es kaum vermag.‘

Sartorius bekam Recht. ‚Nein‘, schreibt Böhmer, ‚da kann Niemand ruhig bleiben, der noch ein Herz hat und dem aus Jugenderinnerungen und aus den Erzählungen von Vater und Großvater noch die Zeit vorschwebt, wo wir noch ein Vaterland hatten, wo es noch ein Recht gab und ein freies Wort.‘ Unaufgefordert, heißt es in einem Briefe an Carl Mosler, wolle er ‚ganz frei‘ über vaterländische Sachen mit seinen Freunden sich aussprechen. ‚Mögen sie es auch lesen, es liegt mir nichts daran, und nach Mainz zu kommen ist keine Schande.‘ Und da klagt er dann über das Verfahren gegen Görres, gegen de Wette, über die Hemmung des freien Verkehrs durch Zollschranken, über das Verbot freisinniger Zeitungen u. s. w. ‚Oesterreich und Preußen haben sich verbunden und unterdrücken so die kleineren Staaten, welche zu egoistisch sind, um sich zu gemeinsamem Widerstande zu verbinden . . . Die Zahl und die Verzweiflung der Jacobiner in Deutschland wird natürlich dadurch auch nur gemehrt. Armes, armes Vaterland.‘ ‚In ganz Deutschland herrscht Unzufriedenheit, wozu auch der allenthalben stockende und fast vernichtet scheinende Handel sehr viel beiträgt. Und doch ist Preußen es jetzt allein, welches der freien Beschiffung des Rheines noch hartnäckig entgegensteht . . . Die Unzufriedenheit in den Rheinlanden wächst immer. Gegen das Mauthgesetz machten viele Städte Vorstellungen; einige sollen deßhalb bereits verweisende Antwort erhalten haben. So denken die preußischen Ueberrheiner. Bei den bayrischen ging neulich das Gerücht, sie würden preußisch werden, worüber allgemeine Freude war. Also auch die!‘

‚Wo ist Hülfe? Etwa bei den modernen Liberalen à l'ordre du jour und ihrem Anhang? Daß Gott sich erbarm!‘ ‚Pro aris et focis, sagten die Römer sehr schön und richtig. Wie Viele unserer Liberalen können das sagen? Wo sind die arae der Aufgeklärten, wo der focus des Janhagels?‘ ‚Wer hat gefehlt? Man sagt mir, das Volk hat gefehlt und die Fürsten haben auch gefehlt. Ich aber sage: die Fürsten haben unterlassend und thuend gefehlt, der Pöbel hat wollend und meinend gefehlt; das ächte Volk hat nur geseufzt: seine Stimme wurde weder befragt, noch vernommen.‘ ‚Aber wird denn niemals die Stimme des Volkes gehört werden? nie mehr ein Tag anbrechen, wo der moderne Despotismus eben so gut wie das blendende aus Frankreich importirte liberale Phrasenthum zu Ende geht und ächtgermanischer Volksfreiheit Platz machen wird? Dieser Tag wird erscheinen, das ist bei mir Glaubenssatz geworden.

Zittert Despoten und ihr liberalen Neufranzosen zerstiebt nach allen Winden:

'Ihr sprecht von Deutschlands Einheit, Deutschfranzosen,
O redet lieber doch von Deutschlands Ende,
In euch schon starb das Vaterland, es wende
Uns Gott das Heil, gebracht von Ohnehosen.

Was wißt von Deutschland ihr, von seinen Loosen?
Wenn ich's euch zeigte, ob's nur Einer kennte?
Ob Einer nur den hehren Wahrspruch nennte:
'Friede und Recht'! — schon der hat euch verstoßen.

So geht doch hin, wo eure Fahnen schillern
Chamäleonartig, wie im Pfauenrade,
Besetzt am Rand gar bunt mit falschen Eiden.

Die Marseillais' könnt unterwegs ihr trillern,
Doch bitten wir, wählt euch die nächsten Pfade,
Das wollen wir nicht wehren, noch beneiden.'

'Also über alle Maßen traurig und elend sind doch unsere öffentlichen und sittlichen Zustände, schrieb ihm ein Freund, das gibst Du zu, wie ich es selbst längst einsehen mußte, und doch sprichst Du noch vom Vaterlande, als hofftest Du auf eine baldige glücklichere Zukunft, während mir alle Hoffnung auf Besserwerden geschwunden.' Hierauf antwortete Böhmer: 'Manchmal freilich möchte man Alles aufgeben, wenn man den sitten- und religionslosen Zustand eines großen Theiles der Bevölkerung bedenkt. Quid leges sine moribus? Was hilft uns die Freiheit, wenn wir ihrer nicht werth sind? Wie kann ein Gemeinsinn entstehen, wenn die Einzelnen der Egoismus beherrscht? Doch was man auch so in der trüben Stunde bedenken mag, nur in der guten hat man Recht. In dieser stellt uns die Erinnerung das Bild dessen dar, was 1813 und 1814 wirklich gewesen ist, wir werden aufmerksam, wie in Kunst und Wissenschaft ein besseres Leben schon früher entstanden und sich immer wieder ausbreitet, aufmerksam auf das zunächst heranreifende Geschlecht, welches besser ist als die früheren; wir bemerken, wie die verderblichen Maßregeln der Regierungen außer den alten längst bekannten Verfechtern (wie Gentz, Pilat und dergleichen) sich keinen einzigen neuen Vertheidiger erworben haben, obwohl ein solcher frei sprechen dürfte und des Lohnes gewiß wäre; wir finden, wie diese Maßregeln (z. B. die Mainzer Commission und eigentlich das ganze Bundeswesen) in sich selbst gar keine Lebenskraft haben, sondern schon getrocknet aufkeimen und nichtig in sich sind. So entsteht eine bessere Hoffnung und wir dürfen trauen: mag gleich es noch Nacht sein, Mitternacht ist doch vorüber und wir leben nicht mehr im alten, sondern schon im neuen Tage.' 'Ich glaube noch immer an mein Volk. Es würde mir schrecklich sein,

diesen Glauben aufgeben zu müssen. Aber auch dann würde ich nicht trostlos sein, wie Cato, sondern der Glaube an die Menschheit würde mich aufrecht halten. Wer zweifelt am trüben Dezembertag an der Wiederkehr des Frühlings? So auch wird im Völkerleben eine schönere Zeit wieder kommen. Aber Gott sieht wohl nur auf das Menschengeschlecht im Ganzen und daß bei irgend einem Volke sein Reich fortdauere, während andere wirklich zu Grunde gehen. Dieses Israel aber zu sein, darnach sollen wir und jeder mit allen Kräften streben.'

‚Die erste Hoffnung auf Hülfe', fährt er an einer andern Stelle fort, ‚liegt in der richtigen Erkenntniß der Uebel, an denen wir kranken: wir kranken an dem furchtbaren modernen Heerwesen, dem Druck der Abgaben, den es nothwendig macht, der schlechten Vertheilung der Steuern, dem Staatsschuldenwesen, dem zu starken Handel mit Staatspapieren.'

Ausführlicher handelt er darüber in dem Brouillon eines Aufsatzes vom Jahre 1822, aus dem wir einige Gedanken mittheilen. ‚Unsere Fürsten haben die heiligsten Friedensverträge geschlossen, geben täglich Versicherungen ihrer Freundschaft und halten dennoch die ungeheuersten Heere auf den Beinen und bauen sich arm an Festungen. Zugleich haben sie die im Kriege eingeführten Volksheere so viel wie möglich wieder verlassen und die gepreßten Fürstenheere eingeführt . . . Unsere jetzigen Klosterbrüder sind die Soldaten (in Frankfurt bei den Karmelitern, in Trier in der St. Maximinsabtei), nur daß sie fünfzigmal zahlreicher sind, daß sie fluchen statt daß jene beteten, daß sie zwar auch unverheirathet sind — jedoch ohne Gelübde der Keuschheit . . . Das Einquartirungswesen, wodurch die ganze Häuslichkeit vernichtet, das innerste Heiligthum des Bürgers preisgegeben wird, kennen die Engländer gar nicht, und die Franzosen nicht so wie wir. Das ist so ein Fall, wo man sagen kann: les bons Allemands.' — ‚Der Frieden ist mit allen Uebeln des Krieges behaftet. Durch den Wiener Congreß waren die Länder und Völker auf das willkürlichste zerstückelt, der böse Geist, der sich bald bei den einzelnen Regierungen zeigte, raubte alles Vertrauen, die öffentliche Stimme für Recht und Freiheit wurde zum Schweigen gebracht und der elendeste Egoismus, zu dem man von Oben die Veranlassung gegeben hatte, zeigte sich nun auch überall im Volke. Ein Hungerjahr untergrub den letzten Wohlstand des Landmannes, ganz zerstörten ihn die großen Abgaben in den nun folgenden wohlfeilen Zeiten . . . Aber selbst der Druck der Abgaben genügt bei weitem noch nicht, um dem Bedürfniß dieses verrätherischen Friedens zu genügen. Fast alle Staaten haben ein öffentliches oder geheimes Deficit, wenigstens die größeren. Dieses Deficit wird durch Anlehen gedeckt und mit diesen fallen die Staaten in die Hände der Juden'. — ‚Aber auch noch auf eine andere minder direkte Weise als durch die hohen Zinsen zerstört die Staatsschuld das

öffentliche Wohl', nämlich durch den zu starken Handel mit Staatspapieren, durch das Börsenspiel, dessen unselige Folgen er bespricht. Dann stellt er ,Forderungen, und zwar: 1) Freiheit der Städte im Innern. 2) Im Aeußeren Repräsentation. 3) Keine Soldateska, aber ein Volksheer im Nothfall. 4) Freier Verkehr'. Als Muster einer Verfassung gilt ihm die der Schweiz. ,Im Allgemeinen zeigt sich das Zeitgemäße der schweizerischen Verfassung', sagt er, ,schon darin, daß sie unter allen neueren der nordamerikanischen in den Grundzügen am nächsten kommt, denn diese als das Produkt freien Volkswillens in unseren Zeiten müßten wir ja wohl für die zeitgemäßeste halten.'

,Aber man fragt schon, ob wir noch auf eine deutsche Verfassung hoffen dürfen, ob es überhaupt noch ein deutsches Interesse gäbe, oder ob es nicht etwa in ein österreichisches, preußisches, bayerisches rc. übergegangen sei?' Nein, antwortet er, ein deutsches Interesse ,besteht noch materiell, weil noch eine deutsche Nation besteht, und formell durch den deutschen Bund. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die deutsche Nationalität seit den Ereignissen, welche unsern Kaiser zwangen die Krone niederzulegen, nach Innen und Außen, von Unten und mehr noch von Oben durch Einpflanzung neufranzösischer Ansichten und Einrichtungen beständig gemindert worden ist, daß dasjenige, was unseren Vorfahren als heilig und ehrwürdig erschien, so sehr beeinträchtigt wurde, daß man fürchten könnte, dereinst in dem Vaterlande nichts mehr von den Vätern finden zu können: indessen besteht trotz dem allem noch fort die deutsche Nation, denn die Herzen lassen sich nicht so schnell umwandeln, als man Landkarten anstreicht, die Röcke wechselt, Schlagbäume und Constitutionen errichtet. Uns bindet immer noch fort die gleiche Abstammung und die gleiche Sprache, die gemeinschaftliche Bildung und Literatur, und außer diesem allem die Erinnerung an die bestandene Einheit, an Kaiser und Reich. Aber auch formell besteht ein deutsches Interesse, indem die Bundesacte ein Deutschland anerkennt und die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit desselben als seinen Zweck anerkennt.'

,Ob der Bund seinen Zweck erreicht', sagt er an einer spätern Stelle, ,ob er uns würdig vertritt, das ist eine andere Frage, die ich wahrhaftig nicht mit Ja beantworte. Ein Reichsbürger, wie ich bin und bleibe, erkennt nur einen rechten Kaiser als seinen rechten Herrn an und hält daran fest, daß nur ein Kaiser uns retten kann, und ich würde selbst auf unsere armen Soldaten mit Freude blicken, wenn ich nur wüßte, daß die edlen Kräfte, die in diesen Söhnen deutscher Bauern und Bürger stecken, zu einem hohen vaterländischen Beruf verwendet würden, zu einem Berufe, der diese jungen Männer selbst mit dem Bewußtsein eigener Würde erfüllen müßte. Aber wozu sind sie gegenwärtig da?'

‚Geharnischter als du, mein Vaterland,
Welch' Volk ist es in all der Erde Theilen?
Und nicht zur Lust, nur bloß in langen Weilen,
Nein, nein, dieß Schwert führt eine tapfre Hand.

Wozu wird seine Schärfe denn verwandt?
Sieht man dich Kämpfe schlichten, Reiche theilen?
Das Recht zu sichern und Unrecht zu heilen,
Wirst, stärkstes du, als erstes auch erkannt?

Nein, nein! Es reden laut die andern Völker
Wohl auf Europas Markt und im Gericht,
Dich nennt man nicht und deine Stimm' ist heiser.

Warum, seit wann ward welker denn und welker
Dein alter Ruhm? Was ist's, das dir gebricht?
Ich nenn' es hier: Es fehlet dir dein Kaiser.‘

Aber wenn auch noch kein Kaiser vorhanden, so gibt es doch, kommt er wiederholt zurück, noch eine deutsche Nation. ‚Die Landkarten und die Schlagbäume konnte man anstreichen und illuminiren nach Willkür, nicht die Gesinnungen. Hier ist noch deutsche Einheit. Und Derjenige, welcher die Einheit auch äußerlich wieder zu bringen verspricht, hat die Gesinnung für sich.‘ ‚Förderung der geistigen Einheit sei unser Ziel. Erreichen unsere Regierungen und die Herren vom Bund auch nicht was sie sollten, so müssen doch wir erreichen was wir können: Erhaltung und Pflege ächtdeutscher Gesinnung, aller Eigenschaften und Tugenden unserer Vorfahren, die uns ehedem groß machten, Pflege unserer eigenthümlichen Bildung und Sprache‘[1]. Zu diesem Zweck wollte er ‚Briefe über Vaterland, Kunst und

[1] Ueber die Sprache schreibt er folgende tiefe Worte:
‚Schiller spricht einmal:

— — von einer gebildeten Sprache
Die für uns dichtet und denkt — —

Das ist richtig und wichtig. Nur für unendlich wenig Gegenstände und Begriffe haben die Sprachen bestimmte eigne Wörter; die meisten jener werden nur bildlich bezeichnet und die Gesammtheit dieser bildlichen (tropischen) Bezeichnungen bildet eine bei jeder besonderen Sprache besondere Sprach-Symbolik, Sprach-Dichtungs- oder Denkungsart, in der die eigentliche Individualität der Sprache besteht. Die Untersuchung dieser, ich möchte sagen sprachlichen Metaphysik, würde die verschiedenen Sprach-Individualitäten aufs Entschiedenste von einander gesondert zeigen, und da die Sprache unter dem Einflusse des ganzen Volkes sich bildet; da sie immer das Ursprünglichste ist, was ein Volk hat, weil ihre Wurzel mit der Wurzel des Volkes zusammenfällt, würde man in ihrer entschleierten Individualität zugleich auch die des Volkes auf das Bestimmteste ausgesprochen finden. Gleich wie aber die Sprache der Spiegel der Volksindividualität, das Resultat der Geschichte des Volkes ist: also wirkt sie auch wieder auf dasselbe zurück. Sie ist die volksthümliche Weihe für die Kinder, deren Geist von Jugend auf darin und daran groß ge-

Wissenschaft an einen rheinischen Jüngling politischen Standes'[1] herausgeben, und ‚ich rufe', sagt er, ‚meinem Jünglinge zu: Du rheinischer Jüngling sei stark wie die Felsen deines Stromes, klar und lauter wie

zogen wird. Darum Fluch den Eltern, welche ihre Kinder in und an einer andern Sprache auferziehen als in und an ihrer Muttersprache, weil sie ihnen dadurch einen guten Theil ihres volksthümlichen Erbes entziehen, worauf sie ex pacto et providentia majorum gegründeten Anspruch haben.'

[1] Vergl. Bd. 2, 107. Von der unvollendet gebliebenen Arbeit liegt folgende Disposition vor:

‚Briefe über Vaterland, Kunst und Wissenschaft an einen rheinischen Jüngling politischen Standes.

1. Brief. Was Deutschland sein könnte. Ausgehend von der Betrachtung der natürlichen Beschaffenheit des Landes; die in dem Moment entwickelte Kraft der Einwohner. Vergleich mit andern Ländern, besonders dem noch schwächeren Italien und dem viel stärkeren Frankreich.
2. Brief. Hindernisse dieser Ausbildung. Das Ungenügende des jetzigen Zustandes ist offenbar. Durch alle Stände geht Unzufriedenheit und die Cabinete zittern wie Espenlaub bei den geringsten Vorfällen. Angebliche Verschwörung; neapolitanische und griechische Angelegenheiten. Bisher erschienene Bücher. Görres, Sartorius, Manuscript aus Süddeutschland. Aber alles das befriedigt nicht. Von den Parteien: die Aristokraten und die Sansculotten. Der tiers-état und seine aufgeregte Jugend. Selbst die wahren Vaterlandsfreunde haben keinen Halt; sie handeln einstweilen im Stillen fürs Rechte ohne sich jedoch zu verbergen, daß es ihnen am eigentlichen Boden fehlt.
3. Brief. Das Uebel ist tiefer zu suchen: über Staat und Volk im Allgemeinen. Organisch. Volksthümlich. Anwendung auf unsere Geschichte und unsern Zustand. Bessere Organisirung, Gliederung. Joh. von Müller an Füßlin.
4. Brief. Die verderbte moderne Classe, welche durch diese letzten Unruhen entstanden ist. Das sind die Revolutionärs selbst viel weniger, als die jetzigen unhistorischen Herrn am Ruder selbst. Der von ihnen der Zeit angeprägte Charakter ohne Religion und Sitten.
5. Brief. Ueber diese Sittenlosigkeit insbesondere. Urtheil des Horaz. Sittlichkeit Berlins, Baierns. Wirkungen der unverehelichten stehenden Heere — Mönche ohne Keuschheitsgelübde und ohne Gott. Daß hierüber noch in keiner Ständeversammlung gesprochen worden. So ists bei uns und wir sind Christen! Unser Staat beruht auf dem Eid.
6. Brief. Philosophie und Mysticismus. Anstellung von Fichte und Hegel; warum kein Claudius 2c. mehr. Juden, Judenbekehrung, Juden als Deutsche. Mystiker dem Christenthum zuwider. Wo dieses bleibt mit seinem Geist der Liebe? Katholiken und Protestanten.
7. Brief. Literatur. Göthe der Götze; seine Vergötterung. Schuberts falsche Wanderjahre.
8. Brief. Kunst. Was in ihr aufblüht. Wie sie fallen muß, wenn ihr sonst nicht entsprochen wird.
9. Brief. Das empfohlene historische Studium. Unsere Historiker den alten gleich, überhaupt unsere alte Literatur.

seine Wellen, freudig wie seine Rebenufer, dein Leben fließe dahin wie das seinige voll guter Werke und Nützlichkeit und wie sein Strom, mild zwischen milden Ufern, entgegenstarrende Felsen aber wild und siegreich überbrausend, unwiderstehlich zu dem großen Ocean zieht, so auch du nach dem Ziele, welches die Tugend dir unaufhörlich vor Augen stellt ... Bedenke die Herrlichkeit des Volkes, von dem du abstammst, wie es schon vor zweitausend Jahren an Sitte, Tapferkeit, Treue, Unermüdlichkeit alle andern übertraf, und wenn du diese Begriffe in dir aufgeregt, dann bedenke, daß auch du ein Deutscher, daß auch an dir, wenn du nicht mit Schmach diesen Namen tragen sollst, jene alte Herrlichkeit sich noch auf den heutigen Tag offenbaren muß.' ‚Freue dich deines schönen Vaterlandes und bedenke was es gewesen:

O schönes Rheingau, dein muß ich gedenken
Mit Sehnsucht stets, wie da der grüne Rhein
Zwischen den Ufern strömt, die ihn beschränken.
Wie oft stand ich am Strom im Abendschein,
Gespiegelt sanft von den beruh'gten Wellen
Und dachte froh: dieß Vaterland ist mein!
Wie da die Hügel auf und nieder schwellen
Und höh're Berge ragen in das Thal,
Die sich entgegen scharfem Winter stellen.
Von ält'ster Vorzeit steht da Mal an Mal;
Es sprechen laut die längst vergangnen Zeiten
Des Drusus Stein und Karls des Großen Saal.
Und wie die Städte an den Ufern beiden
So schön sich ziehn und in der Abendruh'
Antwort sich gibt der Glocken frommes Läuten:
O rheinisch Land und rheinisch Herz dazu' [1]. . .

‚Ihr freien Städte, helle Edelsteine
Des Vaterlandes, ihr! wie gut zu wohnen,
Wie sicher war's im Schutz eurer Gemeine!
Bedürfniß fehlte nicht, so geht der Ruf.
Das Schöne hatte rings mit Blumenkränzen
Umzogen, was Bequemlichkeit sich schuf.
Wie stolz ihr da an euren Flüssen liegend,
Umgeben von der Mauern festem Schirm,
Von Warten übersaht das Land besiegend!

---

10. Brief. Von den Sitten. Die Feinheit gelobt.
11. Brief. Was sollen denn die Guten thun?' —
‚Mangel an Staatsmännern und wahren Männern des Volkes.
Im ersten Brief muß der Jüngling individualisirt werden. Ueberhaupt rheinische Beziehungen hervorgehoben.'

[1] Vom August 1822.

Wie wohlgereiht stand da nicht Haus an Haus,
Und sausend, rasselnd, klappernd drin sich regte
Des fleiß'gen Bürgers Arbeit mit Gebraus.
Und aus dem Mittelpunkt von dem Getümmel,
Wie hob sich da die Kirche mit dem Thurm
So hoch empor von Erden zu dem Himmel!
Wie da die Hallen, mit sinntiefer Kunst
Schön ausgeziert, am Feiertag sich füllten
Mit frommen Dankern für so hohe Gunst!
Noch nicht war worden zu der Zwietracht Raube
Das Heilige, es war ein Gott allein
Und Eine Kirche und ein Einz'ger Glaube.
Doch mit dem Ernst war Scherz und Lust gepaart.
Ehrwürdig wohnten da erfahrne Alten
Und Jünglinge, frisch, fröhlich, fromm von Art.
Die Frauen sah man da sorgfältig walten
Des Haushalts, und es standen um sie her
Der Jungfrau'n schöne, züchtige Gestalten,
Voll Ernst und Grazie, ihre Lieb' ein Lohn
Der Tüchtigkeit — wohin, du bessre Zeit,
Bist du verlassend uns, wohin entfloh'n?
Seh'n wir dich wieder vor der Ewigkeit?' [1]

In ‚solcher Gesinnung' schrieb er an Schulz: ‚Du glaubst nicht, wie mich die alte Zeit unserer Geschichte begeistert, wo noch Ein Reich und Ein Glaube, und wie sehnsüchtig ich zu dem alten Leben unseres Volks und zu den alten Gestalten unserer großen Männer mich flüchte, da ich in der Gegenwart so wenig Erfreuliches finde', aber er fügt hinzu: ‚Glaube nicht, daß ich es bei Klagen und Sehnsucht bewenden lasse: Nein, die Freude an der Vergangenheit soll nur ihr Studium beleben, es gibt ein edler Ziel:

— es gilt dem Edlen, Großen nachzuwandeln.

Jede Zeit hat ihre besonderen Aufgaben und ich lege sie meinem Jüngling in meinen ‚rheinischen Briefen' warm ans Herz, und strebe eifrigst darnach, sie selbst zu erfüllen.' Worin bestanden ihm diese Aufgaben? ‚Der erste Rath', sagt er dem Jüngling, ‚welchen ich Ihnen gebe, ist, nichts Unwürdiges zu thun, nichts Unrechtes gut zu heißen, zu nichts sich gebrauchen zu lassen, was Sie nicht für nützlich halten. Sie sind ein freier Mann und nicht in der Lage, wie viele, aus Noth vom Staate leben zu müssen, und können daher auch fester auftreten als viele Andere. Der Staat muß sich freuen, wenn Sie ihm Ihre Kräfte widmen; weil Sie es nicht müssen, werden Sie es um so tüchtiger thun, wenn Sie es für gut halten. Und ich rathe Ihnen dazu so weit Sie dadurch nicht gegen den

[1] Vom 28. Januar 1823.

eben aufgestellten Grundsatz verstoßen. Dieß sei Ihr Verhältniß zum Staat. Was aber das Vaterland betrifft, so können Sie ihm nichts Herrlicheres geben, als wenn Sie ihm in sich einen tüchtigen Bürger geben. Wir haben Mangel an Staatsmännern, die mit äußerer Unabhängigkeit Kenntniß genug und ächte Redlichkeit verbinden; wir haben Mangel an Männern, auf welche das Volk in der Noth seine Blicke richten und die Rettung des Vaterlandes erwarten kann. Ein solcher streben Sie zu werden. Das ist das Höchste, was der Bürger erreichen kann. — Bleiben Sie treu dem Vaterlande! Sie sind ein Deutscher und unter den Deutschen ein rheinischer Franke: seien Sie es stets ganz, streben Sie dahin den Urtypus Ihrer Nation darzustellen, auf daß Sie ein Jeder bald als solchen erkenne. Halten Sie daher auf hergebrachte väterliche Sitte und lassen Sie sich nimmer durch die Winde der Mode bewegen, mögen sie nun von der Seine oder der Newa herwehen. Wohnen Sie in Ihrem Lande, lernen Sie es stets genauer kennen, die Eigenheiten seiner Natur und seiner Bewohner. Schließen Sie mit den Tüchtigen unter denselben den Freundschaftsbund, das heilige Verbündniß im Streben für das Vaterland. Halten Sie fest an dem Gott Ihres Volkes und Ihrer Väter; der Glaube, der diesen ein ruhiges Sterbebette bereitete, führe auch Sie durch's Leben und lasse Sie ein ruhiges Ende finden. Studiren Sie die Geschichte Ihres Landes, damit Sie den Geist kennen lernen, der seit den frühesten Zeiten es belebte. Lernen Sie Sprache und Zustand der anderen Länder kennen, damit Sie von dieser Kenntniß zum Wohle Ihres Vaterlandes Anwendung machen können.‘

‚Das Studium der Geschichte ist die würdigste Beschäftigung, theils um sich selbst zu stärken, theils Anderen dadurch ein Stärkungsmittel zu bereiten, um der Gegenwart den rechten Spiegel der Erkenntniß vorzuhalten und zu zeigen, wie das deutsche Volk von jeher ein freies Volk gewesen, welches sich auch die Formen, unter denen es lebte, frei und seiner würdig schuf.‘ Dieser Gedanke kehrt in Böhmers Briefen und Aufzeichnungen häufig wieder und er liebt es, wie zur näheren Begründung gleichlautende Aussprüche seines ‚Lieblingshistorikers‘ Johann von Müller zu citiren. ‚Müller sagt, daß das Aufblühen des ächten historischen Geschmackes eine seiner schönsten Hoffnungen auf die fortschreitende Entwicklung deutscher Nation begründe; nichts bringt dem Herzen praktischen Verstand und wahre vaterländische Tugend näher. Wir so wenig als die Römer haben einen Homer; uns muß die Historie zur Würdigkeit unserer Väter aufnähren. Zur rechten Erkenntniß der Geschichte aber empfiehlt Müller vorzüglich das Studium der alten Chroniken. Er beneidet keinen philosophischen Historiker unserer Zeit, wohl aber Tschudi und Königshofen und solche, deren malerische Einfalt jetzt nicht mehr zu erreichen ist, und die uns lehren, Wahrheit

und Schönheit in ihrer ungeschmückten Gestalt zu fassen. Und was immer wir an historischen Kenntnissen uns aneignen, sollen wir zunächst nicht in schriftstellerischer Absicht, sondern als Männer und Bürger uns aneignen, und wenn wir schreiben, nicht im Schulton sprechen, nicht wie zu einer Academie oder einem Recensenten-Tribunal, sondern zum Zeitalter, zu unserer verwahrlosten Nation. Das sind Gedanken, des Edlen werth. Will man sie ausführen, so thut als conditio sine qua non Kenntniß, Erforschung der Quellen Noth, der besten Quellen, der unmittelbarsten Quellen: genaue Quellenkunde ist das erste Erforderniß eines Historikers.'

Wir sehen, es sind dieselben Gedanken, die ihn bei seinen Kunststudien leiteten, und gleichzeitig mit diesen begann er schon wenige Monate nach seiner Rückkehr aus Italien ‚auch für die rechte Kunde der politischen Geschichte thätig zu sein'. Im December 1819 fertigte er eine noch vorliegende Uebersetzung der Germania des Aeneas Silvius an [1], studirte im Jahre 1820 eifrigst den Lambert von Hersfeld und überhaupt die Chroniken der salischen Periode, und seit seiner Bekanntschaft mit Thomas und Fichard kam er ‚immer tiefer in die eigentlich historischen Studien hinein'. Mit Fichard besprach er eine neue Ausgabe der Limpurger Chronik, für die er alle Materialien sammelte, und ‚erhielt durch diesen Meister der Forschung die erste Einsicht in das Wesen historischer Kritik'.

Entscheidend für seinen künftigen Lebensberuf wurde dann die ihm durch Rath Schlosser und Fichard verschaffte persönliche Bekanntschaft mit dem Freiherrn vom Stein, dem jene oben [2] von uns angeführten Worte Böhmers galten, daß ihm ‚eigentlich Alles gebühre, was er selbst in Zukunft für vaterländische Geschichtsstudien gefördert habe'. ‚Mein Vater und Großvater', erzählte Böhmer, ‚pflanzten die ersten Keime meiner Liebe zur Geschichte der deutschen Vorzeit, und diese Liebe fand Nahrung und Förderung durch meinen Lehrer Sartorius in Göttingen, der mich die bessere und edlere Freiheit, wie sie im Mittelalter herrschte, kennen lehrte. Dann zogen mich Thomas und Fichard zu streng geschichtlichen Studien hin, Clemens Brentano erfüllte mich mit bewundernder Liebe für die deutschen Chroniken, aber die eigentliche Richtschnur erhielt ich durch meinen edlen Gönner Freiherrn vom Stein und sein großes Nationalunternehmen der Monumenta'.

Freiherr vom Stein hatte am Abend seines Lebens, als er, sagt Pertz [3], manche Hoffnungen für einen besseren Zustand des Vaterlandes

---

[1] Vergl. S. 66.

[2] S. 111.

[3] Stein und die Monumenta Germaniae, eine Antrittsrede, gehalten in der zur Gedächtnißfeier von Leibnitz veranstalteten öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften (zu Berlin) am 6. August 1843 von Dr. Pertz.

in die Ferne gerückt sah, von der Gegenwart ab den Blick gern zu den Zeiten eines einigen, starken und mächtigen Deutschlands zurückgewandt. In Allem gründlich, schöpfte er auch hier aus den ersten Quellen, und da er bei anhaltender Beschäftigung mit denselben sich überzeugte, wie mangelhaft und unzugänglich die meisten Ausgaben der älteren deutschen Geschichtschreiber waren, so faßte er den Gedanken, sie für den allgemeinen Gebrauch in einer großen Sammlung zu vereinigen. Zu diesem Zweck hatte er am 20. Januar 1819 in Frankfurt die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde in's Leben gerufen, und Böhmer erklärte sich, aufgemuntert durch Schlosser und Fichard, zur thätigen Theilnahme an dem monumentalen Unternehmen bereit.

Als ihn Fichard am 11. März 1823 bei Stein, der sich damals im Interesse der Gesellschaft in Frankfurt aufhielt, einführte, wurde er von diesem mit den Worten empfangen: ‚Ich freue mich, Herr Doctor, daß Sie zu mir kommen. Nun kenne ich drei Generationen Ihrer Familie, denn auch Ihren Vater kannte ich und stand mit Ihrem Großvater Hofmann mehrfach in Verbindung. Es waren deutsche Ehrenmänner, und schon früher hat mir Schöff Metzler gesagt, daß Sie ihnen nachschlügen.‘ Die Unterredung dauerte zwei Stunden und Stein war so befriedigt, daß er Böhmer am 15. März zum Mitglied der Gesellschaft ernannte, in die Sitzungen der Centraldirection berief und am 17. März an Freiherrn von Spiegel, den nachmaligen Erzbischof von Cöln, schrieb: ‚Ich hoffe, wir machen einen hiesigen jungen Gelehrten Dr. Böhmer dazu (zu einer Reise nach Paris und England, um mit der Bearbeitung der dortigen Handschriften fortzufahren) willig, der Liebe zur Wissenschaft mit vieler Bescheidenheit und äußerem Anstand verbindet und dem der Besitz eines eigenen bedeutenden Vermögens die nöthige Unabhängigkeit verschafft‘ [1]. Böhmer notirte sich zum 11. März: ‚Ein glücklicher Lebenstag‘ und kündigte im April seiner Freundin Frau Hofrath Sartorius an: ‚Herr von Stein hat viel Zutrauen zu mir gefaßt und wollte mir, außerdem daß er mich in die künftigen Sitzungen der Centraldirection berief, noch größere Beweise seines Vertrauens in wichtigen, weitaussehenden Aufträgen geben, die ich aber mit Dank ablehnen mußte. Wie werth mir aber diese persönliche Bekanntschaft geworden ist, vermöchte ich schwer auszusprechen‘ [2].

Zunächst übernahm er es, seinem Freunde Fichard bei der Herausgabe des ‚Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde‘ zu unterstützen [3] und fertigte als seine erste literarische Arbeit das Register zum

---

[1] Steins Leben von Pertz 5, 806.
[2] Bd. 2, 120.
[3] Steins Leben 5, 790. Vergl. 5, 815.

vierten Bande des Archivs an, worauf er noch nach fünfunddreißig Jahren mit Wohlgefallen hinblickte[1]. Im Juni 1823 machte er seine erste Reise in Angelegenheiten der Gesellschaft nach Limburg und Cöln[2] und wurde im August von Stein nach Cappenberg eingeladen, um dort gemeinsam mit Pertz die künftige Ausgabe der Monumenta Germaniae historica zu berathen[3]. Pertz war nämlich durch die Bemühungen des Rathes Schlosser, der sich überhaupt um die Beförderung des Nationalwerkes die größten Verdienste erwarb[4], an die Spitze des Unternehmens gestellt worden, und er kam eben aus Italien zurück, um nach näheren Verabredungen mit Stein sich der wissenschaftlichen Leitung des Ganzen zu unterziehen. Auf seiner Reise nach Cappenberg verweilte er drei Tage in Frankfurt, wo er mit Böhmer ‚die ganze Gestaltung der künftigen Ausgabe‘ und die Mittel berieth, wie ‚in das ganze Unternehmen neues Leben und neue Haltung zu bringen‘[5], und traf am 26. August 1823 in Cappenberg ein. Dort verfaßte er im Auftrage Steins einen Entwurf, worin er den bis dahin schwankenden Umfang des Unternehmens genauer begrenzte, die große Masse des Quellenmaterials in fünf leichter übersehbare und von einander unabhängige Abtheilungen (Geschichtschreiber — Gesetze — Kaiserurkunden — Briefe — Antiquitäten) gliederte und für deren gleichmäßige Ausführung ‚ein streng wissenschaftliches Verfahren forderte, wie es sich dem Geschichtsforscher als natürlich und nothwendig darstellt.‘ Als Zweck des ‚Archivs‘ wurde die allmähliche Heranbildung einer geschichtlich-philologischen Schule aufgestellt und dessen Einrichtung demgemäß in Aussicht genommen[6]. ‚Ich war so glücklich‘, schrieb er am 29. August 1823 an Böhmer, ‚Herrn Minister vom Stein in frischester Kraft zu finden und in den vier Tagen meines Aufenthaltes Sr. Excellenz sowohl meine bisherigen Arbeiten vorzulegen, als den Willen des tiefverehrten herrlichen Mannes über die künftige Leitung des Unternehmens zu empfangen; er stimmt ganz mit demjenigen überein, was auch uns als das Nothwendigste erschienen war.‘ Stein schickte den Entwurf von Pertz an Fichard und Böhmer zur näheren Berathung und Begutachtung ein, und diese erklärten sich mit allem Wesentlichen einverstanden, wünschten aber, weil über manche Punkte noch eine

[1] Vergl. den Brief vom 6. April 1858. Bd. 3, 247.

[2] Vergl. Bd. 2, 126—128.

[3] Steins Leben 5, 823.

[4] Vergl. Böhmers Worte Bd. 3, 480.

[5] Näheres über die Berathungen in Böhmers Briefen an Stein und Schlosser Bd. 2, 132, 136. Vergl. Steins Leben 5, 824. Böhmer konnte Pertz, da Steins Einleitung zu spät eintraf (vergl. Böhmers Brief Bd. 2, 138), nicht nach Cappenberg begleiten.

[6] Näheres in Steins Leben 5, 824—825.

nähere Besprechung nöthig sei, daß Pertz bei der nächsten Versammlung der Centraldirection im Winter nach Frankfurt komme [1].

Seit seiner regen Betheiligung an den Arbeiten der historischen Gesellschaft lebte Böhmer ‚förmlich neu wieder auf', denn ‚wenn ich auch', sagt er, ‚noch nicht weiß ob und wie weit ich *wissenschaftlichen* Antheil an der großen vaterländischen Angelegenheit nehmen kann, so sind doch meine Kräfte nach einer bestimmten Richtung thätig, die reellen, praktischen Nutzen für's Vaterland und Volk verspricht'.

Im December 1823 traf Stein in Frankfurt ein, wo er mit Böhmer und der Centraldirection über Plan und Einleitung der Monumenta häufig verhandelte. Nachdem auch Pertz im Februar 1824 angekommen, wurde in einer Sitzung im Hause Fichards der Cappenberger Entwurf durchgesprochen und endgültig als Grundlage des Werkes festgesetzt, und gleich darauf gedruckt und versendet [2]. Böhmer übernahm die schwere Last des Secretariats und der Kassenführung und wurde seitdem, schreibt Pertz, in Frankfurt der thätige Mittelpunkt des Unternehmens. Er correspondirte eifrigst mit Stein und Pertz, unterhielt die Verbindung mit den übrigen Mitgliedern der Centraldirection und war Stein auch in andern Geschäften behülflich [3]. Im Ganzen liegen achtundsiebenzig Briefe und Briefchen Steins an Böhmer in Sachen der Monumenta vor [4].

---

[1] Vergl. Bd. 2, 137, 139.

[2] Steins Leben 6, 10.

[3] Steins Leben 6, 65.

[4] Leider ist es dem Verfasser unmöglich gemacht, Böhmers ganze aufopfernde Thätigkeit für die Monumente darzustellen und im Einzelnen nach Gebühr die Verdienste zu würdigen, welche er sich um das Nationalunternehmen erworben, denn die reichste Quelle hierfür, nämlich seine Briefe an Pertz, wurden ihm vorenthalten. Am 27. Mai 1866 ersuchte Verfasser den Herrn Geheimrath Pertz um Mittheilung derjenigen Briefe Böhmers, *welche er selbst als geeignet für den Druck erachte*, und erbot sich außerdem noch vor dem Abdruck alle Abschriften zur Revision vorzulegen und alles wegzulassen, was Herr Geheimrath nicht veröffentlicht wünsche. Aber Herr Geheimrath Pertz ertheilte weder auf diesen Brief, noch auf eine wiederholte Bitte vom 16. Juni irgend eine Antwort, und so blieb nichts anderes übrig, als für Briefsammlung und Biographie die Concepte der Böhmer'schen Briefe zu benutzen. Jedoch sogar diese Concepte sind seit Böhmers Tod zum Theil verschwunden. Böhmer bewahrte seinen Briefwechsel mit Pertz in zwei Kasten auf, von denen der erste seine Concepte und die Pertzischen Briefe von 1823—1852, der zweite seine Concepte und die Pertzischen Briefe seit 1852 enthielt, und beide Kasten hatte Verfasser noch kurz vor Böhmers Tod in Händen, aber bei Uebergabe des literarischen Nachlasses war nur mehr der erste Kasten vorhanden. Wo ist der zweite? wo sind die Briefe von Pertz und die Böhmer'schen Concepte seit 1852 geblieben? Da Herr Geheimrath Pertz sich aus Böhmers Haus ‚die Papiere der Gesellschaft' hatte zuschicken lassen, so wendete sich Verfasser am 4. Februar 1867 wiederum an ihn mit der Bitte: Herr Geheimrath möge gütigst nachsehen, ob nicht betreffender Kasten nach Berlin ge-

Zur Zeit der viermonatlichen Anwesenheit Steins in Frankfurt hatte Böhmer das Glück ‚sehr oft und lange in dessen Nähe zu sein', und seine ‚Verehrung vor dem Manne wurde zur Ehrfurcht'. ‚Stein ist', schreibt er einem Freunde im März 1824, ‚beinahe siebenzig Jahre alt, aber voll Muth und Kraft wie ein Jüngling: ein ächter deutscher Edelmann, seines uralten Geschlechtes letzter. Kein Sturm der physischen und moralischen Welt kann ihn erschüttern. In seinem Schlosse zu Nassau hat er sich einen hohen altdeutschen Thurm mit der Inschrift: Eine feste Burg ist unser Gott, erbauen lassen. Er hat die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte gestiftet, und er selbst kennt die Geschichte wie wenige Professoren. Was mir aber bei ihm am merkwürdigsten ist, das ist sein Vertrauen auf die Vorsehung, obwohl es vielleicht wenig Menschen von solcher Kraft gibt, deren Pläne und Hoffnungen so sehr vereitelt wurden. Ich darf oft stundenlang bei ihm sein und ich kann gar nicht sagen, wie ich mich durch ihn gehoben fühle, aber auch wie sehr gemahnt zur Demuth und zum Gottvertrauen im ernsten Thun. Es rührt mich, daß er gegen mich so gütig ist und mir so viele Zeit opfert'[1]. Aber Stein sah darin kein Opfer. Während er es ‚in dem geistlosen Treiben der Bundestagsgesandten und den zeitverderblichen langweiligen gesellschaftlichen Bewegungen der Frankfurter eleganten Welt'[2] nicht aushalten konnte, widmete er gern

kommen, und für diesen Fall die Concepte Böhmers, die wohl Niemand zu den ‚Papieren der Gesellschaft' zählen dürfte, zurückschicken. Aber auch hierauf wurde keine Antwort ertheilt. — Zahl und Bedeutung der Böhmer'schen Briefe läßt sich nach den Briefen von Pertz an ihn, von denen bis 1852 nicht weniger als 321 vorliegen, ermessen.

[1] Frau Hofrath Sartorius, der er ebenfalls über Stein berichtet, antwortete ihm am 24. Februar 1824: ‚Zu Ihren Berührungen mit Herrn vom Stein wünschen wir Ihnen von Herzen Glück. Es ist gewiß ein für das ganze Leben geborgener Schatz, einem großen Manne nahe gestanden zu haben. Außer dem Zauber des Genius muß er wohl noch einen des Gemüths besitzen, da er Allen, die je in seinem Kreise gelebt haben, unvergeßlich ist, selbst dann wenn später vielleicht ein ganz anderer Weg von ihnen eingeschlagen worden. Ich erinnere mich, daß vor etwa zehn Jahren Rehberg mir, auf meine Bitte, von Stein ein Miniaturbild wies, worin dieser in seiner ersten Jugend dargestellt war; es war ein Andenken der Freundschaft aus den glücklichen Jahren, wo sie die ihre für unzerstörbar hielten. Im Rathe — nein, nicht des Himmels — ist's anders beschlossen gewesen, und so hat der politische Glaube ein Band zerrissen, das jeden andern Stürmen sonst wohl Trotz geboten hätte. Ich habe Rehberg oft heftig, aufgeregt, stürmisch gesehen, nie aber in meinem Leben so tief erschüttert als wie er mir ganz wortlos den Ring zum Besehen reichte und dabei über das tief gefurchte, ausdrucksvolle Gesicht ein paar helle Thränen rollten. Was für eine abscheuliche Klippe ist doch die Politik! Wenn man das Wort mit der Sache zugleich verbannen könnte, dann, glaube ich, würde das tausendjährige Reich anfangen.' — Vergl. über Steins Verhältniß zu Rehberg und den Ring mit dem Jugendbildniß: Steins Leben 1, 158—160.

[2] Vergl. Steins Leben 5, 701.

manche Stunde dem Umgange mit jungen strebsamen Männern, auf die er seine beste Hoffnung für die Zukunft Deutschlands gründete. Mit Böhmer hatte er allerlei Gespräche. Er freute sich über dessen eifrige Kunststudien und ermunterte ihn, die deutschen Geschichtsquellen auch in Bezug auf Kunst, über die gewiß manche werthvolle Angaben in ihnen vorhanden, durchzuarbeiten. Auch Politisches kam in den Unterredungen vor, und Böhmer erinnerte sich, mit welcher Heftigkeit der ächtfreisinnige Mann einmal über die modern-liberale Partei losgefahren, die aus allen möglichen Bestandtheilen, aus Bonapartisten, verschränkten Altdeutschen, verdorbenen Studenten u. s. w. zusammengesetzt sei und nur zum Unheile Deutschlands wirke. Ueber Görres bemerkte er: ich billige zwar sein Revolutionsbuch nicht, doch entsprach es damals allerdings der Gesinnung. Daß Görres als Mann des Volkes nur Gesinnungsträger war und nicht zu den Liberalen gehörte, hat der Hohn gezeigt, den diese über ihn ergossen, und seine späteren Schriften haben es ebenfalls sattsam bewiesen. Selbst Friedrich von Schlegel muß ihn in einem dem Fürsten Metternich dedicirten Buche loben.

Bald darauf, nämlich im Juni 1824, hatte Böhmer Gelegenheit in Straßburg, wo Görres damals in der Verbannung lebte, diesem ‚nächst Stein weitaus größten deutschen Ehrenmann‘ persönlich näher zu treten, nachdem er ihm ‚schon von früher her[1] warme Worte der Belehrung und Aufmunterung schuldete‘ und mit dessen Familie seit 1820 in freundschaftlichen Beziehungen stand[2]. Böhmer arbeitete in Straßburg für die Zwecke der historischen Gesellschaft[3], aber nach seinem Grundsatze: ‚Bei einer persönlichen Begegnung mit einem großen Mann läßt man am besten die Bücher liegen, denn das Lebendigste und Fruchtreichste für den Menschen ist das lebendige Wort‘, widmete er ‚dem Umgange mit dem edlen Verbannten so viele Zeit als dieser verstattete und kam stets reichbescheert nach dem Gasthaus zurück‘. Görres, bei dem damals nicht bloß der Jugendtraum einer europäischen Völkerrepublik längst verflogen war, sondern dem auch die Hoffnungen seines Mannesalters, die Wiederherstellung von Kaiser und Reich, für die er so lange gekämpft hatte, als eine bloße schöne Illusion sich herausgestellt, hielt das politische Spiel für verloren und erhoffte Gewinn für die Nation lediglich noch von einer ‚innern Einkehr‘, von einer religiösen Vertiefung und Einigung des Volkes, von einer Wiederherstellung der Einen, ungetheilten Kirche, ohne die eine politische Einigung unmöglich

---

[1] Vergl. S. 83.

[2] Vergl. Bd. 2, 66—67.

[3] Eine damals in Aussicht genommene Reise Böhmers mit Pertz nach Paris zur Bearbeitung der carolingischen Quellen (vergl. Steins Leben 6, 40, 62) kam nicht zur Ausführung.

sei. Was er darüber sprach, fand Böhmer ‚logisch, scharf, tiefeinschneidend‘, aber es blieb ihm ‚über das Wie der Einigung Alles unklar‘, da er in seinem ‚Kopfe über das Christlich-Dogmatische nicht recht klar war und Görres nicht ausfragen mochte‘. So lautet das Bekenntniß Böhmers, wie wir ihn ähnliche Bekenntnisse später noch mehrmals werden aussprechen hören.

Seit dem Straßburger Aufenthalt, zwischen dem 11. bis 24. Juni 1824, konnte er sich als ‚liebwerther Hausfreund‘ von Görres betrachten, den er nach Steins und Thomas' Tod in seinen Briefen von allen Männern am meisten rühmt. ‚Ich weiß Niemand‘, sagt er, ‚der so verstehend, so billig, so heiter, so freundlich, so einfältiglich im edelsten Sinne des Wortes wäre, als er.‘ ‚Wahrlich, der alte Görres ist von allen Lebenden derjenige, den ich am meisten ehre. Da ist Kraft und Einfalt und rheinische Offenheit, das ungezwungenste Leben und Verkehren‘ [1]. Jeder Verkehr mit Görres war ihm ‚wohlthuend wie Gnadengabe‘ bis zu dem Tage, wo er im Januar 1848 an dessen Todesbette stand, ‚am Todesbette des großen rheinischen Sehers, der das Kommende schon vor dreißig Jahren vorhergeschaut, und dafür rechtlos von Haus und Heimath vertrieben, dennoch unablässig, aber vergeblich das Mene, Mene, Tekel vor den Augen der Regenten und der Regierten an die Wand geschrieben hatte‘ [2].

In Straßburg musterte Böhmer die für die historische Gesellschaft wichtigen handschriftlichen Denkmäler, wobei er sich besonders mit dem Königshofen beschäftigte, und von seiner Reise zurückgekehrt, schlug er dem Freiherrn vom Stein und Pertz vor, auch die deutschen Quellen als eine besondere Abtheilung der Monumente zu ediren; sie würden drei bis vier Foliobände füllen und man könne bei dieser Arbeit rasch voranschreiten, da man dabei theils nur mit Autographen, theils mit einzigen Handschriften zu thun haben würde [3]. Als Vorarbeit hierzu legte er sich ein noch vorhandenes, nach den einzelnen Landestheilen geordnetes Verzeichniß der deutschen Chroniken an [4] und sammelte den wissenschaftlichen Apparat für eine neue Ausgabe des Königshofen, wie er einen solchen bereits für die Limburger Chronik besaß. ‚Ihrem Plan zur Herausgabe der deutschen Chroniken‘, schrieb ihm Pertz am 6. October 1824, ‚trete ich bei und wünschte, daß von Groote sogleich dafür Hagens Cölnische Chronik vorbereitete. Ihren vortrefflichen Aufsatz über Königshofen habe ich, wie die

---

[1] Bd. 2, 401, 425.

[2] Böhmers Kaiserregesten von 1198—1254. S. LXVI b.

[3] Bd. 2, 151. Böhmers Brief an Pertz vom 27. Juli 1824 im Archiv für ältere deutsche Geschichte 5, 650.

[4] Vergl. Böhmers Brief vom 8. Nov. 1824. Archiv 5, 652.

Beschreibung der Frankfurter Handschrift mit großem Vergnügen gelesen und werde Beides, welches in aller Kürze das erste Licht über Königshofen verbreitet, noch in diese Hefte des Archivs aufnehmen'. ‚Von welcher Wichtigkeit', sagt Pertz in einem andern Briefe, ‚Ihre lebhafte Theilnahme an unserem Unternehmen für dessen Förderung ist, sehen Sie selbst zu klar ein, als daß ich es Ihnen zu wiederholen brauchte und ich wünsche der gemeinschaftlichen Sache von ganzem Herzen Glück dazu.'

Zur weiteren Förderung des Unternehmens entwarf Böhmer auch einen der Centraldirection vorzulegenden Plan zu einer ‚Sammlung von Uebersetzungen deutscher Geschichtschreiber', die mit der Germania des Tacitus beginnen und mit der Zeit Rudolphs von Habsburg endigen sollte [1].

---

[1] ‚Die Aufgabe ist: eine Sammlung von deutschen geschichtlichen Quellenschriftstellern in deutschen Uebersetzungen zu liefern, um sie dadurch allen denen zugänglich zu machen, welche entweder kein Latein verstehen, oder doch aus Vorurtheil oder Bequemlichkeit die im Latein des Mittelalters geschriebenen und bisher meist in Folio gedruckten Werke nicht lesen.

Lesbarkeit und ungezwungene Sprache muß daher erster Gesichtspunkt bei den Uebersetzungen sein. Um jedoch nicht eine gehaltlose Arbeit zu liefern, wird zugleich vollständige Treue in der Sache selbst erfordert; so daß selbst ein Historiker diese Uebersetzungen in Ermangelung des Originals muß benützen können.

Eine kurze Einleitung müßte jedesmal von den Lebensumständen des Verfassers Nachricht geben und das Werk desselben charakterisiren. Hierauf folgte eine ganz summarische Uebersicht des Inhalts der einzelnen Bücher und Capitel. Scheinen einige Anmerkungen erforderlich, so können sie am Ende angefügt werden, doch müßte hier möglichste Beschränkung beobachtet werden.

Die Auswahl der Schriftsteller ist so getroffen, daß nur solche aufgenommen sind, welche wirkliche Geschichtsschreiber sind und nicht bloße Chronologen, die kein Bild dessen geben, wovon sie schreiben.

Mit Rudolph von Habsburg ist der Cyklus für's Erste geschlossen, weil später die Territorialgeschichte über die allgemeine das Uebergewicht bekommt.

Folgende Schriften sind bereits übersetzt:

1) Eginhards Leben Karls des Großen von Kunisch in Bredows Karl der Große. Altona 1814.

2) Ditmars Chronik nebst dessen Lebensbeschreibung von Ursinus. Dresden 1790.

3) Wippos Leben Konrads von Herrn von Buchholz. Frankfurt 1819.

4) Lambert desgleichen.

5) Stücke aus Adam von Bremen desgleichen.

6) Otto Frisingensis' und Radewichs Leben Friedrichs in Schillers hist. Memoiren, erste Abth. 3. Bd.

Nr. 2 und 6 müssen neu überarbeitet werden. Nr. 1 ist wohl gerade beizubehalten. Nr. 3, 4 und 5 können als Muster gelten. Vielleicht würde Herr von Buchholz den Adam von Bremen ganz übersetzen.

Mit den Verlagshandlungen müßte Rücksprache genommen werden.

Wenn 6—10 Gelehrte sich zu dem Unternehmen vereinigten, so könnte es in drei

Um aber diese Sammlung beim Publikum würdig einzuführen, wollte Böhmer ihr eine kleinere Schrift: ‚Ueber die Art deutscher Geschichtschreibung, erläutert durch Vorreden und Stellen deutscher Chroniken‘ vorausgehen lassen, worin er aus etwa dreißig Chroniken die für den Gegenstand bezeichnetsten Stellen sammelte. — In Darmstadt fand er die vollständigen Annales Colonienses von 776 bis 1028 auf[1], welche nach seiner sorgfältigen Abschrift später in dem ersten Band der Monumente abgedruckt wurden.

Während dieser eifrigen Beschäftigungen ward Böhmer am 1. März 1825 bei dem Frankfurter Stadtarchiv, mit welchem die Archive der aufgehobenen Stifter und Klöster verbunden werden sollten, angestellt und es wurde ihm die Mitwirkung bei der neuen Anordnung desselben übertragen. ‚Sehr erfreulich ist‘, schrieb ihm Stein, ‚daß das Stadtarchiv einem so eifrigen und einsichtsvollen Geschichtsfreund anvertraut worden, und erwarte ich die Bekanntmachung reichhaltiger und lehrreicher Materialien für die Geschichte des städtischen Wesens und des innern deutschen Lebens, das man noch besser aus den Urkunden, als aus Chroniken kennen lernt‘[2]. Von dieser Ueberzeugung wurde auch Böhmer ‚immer mehr durchdrungen‘, je mehr er sich ‚mit einem Ernst, der keine Mühe scheute, in das Studium der Urkunden versenkte, und aus ihnen immer größere Vorliebe für das Mittelalter gewann‘. ‚Wenn aber auch‘, schreibt er im Januar 1826, ‚meine liebsten Gedanken dem deutschen Mittelalter im Allgemeinen angehören, so soll doch meine erste größere und, wie ich hoffen darf, wissenschaftliche Leistung meiner Vaterstadt zu Gute kommen, die seit tausend Jahren wirklich eine Geschichte hat, würdig das lebende Geschlecht zur Selbsterkenntniß zu führen und aufzumuntern. Ich will den großen Urkundenschatz der Geschichte Frankfurts heben und dadurch zugleich meinen Gönnern Thomas und Fichard eine Ehrenschuld, einen Zoll der Dankbarkeit für all' ihre Liebe gegen mich und für ihre Förderung meiner Studien entrichten. Auch hier: sanctus amor patriae dat animum.‘

Zum Zwecke dieser umfassenden Arbeit, deren Entstehung, Bedeutung und Umfang er in seinem ‚Studienprogramm für Frankfurter Geschichte‘[3]

---

bis vier Jahren vollendet sein, und die dadurch erregte Aufmerksamkeit würde gewiß auf die Gesammtausgabe günstig wirken.‘

Die erste Anregung zu dem Plan empfing Böhmer durch einen Brief Johanns von Müller, der im Jahre 1807 ein Gleiches projectirte (vergl. dessen Sämmtliche Werke 4, 276). — Auch Müller dachte schon im Jahre 1805 an die Errichtung einer Gesellschaft zur vollständigen Herausgabe der Script. rer. Germ., wie sich aus seinem Briefe an Pfister loc. cit. 17, 316 ergibt. Vergl. auch Pfisters Antwort in: Briefe an Johann von Müller (Schaffhausen 1839) Bd. 3, 241.

[1] Vergl. Böhmers Brief an Pertz vom 18. September 1824 im Archiv 5, 652.

[2] Steins Leben 6, 125.

[3] Bd. 3, 417—431.

bespricht und auf die wir noch ausführlicher zurückkommen, fertigte er zunächst ‚Frankfurter Regesten', d. h. ein chronologisch geordnetes Verzeichniß und eine kurze Inhaltsangabe aller bereits gedruckten städtischen Urkunden an, begann dann die bisherigen Urkundenabdrücke mit den im Archiv vorhandenen Originalien zu vergleichen und fand zugleich eine große Anzahl ungedruckter, für die innere und äußere Geschichte der Stadt wichtiger Urkunden auf. Stein hörte von diesen Forschungen mit um so größerer Freude und unterstützte sie um so bereitwilliger, weil sich Böhmer durch sie keineswegs an seiner Thätigkeit für die historische Gesellschaft behindern ließ. Als im Jahre 1826 der erste Band der Monumente erschienen war und Böhmer ‚als Freund des Vaterlandes und der Wissenschaften' den Stifter des großen nationalen Unternehmens mit warmen Worten beglückwünschte [1], antwortete Stein am 13. October: ‚Der gute Erfolg unserer gemeinschaftlichen Bemühungen um das wichtige Werk der Monumenta historica Germaniae macht mir große Freude; mögen sie ferner von der Vorsehung gesegnet werden. Möge sie uns nur Herrn Dr. Pertz gesund und kräftig erhalten' [2].

Der ununterbrochene briefliche Verkehr mit Pertz förderte ungemein Böhmers historische Studien [3] und mit Liebe erinnerte er sich stets zweier schönen Tage, die er mit diesem am 18. und 19. October 1827 in Mainz und Bingen verbrachte. ‚Pertz hat eine Gabe der Anregung', sagt er, ‚wie nur Wenige sie in diesem Grade besitzen mögen; sein klarer Kopf weiß stets so gut zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen zu scheiden, und ich sehe immer deutlicher ein, wie wichtig diese Scheidung bei dem Betreiben der Geschichte ist, worin das Detail nur so leicht überwuchert. Wir alle können uns beglückwünschen, daß ein Mann wie Pertz an der Spitze der Monumente steht, und Freiherr vom Stein äußerte mir darüber wiederholt seine größte Freude.'

Seit seiner Einführung bei Stein im März 1823 war Böhmers ‚Lebensberuf für die Historie des deutschen Mittelalters entschieden', aber während mancher Jahre war sein ‚Geist auch noch mit andern Aufgaben für andere Zeiten lebhaft erfüllt', nämlich mit Studien und Ausarbeitungen über die deutsche Reformationszeit, deren bisherige Darstellung ihm ‚durchaus einseitig und ungenügend erschien'. ‚Von der Reformation an', schreibt er, ‚wurde das deutsche Volk innerlich krank und seine Lebenskräfte sonderten sich in zwei sich einander bekämpfende Theile. Wie entstand diese Trennung? Was wollten die, welche sie hervorriefen, und wie stellen sie

[1] Bd. 2, 162.
[2] Steins Leben 6, 277.
[3] Vergl. Böhmers Brief Bd. 2, 442.

sich selbst persönlich dar? In welchem Lichte erscheinen diejenigen, welche sich der Bewegung widersetzten, oder sie bekämpften, nachdem sie sich ihr eine Zeitlang angeschlossen? Das sind Fragen, die jedes vaterländische Gemüth beschäftigen müssen und aus ihrer richtigen Beantwortung läßt sich vielleicht ein Heilmittel finden für eine Annäherung und einstige Wiedervereinigung der Getrennten. Es lassen sich aber diese Fragen, scheint mir, am besten beantworten, wenn wir, mit Weglassung aller dogmatischen Streitigkeiten und Gegensätze, die Reformatoren und ihre Gegner in ihrer vollen Persönlichkeit durch ihre Briefe und Selbstbekenntnisse uns anschaulich vorführen. Aus solchen Quellen lernen wir die Persönlichkeiten und die Motive ihres Handelns am sichersten erkennen.'

Diese Quellen aber erschienen ihm ‚theils verschüttet, theils völlig unbekannt', und so beabsichtigte er, sie ‚durch eine zwiefache umfangreiche Arbeit: I. Briefe der Reformatoren und ihrer Anhänger mit erläuternden Sachbemerkungen, II. Briefe aus nicht reformatorischen Kreisen, zu eröffnen und zugänglich zu machen'.

In dieser letzteren Briefsammlung wollte er von allen bedeutenderen Zeitgenossen charakterisirende Proben liefern, deren Mittelpunkt aber die Pirkheimerische Familie sein sollte, um die damalige Bildung und Bewegung in diesen Aktenstücken darzulegen, um dabei zu zeigen, wie eifrige Gemüther die Reformationsideen ergriffen, sie hier weiter trieben und übertrieben, dort nach gewonnener Einsicht wieder umkehrten, wie Wilibald Pirkheimer, denen dann andere gegenüber treten sollten, die nie gewankt hatten, wie dessen Schwester Charitas [1]. Er hoffte durch die Schrift gleichsam eine Ergänzung zu liefern zu Bossuets Histoire des variations des églises protestantes, welches Werk damals einen tiefen Eindruck auf ihn ausübte. ‚Die Darlegung der Gesinnungen', schreibt er am 10. December 1825 an Clemens Brentano, ‚welche in dem Kreise der edlen Pirkheimerschen Familie herrschten, wird Vieles von dem, was Bossuet sagt, bestätigen und noch in helleres Licht setzen' [2]. Auch nachdem Ernst Münch sein Werkchen ‚Charitas Pirkheimer, ihre Schwestern und Nichten' herausgegeben, beharrte Böhmer noch im Jahre 1827 bei dem Vorhaben, durch seine Briefsammlung die rührenden Denkmale der bedrängten Wahrheit in reinem Glanze erscheinen zu lassen [3], aber gleichwohl blieb diese Arbeit und auch die andere über die Reformatoren unvollendet, was nach den vorliegenden sehr werthvollen Vorstudien ungemein zu bedauern. Nachdem mehrere Jahrzehnte später Döllingers Reformationsgeschichte erschienen, schrieb Böhmer darüber im Jahre

---

[1] Vergl. Bd. 3, 241—242.
[2] Bd. 2, 158.
[3] Vergl. Clemens Brentanos Gesammelte Schriften 9, 180.

1857: ‚Vor mehr als dreißig Jahren hatte ich Aehnliches versucht, ohne die Kräfte zu haben, es durchzuführen. Als ich das Buch kennen lernte, freute ich mich, daß er den Wicel so in den Vordergrund stellt, der mich gleich damals vorzüglich anzog.‘ [1] Und auf denselben Gegenstand bezieht sich eine Aeußerung in einem Briefe an Melchior Diepenbrock vom 11. Juli 1839: ‚Auch ich wollte mich einst mit der traurigen Reformationsgeschichte befassen, aber ich mühte mich nur ab ohne zu einem Resultate zu kommen, weil es mir an dogmatischer Klarheit und Festigkeit fehlte.‘

Darin lag überhaupt bei Böhmer der Mangel. Darin lag auch der Mangel bei seinen irenischen Bestrebungen, denen wir, wie früher auf dem Gebiete der Kunst, so hier auf dem Gebiete der Geschichte begegneten, aber diese Bestrebungen legen gleichwohl ehrendes Zeugniß ab für sein edles Gemüth und seine lebendige Ueberzeugung, daß ‚durch das Schöne der Weg zum Heiligen, durch das Wahre zum Guten führen müsse‘. Ein tief christlicher Zug ging in den Jahren, worin wir stehen, durch sein ganzes Denken und Thun [2], und nichts war ihm so drückend, als daß ‚die Kirche verfallen‘, daß im privaten und öffentlichen Leben so wenig Religion vorhanden, die doch ‚Alles salzen, beherrschen, versöhnen und fruchtbar machen sollte.‘ [3] Daher sein tiefer Unmuth über den rationalistischen Humanismus und jene ‚Erbärmlichkeit der Zeit, die an der heiligen Kirche zum Ritter sich kämpfen wolle, gleichwie jene Henkersknechte dem gebundenen Christus in's Angesicht schlugen‘, daher seine heftigen Aeußerungen besonders über die moderne ungläubige Philosophie, die er anklagte ‚sie begehe einen Gottesraub und schneide dem Volke die Herzwurzeln ab‘. ‚Wir stehen‘, sagt er, ‚nicht vor dem Beginn eines Gottesreiches, sondern in einem Teufelsalter, wenigstens in einem Alter, worin die Menschen eben so lau sind gegen Gott, wie gegen den Teufel, in einem getheilten Zeitalter mit einem getheilten Reiche, und da kommen nun, während der Unglaube seinen Hexensabbath feiert, Gutgesinnte, die da predigen, es würde alles schon recht gehen, wenn man nur an eine unsichtbare Kirche glaube und als ihr lebendiges Glied sich fühle. Also Lebendigkeit in der Unsichtbarkeit! curios, wahrhaftig sehr curios! Andere kommen und wollen das Urchristenthum wiederherstellen, indem sie den Christenheiland ohne Cultus in nackten Wänden anbeten. Ach! wer wird meiner Sehnsucht nach Einheit und Sichtbarkeit Genüge thun!‘ In einer Zuschrift an seinen Freund J. D. Passavant vom Jahre 1828 heißt es: ‚Das ist mir immer ganz unbegreiflich gewesen, wie jetzt der Dienst des-

[1] Bd. 3, 209.
[2] Vergl. z. B. den schönen Brief Bd. 2, 151.
[3] Bd. 2, 167.

selben Gottes so schlicht reformirt sein kann und soll, bei dessen Menschwerdung so große Wunder geschahen. Ich meine hier nicht die Wunder Christi selbst; diese kann man etwa nur als Sendungsbelege ansehen, oder noch consequenter wegräsonniren: sondern die Sagen und Sehnsuchten der Altväter, die Geschichte und wunderbaren Bilder der Propheten, die Vorbestimmung des Ortes und Stammes. Ich meine die Wunder, daß die Jungfrau gebiert, daß die Sterne und Engel verkünden, daß der Vorhang reißt, daß die Todten auferstehen u. s. w. Wie? damals war die ganze Natur und Welt, Todtes und Lebendiges in Mitleidenschaft, und das consequente und rechte Resultat jener Stiftung sollte nur die Gottesverehrung auf dem großen Kornmarkte (wo die reformirte Kirche in Frankfurt) sein mit ihren weißgetünchten Wänden? — Wo alles so sichtbar war, da soll nun nur eine unsichtbare Kirche die Folge sein? Geht mir weg! das ist als wenn ich ein unsichtbarer Maler sein wollte. Es ist doch nur die Empörung einer schwachsinnigen Seelenkraft gegen den Leib, während bei dem Heiligen Geist, Seele und Leib Eins ist und, wie es im Psalm heißt: Alles lobet den Herrn. Denn es ist auch ausdrücklich gegen die Auferstehung des Fleisches, wenn man den Leib und die sichtbare Natur überhaupt so feindlich ansieht [1]. Da dieß aber Grundlehren der kalten Reformirten sind, so folgt, daß ein reformirter Maler und Kirchenvorstand [2] ein wahres Zeichen der Zeit ist. Der hat sich von dem Getheilten (dem Lutherthum) abgetheilt; wenn aber sein irdisch liebliches blaues Auge recht in die Tiefen blickt, da wird es sich nach dem Ungetheilten sehnen und zwar nach dem Ungetheilten, was man sehen kann, was unveränderlich auf seinem Felsen steht nach der Verheißung u. s. w.' [3]

Seine Sehnsucht nach der Einen, ungetheilten, sichtbaren Kirche und ihrer Wirkung auf's Leben war der eigentliche Grund, weßhalb er immer ,größere Vorliebe für jene Jahrhunderte gewann, wo der religiöse Geist, wo die Kraft des Glaubens und die freudige Frömmigkeit sich im Leben der Einzelnen, wie im ganzen Staatsleben bethätigte, immer kampfgerüstet und auch da siegreich durch die heilige Liebe, wo sie äußerlich im Kampfe mit der Wildheit und Barbarei der Zeit unterlag'. ,Es ist ein Segen', sagt er, ,im Betrachten der Saat dieses unendlich frommen Willens, wie sie im Mittelalter vor uns in Kirchen und Thürmen emporsprießt, in guten Stiftungen sich belaubt, in Bildern und Gesängen blüht. Diese staubigten Pergamene sind voll Tropfen geweihten Thaues, in denen der Himmel sich spiegelt und die um so klarer zu sein scheinen, je länger sich

---

[1] Vergl. Bd. 2, 181.
[2] Vergl. Bd. 2, 176. Anmerkung 1.
[3] Bei Cornill 2, 13.

kein Mensch, sondern nur Gott im Himmel, der Alles weiß, daran erfreut hat' [1].

,Die gewöhnliche Geschichte', heißt es in seinen Aufzeichnungen, ,erzählt uns nur die äußerlichen Vorfälle bei den Völkern; die Kräfte, welche die Grundlage des inneren Volkslebens waren, bleiben verborgen. Grade aber darin übertrifft das Mittelalter unsere Zeit außerordentlich. Wie freudig war da das Jugendleben des Menschen, wie kräftig das Mannesalter, besonders aber, welcher geistliche Trost, welche tiefere Beseligung konnte das Leben des Einzelnen verklären! Daß dem so gewesen, zeigen uns die Monumente der Kunst an der Absicht, die sie stiftete, an dem Geiste, der aus ihnen spricht, an der Wirkung, welche sie noch heute auf den kindlichen Beschauer äußern.' ,Aber nicht bloß die Werke der bildenden Künste, sondern auch alle schriftlichen Denkmäler zeugen für das innere, intensive Glaubensleben unserer Altvorderen, für ihre hohe, geistige Blüthe.' ,Deßwegen gerade geben uns die Historiker des Mittelalters über die Dichter, Maler, Bildhauer, Baumeister, über die Sitten und Gebräuche so wenig Auskunft, weil sie diese Dinge als mit dem ganzen Leben organisch zusammenhängend ansehen mußten. Da waren denn nur Kriege und Aufruhr und Ueberschwemmungen außerordentliche Dinge. So ist es aber zu jeder Zeit, wenn ein Volk wahrhaft blüht; die Sittenbeobachter und Kunsthistoriker wachsen erst aus den Ruinen. Aber selige, selige Zeit, welche so groß war, daß ein Cölner Dombaumeister, ein Maler des Dombildes, ein Erwin von Steinbach zu den ordentlicher Weise sich verstehenden Erscheinungen gehören konnten.'

So schrieb er im Jahre 1826, als er schon ,mitten in wissenschaftlich-historischen, urkundlichen Forschungen über das Mittelalter stand' und wir sehen daraus, wie sehr ihn auch damals noch die altdeutsche Kunst ,als die edelste deutsche Lebensbethätigung' beschäftigte. ,Ich suche', sagt er, ,neben meinen wissenschaftlichen Arbeiten meine Studien der Kunst und Literatur eifrig fortzusetzen: Wissenschaft und Dichtung in treuem Verein.' Hierauf bezieht sich sein Sonett:

Die Brandung braus't in ewig gleichen Schlägen,
Genau im Maß anschießen die Krystalle,
Das Schwere sinkt stets mit demselben Falle:
Gesetze siehst du hier die Fesseln legen.

Doch Freiheit findest du auf andern Wegen:
Die Donner rollen dort mit lautem Halle,
Dort blühen Blumen mannichfaltig alle,
Und duften süß dir hundertfach entgegen.

---

[1] Bd. 2, 163.

Gesetz und Freiheit, beide sind vereinet
In der Natur treu mütterlichem Schooße,
Auf Allgedeih'n geht ihrer beiden Richtung.

Und mit dem Menschen ist's auch so gemeinet,
Die kleine Welt nachahmend treu die große,
Vereine friedlich Wissenschaft und Dichtung.

Wir kommen nunmehr auf seine Kunst- und Literaturstudien seit 1823, wo wir sie früher verließen, zurück.

Seitdem Böhmer zum Mitadministrator des Städel'schen Kunstinstitutes ernannt worden, war es sein ernstes Bemühen, ‚die Gallerie zu einer wirklichen, ächten Kunstsammlung und die damit verbundene Anstalt zu einer das religiöse und nationale Leben befruchtenden Kunstschule herauszubilden'. Zu letzterem Zwecke sollte aus allen Fächern der bildenden Kunst ‚wenigstens Ein ganz vortrefflicher Mann' an die Anstalt gezogen werden, und so betrieb er z. B. lange Zeit, freilich ohne Erfolg, die Anstellung Overbecks, den er ‚bei Weitem für den größten lebenden Künstler hielt' [1], und die Anstellung des großen Architekten Heinrich Hübsch, die ihm im Jahre 1824 wirklich gelang [2]. ‚Gott weiß', schreibt er, ‚daß

---

[1] Bd. 2, 115.

[2] Vergl. die Lebensskizze von Hübsch in den Histor.-polit. Blättern Bd. 53, 259 ff. Eine seiner ersten Arbeiten in Frankfurt war ein sehr schöner ‚Entwurf zu einem Gottesacker', zu welchem er die nöthigen Zeichnungen im Städel'schen Institute ausstellte. Böhmer richtete darüber ein ‚Sendschreiben' an ihn, worin folgende Stellen besonders charakteristisch: ‚Zum Beweise, wie tief die Achtung gegen die Todten in der menschlichen Natur begründet ist, hätten Sie außer den Aegyptern, Römern, Türken, Griechen noch viele andere und für weit barbarischer gehaltene Nationen anführen können. Ich will nur an jene rührenden Klaggesänge erinnern, welche Herder und Schiller aus Neuseeland u. s. w. in unsere Literatur herüber gepflanzt haben. Nichtachtung der Todten ist vielmehr der offenbarste Beweis der Auflösung aller religiösen, bürgerlichen und Familienbande, wie sie nicht die Barbaren, sondern nur die übercivilisirten Nationen kennen lernen.

Keiner Religion aber ist der Tod und alles, was sich daran knüpft, heiliger als der christlichen. Sie ists, die dem Tod den Stachel nahm und der Hölle den Sieg, sie ists, die den Tod zur Triumphpforte machte, wodurch der Gerechte eingeht in das himmlische Vaterland. Darum auch lasset uns ein würdiges Grab in den Stein hauen, lasset uns mit den Marien zu den Gräbern unserer Lieben wallen, und möge dereinst ein Engel im weißen Kleide es sein, welcher den Stein hinwegwälzt!

So wie an einem Grabe gleichsam der erste christliche Gottesdienst nach Besiegelung des neuen Bundes gehalten wurde, so auch baute christliche Gesinnung die Gräber zuerst in der Nähe des Gottesdienstes. Die Heiligen waren in den Kirchen begraben, um die Erinnerung ihres siegreichen Vorbildes näher zu haben, und da auch erlasen sich die Gläubigen ihre Ruhestätte. Waren sie doch während ihres Lebens an diesen Orten von der Welt am abgesondertsten und dem Himmel am nächsten gewesen, deutete hier doch das Zusammensein der irdischen Reste auf die erflehte Gemeinschaft der Heiligen im Him-

ich nur das Beste will und zwar nicht so, wie ich es verstehe, sondern wie es Bessere verstehen; solche kennen gelernt zu haben und mit ihnen freundschaftlich verbunden zu sein, achte ich auch als Administrator für ein großes Glück'[1]. Fast gleichzeitig mit Hübsch war J. D. Passavant, auf den sich Böhmer so lange sehnsüchtig gefreut hatte[2], aus Rom nach Frankfurt gekommen, und nun begann, sagt Böhmer, ‚im Thomas'schen Freundeskreise neues Leben, in Passavant und Hübsch blühten neue Hoffnungen auf und letzteren begrüßten wir alle als einen Regenerator der deutschen Baukunst'. Böhmer widmete dem ‚Freund-Baumeister' das Gedicht:[3]

‚Als Orpheus sang, bewegten sich die Felsen,
Sie folgten des Gesanges hellen Spuren;
Zu Klangfiguren, zu Architekturen
Sah man sie sich aufrichten und sich wälzen.

Und was sich so aus Tonesspiel erbauet,
Aus Klängen so zusammen ist gefroren,
Der Eispalast mit Wänden und mit Thoren
Hat Menschen dann auch wieder auferbauet.

Doch stehen beide jetzt nicht mehr recht pari,
Der Dreiklang ist harmonisch so wie immer,
Doch mit der Steintonkunst, da steht es schlimmer,
Ich seh' nichts als gefrornen Charivari.

Ich höre nichts als lauter Dissonanzen,
Nicht läd't mich ein dieß toll verwirrt Getöse
Von Ausladungen über Lebensgröße,
Und Säulen, die wie Trunkne sinnlos tanzen.

Was soll ich mit Gesimsen, wo kein Rand ist?
Mit Treppen, die mich nicht zur Höhe führen?
Mit blinden Fenstern und mit halben Thüren?
Der Bohlendecke, die nicht von Bestand ist?

O daß ein neuer Orpheus zu uns komme
Mit Fidelbogen und Gewölbesbogen,
Mit rechtem Licht von Oben komm' gezogen,
Uns geige, baue — daß es wirklich fromme!'

Die von Böhmer beabsichtigte ‚Herausbildung des Institutes zu einer wirklichen ächten Kunstsammlung' sollte vorzüglich durch den Erwerb der Boisserée'schen Kunstschätze erreicht werden, für den er sich mit seinem ‚Mahner und Berather' Thomas lange Zeit bemühte. Hierbei müssen wir einen Augenblick verweilen.

---

mel, erschallten hier doch über ihren Gräbern Jahr aus Jahr ein die frömmsten Psalmen, auch Psalmen für die Ruhe ihrer armen Seelen.

[1] Bd. 2, 115.

[2] Vergl. Bd. 2, 52, 116.

[3] Vom 27. März 1825.

So oft Böhmer ‚von den Wiedererweckern deutscher Kunst in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts' sprach, nannte er stets unter den Verdientesten die Gebrüder Boisserée [1], welche durch ihre herrliche Sammlung zur Erhaltung und Würdigung der deutschen Kunstalterthümer einen Mittelpunkt gestiftet, der zugleich belehrend und belebend in das damalige Kunstwesen eingegriffen [2], und welche insbesondere durch ihre persönliche Einwirkung, durch ihre und ihres Genossen Bertrams Mittheilungen über die Kunst und Einführung in deren Verständniß recht eigentlich die praeceptores Germaniae gewesen seien [3]. ‚Die Boisserée'sche Sammlung', schrieb er im Juni 1823, ‚ist in der Kunst für das religiös-nationale Leben fast von gleichem Werthe, wie der Cölner Dom, und nur mit Enthusiasmus kann ich darüber sprechen.' Und dieser Enthusiasmus wurde damals von den Edelsten getheilt, wie verschieden auch der religiöse Standpunkt war, den sie einnahmen. Göthe wie Görres sprachen gleichmäßig von der wundersamen, gar nicht zu berechnenden Wirkung der Bilder, welche berufen seien in ihrer Weise frisch und neu das Evangelium [4] zu verkündigen, und Freiherr vom Stein rühmte deren wirksamen Einfluß ‚auf Belebung würdevoller vaterländischer und religiöser Gesinnungen' [5]. Zu Tausenden ‚wallfahrteten' die Besucher aus allen Ständen, vom Vornehmsten bis zum Geringsten, nach Stuttgart, wo seit 1819 die Sammlung offen stand, und Jeder fand ‚Freude, Belehrung oder Erhebung' vor den tiefernsten Werken jener Maler, welche die Kunst zu vergeistigen und die Beschauer über die Verlockungen der Sinne zu erheben gesucht, Jeder erbaute sich an diesen Spiegeln eines gesunden, frommen, seelenvollen Lebens. ‚Man muß das sehen', schreibt Sulpiz Boisserée an Göthe, ‚wie diese Bilder, aus einem naiven, heiter frommen Leben hervorgegangen, auf die gesunden Geister und Gemüther der hiesigen Menschen einwirken. Es entsteht eine wahre Wallfahrt und nun geht schon fast kein Tag vorüber, an dem nicht in wenig Stunden fünfzig bis sechzig Personen sich zusammenfinden, ja dann und wann steigt die Zahl gar über hundert.' ‚Es

---

[1] Vergl. Böhmers Fontes rer. Germ. Bd. 3, LX.

[2] Vergl. Sulpiz Boisserée 1, 364.

[3] Als Böhmer kurz vor seinem Tode das dem Sulpiz Boisserée gesetzte literarische Denkmal als ein God-send begrüßte (vergl. Bd. 3, 401, 403, 405, 407), beklagte er, daß diese persönliche weckende und belehrende Thätigkeit der beiden Brüder und Bertrams, worin deren Haupteinfluß bestanden, nicht gehörig hervorgehoben worden, und nur an einer einzigen Stelle (1, 491) beiläufig vorkomme, sie hätten ‚viele Jahre darauf verwendet, um die Honneurs der Sammlung zu machen'.

[4] Vergl. die Briefe von Göthe und Görres in: Sulpiz Boisserée 1, 372 und 2, 249.

[5] Sulpiz Boisserée 1, 392. Vergl. auch dort die schönen Worte von Perthes 1, 392; und Friedrich Perthes' Leben 2, 105 ff.

grenzt ans Unglaubliche und ist wahrhaft erhebend zu sehen, wie sehr die aus dem Leben geschöpften Kunstgebilde der alten Meister nach so vielen Jahrhunderten wieder auf das Leben einzuwirken vermögen. Seit dem Frühjahr haben über 10, ja bis an 18,000 Personen die Sammlung besucht und der Zudrang ist noch immer steigend'[1].

Wenn wir uns nun erinnern, welche Aufgaben Böhmer der ‚ächten Kunst' zuwies, daß sie nämlich ‚zu allen Schichten der Gesellschaft wieder in lebendige Beziehung treten, das innere Volksleben ergreifen und eine Predigt des Evangeliums' sein müsse, so erklären wir uns leicht den Eifer, mit welchem er die Boisserée'schen Schätze für seine Vaterstadt zu erwerben suchte. Wie ihm selbst vor diesen Schätzen plötzlich ein Licht über das wahre Kunstschöne aufgegangen[2], und wie er persönlich den Boisserées ‚seit dem Sommer 1818 und später so tief bewegende Anregung schuldete'[3], so wollte er ‚solche Wirkung unter den Mitbürgern verallgemeinern'. ‚Welch' ein Glück', sagt er im Juli 1824, ‚wenn es uns, wofür wir uns bemühen, gelingen sollte, diese trefflichen Männer nebst ihrer Sammlung nach Frankfurt zu ziehen. Ein neuer Stern würde für meine Vaterstadt aufgehen.'

Die ersten Unterhandlungen über den Ankauf der Bilder waren schon viel früher, kurz nach der Gründung des Städel'schen Institutes insbesondere durch Thomas angeknüpft worden, und man hoffte alle fünf Administratoren der Anstalt für den Ankauf zu gewinnen, und Frau Willemer hatte ‚Sulpiz aufgerufen' in einem Gedicht, welches Böhmer gern citirte:

‚Kennst Du die Stadt an dem bescheid'nen Strom?
Dem nieder'n Dach entsteigt der ernste Dom,
Den Hügel schmückt der Gärten Blüthenkranz,
Den Berg entflammt der Abendsonne Glanz,
Kennst Du sie wohl?
Dahin, dahin
Mußt Du mit Deinen Schätzen zieh'n.

Kennst Du das Haus, dem Ruhm der Stadt erbaut?
Es glänzt der Saal, es fehlet nur die Braut,
Fünf Jünger steh'n, die Lämpchen in der Hand,
Ob klug, ob thöricht, ist noch unbekannt,
Kennst Du es wohl?
Dahin, dahin
Mußt Du mit Deinen Schätzen zieh'n.'

Nachdem die Unterhandlungen in Folge eines großen Erbprocesses, den die Administratoren mit den Verwandten Städels zu bestehen hatten

[1] Sulpiz Boisserée 2, 247, 251.
[2] Vergl. S. 50.
[3] Vergl. seinen Brief in: Sulpiz Boisserée 1, 854, der uns leider erst nach dem Abdruck unserer Sammlung zu Gesichte kam.

und der das ganze Institut in Frage stellte, Jahre lang in der Schwebe geblieben, kam Sulpiz Boisserée im Jahre 1824 nach Frankfurt und schrieb von hier am 29. August an seinen Bruder: ‚Thomas, Reinhard, Ehrmann und Guaita habe ich gestern schon gesprochen und mit Böhmer heute bei Thomas im Garten gefrühstückt. Wie ich mir habe erzählen lassen, ist Alles in günstiger Stimmung für uns. Die Hauptschwierigkeit liegt in dem Städel'schen Proceß . . . Es wäre wirklich sehr zu bedauern, wenn das Schicksal nicht erlauben sollte, daß wir in einer Stadt unsere bleibende Niederlassung fänden, wo wir so viele wahrhafte Freunde haben, wie hier. Wir sind zwar noch fern vom Ziel, aber ich kann doch nicht leugnen, daß sich eine große Wahrscheinlichkeit für uns zeigt.‘ [1] Diese gründete sich darauf, daß Thomas, von Böhmer unterstützt, den Vorschlag machte, man solle ‚bis zur Entscheidung des Processes den Senat um die Ueberlassung eines städtischen Gebäudes ersuchen und soviel aus Privatmitteln zusammenbringen, um dieses für die Kunstsammlung einzurichten und zugleich die Boisserées mit einer ansehnlichen Summe zu entschädigen‘. Böhmer erbot sich ‚für diesen Zweck sofort dreitausend Gulden, und weitere sechstausend in drei jährlichen Raten von zweitausend zu zahlen‘. In seinem ‚Eifer für die Bilder‘ war er auch durch Görres in Straßburg [2] angefeuert worden und wollte Alles aufbieten, damit die Sammlung den ‚rheinfränkischen Landen erhalten bleibe und nicht etwa nach dem kalten Norden verschlagen werde‘, aber er fand bei seinem großmüthigen Anerbieten keine Nachahmer, und da der besagte Proceß des Instituts immer noch fortdauerte, so wanderten endlich im Jahre 1827 die Kunstschätze nach München. Als Thomas darüber Nachricht erhalten, schrieb er an Sulpiz: ‚Nun Glückauf aus vollem Herzen! Es wird in München ein neuer Stern für Wissenschaft und Kunst aufgehen, belebt von religiösem Sinn . . . Was ich für Frankfurt wollte, war ja dasselbe . . . Ich werde immer ohne Neid mit freudiger Theilnahme Euch folgen, denn ich habe ja doppelten Theil daran, als Freund und als Deutscher‘ [3]. Und Böhmer schrieb: ‚Die Boisserée'schen Bilder gehen nach Bayern. In Gottes Namen! Mögen sie dort das Gute wirken, was ich von ihnen für Frankfurt erhoffte. Habe ich doch das Bewußtsein, Alles was in meinen Kräften stand, gethan zu haben, um diese edelsten Kleinodien meiner Vaterstadt zuzuwenden und durch sie hier, wo mir die Gegenwart so wenig gefällt, ein gutes Samenkorn für die Zukunft auszustreuen, und ein solches Bewußtsein ist schon Lohns in Fülle. Aber es ist doch traurig, mir schwindet

---

[1] Sulpiz Boisserée 1, 440.
[2] Vergl. S. 127 f.
[3] Sulpiz Boisseré 1, 494.

eine Hoffnung nach der andern. Nun wird auch Hübsch durch die hiesigen Erbärmlichkeiten fortgetrieben, der liebe treue Herzensfreund.'

,Niemand', sagt er in einem Briefe vom 13. October 1827 an Hübsch [1], ,hat mir so über trübe Stunden liebevoll hinübergeholfen, als wie Du. Was wird aus mir Einsamen werden, wenn der Fieberdrang der Geschäfte, der noch jetzt mich erregt, vorübergegangen? Es war mir ein Bedürfniß, Dir zu sagen, daß ich oft an Dich denke. Bleibe auch Du mir gewogen' [2].

Der ,Fieberdrang der Geschäfte' wurde besonders durch ,den unseligen Proceß des unseligen Städel'schen Institutes' [3] hervorgerufen, der seine Thätigkeit oft Monate lang in Anspruch nahm und ihn in seinen wissenschaftlichen Arbeiten behinderte. Das Einzige, was ihn dabei tröstete, war, daß er ,einer Pflicht, selbst mit Nachtwachen, Genüge leiste', der er sich ,wohl entschlagen könne, aber nicht möge, bis die Zukunft des Instituts gesichert sei'. Auch Freiherr vom Stein fand die Zeit, die ihm der Proceß kostete, gut angewendet: ,Mögen nur', schrieb er an Böhmer am 9. Januar 1828, „Ihre Bemühungen das Städel'sche Institut aus dem Rachen der Habsucht und der Chikane zu retten, den besten Erfolg haben. Das Gegentheil wäre empörend.' Im September 1828 wurde der Proceß durch einen Vergleich beendet, der aber 300,000 Gulden kostete und dadurch manche Lieblingsgedanken, die Böhmer mit seinen Freunden für die Ausbildung der Anstalt gehegt hatte, zerstörte. Was Böhmer mit den noch vorhandenen Mitteln für die Kunst geleistet wissen wollte, fand bei der Mehrzahl der Administratoren keinen Anklang, und so wurde er auf das tiefste verstimmt. ,Ach', schreibt er am 3. November 1828, ,meine arme Zeit, die ich dem Institute seit Jahren opfere, wie werde ich sie mein Leben lang bereuen! [4] Guten Willen spreche ich meinen Collegen nicht ab, aber ich finde bei den meisten derselben weder Sinn, noch innere Leitung für die großen Aufgaben der Kunst', und in einem Briefe vom 10. November an Passavant, der sich damals in München aufhielt, klagt er über die Administratoren: ,Guter Wille ist noch keine Zucht. Und nur diese, nur die Demuth vor der Pflicht, nur das Gefühl der Kleinheit vor dem hohen Beruf kann zur Erreichung besserer Zwecke führen. Da ließe sich lange fortschreiben und am Ende läßt's sich doch besser wissen und, so Gott hilft, thun, als sagen.' ,Auch', fährt er fort, ,sollten wir nicht bloß trauern,

---

[1] Der Frankfurt verlassend eine Stelle als Residenz-Baumeister und Mitglied der Baudirektion zu Carlsruhe angenommen hatte. Vergl. dessen schon citirte Lebensskizze in den Histor.-polit. Blättern Bd. 53, 259 ff., wo auch Einiges über seinen Frankfurter Aufenthalt. Vergl. auch Cornill 2, 7.

[2] Vergl. auch die Briefe Bd. 2, 166, 169.

[3] Vergl. Bd. 2, 170.

[4] Vergl. den Brief vom 2. Juni 1846, Bd. 2, 441.

wenn wir sehen, daß Menschen, denen wir was Besseres zutrauten, nur so Geringes und Verkehrtes leisten: wir sollten uns auch freuen der Ehre los zu sein, die wir ihnen irrig gegeben, da sie doch nur Einem gebührt. Das Gegentheil ist die wahre Leichenvergötterung'[1].

Wir vermeiden gern ein näheres Eingehen in die noch ein Jahrfünft dauernden leidigen Verwickelungen (bei deren nähern Erörterung sich übrigens die Schuld nicht immer bloß auf Einer Seite finden würde) und führen nur noch aus Böhmers früher schon angezogener Selbstbiographie für die Wiener Academie eine Stelle an, wo er (in dritter Person von sich sprechend) über seine Wirksamkeit am Institute sagt: ‚Auf diese Wirksamkeit kann er nur mit Bedauern zurücksehen, da sie ihm viele Zeit (durchschnittlich einen Tag die Woche) und guten Muth kostete, ohne nennenswerthes Resultat . . . Auch nachdem der Proceß durch einen keineswegs billigen Vergleich beseitigt worden, gelangte die Anstalt nicht zu der Blüte, deren sie fähig war, wegen der schlechten Zusammensetzung der Administration, die sofort das Instituts-Gebäude für immer verpfuschte. Unter seinen damaligen Collegen besaß nur einer Böhmers Achtung. Dieser trat endlich aus, als er alle Hoffnung verloren hatte und die gegen sein Votum gemachten Mißgriffe nicht länger dem Publikum gegenüber durch seine scheinbare Theilnahme vertreten mochte. Hiermit endete denn auch Böhmers eifriger Antheil am Kunstfach.'

‚Dem Kunstfach', so hatte er schon im November 1827 während seiner quälenden Arbeiten für den Städel'schen Proceß an Amsler geschrieben, ‚will ich mich allmählig entziehen und als Richtschnur den Satz festhalten: *vero* impendere vitam, ich will dem Studium der Geschichte, d. h. des Wahren mich widmen, aber der Liebe zur Kunst entziehe ich mich niemals, denn das Wahre erachte ich auch in der Kunst als das Höchste. Vom ästhetischen Dusel, lieber Amsler, bin ich, wenn ich überhaupt je darin gesteckt haben sollte, längst befreit worden, und nimm es mir nicht übel, ich kann an dem modernen Kunstwesen keinen Gefallen mehr finden und prophezeie Dir, es wird theils in Weichlichkeit ausarten, theils zu einem Gegenstand bloß grübelnder Kritik herabsinken. Ich danke schön. Verstehst Du mich: Das Wahre ist das Höchste in der Kunst, wir wollen darüber mündlich mehr sprechen.' Und in gleichem Sinn sagt er in einem Briefe an Carl Mosler mit Beziehung auf die Schrift von Hübsch: ‚In welchem Style sollen

[1] Vergl. auch Bd. 2, 182 und über die Leichenvergötterung 2, 180. Ein Aufsatz Böhmers über das Städel'sche Institut in der Oberpostamtszeitung 1829, Nro. 344. Vergl. Cornill 2, 21 ff.

wir bauen?' am 20. Juli 1828: ‚Ich möchte fast behaupten, daß Wahrheit, Richtigkeit, Zweckmäßigkeit allein das Schöne sind und daß jedes Schönheitsgefühl nur ein dunkles Bewußtsein von jenen. Ziehe ich damit die Poesie zur Prosa herab? Mag sein.'

‚Und wenn ich dennoch', schreibt er einem andern Freund, dem er dieselben Ansichten über die Kunst geäußert, ‚so tief von den Poesien des Clemens Brentano ergriffen bin und Du darin einen Widerspruch findest, so kann ich nur antworten: Finde ihn in Gottes Namen, ich finde ihn nicht, denn in diesen Poesien meines Freundes ist eben nichts Erlogenes, viel Phantastisches, wohl zu viel, aber nichts Unwahres, Erlogenes. Ich kann nun einmal keinen andern Dichter mehr so lieb gewinnen, als ihn.' Diese Liebe war so groß, daß der Dichter selbst in einem Briefe an Frau Willemer sich äußerte: ‚Ich bekomme Angst davor. Es thut mir so leid, daß dem Böhmer literarische Sachen so sehr am Herzen liegen. Er quält mich, ich soll drucken lassen, aber ich mag's nicht . . . Ach, wenn er mich damit doch nur in Ruhe ließe!'

Aber Böhmer ließ ihn nicht in Ruhe [1]. Brentano hatte ihm, ‚weil er eine Freude des Ordnens und Bewahrens in seiner antiquarischen Natur habe und ein sinnvoller, gütiger, dienstfreundlicher Mann sei' [2], alle Ueberreste seines literarischen Treibens übergeben, und Böhmer ‚suchte damit allenthalben Propaganda zu machen'. Die Romanzen vom Rosenkranz schrieb er aus einem halb unleserlichen Concept Brentanos mit eigener Hand kalligraphisch ab und ein ganzer Winter ward ihm ‚durch diese Arbeit voll Blüte und Duft' [3]. Auch der Dichter, meinte er, ‚würde daran seine Freude haben'. Aber er täuschte sich. Als er sie, kostbar eingebunden, an Brentano schickte, erhielt er von diesem am 3. Juli 1826 die Antwort: ‚Wo soll ich damit hin? Ich habe kein Haus, keinen Hof, keine Welt, kein Futteral, welche Noth! Da gab ich dem guten Mann den halb zwischen Pomeranzen, Apfelsinen und dergleichen in Thränen gepöckelten, verschimmelten Wechselbalg der melancholisch flunkernden Phantasie und des zerrissenen Herzens hin, daß er das Ding als Präparat in Spiritus gesetzt in sein Museum stelle, und der gute Mann schickt mir das mühselige Potpourri aller meiner Zustände schön zusammencurirt in einem Cardinalsrock wieder in's Haus. Was soll ich um's Himmelswillen mit diesen geschminkten, duftenden Toilettensünden unchristlicher Jugend unter der Autorität der Dankbarkeit anfangen? Das ist eine wahrhaft liebliche und

---

[1] Vergl. Bd. 2, 157—159.

[2] Brentanos Worte in den Gesammelten Schriften 8, 48. Vergl. Märchen des Cl. Brentano 1, LII.

[3] Bd. 2, 169.

darum um so ängstlichere Todtenerscheinung! Ich habe keinen Zusammenhang mehr mit diesen Dingen, als das tragische Gefühl aller Vergeblichkeit[1]...' Brentano las die Romanzen nicht und wollte sie auch einer Freundin, die ihn darum bat, nicht zur Lectüre geben. Auf wiederholtes und dringendes Bitten schickte er sie ihr endlich mit den Worten: ‚Hier der curiose Rosenkranz vor fünfundzwanzig Jahren bei Gelegenheit des im Ei versteckten und entdeckten Harlekins[2] geflochten und nicht vollendet. Ich hatte damals ein rohes Talent. Die Abschrift ist von einem Juristen, Historiker und Archivar, der sich in mich verurkundet hatte, aus dem ersten Brouillon eigenhändig abgeschrieben, so schön gebunden und mir zum großen Schaden geschenkt worden. Ich habe sie nie seitdem gelesen und habe nur eine allgemeine Empfindung davon, daß ich etwas Unaussprechliches, was mich quälte, vergebens darin gern ausgesprochen hätte, aber es ist unmöglich geblieben und ich ließ die Arbeit fallen. Das Wesentliche ist in Gott, in Jesu, in seiner Kirche heilig, würdig und zu ergreifen erlaubt, im gefallenen Menschen sind nur die Nebensachen noch so, so, die Hauptsache aber ist so abscheulich.' ‚Wollte doch nur Böhmer, der treuherzigste Mensch unter der Sonne', sagt er in einem andern Briefe, ‚sich nicht mehr um meine arme Findlingspoesie bekümmern und die Zeit, die er darauf verwendet, lieber auf den Katechismus verwenden. In welchem Licht wird die ganze moderne Poesie erscheinen, wenn das neue Glaubenszeitalter, worauf ich hoffe, gekommen sein wird? Lerne man doch lieber das Leben verstehen und was das Leben von uns fordert.' ‚Wer nur einen Moment des Lebens', schreibt er an Böhmer, ‚nur das kleinste Fragment der Natur, ich will nicht sagen, versteht, nein, nur ruhig stehen läßt und vorübergehend anschaut, ohne daran zu zerren, zu modelliren, zu metamorphosiren: der findet eine so unendliche, tiefe, hohe und doch naive einfältige Würde und Bedeutung in jeder Realität ohne übrige Deutung, daß für das Empfangen nur Dank und für das Besitzen nur Opfer übrig bleibt, um es zu würdigen. Aller übriger Umgang mit den Dingen, der sie dreht und wendet und färbt und schmückt und überdestillirt, was die (moderne) Poesie besonders will, ist am Ende nur ein Götzendienst, der durch seine Spiritualität um so gefährlicher ist. Ich könnte hier eine ganze Abhandlung schreiben, aber sie würde uns Beide nicht weiter führen: Alles das will erlebt sein. — Sie haben sich mit den unglücklichen Romanzen eine un-

---

[1] Brentanos Gesammelte Schriften 9, 141.

[2] Vergl. Brentanos Märchen Gockel, Hinkel und Gackeleia, wo in der Zueignung an das ‚Großmütterchen' (Marianne-Biondetta) S. XII von dem Harlekin gesprochen wird und unter den ‚paar tausend ernsthaften Versen' die Romanzen vom Rosenkranz zu verstehen sind.

menschliche Freundesmühe gegeben, ich habe Nichts dafür zu geben, als was Sie schon haben: meine Liebe, mein geheimes Anerkennen alles Besseren in Ihnen, welches mit einer Trauer gebittert ist, daß Sie die große Gnade besitzen, das Wahre zu erkennen und doch zu leben vermögen, ohne in und durch die Wahrheit zu leben. — Wie es Sabbathe, Sabbathjahre und Jubiläen und eine Fülle der Zeit gibt, so in jedem Menschenleben und jedem Zeitabschnitt Momente, wo alles Wahre durch die trügerische Decke in seiner innern Verletzung hervortritt, nach seiner Gesundheit und seinem Klang richtiger oder verzerrter anklingend: eine solche scheint mir unsere Zeit zu sein. Darum reicht keine Täuschung, keine Zerstreuung für das Gewissen der Wissenden mehr hin. Was fruchtet uns alles Registermachen über die ewig fortstürmende Zeit, wenn wir die Fülle der Zeit nicht erfassen und in uns wirken lassen? — Wenn Sie Frankfurt bald verlassen, so schreiben Sie mir es doch, damit ich nicht hingehe. Ihr Kämmerchen ist das Einzige, was mich dorthin zieht.'

,Mit den Romanzen', so meldete Böhmer im September 1827 an Amsler, ,bin ich bei Brentano übel abgefahren, nun will ich es einmal wieder mit seinen Märchen versuchen, die ich sammle, ordne und abschreiben lasse: Erquickung im ernsten Tagewerk. Alle, die sie kennen lernen, sind entzückt davon.' Zu diesen gehörte auch Rückert, dem Böhmer das Märchen: ,Von dem Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen' handschriftlich mitgetheilt hatte und der ihm darüber schrieb: ,Das Märchen hat uns so wohlgefallen, daß, nachdem ich, sonst ein sehr unbereitwilliger Vorleser, es einigen höchst ernsthaften Badegästen (in Ems) beigebracht hatte, wir uns nun auch, auf Deine Nachsicht rechnend, die Freude machen wollten, es unsern Buben vorzutragen, für die es eigentlich gemacht schien, da ihrer auch fünf sind und ich gleichfalls ein armer, abgebrannter Schulmeister So haben wir's denn zuerst mit nach Schweinfurt und dann nach Coburg geschleppt, an welchen beiden Orten wir unsere bei den Großeltern deponirten Jungen wieder in Empfang nahmen, und überall mit dem mitgebrachten Märchen große Ehre einlegten. Es erspart uns andere Reisegeschenke, und Du hast mir dadurch einen recht reellen Nutzen verschafft, für den ich Dir dankbar bin. In Coburg aber bat es Freund Wangenheim sich aus (der Dich schönstens grüßt) und wollt' es noch nicht abliefern, als ich von dort abreisen mußte, versprach mir aber in Kurzem es nachzuschicken.' ,Du darfst versichert sein', versicherte er später, ,daß damit kein literarischer Mißbrauch getrieben wird; meine Buben wollen es weder heraus-, noch aus den Händen geben, bis es zerlesen und verlesen ist.'

Rückert hatte das Märchen und auch die Romanzen vom Rosenkranz erhalten als er im Jahre 1829 Böhmer in Frankfurt besuchte und die

persönliche Bekanntschaft Brentanos machte, der sich damals [1] hier aufhielt. Böhmer hatte längst gewünscht [2], daß seine ‚beiden Dichterfreunde sich näher treten und ihre Gedanken austauschen möchten. Und wirklich, sie verstanden sich gut und eine kleine gemeinschaftliche Rheinreise ließ angenehme Erinnerungen zurück‘. Als Rückert in Böhmers Gegenwart Brentano fragte: ‚Was halten Sie denn von meinen Dichtungen‘, antwortete dieser, nie zurückhaltend mit seinem Urtheil: ‚Sie sind ein Perlenstricker; manche Ihrer Sachen kommen mir vor wie eine mit Holz eingelegte Tischplatte, wo eben die einzelnen Stückchen auseinanderspringen wollen, aber es ist bewunderungswerth, wie weit Sie es in Ihrer Art gebracht haben.‘ Und zu Böhmer gewendet: ‚Aus dem, was Andere aus der Stube kehren, weiß dieser Rückert Etwas zu machen, daß man sich wundern muß, aber seine Gedichte gehen nie in's Volk. Wie bin ich doch so unverschämt im Sprechen!‘ — Eine andere Unverschämtheit, die sich Brentano erlaubte, erwähnt Rückert in einem Briefe an Böhmer, wo er schreibt: ‚Daß Du auch nach einer Sammlung meiner Dichtereien fragst, danke ich Dir. Zuweilen denke ich daran, öfters vergeß ich's über meine mannichfaltigen Orientalia, wovon ich so viel aufstapele, daß ich es schwerlich selber jemals werde vom Stapel lassen können; ich hoffe, daß einer oder der andere meiner Söhne mit den vom Vater angelegten Schätzen sich einmal einen Namen erwerben soll. Doch was ich selbst noch zu leisten hoffe, ist eine vollständige Uebersetzung der unter dem Namen Hamâsa bekannten großen Sammlung alt-arabischer Volkspoesieen, ein Schatz, dergleichen kaum sonst ein Volk aufzuweisen hat, nun im Original herausgegeben von Freitag in Bonn, der auch eine lateinische Uebersetzung dazu liefern wird, die gewiß ebenso gelehrt ausfällt als untauglich den poetischen Gehalt herauszustellen, was ich mir vorbehalten glaube. Ich bin auch wirklich mit der Arbeit schon fertig, und habe vorläufig einen Verleger dazu, wenn nur auch ein Publikum! Denn es wurmt mich manchmal, was der unverschämte Brentano (den Du schönstens von mir grüßen wirst) mich auf dem Dampfschiff (wenn Du's gehört hast?) fragte, ob denn dergleichen auch noch gelesen werde? Nun, liest er dergleichen nicht, so lese ich nicht seine gespenstigen Romanzen, und so können wir immer gute Freunde bleiben.‘

Böhmers Propaganda für die ‚gespenstigen Romanzen‘ vom Rosenkranz war nämlich, wie bei Brentano selbst, so auch bei Rückert vollständig mißlungen. ‚Mit dem Teufelsspuck der Romanzen‘, meldete dieser ihm schon früher in demselben Brief, wo er Brentanos Märchen so lobte, ‚habe ich

---

[1] Vergl. Brentanos Gesammelte Schriften 9, 246.
[2] Vergl. seinen Brief an Brentano vom 29. Februar 1828, Bd. 2, 171.

mich um so weniger befreunden können, da auch die harte, eintönige Form mich abstieß; doch will ich noch einmal zusehen. Ich glaube, daß Tieck diesen Stoff viel angemessener und ansprechender behandelt hat. Ich mag nichts von Geistern wissen, die sich mir als real aufdringen wollen; die Phantasie muß sie mir als ihre Geschöpfe zeigen, um mich ihrer erfreuen zu können. Dieser unheimlichen Art von Poesie aber wachsen ihre Geister über den Kopf, wie dem Zauberlehrling, der das Wort vergessen, wodurch die gewesenen Besen wieder werden, was sie gewesen. Haltet mir, wenn es ~~euch~~ möglich ist, den alten Hexenmeister ~~von~~ Frankfurt in Ehren!'

‚Solche Mahnung that im Uebrigen wenigstens bei Brentano nicht Noth', denn wenn dieser auch Göthe persönlich ‚zu vornehm und zu langweilig' [1] fand, so stellte er ihn doch als Dichter über alle Andern und blieb dankbar für das, was er ‚dem Studium Göthes [2] für Leben und Dichtung schuldete'. Als Böhmer ihm Rückerts Mahnung mittheilte, sagte er: ‚Schreiben Sie doch dem philologischen Dichter, nichts von allem, was er gemacht habe, sei so schön, wie Göthes Fischer. Göthe wird noch in Ehren gehalten und gelesen werden, wenn Rückert längst dorthin gekommen, wo Gryphius ist.' Dieß schrieb Böhmer ‚begreiflich nicht', sondern er drückte dem Freunde seine Freude darüber aus, daß ihm Brentanos Märchen vom Schulmeister Klopfstock so wohlgefallen. ‚So haben wir doch in diesem Stück gleichen Geschmack. Ich glaube, daß diese Märchen (und der Vorrath ist groß und die anderen sind nicht geringer) zu dem frischesten der ganzen neuen Literatur gehören. Aber der Verfasser will nun einmal nichts davon drucken lassen, was selbst mir leid thut, der ich doch das Manuscript habe, da es mir unbequem ist, mich durch dessen Zerfetztheit und Unleserlichkeit durchzuarbeiten.' Bezüglich der Romanzen sagt er: ‚Du wirst Dich wundern, daß diese Gespenster wahrer sind, als Du vielleicht dachtest. Komm' einmal wieder, so kannst Du Biondetten kennen lernen, auch ihren Mann, den Apo, wenn Du willst, der doch auch sein Gutes hat.' Er fügt hinzu: ‚Meine poetische Lektüre dieses Winters (1829) sollte mein liebster Dichter unter den alten deutschen, nämlich Gottfried

---

[1] Vergl. Bd. 3, 374. Brentano war persönlich von Göthe verletzt worden, indem dieser den Ponce de Leon, welchen er ihm vor dem Drucke geschickt hatte, fünfzehn oder achtzehn Monate lang behielt ohne ein Wort darüber zu schreiben, und dann ihn, als Brentano mahnte, ohne Urtheil zurückstellte.

[2] Vergl. Brentanos Gesammelte Schriften 8, 19. Noch im Jahre 1837 schrieb Brentano an Böhmer: ‚Lesen Sie doch, wenn es noch nicht geschehen ist, das Buch von Eckermann über Göthe; es hat mir viel Freude gemacht. Da lernt man Ihren Hausnachbar kennen und lernt überhaupt wie ein geist- und herzvoller Mann seiner Zeit gesund, und billig, und tüchtig, und deutlich ist, bis ans Ende, und nicht so naseweis urtheilt und nachschwätzt wie meiner Einer.' Gesammelte Schriften 9, 356.

von Straßburg sein; durch einen Zufall ward es Calderon, den ich im Original lese und der meiner früheren Vorneigung für Shakespeare den Rang immer streitiger macht, je mehr ich nach Göthes Anweisung, um ihn recht zu verstehen, in sein Dichterland gehe.‘

Indem Böhmer sich auf Göthe berief, wollte er dem Freunde andeuten, daß doch auch bei ihm noch der Hexenmeister von Frankfurt in Ehren stehe, und wenn er sich in frühern Jahren [1] gegen die Errichtung eines Göthe-Denkmals in seiner Vaterstadt ausgesprochen, so nahm er später daran lebhaften Antheil, wie sich aus einem Briefe von Bettina von Arnim ergibt, die ihm für seine Verbesserungen einer von ihr entworfenen Skizze zu einem solchen Denkmal mit warmen Worten dankt [2].

---

[1] Vergl. S. 79.

[2] Wir theilen den Brief, der ohne Ort und Datum, mit dem Poststempel Berlin, 15. Februar (1833?) wörtlich mit:

‚Guter Freund! Ich habe Ihnen den herzlichsten Dank zu sagen für den Verstand, den sie durch Ihre geistreiche, grazienvolle Anschauung in meine Scizze gebracht haben; ich habe wahrhaftig bei der Erfindung an das Treffliche, Tiefe, großartige, was Ihre Beschreibung erweiß, nicht gedacht, und jetzt erst bin ich von der Schönheit des Werkes überzeugt. Die Winke, die Sie mir über die Verzierungen geben, sind herrlich, sie würden es bei der Ausführung zum individuellen Stempeln und das Joch der Griechheit erleichtern. Eben Ihre recension überzeugt mich, daß ein wahres Kunstwerk ein algemeines sey, zu dem der eine wahrhaftige Geist aus allen sprechen müsse, nur darf man so was nicht laut werden lassen, sonst halten sich alle Esel für competent und machen einem den Kopf toll; eine dem Esel ähnliche Stimme hat sich von Frankfurt bis hierher vernehmen lassen, und hat bei Rauch dem Bildhauer angefragt, ob er nicht geneigt sey meine statt seiner Scizze auszuführen, eben so eselhaft hat Rauch geantwortet: es sei unter seiner Würde auf solch ein Anerbieten nur einzugehen, indem es allein vernünftig gewesen wäre zu sagen und zu denken: die Erfindung ist eine Gabe Gottes, sie kommt vom Himmel wie der milde Regen, sie trift das Erdreich und macht es fruchtbar und wir genießen der Frucht und haben so das Leben und fragen nicht und glauben nicht, daß wir das Leben dem Nachbar zu danken haben; und darum ist diese Erfindung mir so gut geschenkt wie jenem der sie zuerst hatte. Man spricht hier viel davon, daß wirklich die Frankfurther im Sinn haben es auszuführen; Thorwaldsen würde es am ungeschwächtesten aus seiner Unvollendung entwikeln, so glaubt man; ich glaube dennoch, daß sich manches einwenden ließ; obschon er nicht kleinlich ist wie Rauch — so ist sehr die Frage, ob sein Genius der Eigenthümlichkeit des Werkes nicht widerspricht, so ist es auch mit Schwierigkeiten verknüpft die dem ganzen einen Aufenthalt geben würden wie z. B. daß er das Werk gewiß nicht unmittelbar vornehmen würde; was doch sehr erfreulich wäre wenn einmal der Beschluß gemacht ist. Der Bildhauer Wichmann, der mir bei meiner Arbeit Hülfe geleistet, ist gar nicht ohne Verdienst, er war früher Freund von Rauch, jetzt sind sie Feinde, die Ursache davon sind ein paar Statuen die besser gelungen sind als dem Rauch lieb war. Wenn man diesem die Arbeit überträgt, so wünsche ich sehr, daß man mich berechtige die Bedingungen mit ihm festzusetzen, die die Ausführung anbelangen; ich würde Ihre Ansichten dabei benützen, welche bei den Nebenwerken so sehr verschönernd sind; zu denen aber ein jeziger Künstler mit einem Machtspruch angewiesen

Mit Bettina von Arnim war Böhmer durch ihren Bruder Clemens befreundet worden und ebenso mit ihrem Gemahl Achim von Arnim, dessen ächt adeliche Erscheinung und mildes ruhiges Wesen bezaubernd auf ihn wirkte. Im September 1828 machte er mit Arnim eine Rheinfahrt, über die dieser gegen Clemens Brentano sich aussprach: ‚Es bleibt mir ein unvergeßlich schöner Tag. Wie gehaltvoll waren Böhmers Gespräche, aus denen sein reiches Gemüth, sein wahrhaft goldenes Herz hervorleuchteten.‘ An Böhmer selbst schrieb er aus Wiepersdorf am 25. October 1828: ‚Liebster Böhmer. Oft denke ich unserer Fahrt nach dem Ritterschlosse. Es war ein Tag, der mich innerlich ganz beschäftigte, und während mir so viel entfallen, schwebt mir doch Alles noch vor Augen, selbst der Weinprobirer, die gebildete Kammerfrau im Rüdesheimer Schlosse und der dicke Schloßwächter des Prinzen ... Tausendfachen Dank für so viele freundschaftliche Güte.‘ [1]

Auch mit Melchior von Diepenbrock verbrachte Böhmer im Jahre 1828 mehrere glückliche Tage und auf dessen Veranlassung geschah es, daß er sich, wie wir oben hörten, im Winter 1829 so eingehend mit Calderon beschäftigte. Diepenbrock, der gerade damals die erste Ausgabe seines Geistlichen Blumenstraußes besorgte, hatte ihm nämlich den Vorschlag gemacht, einige Autos des spanischen Dichters gemeinsam mit ihm in deutscher Uebersetzung herauszugeben, und Böhmer ‚machte mit einigen derselben einen

---

seyn muß, wenn er sich ihnen fügen soll. Was auch daraus werde, so bin ich aufs erfreulichste belohnt durch die Vollendung, die Sie meinem Versuch gegeben haben, und ich werde mir stehts des Verdienstes, was Sie mir so würdigend zueignen, als des edelsten Schmuckes erfreuen. Ich habe die rödelheimer Landschaft nun unter dem Oelpinsel; wenn es gut wird, so werd ichs meinem Bruder George schicken zum Dank, daß er so viel Antheil an meiner unverständigen Aufnahme genommen. Sagen Sie ihm daß, wenn Sie Ihn sehen, wie auch daß ich mir den Balcon zum feld Mythologischer Erfindungen erwählt, eine Bronze Gallerie davon gemacht, wo Venus und Amor eine Hauptrolle drauf spielen. Die Alten Götter sind meine alten Schwächen und die neuen Freunde mögen diese mit Nachsicht ertragen. Bettine von Arnim.‘

[1] Charakteristisch für Arnim sind folgende Worte des Briefes: ‚Mein alter Gerichtshalter (den Clemens noch recht wohl kennt und mit vermeinten Beschuldigungen, als ob er sich durch einen Pelz habe bestechen lassen, schrecklich in Zorn setzte, obgleich sich alles auf eine Novelle bezog, die nachher in Wien untergegangen) ist leider in meiner Abwesenheit gestorben, was mir manche Mühe macht, indem es mich zugleich betrübt. Einen braveren Mann finde ich nicht; er schlichtete Alles mit Einsicht und Willensstärke, so daß zuweilen in Jahren unter den 1200 Menschen, die das Ländchen bewohnen, kein eigentlicher Proceß schwebte; er war ein Ideal von allem dem, was Friedrich dem Großen bei der neuen Gesetzgebung vorschwebte, und worüber unsere gelehrten Juristen ungläubig die Achseln zucken. — Meine Fahrt war auf den Tarisschen Posten nicht sonderlich bequem, meine Beine beengt, nirgend ein Aufenthalt zur Speisung, dabei langsames Fahren: — als ich Preußen berührte, da ging die Sonne auf.‘

lohnenden Versuch, und betrieb zugleich eifrige Studien der spanischen und altitalienischen Literatur.' Besonders fesselte ihn der Franziskanerdichter Jacopone und er schickte sein eigenes Exemplar desselben an Diepenbrock, damit dieser ,das deutsche Publikum mit der christlich-tiefen und wunderlieblichen Poesie des großen Italieners beschenke.' ,Wie sehr danke ich Ihnen', schrieb ihm Diepenbrock, ,für diesen Beweis Ihrer großen Güte, die den köstlichen Bissen dem eigenen Munde entwendet, um ihn einem Andern auf so lange Zeit zu überlassen. Wenn ich nur auch im Stande wäre, einen solchen Gebrauch davon zu machen, der dieses große Opfer belohne. Zum Beweis jedoch meiner großen Freude sage ich Ihnen, daß ich mich gleich gestern Abend noch über das erste beste Lied gemacht und es zu übersetzen versucht habe. Was ich herausgebracht, steht auf beiliegendem Blatt. Es ist aber nur ein flüchtiger Versuch. Ich habe ein paar sinnvolle Sonette dazu geschrieben, die ich in diesen Tagen im Lope de Vega gefunden. Ich hatte nie geglaubt, daß dieser fruchtbare Verfasser von so vielen hundert Intriguenstücken auch so zarte geistliche Lieder gedichtet habe, wie ich sie in seinen Pastores de Belen gefunden. Sie werden in meinem ,Geistlichen Blumenstrauß aus spanischen Dichtergärten', der jetzt gedruckt wird, mehrere dergleichen finden. Sobald das Büchlein fertig ist, werde ich mir eine Freude daraus machen, Ihnen ein Exemplar zu übersenden. Ich empfehle es aber schon vorhinein Ihrer gütigen Nachsicht. Es sind lauter Produkte der finstersten, hypochondrischen Stunden, deren mein Leben bisher leider so viele zählt. Auch kennen Sie ja so gut als ich die Schwierigkeiten der Uebertragung aus den sang- und klangvollen südlichen Sprachen in unsere zwar sehr biegsame, aber doch rauhere Muttersprache'. Und später: ,Ich sende Ihnen mit herzlichstem Dank den Jacopone zurück, ... ich habe das Buch mit großer Freude gelesen, habe auch viele Lieder zu übersetzen versucht, aber auch nicht ein einziges zu einiger Zufriedenheit vollendet. Ich fand sie durchgehends durch die alterthümliche Sprache und den ungeheuern Reimreichthum in derselben so ganz eigenthümlich, daß es mir nicht gelingen wollte, den Eindruck, den ich beim Lesen empfand, durch eine deutsche Nachbildung auch nur in entfernter Weise wieder hervorzubringen. — Recht sehr wünsche ich, daß Sie selbst sich mit Uebertragung dieser schönen Lieder beschäftigen möchten; wir könnten dann vielleicht künftig einmal zusammen eine Sammlung herausgeben. Sie werden durch Herrn Schlosser ein Exemplar meines Büchleins erhalten haben. Wenn Sie Zeit und es der Mühe werth finden, so schreiben Sie mir mal gelegentlich Ihr aufrichtiges Urtheil darüber. Daß ich mir besonders bei den kleineren Liedern manche Freyheiten, Erweiterungen &c. erlaubt habe, werden Sie durch Vergleichung mit dem Spanischen leicht sehen. Ich that es meistens mit Absicht, um den Inhalt

klarer, voller zu machen. Die größeren sind meist treuer gehalten, weil sie an sich schon charakteristischer sind. Die Assonanz in dem Auto (das Leben ein Traum, von Calderon) ist freilich nicht immer rein; diese Reinheit ist aber im Deutschen sehr schwierig und doch von geringem Effekt, und wohl nur durch geschraubte steife Wendungen zu erreichen. Sollte man sie nicht lieber ganz aufgeben? Doch über dieß Alles möchte ich lieber Sie selbst hören.'

Böhmers Antwort liegt nicht vor, wohl aber die Uebersetzung eines Liedes von Jacopone: ‚Lob der Armuth', welche er dem Freunde überschickte, der sie später in der zweiten Auflage seines Blumenstraußes [1] benutzte. Die Böhmer'sche Uebersetzung lautet:

Armuth geht auf sichern Wegen,
Nicht um Streit und Groll verlegen,
Fürchtet nicht der Diebe wegen,
Noch daß Sturm verdirbt ihr Kleid.

Armuth ruhig bis zum Ende,
Sorget nicht um Testamente,
Läßt die Welt, wie sie sich wende,
Thut nicht einem was zu leid.

Braucht nicht Richter, noch Notare,
Schleppt zur Hauptstadt nicht das Baare,
Lächelt bei der Geiz'gen Waare,
Die ihm so viel Sorg' bereit't.

Armuth Herrin voll Erbarmen,
Retterin du im Verarmen,
Tugend ruht in deinen Armen,
Wohnet da in Sicherheit.

Edle Armuth, hehres Wissen,
Keinem Dinge dienen müssen,
Mit Verachtung alles missen,
Was geschaffen in der Zeit.

Wer verachtet sein Besitzen,
Kann erst das Besitzthum nützen,
Fühlt sein Fuß des Dornes Spitzen,
Wandelt er nicht weiter heut [2].

[1] Geistlicher Blumenstrauß (Sulzbach 1852) S. 282—284. Vergl. Italiens Franziskanerdichter von Ozanam, übersetzt von N. A. Julius S. 257—260.

[2] Oder:
Wer Besitzthums kann entrathen,
Dem kann sein Besitz nicht schaden,
Sticht ein Dorn ihn auf den Pfaden,
Wandelt er nicht weiter heut.

Wer noch wünscht ist Knecht der Habe,
Ist verkauft um liebe Gabe;
Wer da denkt, daß er sie habe,
Der hat doch nur Eitelkeit.

Gott kommt nicht zum Herz gegangen,
Das im Ird'schen eng befangen;
Armuth ist so groß Umfangen,
Daß sie Raum der Gottheit beut.

Armuth ist das: Nichts zu haben,
Keinem Schatz mehr nachzugraben;
Zu besitzen alle Gaben
In der Freiheit Herrlichkeit.

V.

Das Jahrzehnt der ersten grundlegenden Arbeiten für deutsche Geschichte bis zum Abschluß der Regesten Ludwigs des Bayern.

(1829—1839.)

Wir hörten früher, daß Böhmer bei seinen Studien der deutschen Geschichte des Mittelalters sich vorzugsweise den Urkunden zuwandte und seit mehreren Jahren an einem Frankfurter Urkundenbuch arbeitete, welches die Grundlage einer Geschichte seiner Vaterstadt bilden sollte. In den Urkunden erkannte er die ächtesten, wichtigsten und reichhaltigsten Geschichtsquellen, weil sie fast ausschließlich von Solchen abgefaßt worden, welche die Wahrheit wußten und sagen wollten, weil sie als stets gleichzeitige Nachrichten die Sachen zeigen, wie man zur Zeit ihrer Abfassung sie sah und kannte, nicht wie man sie später sich vorstellte, weil sie durch ihre genauen Zeit- und Ortsangaben für die Aufeinanderfolge der Begebenheiten und die räumliche Bewegung der handelnden Personen einen unfehlbaren Leitfaden gewähren, alle Verhältnisse des öffentlichen und bürgerlichen Lebens getreu abspiegeln und uns auch an jenen Orten und zu jenen Zeiten nicht verlassen, wo kein Geschichtschreiber geschrieben, keine Sage aus der Vorzeit sich erhalten hat [1]. ‚Das Studium der Urkunden', schrieb er am 3. Mai 1828 seinem Freunde Thomas, ‚erscheint mir mit jedem Tage wichtiger, je mehr ich mich überzeuge, wie vielseitig ihr Werth nicht bloß für den eigentlichen Historiker, sondern für Jeden ist, der sich, sei seine Aufgabe welche sie wolle, in irgend einer Weise mit der Vorzeit beschäftigt', und in gleicher Ueberzeugung sagte Jacob Grimm: ‚Wie von einigen

[1] Vergl. Bd. 3, 418 und Böhmers Vorrede zu den Kaiserregesten von 911—1313 S. III.

nutzbaren Thieren Alles und Jedes, bis auf das kleinste Stück gebraucht werden kann, so findet sich auch an den Urkunden fast nichts, das nicht nach und nach der Historiker, der Geograph, der Diplomatiker, der Germanist, der Grammatiker in seinen Vortheil zu verwenden Gelegenheit hätte.' [1]

Böhmer hatte ‚auch noch speciell vaterländische Gründe', die ihn ‚mehr zum Studium der Urkunden, als zu dem der Chronisten bewogen und ersteres als Beruf erkennen ließen'. ‚Mein Beruf', sagt er, ‚geht mehr auf Urkunden. Gründe, die mich dabei bestimmt haben, sind folgende. Die Chronisten beschäftigen sich am Ende doch mehr mit dem äußeren Leben der Völker. Das innere erkennt sich besser in Verfassung und Kunst. Insbesondere aber sind alle Beziehungen auf öffentliches und Privatrecht bei uns von höchster Wichtigkeit, weil das Kleinod des germanischen Volkes, die Freiheit, wie sie Tacitus geschildert, später in den Rechtszustand sich umbildete, so daß, was früher Freiheit war, nun Recht wird, und was jetzt Recht ist, früher Freiheit war. Dieser ursprüngliche Freiheits- und spätere Rechtssinn lebte bis zuletzt fort. Ihn erkenne ich noch in den weitläufigen Processen bei den Reichsgerichten, in den Gesuchen, womit die durchaus incompetente Bundesversammlung am Anfange ihrer Existenz überschwemmt wurde'. [2] ‚Freiheit und Recht, wie das Studium der Urkunden beide uns kennen lehrt, sei unser Palladium, ihnen sei gewidmet, was an Kraft und Muth uns zu Gebote steht.'

Darum wollte er seine ‚wissenschaftliche Thätigkeit für das Nationalunternehmen der Monumente vorzugsweise der dritten Abtheilung derselben zuwenden, der Mithülfe bei der Herausgabe eines vollständigen Diplomatariums der zur allgemeinen deutschen Geschichte gehörigen Urkunden'.

Zum Zweck einer möglichst vollständigen Wiederherstellung des Registrum Imperii (d. h. der in der deutschen Reichscanzlei ehedem vorhanden gewesenen Bücher, welche sämmtliche Urkunden und Ausschreiben der Regenten nach der Zeitfolge der Ausfertigung enthielten) sollten in dieser dritten Abtheilung nicht bloß alle betreffenden, in den gedruckten Geschichtswerken zerstreuten Urkunden in chronologischer Ordnung vereinigt, sondern auch alle noch ungedruckten, so viele derselben sich auffinden ließen, hinzugefügt werden. Darum begann Böhmer seit dem Ende 1827 in verschiedenen Archiven die ungedruckten Kaiserurkunden abzuschreiben und ‚zwar für die Periode von Conrad I. bis Heinrich VII. (911—1313), über welchen Zeitraum hinauszugehen nicht gut schien, um nicht die Aufgabe auf eine die Ausführung gefährdende Weise auszudehnen'.

---

[1] Göttinger Gel. Anzeigen Jahrgang 1832, S. 706.
[2] Bd. 2, 194.

Wie ihm aber schon für sein Frankfurter Urkundenbuch ‚die Anfertigung von Regesten d. h. von genau chronologischen Verzeichnissen und kurzen Inhaltsangaben der gedruckten und ungedruckten Urkunden als nächstes Erforderniß erschienen‘, so erkannte er bald, daß eine solche Arbeit für die Herausgabe der Kaiserurkunden ganz unerläßlich, daß sie ‚eine unentbehrliche Grundlage für die dritte Abtheilung der Monumente sei‘. Er begann diese Arbeit am 22. Februar 1829 und ‚dieser Tag‘, schrieb er am 22. Februar 1849, ‚war für mich und meine Thätigkeit der folgenreichste meines Lebens und knüpfte sich an den 11. März 1823 an, wo mich Fichard bei Freiherrn vom Stein einführte‘.

‚Seit der edle Stifter der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte‘, sagt er an einer andern Stelle, ‚mich im März 1823 zur Mitwirkung berief, gab ich mich, wie meiner Unkenntniß geziemte und mein guter Wille mich antrieb, dem Anstoße hin, der mich berührte, und suchte ich als untergeordneter Mitarbeiter nach Kräften zu fördern, was so rühmlich entstand. Als aber das Hauptwerk in seinem Fortschritt gesichert schien, und ich in dieser Schule mitgelernt hatte, da folgte ich meiner eigenen Eingebung, oder vielmehr dem Beruf meines Standpunktes und machte mir seit dem 22. Februar 1829, als dem Tage, an dem ich die Kaiserregesten begann, eigene Bahn.‘ [1]

Auf dieser Bahn der Kaiserregesten waren ihm im vorigen Jahrhundert vorzugsweise zwei Männer vorausgegangen, Bünau und Georgisch, deren er, wie wenig auch Plan und Methode ihrer Arbeiten genügen konnte, mit Achtung und Dankbarkeit gedenkt. Das von Bünau im Jahre 1722 herausgegebene Urkundenrepertorium für die deutsche Reichsgeschichte war mit emsigem Fleiße unternommen, aber der Verfasser hatte die Uebersichtlichkeit und mit ihr einen großen Theil der Früchte, welche sein Werk bringen konnte, dadurch verloren, daß er die Diplome der verschiedenen Regenten unter sich und mit andern Urkunden vermischte und die tabellarische Aufstellung nach der Folge der Tage und Ausstellungsörter unterließ. An denselben Mängeln litten die später erschienenen Regesta chronologico-diplomatica von Georgisch, der die Uebersicht noch mehr erschwerte, indem er ohne gehörige Feststellung der Grenzen seines Unternehmens, zwischen der allgemeinen und particularen Geschichte Deutschlands keinen Unterschied machte, und eine große Menge von Urkunden einmengte, welche Deutschland gar nicht betrafen. Aber auch abgesehen von diesen Mängeln war das Werk ‚durch die seit neunzig Jahren neuerdings im Druck erschienene ungeheure Menge von Urkunden so unzureichend geworden, daß schon Gercken die Behauptung mit Recht wiederholen

[1] Böhmers Fontes rerum Germanicarum 3, VIII.

konnte, welche Hahn vor Georgisch aufstellte: die Beantwortung der Frage, ob eine Urkunde gedruckt ist, oder nicht, gehört mehr in das Bereich göttlicher Allwissenheit, als menschlicher Kenntniß‘ [1].

‚So galt es also die Arbeit eines Urkundenrepertoriums für die Reichsgeschichte, die Aufstellung eines Inventars des vorhandenen Stoffes, nach richtigem Plan ganz von Neuem zu beginnen‘, und dieser Plan, wie er in Gesprächen mit Thomas reifte [2], war folgender. Zunächst wurde streng ausgeschieden, was der particularen Geschichte Deutschlands angehörte, und für die allgemeine Geschichte die Periode gewählt, ‚während welcher eine deutsche Centralregierung mit Wirksamkeit bestand und allmälig zerfiel‘. Die in jeder Urkunde enthaltene Thatsache stellte er durch einen kurzen Auszug fest, wies die Bücher nach, worin die Urkunden abgedruckt, oder die Archive, worin die noch ungedruckten vorhanden, und gab durch die chronologisch-geordnete Zusammenstellung der Urkunden eine Uebersicht der Herrscherthätigkeit der einzelnen Regenten und des Geschäftsganges ihrer Canzleien.

Schon im März 1829 konnte Böhmer dem Freiherrn vom Stein melden, daß er für seine Arbeit achtundvierzig Werke extrahirt, und am 1. Mai 1830, daß der Druck derselben, die nunmehr 5180 Urkunden umfassen, begonnen habe [3].

Nachdem ihm Pertz am 29. December 1829 seine Freude ausgesprochen: ‚Ihr Urkundenverzeichniß ist ein Geschenk von der größten Wichtigkeit für die Gesellschaft; die Einrichtung vortrefflich‘, schrieb Böhmer an Hübsch: ‚Da der competenteste Richter, nämlich Pertz in Hannover, dem von mir Geleisteten seinen Beifall schenkt und mir ganz die Wahl läßt, wie viel Antheil ich an der Herausgabe der Urkunden der deutschen Kaiser nehmen will, so werde ich wahrscheinlich den größeren Theil der 6 bis 7 Folianten besorgen, welche dieser Abtheilung der Monumente bestimmt sind. Dieß wird mich wahrscheinlich in den nächsten Lebensjahren am meisten beschäftigen. Je bewegter die Zeit wird, je wohlthätiger fühle ich den Besitz einer würdigen Lebensbestimmung und ich werde mich nicht irre machen lassen.‘ Und in einem Briefe an Mosler, dem er über seine Kaiserregesten mit dem begründeten Vertrauen: ‚So viele Kaiserurkunden hat vor mir noch kein deutscher Geschichtsforscher aufgesucht und durchlesen‘ am 1. Januar 1830 berichtete, heißt es: ‚Was denkst Du bei meinen alterthümlichen und fast mechanisch scheinenden Studien? Ich weiß es wohl, und hätte eigentlich zu was anderem Lust, als meine jüngeren Jahre

---

[1] Vergl. Böhmers Vorrede zu den Kaiserregesten von 911—1313, S. VI.
[2] Vergl. Böhmers Vorrede zu den Regesten Ludwigs des Baiern S. XVI.
[3] Bd. 2, 184, 187.

mit der Vorzeit verwelkten Blättern zu kränzen. Indessen ist es nun nicht anders. Praktische Wirksamkeit im Staat, wie ich mir sie übrigens auch jetzt fast gar nicht mehr wünsche, scheint mir versagt. Kein einzelnes Weib hat mich gebunden und die Vielheit derselben nicht zerstreut. Somit füllt weder Staat noch Familie die Zeit aus, und da ich sie wenigstens unschuldig hinbringen möchte, und einen großen Widerwillen gegen die jüdische und freimaurerische Wirksamkeit der Bildung, wie sie mich sonst umgibt, habe, so suchte ich mir die vaterländische Geschichte aus. Wenn man dabei von dem Trockenen spricht, so denke ich immer an die französischen Benedictiner. Diese frommen und gelehrten Männer haben auch nicht prunkende Geschichtsbücher hinterlassen, wohl aber Quellensammlungen, Lexika und dergleichen, denen wir die Kenntniß der mittleren Zeit verdanken. Wahrlich, das waren keine bloßen Mechaniker, die so viel leisteten. Sie erkannten den Geist Gottes, der durch die Geschichte weht, selbst wenn sie Wörterbücher schrieben, und was sie von dem Zusammenhange der Dinge verstanden, das konnte fruchtbringend in ihrem Bewußtsein bleiben; der Welt brauchten sie es nicht zu predigen, der schon genug gepredigt wird und die doch nicht glaubt. — Nicht als Geselle der Zunft bin ich zur Geschichte gekommen und so scheint es mir noch gewaltig an den ersten Grundlagen zu fehlen. Nun führe ich meine geraden festen Straßen durch die Jahrhunderte und genieße dabei die Aussicht rechts und links, ohne gerade viel davon zu schreiben. Vor diesem Schreiben, meine ich, sollte man sich fast fürchten, und es scheint mir mehr Bescheidenheit als Egoismus zu sein, wenn man mehr den Plan hat, sich selbst anzueignen, als für andere Gedanken zu sammeln, deren Aeußerung in der That zum Aeußerlichen führt.‘

‚Wie lange wanderte ich doch‘, sagt er am 3. Februar 1830, ‚ruhelos umher im Suchen nach einem festen Lebensberufe, nach einer rechten Methode der Arbeit, und wie glücklich fühle ich mich nunmehr ein würdiges Ziel gefunden zu haben. Mein Gesichtskreis wird enger werden, aber mein Blick um so fester. Ich will mich selber binden, denn Summa, wie Göthe sagt:

> ‚So ist's mit aller Bildung auch beschaffen,
> Vergebens werden ungebundene Geister
> Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
> Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
> In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
> Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.‘

‚Nur in der Wahrheitserkenntniß der vaterländischen Geschichte, die mich über alles Unglück der Gegenwart tröstet, werde ich meine Ruhe finden. So hoff' ich:

Gleichwie der arme Schall von Wand zu Wänden
Im Echo umirrt und sich nur stößt Wunden,
Bis er die bang ersehnte Ruh' gefunden,
Wenn's ihm gelang als Echo leis' zu enden:

So irrt' auch ich unstät an allen Enden
Auf öder Straße hin in bittern Stunden,
Von keiner Pforte nie vernahm ich Kunden,
Die mild sich öffnete mir Rast zu spenden.

Da sah ich endlich einen Eingang offen,
Und in dem milden Licht, das drinnen webte,
Konnt' ich die Worte am Portale lesen:

Für das was ist, sei Tröstung was gewesen,
Nicht todt ist das was einstens liebend lebte,
Der Weg zur Wahrheit täuscht kein gläubig Hoffen.'

‚Die Wahrheit ist erhabener als alle Dichtung, die wahre Geschichte stelle ich hoch über jeden Roman, aber wahr ist die Geschichte nur, wenn sie kein bloßes Bruchstück des Vergangenen, wenn sie kein Gespenst ist, wenn sie Fleisch und Bein hat, und damit sie solches bekomme, bedarf es zunächst einer umfassenden Sammlung, dann einer kritischen Sichtung des vorhandenen Materials über das Geschehene; es bedarf grundlegender Arbeiten, zwar mühsam für den, der sie macht, aber alle Mühen versüßend und allen Staub der Bücher und Pergamente verklärend durch den Lohn unbefangener Forschung, durch das Bewußtsein, daß man durch solche Arbeiten den Weg zur Wahrheit weise. Meine Kaiserregesten sollen einen treugemeinten Versuch eines grundlegenden Werkes darbieten. Sanctus amor patriae dat animum, wie der Wahlspruch meines edlen Gönners Freiherrn vom Stein lautet.'

Stein war während Böhmers Arbeit zweimal in Frankfurt und ‚wohlgefällig ruhte sein Auge auf den ersten Bogen der Kaiserregesten'. Während seiner Anwesenheit im Juni 1829 wurde nach einem von Böhmer vorgelegten Gutachten beschlossen, daß die Centraldirection der historischen Gesellschaft verstärkt und die Bundesregierungen um größere Geldbeiträge angegangen werden sollten, damit für die fortschreitende Ausgabe der Monumente ‚mehr Kräfte gewonnen und die Arbeiten in Bibliotheken und Archiven fortgesetzt werden könnten' [1]. Böhmer arbeitete eine erschöpfende Denkschrift über den Zustand des Unternehmens aus, welche Stein in die Allgemeine Zeitung eingerückt wünschte und von der er sich eine Abschrift erbat, um sie dem Könige von Preußen in Coblenz zu überreichen ‚in der Hoffnung, auch diesesmal wie 1825 eine Geldunterstützung zu erhalten' [2].

[1] Steins Leben 6, 741.
[2] Steins Leben 6, 771, 912, 954.

Nach seiner zweiten Anwesenheit in Frankfurt am 17. und 18. September 1830 lobt Stein in seinem Bericht über die im Interesse der Gesellschaft stattgefundene Conferenz den ‚guten, fleißigen, treuen Dr. Böhmer‘ [1], der seinerseits am 3. October an Rath Schlosser schrieb: ‚Wie hat mich unser hochherziger Freiherr wieder erbaut! Vor seiner Abreise hatte ich noch ein längeres Gespräch mit ihm über den dermaligen politischen Jammer, über den er sich mit innerster Betrübniß äußerte und voraussagte, Treue und Recht würden in Deutschland noch tiefer sinken. Welche Aussichten! — Mit Wärme sprach Stein über unsern würdigen verstorbenen Fichard († am 16. October 1829), dessen Verlust ich immer schmerzlicher empfinde und dem ich so gern einen würdigen Denkstein setzten möchte. Doch der beste Denkstein für ihn wird, hoffe ich, mein Frankfurter Urkundenbuch sein, zu dem er Anstoß und Leitung gegeben und woran ich neben meinen Regesten fortwährend arbeite.‘

Am 16. November 1830 wurde Böhmer zum ersten Stadtbibliothekar ernannt, und seitdem mehrten sich seine Obliegenheiten auf der Bibliothek, der er ‚innere Ordnung geben und in Zukunft, voll Vertrauen auf die Unterstützung seines Chefs, des ehrwürdigen Schöffen Metzler, einen historisch-wissenschaftlichen Charakter sichern wollte‘. In Metzler verehrte er ‚stets den thätigsten, würdigsten und liebreichsten Vorsteher, den eine Anstalt nur finden kann‘, und er selbst verdiente einen solchen Vorsteher. Als Metzler nach vielen Jahren aus seiner amtlichen Stellung zur Stadtbibliothek schied, schrieb er an Böhmer: „Ich kann nicht umhin, Ew. Wohlgeboren nochmals schriftlich die Versicherung zu geben, daß ich unter allen Beschäftigungen, die mir in den Zeiten meiner Amtsführung zukamen, keine mit mehr Freudigkeit bestanden habe, als die, bei welcher ich von Ew. Wohlgeboren durch Ihre ausgebreiteten Kenntnisse, beispiellosen Fleiß und freundschaftliches Benehmen so ausgezeichnet unterstützt worden bin. Ich bezeuge Ihnen nochmals meinen recht innig gefühlten Dank und erbitte mir, auch nach meinem durch mein hohes Alter bedingten Austritt mich in freundschaftlicher Erinnerung zu behalten.‘ Böhmer, ‚hocherfreut und gerührt über dieses Ehrenzeugniß‘ seines bisherigen Chefs, erwiederte ihm: ‚Als letztes Denkmal Ihrer Fürsorge erhält nun die Stadtbibliothek in ihrem Innern eine ebenso durchgreifende Umgestaltung, wie sie das Stadtarchiv bereits früher erhalten hat. Wir dürfen wohl hoffen, daß Sie diese von Ihnen veranlaßten Arbeiten und die sonstige Entwicklung der Anstalt auch ferner mit Ihrer ermunternden Theilnahme begleiten. Auch für meine Privatarbeiten, für mein Frankfurter Urkundenbuch und Anderes wage ich mir solche zu

[1] Steins Leben 6, 988.

erbitten, da diese Unternehmungen, denen ich alle meine Mußestunden widme, an den Geschäftskreis sich anknüpfen, in welchen Ew. Hochwohlgeboren mich einführten, und zunächst ein wissenschaftliches Denkmal für die Reichsstadt beabsichtigen, welcher Ew. Hochwohlgeboren in den schwierigsten Zeiten so rastlose Thätigkeit widmeten. Möchte es mir gelingen, hierin auch ferner Ihre Zufriedenheit zu verdienen, welche mir schon deßhalb über jede andere werth und belohnend ist, weil sie von demjenigen Manne kommt, den mein seliger Vater am meisten verehrte.'

Nachdem Böhmer den Druck seiner Kaiserregesten vollendet, reiste er im März 1831 nach Göttingen, wo er die Freude hatte sein Werk, das er bei sich führte, von den beiden Grimm und Dahlmann gebilligt zu sehen, und von da nach Hannover zu Pertz, mit dem er die Vorrede des Werkes besprach. ‚Als ich in Göttingen', schrieb er am 30. Mai an Hübsch, ‚so unter den Professoren stand, war's mir ordentlich, als wenn ich auch was verstünde. Das kam mir ganz wunderlich vor. In Hannover lebte ich acht glückliche Tage im beständigen Verkehr mit Pertz.' Während dieser acht Tage wurde von den beiden Freunden über ‚die weitere Förderung der Monumenta nach allen Seiten' verhandelt und ‚der Plan für die nächste Thätigkeit entworfen.' Pertz machte sich anheischig die schon weit gediehene neue Bearbeitung der Capitularien zu vollenden, auch die Ausgabe der merowingischen und karolingischen Kaiserurkunden vorzubereiten und zu diesem Zweck eine längst beabsichtigte Reise nach Berlin und München auszuführen. Böhmer stellte die Anfertigung der Regesten der Karolinger in Aussicht, übernahm die Herausgabe der Kaiserurkunden seit 911 und versprach behufs derselben in den deutschen Archiven und Bibliotheken und auch in den ehemaligen deutschen und burgundischen Archiven Frankreichs Nachforschungen anzustellen. Die Urkunden ‚der sächsischen und fränkischen Kaiser', sagt Pertz, ‚sollten den zweiten und dritten Band dieser Reihe (der Kaiserurkunden) füllen, auf deren Vollendung zum Druck binnen zwei bis drei Jahren gerechnet ward. Die Ausgabe der deutschen Rechtsbücher ward ebenfalls auf zwei Bände angeschlagen und der Vertrag darüber mit Nitzsche zu Ende gebracht' [1].

Freiherr vom Stein, dem Böhmer über die Resultate seiner Reise berichtete [2], gab am 2. Juni 1831 zur Antwort: ‚Die Sammlungen der Kaiserurkunden sind für unsere Geschichtsquellen höchst wichtig, und die von Ew. Wohlgeboren und Herrn Dr. Pertz getroffenen Verabredungen vortrefflich' [3], und Böhmer ‚hoffte nun die vollendeten Kaiserregesten ihm

[1] Vergl. Anhang 1 dieses Bandes und Steins Leben 6, 1163—1164.
[2] Böhmers Briefe Bd. 2, 191, 193.
[3] Steins Leben 6, 1195.

in Kurzem als Zoll eines tiefgefühlten Dankes persönlich überreichen zu können'. Aber plötzlich wurde er von der Trauerkunde erschüttert, daß Stein, sein ‚väterlicher Freund, vielleicht der letzte große Deutsche der alten Zeit', am 29. Juni gestorben. ‚Steins Tod', sagt er, ‚ist für mich der schwerste Verlust nach dem 27. November 1817, wo mir der Vater starb', und in einem Briefe an Hübsch: ‚Steins Verlust erschütterte mich sehr. Es ist mir, als ob mir ein Stern am Himmel fehle. Ich wandelte so gern unter seinen Augen. Kein anderer Beifall kann mir den Lohn gewähren, welchen ich darin fand, wenn er mit meinen Bemühungen für Geschichte des Vaterlandes zufrieden war. Doch er ist glücklich einer Zeit entrückt, der nichts mehr heilig ist, und seinem Greisenalter ist der tägliche Kummer erspart, den am Ende sein muthiges Herz doch vielleicht nicht überwunden hätte' [1]. So dachte auch Rath Schlosser, indem er an Böhmer schrieb: ‚Stein ist aus dem Jammer des immer tiefer sinkenden Deutschlands, wo Recht und Freiheit für Alle immer weniger Vertreter finden, falscher Liberalismus die Oberhand gewinnt und die noch gutgesinnte Partei sich zu keiner geschlossenen, mannhaften Thätigkeit mehr aufzuraffen scheint, wohl zu seinem Glück befreit worden, und wir haben jetzt nur noch eine, freilich ganz anders geartete, aber in ihrer Art gleichmäßig hervorragende Heldennatur aus alter Zeit: den Dichterfürsten in Weimar, dessen persönliche Bekanntschaft ich so gern Ihnen gönnte [2]. Was der Verlust von Stein für das Vaterland, für die Unternehmungen der historischen Gesellschaft, für Sie wie für mich bedeutet, war und ist oft der Gegenstand meiner bekümmerten Gedanken. Aber seien und bleiben Sie wohlgemuth im ernsten Tagewerk, und vollenden Sie wozu Stein Ihnen Antrieb und Leitung gab.'

Unter Steins Augen hatte Böhmer die historische Laufbahn begonnen, Steins Zuruf hatte ihn stets ermuntert und gestärkt und es erschien ihm

---

[1] Bd. 2, 206.

[2] Nach dem Tode Göthes schrieb der wegen seiner warm katholischen Ueberzeugungen noch neulich wieder einmal als ‚jesuitischer Obscurant' verschrieene Rath Schlosser am 2. Mai 1832 an Sulpiz Boisserée: ‚Daß endlich auch die alte und hohe Ceder auf unserm deutschen Helikon dem gemeinsamen Loose der Vergänglichkeit erlegen, wird Dich bewegt haben, wie es uns bewegt hat. Von unserer Kindheit an hatte Göthes Gestirn mit immer gleichem Glanze über uns gestrahlt; Generationen waren neben ihm aufgeblüht und dahin gewelkt, manches schön aufstrebende Talent, manches reiche Gemüth hatte sich wenigstens in Perioden der Entwicklung an ihn gerankt und seine Einwirkungen aufgenommen — und wie manche der uns theuersten unter ihnen deckt längst das Grab, während wir uns gewöhnt hatten, dem alten Heros gewissermaßen eine Art physischer Unsterblichkeit beizulegen. In ihm und dem im verflossenen Jahr geschiedenen Minister von Stein starben die beiden kräftigsten Heldennaturen, die mir im Leben begegnet.' Sulpiz Boisserée 1, 593.

nun, nach dem Tode des Mannes, sein historischer Beruf ‚noch heiliger‘ wie früher, weil hauptsächlich Pertz und ihm ‚das zu vollenden hinterlassen war, dessen Wichtigkeit der deutsche Sinn des Verewigten zuerst erkannte‘ [1]. Auch Pertz schrieb am 6. Juli 1831 an Böhmer: ‚In Stein verlieren wir beide einen väterlichen Freund, die Monumente ihren wärmsten Beförderer, das Vaterland vielleicht seinen letzten großen Mann, der Reinheit, Kraft und persönliches Ansehen genug besaß, um in den herannahenden Stürmen sein Führer zu sein. Er läßt eine Lücke hinter sich, die Niemand wieder ausfüllen wird. Uns bleibt nun die Aufgabe, auch ohne ihn das von ihm gestiftete Werk zu fördern. Darüber, daß wir es können und wollen, haben wir uns bei Ihrem hiesigen Besuche gegen einander ausgesprochen.‘ Steins Zufriedenheit mit dem Anfang der Monumente, so rühmte Pertz in späteren Jahren [2], ‚hat auch als er nicht mehr war, zur Ausdauer in der Fortsetzung ermuthigt, sein Andenken den Monumentis Germaniae die großmüthige Gunst der deutschen Fürsten und freien Städte zugewandt, welche dabei in dem Gedanken handelten, womit Fontenelle seine Gedächtnißrede auf Leibnitz schließt: C'est prolonger la vie des grands hommes, que de poursuivre dignement leurs entreprises.‘

In der ersten Zeit aber nach Steins Tod sah es mit dieser Gunst noch übel aus. ‚Geldeinnahmen‘, schreibt Böhmer, ‚haben wir gar keine mehr, doch hoffen wir wieder welche zu erhalten‘, aber, fährt er fort: ‚auch ohne sie ist an der Sache nicht zu verzweifeln. Pertz war vor Weihnachten (1831) vier Tage lang hier und vorher in Göttingen, wo er dem Professor Bluhme und andern dortigen Freunden die Abtheilung der Leges recht an's Herz gelegt und gewissermaßen übergeben hat. Pertz behält die Chroniken, ich die Diplome.‘ War er überhaupt bereit der Sache ‚jedes Opfer zu bringen‘, so gedachte er insbesondere die Herausgabe der Diplome ‚auch durch Aufwendung eigener Mittel‘ zu vollenden [3].

Durch ein besonderes Testaments-Codicill [4] vom August 1831 wollte er auch nach seinem Tode noch dem Unternehmen seine Unterstützung zuwenden und berichtete darüber an Pertz, der ihm am 9. August antwortete: ‚Von allem dem, was Ihr Brief enthält, ist mir nichts unerwartet, wiewohl vieles neu; es wird mich nie überraschen etwas von Ihnen zu vernehmen, was der Ausdruck eines reinen und edlen Herzens ist. Der Himmel wird Sie Ihren Freunden erhalten, daß Sie nach Vollendung der Urkunden

[1] Bd. 2, 212—213.
[2] Stein und die Monumenta Germaniae. Antrittsrede loc. cit.
[3] Vergl. seine Briefe Bd. 2, 212, 213, 215, 442.
[4] Vergl. Bd. 2, 409.

sich des reichen Segens erfreuen, den Sie durch Gesinnung und That gesäet haben. Ihre Geschenke für den nächsten Band der Monumenta nehme ich für den Fall an, daß dann die Casse der Gesellschaft noch nicht so überreich geworden sei, die Schriftmuster geben zu müssen.'

Inzwischen hatte Böhmer im Juli 1831 seine Kaiserregesten [1] ,in die Welt geschickt, im Stillen sinnend:

Wie Agrippina steiget an das Ufer,
Dem Römervolk den Rest des Lieblings zeigend
Und Sehnsucht weckt und weinend Thränen erntet:

So zeig' ich euch, ihr Deutsche, edle Asche;
Ob einst ein Phönix d'raus sich neu gestalte,
Das leg' ich demuthsvoll in höhere Hände'.

Oeffentlich führte er das Werk mit einem Sonette seines Freundes Rückert ein:

,Gleichwie ein reicher Mann, der denkt zu sterben,
Zuletzt noch einmal mißt mit ruhig kalter
Besonnenheit sein Gut nach Zahl und Malter,
Daß es in Ordnung finden seine Erben:

So seh' ich dich, mein Volk, da du vom herben
Verhängniß wardst gedrängt ins Greisenalter,
Wie nun auch du durch emsige Verwalter
Einsammeln lässest deines Hausraths Scherben.

Was irgend noch von alter Geisteshabe,
Die du gewannst durch mehr als ein Jahrhundert,
Sich finden mag, zusammen wird's gelesen

Und aufgespeichert, daß, wenn einst im Grabe
Du selber ruhst, die Folgezeit verwundert
Erkenne d'raus, wie reich du bist gewesen.'

---

[1] Regesta chronologico-diplomatica regum atque imperatorum Romanorum inde a Conrado I. usque ad Henricum VII. Die Urkunden der römischen Könige und Kaiser von Conrad I. bis Heinrich VII. (911—1313) in kurzen Auszügen mit Nachweisung der Bücher, wo solche abgedruckt sind. Frankfurt a. M. 1831. XXII und 284 Seiten in 4⁰. ,Wort und Bedeutung der Regesten ist altrömisch. Brissonius sagt: Regesta sunt acta publica praefecturae praetorianae et aliorum judiciorum vel officiorum, quae pertinent ad publicam utilitatem. Noch jetzt hat das Wort Registrum in allen Töchtersprachen des Lateinischen dieselbe Bedeutung. Jenes Wort gehört also zu den Belegen, daß das Latein des Mittelalters vorzugsweise aus der römischen Geschäftssprache stammt und da, wo es von der Sprache der Schöngeister des Augustischen Zeitalters abweicht, noch nicht nothwendig barbarisch ist.' Böhmer in der Vorrede zu den Regesten Ludwigs des Baiern. S. VIII.

Das Werk fand allgemein die beifälligste Aufnahme. ‚Den Werth dieser Arbeit‘, schrieb Lappenberg aus Hamburg, ‚werden viele, alle anerkennen; doch nur wenige werden so wie diejenigen, welche mit ähnlichen Arbeiten sich zuweilen beschäftigt haben, auch das Verdienst des Arbeiters würdigen können. Bei einer Arbeit, wie die Ihrige ist, muß erkennen, wer nur Augen hat zu sehen und Unbefangenheit, um zu begreifen, daß das Verdienst des ächten Gelehrten nicht nur in großen Kenntnissen besteht: es beruht auch auf der Tiefe seines moralischen Gefühls und seines Glaubens, welche ihn zwingen dem Prunke und dem, was schnell die Menge anzieht, zu entsagen und es von sich zu stoßen, um an wahrer und dauerhafter Begründung seiner Wissenschaft zu arbeiten. Da Sie nunmehr das Schwierigste überstanden haben, so dürfen wir nicht zweifeln, bald die Sammlung der Urkunden selbst zu sehen und die Kaiserurkunden, vereinigt, berichtigt, ausgemerzt, durch Zusammenstellung und Erläuterung aufgeklärt, anders wie bisher benutzen zu können.‘

Von allen öffentlichen Stimmen über das Werk war Böhmer ‚am meisten erfreut und ermuntert durch Jacob Grimms Recension desselben in den Göttinger Gelehrten Anzeigen, die Thomas zuerst erhielt und an einem seiner Abende den Freunden vorlas‘. Grimm sah voraus, daß die Kaiserregesten zu den ‚folgenreichsten Erscheinungen unserer historischen Literatur‘ gehören würden. ‚Der Verfasser‘, sagt er, ‚hat hier alle Urkunden der deutschen Könige und Kaiser aus den vier Jahrhunderten, in welchen sich die Kraft unseres Volkes am größten zeigte, in ein höchst lehrreiches und fortan jedem Bearbeiter deutscher Geschichte unentbehrliches Verzeichniß zusammengestellt. Die Zeit einer solchen, durch das Herz von Europa waltenden Kraftentwicklung kann keine rohe heißen, denn nur das Thatenlose ist roh und barbarisch, nicht aber Deutschland in der ersten Hälfte des Mittelalters mit einer Verfassung, welche, wie sich Böhmer treffend ausdrückt, aus der Freiheit entstanden und auf das Recht gegründet war, und unter Regenten, von denen ich nicht weiß, ob je ein anderes Volk innerhalb vierhundert Jahren eine Reihe von mannigfaltigerer Größe besessen. Wie lebensvoll ist allein das Bild der Aufenthaltsorte unserer Könige, welches uns in diesen Regesten mit einer vorher unerreichten Bestimmtheit vor Augen gestellt wird. Keine große Stadt festigte ihren Sitz, sie waren und sahen allenthalben im Reiche zu und der Hof wurde da aufgeschlagen, wo es das Bedürfniß erheischte; nur die bedeutenden Jahresfeste pflegten an einem besonders heiligen oder geliebten Ort gefeiert zu werden, wenn nicht außerordentliche Ereignisse eine Abänderung geboten.‘ Nachdem Grimm dann über den hohen Werth der Urkunden gesprochen, den eine genauere und gerechte Würdigung des Mittelalters vielseitig hervorgehoben und gesteigert, fährt er über die Regesten fort:

‚Noch niemals sind die Diplome der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Könige, die sich in einer Menge von Sammlungen, Büchern und Deductionen zerstreut finden, zum Theil auch noch ungedruckt liegen, mit einer solchen Umsicht und Genauigkeit zusammengestellt worden. Wie viel Böhmer überall leistet, kann man sehen, wenn man ihn mit neueren Schriftstellern vergleicht, deren Fleiß sich bemüht hat die Diplome einzelner Könige zu sammeln, mit Raumer, Stenzel, Vehse, Barthold. — Ergänzungen lassen sich ohne Zweifel in nicht geringer Zahl nachtragen; es ist nunmehr den einzelnen Sammlern, Geschichtsforschern und Archivaren möglich geworden, sich an die hier gelieferte Grundlage zu schließen und ihre Berichtigungen und Erweiterungen dem Verfasser für die gewiß nicht ausbleibende neue Auflage seines trefflichen Werkes öffentlich oder brieflich mitzutheilen‘ [1].

Darauf hoffte auch Böhmer, und ‚verdankte herzlichst‘ die ihm in einem ‚Sendschreiben‘ von K. H. von Lang [2] ‚gewordenen Berichtigungen und Ergänzungen‘. ‚Daß nur überhaupt einmal eine Grundlage‘, sagt er in der Vorrede der Regesten, ‚gewonnen werde, die man nun sehr leicht berichtigen und ergänzen kann: dieses war mein Hauptziel und ich wünsche es erreicht zu haben‘. In gleichem Sinne schrieb er in späteren Jahren an Wilhelm Giesebrecht [3]: ‚Es schien mir am meisten darauf anzukommen, daß nur einmal ein Anfang gemacht sei. Jetzt ist freilich dieses Studium vorgerückt und ich könnte es selbst besser machen. Um so mehr muß es mich freuen, wenn mein erster Standpunkt nicht verkannt, und wenn meine unvollkommene Vorarbeit solchen einigen Nutzen bringt, denen es, wie Ihnen, mehr um die Wahrheit als um literarischen Streit zu thun ist.‘

---

[1] Göttinger Gel. Anzeigen. Jahrgang 1832, S. 705—714.

[2] Sendschreiben an Herrn Dr. J. F. Böhmer zu Frankfurt am Main als den Herausgeber der Kaiserregesten, mit Beiträgen und Ergänzungen derselben von Karl Heinrich Ritter von Lang. Nürnberg 1833. ‚Ich fürchte immer‘, schreibt Böhmer am 18. Januar 1833 an Freiherrn von Hormayr, ‚in der Vorrede meiner Kaiserregesten es nicht deutlich genug gesagt zu haben, daß diese Arbeit nur eine vorläufige Grundlage sein solle, um dereinst etwas Befriedigenderes liefern zu können. Ich habe nun 800 Zusätze gesammelt, will aber mit deren Herausgabe noch etwas warten, um die Belehrungen des Herrn von Lang benützen zu können, welche mir besonders für die ersten Regierungsjahre Ottos II. und Friedrichs II. höchst wünschenswerth wären, indem ich dabei mein Geleistetes als fehlerhaft erkenne, ohne etwas Besseres mit Bestimmtheit geben zu können.‘

[3] Concept vom 2. August 1840. — Aeußerungen über seine ersten Regesten vergl. Bd. 2, 483, 503, wo er in seiner Bescheidenheit so weit geht sie ‚gar zu schlecht‘ zu nennen. Vergl. auch seinen Brief an Karl Friedrich Stumpf in dessen: ‚Kaiserurkunden des 10., 11. und 12. Jahrhunderts chronologisch verzeichnet als Beitrag zu den Regesten und zur Kritik derselben‘ (Innsbruck 1865) S. VI.

Und in einem Briefe an Georg Waitz [1] sagt er: ‚Auf Ihre mir angekündigte Polemik gegen meine Kaiserregesten werde ich öffentlich antworten, oder auch darüber schweigen. Ich bemerke nur, daß ich gar nicht die Prätension einer erschöpfend kritischen Behandlung der Chronologie habe oder hatte. Hätte ich solche gehabt, dann wären die Regesten weder so geschwind fertig geworden, noch auch in dieser Gestalt. Ich wollte die Urkunden nur in einer im Ganzen leidlichen Reihenfolge zur Anschauung bringen. — — Daß ich auch so die Aufgabe richtig gestellt, hat der Erfolg bewiesen. Wenn ich in einer zweiten Ausgabe darauf zurückkomme, werde ich meine Gründe in zweifelhaften Fällen darlegen, vor allen Dingen mir aber im Interesse der Wahrheit und der vaterländischen Geschichtswissenschaft diejenigen Fortschritte aneignen, welche die Forschungen Anderer unterdessen gemacht haben. Ein Polemiker bin und werde ich nicht. Den Beifall der Befreundeten wünsche ich zu gewinnen, welche die Geschichte aus Vaterlandsliebe treiben, denen Friede, Recht und Freiheit lieb ist. Literarischer Ruf, wie ihn die par excellence Verständigen, die Effectmacher, die Intelligenten (vel potius die die Intelligenz allein im Leibe zu haben meinen) suchen, ist mir ganz gleichgültig oder vielmehr zuwider. Ich will doch hoffen, daß Sie, auch wenn Sie meine Regesten für wichtiger ansehen sollten, als ich sie gegeben, nichts gesagt haben werden, was mich aus meinem Phlegma bringen könnte.‘

Böhmer erkannte, wie Karl Stumpf, der verdiente Ergänzer der Kaiserregesten, sich treffend ausdrückt, den Zweck seiner Regesten und seinen ganzen historischen Beruf darin: ‚Ernst für die Wahrheit, die volle, ungeschminkte, und Liebe für's Vaterland, das ungetheilte, ganze, zu wecken‘ [2]. ‚Möchten doch‘, sagt Böhmer, ‚alle Freunde deutscher Geschichte, deutscher Alterthümer, mit einem Wort deutscher Nationalität sich recht lebhaft dem urkundlichen Studium jener Vorzeit zuwenden, wo die Eigenthümlichkeit unseres Volkes noch nicht durch fremde Einflüsse getrübt, oder gar, wie wir heutzutage bei den Deutschfranzosen [3] nur zu häufig sehen, dergestalt aufgehoben war, daß nichts als die edle Muttersprache übrig geblieben ist, welche freilich bei der ganz fremdartigen Bildung zur unverstandenen Hieroglyphe wird. Auch das gefällt mir nicht, daß so viele Alterthumsfreunde immer nur Hacke und Grabscheit führen und die Asche in den Gräbern stören. Man sollte die Todten ruhen lassen und lieber den Denkmälern des Lebens sich zuwenden, welche in so reicher Fülle erhalten sind und woran wir unser Herkommen und Recht zu erfahren, unser eigenstes Selbst wieder-

[1] Concept vom 9. März 1840, mit dem Bemerken: ‚Im Auszug abgegangen.‘
[2] Die Kaiserurkunden loc. cit. S. V.
[3] Vergl. das Sonett S. 114.

zuerkennen vermögen, wenn der Sinn in uns der Wahrheit geöffnet ist.' ,Je unhistorischer der Charakter unserer Zeit wird, je gleichgültiger man den alten Rechtszustand ansieht und durch Glückseligkeitssysteme der bedenklichsten Art ihn zu verdrängen sucht, je entschiedener man die Vergangenheit verachtet und je weniger man sie kennt, um so mehr habe ich mich mit meinem Sinnen und Arbeiten diesem Allem hingegeben. Ob praktisch aus der vorliegenden Desorganisation noch ein Stück von Recht, Freiheit und deutscher Nationalität vor Demagogie oder Despotismus und welschem Wesen gerettet werden kann, weiß ich nicht; davon aber habe ich die lebhafteste Ueberzeugung, daß das Andenken der deutschen Nation, ihrer Verfassung und ihrer Thaten fortzuleben verdient. Diesem widme ich gern mein Leben und fühle mich bei solcher Arbeit in meinem Berufe.' ,Möge Niemanden das scheinbar Mechanische meiner Arbeit mißfallen. Es gibt eigentlich keine mechanischen Arbeiten; jede ist nur das, wozu der Arbeiter sie macht. Was kann es fördern, am Gebäude der Geschichte weiter zu bauen, wenn der Boden noch nicht untermauert ist? Weg mit solchem Danaidengeschäft und lieber hin zu grundlegenden Arbeiten! Sanctus amor patriae dat animum!' [1]

,Ich will mich ja gern', schreibt er an Rath Schlosser, ,mit dem Titel eines historischen Handlangers begnügen und bloß die Bausteine zurechtlegen, wenn Andere dann nur wirklich bauen; wenn Männer politischen Standes, die Herz, Geist und Muße haben, mit Ernst und Liebe sich der vaterländischen Vorzeit, die doch nicht den Lohnarbeitern gehören sollte [2], zuwenden wollten, wenn insbesondere die Schulmänner und Jugendlehrer Sinn und Liebe weckten für das, was unser eigenes Fleisch und Blut'. Darum sagt er auch in der Vorrede der Regesten, nachdem er über deren Brauchbarkeit für die Reichs- und Particulargeschichte und für alle historischen Hülfs- und Nebenwissenschaften gehandelt: ,Es würde mich freuen, wenn akademische Lehrer und ihre Zuhörer beim Vortrag der Reichsgeschichte diese Blätter neben sich legten, um dieses Gerippe der Chronologie, dieses Cirkulationssystem der Geographie aus den Monumenten der Kunst und Wissenschaft und der Chronisten mit Muskeln und Fleisch und dem Gesichte jeder Zeit zu bekleiden.'

Nach Vollendung seiner Regesten schrieb Böhmer eine ,gediegene und lichtvolle' [3] Abhandlung über ,die rothe Thüre zu Frankfurt am Main, ein Beitrag

[1] Bd. 2, 212, 214, und Vorrede zu den Kaiserregesten S. XIII.
[2] Vergl. Bd. 2, 194.
[3] So nennt sie Jacob Grimm.

zu den Alterthümern des dortigen Schöffengerichtes'[1], besuchte am 31. Juli mit seinem Freunde Thomas die Barbarossaburg in Gelnhausen[2], brachte mit ihm einige frohe Tage in Aschaffenburg und Seligenstadt zu, und trat dann am 11. August seine im Frühjahr bei Pertz in Hannover projectirte Reise nach Frankreich an, um das Schicksal der Archive in den dortigen, ehemals zum deutschen Reiche gehörigen Provinzen kennen zu lernen. Seine Briefe theilen uns Näheres über seine Forschungen und Reisebeobachtungen mit, und indem wir auf sie verweisen[3], bemerken wir hier nur, daß er sich in Metz, Rheims, Paris, Dijon, Besançon und auf der Rückreise in Bern, Zürich und Basel aufhielt und mit den gewonnenen Resultaten zufrieden am 3. October nach Frankfurt zurückkehrte.

Hier begann er nun sofort die Bearbeitung der Regesten der Karolinger, wobei er den seither verfolgten Gesichtspunkt von Specialgeschichten Frankreichs, Deutschlands u. s. w. verließ und die Geschichte der Zeit (auch nach Ludwig dem Frommen) als fränkische Gesammtgeschichte behandelte, in ähnlicher Weise, wie es herkömmlich geworden, die römische Kaisergeschichte nicht als Specialgeschichte einzelner Länder, sondern als die eines einzigen und zusammenhängenden Staates auch für die Zeit darzustellen, wo derselbe unter mehreren Herrschern stand. ‚Wie in jener entfernteren Zeit', sagt er, ‚die Idee eines einzigen römischen Staates alles umfaßte, auch wenn das Reich unter verschiedenen Regenten getheilt war, so verband hier alles der Begriff des sieggekrönten Volkes der Franken, geführt von seinen Merovingern und Karolingern. Gleichwie diese Könige nur Söhne desselben Hauses waren, so kannte man auch nur ein einziges fränkisches Volk, den Römern an Tapferkeit gleich, von Griechen nicht übertroffen, durch die Vorsehung zur Herrschaft berufen. Ein Volk, dessen Männer, durch Landesgrenzen nicht gebannt, gleich ihrem Schwert auch ihre Freiheit allenthalben mit sich trugen, nicht minder aber auch ihre Treue gegen den von ihnen aus dem herrschenden Hause gewählten und von Gott gekrönten König'.

Am 28. Januar 1832 hatte er bereits über 800 karolingische Urkunden extrahirt[4], und dabei war er gleichzeitig mit einem Verzeichniß der Reichsgesetze von 900—1400 beschäftigt, welches 1832 erschien und für die zweite Abtheilung der Monumente, die Leges, eine musterhafte Vorarbeit lieferte[5].

---

[1] Abgedruckt Bd. 3, 432—440.

[2] Vergl. Böhmers Kaiserregesten von 1198—1254, S. 269. Nr. 101.

[3] Bd. 2, 197—199, 206—207, 211. Bd. 3, 291—292.

[4] Bd. 2, 210.

[5] Die Reichsgesetze von 900—1400 nachgewiesen. Frankfurt 1832. IV und 15 Seiten in 4°. Sehr gerühmt von Bluhme in den Göttinger Gel. Anzeigen Jahrgang 1832,

‚Es ist unglaublich‘, heißt es in dem Concept eines Briefes des Senators Thomas vom Mai 1832 an Jacob Grimm, ‚wie Freund Böhmer arbeitet: Regesten der Karolinger, Reichsgesetze, Frankfurter Urkundenbuch, eifrige Thätigkeit auf der Stadtbibliothek, im Städel'schen Institut, dabei Verwaltung seiner Familiengüter, Privatgeschäfte, reiche Correspondenz, und immer noch Zeit für Sallust und Cäsar und für Lieblingsdichter aus alter und neuer Zeit. Er war nie in frischerer Thätigkeit und Alles geht bei ihm aus so reinem, heiligen Sachinteresse hervor. Seine Selbstverleugnung ist rührend in unserer egoistischen Zeit. Er ist ein herrlicher Mensch, Gott erhalte ihn; ich wüßte nicht, wie ich ihn entbehren könnte. Darum Herzensdank, daß er auch Ihnen so gefallen und am Herzen liegt.‘

Aus letzteren Worten können wir schließen, wie rühmend Grimm sich über Böhmer, mit dem er zwischen dem 12. bis 18. April 1832 in Darmstadt gearbeitet, ausgesprochen haben muß. Die Bekanntschaft beider Männer datirte schon aus frühern Jahren, wo sie sich bei Thomas ‚gleichen Sinnes und gleicher vaterländischer Richtung zusammengefunden‘. In der That hatten sie die innerste Verwandtschaft: dieselbe selbstverleugnende Hingabe an einen großen Zweck, dieselbe Einsicht, daß ‚deutsches Leben und deutsche Wissenschaft aller Fremdländerei vorzuziehen‘, und dasselbe Streben durch Erforschung des deutschen Alterthums der Gegenwart einen Spiegel der Erkenntniß vorzuhalten und, nach einem Worte von Görres, gleichsam ‚rückwärtsschauende Propheten‘, ‚Propheten mit umgekehrtem Gesichte‘ zu werden. Und wenn dabei Böhmer sich durch Grimms Treuherzigkeit und edle Einfachheit besonders angezogen fühlte, so verehrte er eben in seinem Freunde diejenigen Eigenschaften, welche ihn selbst auszeichneten. An Grimms Studien nahm er den lebhaftesten Antheil, unterbreitete ihm einmal einen Vorschlag zur Anfertigung einer polyglotten Sprachlehre [1], und unter-

---

S. 1841—1848 und von Tk. (Türk?) in den Ergänzungsblättern zur Jenaer Allgem. Literaturzeitung, Jahrgang 1835, S. 370—374. Die früheren Verzeichnisse von Pfeffinger und Biener ließen sich mit dem vorliegenden gar nicht vergleichen, heißt es in letzterer Recension, welche mit den Worten schließt: ‚Wenn doch des Verfassers Studien ihn ebenfalls zu einer andern wichtigen Arbeit hinführten, zu einer Geschichte der Reichstage.‘

[1] ‚Wie in Folge des immer mehr sich entwickelnden Weltverkehrs und der immer universeller werdenden Bildung Sprachkenntnisse ein immer größeres Bedürfniß werden und sich immer mehr verbreiten, ist bekannt. Ebenso gewiß ist es, daß dieses Bedürfniß, diese Verbreitung sich noch immer mehr erweitern werden.

In welchem Verhältniß hierzu stehen die vorhandenen Grammatiken?

Gewiß nicht in dem entsprechenden. Ihre Gebrechen sämmtlich aufzuzählen würde sehr weit führen. Hier möge nur einiger Punkte gedacht werden: 1) Ein ungeschicktes Vermischen der allgemeinen Sprachlehre mit der Lehre der einzelnen Sprachen. 2) Planlosigkeit oder doch allzu große Verschiedenartigkeit der Behandlungsweisen. 3) Mangel

stützte ihn besonders in seinen Forschungen für deutsche Rechtsalterthümer, ‚in der vollsten Ueberzeugung‘, daß ohne deren Kenntniß die Reichsgeschichte ebenso wenig gekannt und geschrieben werden könne, als die des Mittelalters überhaupt ohne Würdigung der Kirche und die des Alterthums ohne Sinn für die Kunst [1]. Daher seine häufigen Ermahnungen an jüngere Freunde, daß sie sich Kenntnisse des altdeutschen Rechts erwerben sollten, ‚nicht gerade jene conventionelle Rechtskenntniß‘, sagt er, ‚wie sie auf den meisten Kathedern gelehrt wird, sondern jene lebendigere, wie sie aus allen unsern Geschichtsquellen herausspricht. Die Geschichte der äußern Grenze ist nur das Aeußere der Geschichte. Die Constitution ist das Innere. Da sind noch Schätze zu heben, weil der natürliche gesunde

---

an erleichterndem Bezug auf verwandte Sprachen, indem jede Sprache nur für sich behandelt wird. 4) Allzu große Weitläuftigkeit, veranlaßt durch das Interesse der Sprachmeister, welche die zum Theil nicht sehr fähigen Verfasser sind &c.

Diesen Uebelständen könnte folgendermaßen abgeholfen und dem Bedürfniß der Zeit genügt werden:

Es wird ein *Corpus grammaticale* (oder eine polyglottische Sprachlehre) herausgegeben, welches den g a n z e n U m f a n g des jetzigen Sprachbedürfnisses umfaßt, sich dabei auf das W e s e n t l i c h e beschränkt, und wobei die einzelnen Sprachen durchaus nach e i n e m und d e m s e l b e n P l a n e bearbeitet sind.

Dieses Corpus grammaticale würde demnach enthalten:

1) Allgemeine Sprachlehre.
2) Lateinische Sprache.
3) Deutsche Sprache.
4) Einleitung in die romanischen Sprachen.
5) Italienische Sprache.
6) Spanische Sprache.
7) Französische Sprache.
8) Englische Sprache.

Dasselbe dürfte nicht mehr als e i n e n Band in größerem Octavformat bilden. Der übereinstimmenden Behandlungsweise, der gleichmäßigen tabellarischen Aufstellung der Declinationen und Conjugationen &c. müßte die größte Sorgfalt gewidmet werden.

Findet dieses Unternehmen Beifall, so kann es später auch aufs Griechische, Holländische und Portugiesische erweitert und es können die scandinavischen und slavischen Sprachen auf gleiche Weise behandelt werden.

Ein entsprechendes polyglottisches Lexikon, eine polyglottische Zeitung können angereiht werden &c.

Es ist nicht zu übersehen, daß dieses Unternehmen, wenn es gelingt, ein W e l t u n t e r n e h m e n ist, in seiner Art verbreitungsfähiger als das Conversationslexikon und Meidingers Grammatik, und daß auch spätere Nachahmungen dem Ruhm und Vortheil des ersten Unternehmers — wenn er die Aufgabe gehörig zu fassen weiß — nicht bedeutend schaden können.

Darmstadt, den 29. März 1830.

Dr. J. F. B ö h m e r.

[1] Vorrede zu den Kaiserregesten S. V.

Trieb Weiseres und Sinnreicheres gebildet hat, als die Speculation erdenken kann'[1].

,Möchte doch Jeder', schreibt er an den Archivar Habel in Schierstein, ,soviel er kann, dafür thun, daß Alles gesammelt und gerettet werde, was sich auf deutsche Rechtsalterthümer, auf altdeutsches Staats- und Privatrecht bezieht. Graben wir doch, wie mein Freund Jacob Grimm, nach den lebendigen Wassern, und lassen wir Andern die Cisternen. Welch' einen Gewinn zog Grimm für deutsche Rechtsalterthümer aus den Weisthümern'. Die Zusammenstellung derselben nennt er anderwärts ,eine Sache der Wissenschaft, noch mehr vielleicht der Vaterlandsliebe'. ,Wie sehr sie das sei, erkennt man daraus, daß ein Mann allerersten Ranges, wie Jacob Grimm, ihr Zeit und Mühe widmet.'[2] Und an Rath Schlosser: ,Zur Wiederbelebung des halb erloschenen Rechtssinnes erscheint mir nichts so geeignet, als das urkundliche Studium unseres alten Rechtes nach all' seinen Verzweigungen, und die Förderung desselben ist um so mehr Sache aller Vaterlandsfreunde, weil es zugleich Sinn und Liebe für die ächte Freiheit fördert, wie sie in unsern guten und großen Zeiten bestand.'

Er selbst wollte ,behufs dieser Förderung' unter dem Titel: ,Geschichtliche Beleuchtungen des deutschen Staatsrechts' eine Reihe von Abhandlungen herausgeben, ,die zugleich praktischen Nutzen für brennende Fragen der Gegenwart besitzen sollten'. Die erste dieser Abhandlungen über ,das Zollwesen in Deutschland'[3] erschien anonym im Juni 1832, und wurde, wie er seinem Freunde Hübsch am 5. December berichtete, bei den damaligen Zollvereinsverhandlungen vielfach gebraucht. Schöff Metzler bezeichnete die Schrift, der dieselben Gesinnungen, welche Böhmer dem Bürgermeister Thomas in Bezug auf dessen Antheilnahme an dem mitteldeutschen Handelsverein nachrühmt[4], zu Grunde liegen, als ,ein urkundlich tüchtiges Wort zur rechten Zeit und in ungeheuchelter Vaterlandsliebe gesprochen, das hoffentlich bessere Früchte tragen wird, als die Reden der mit Fähnlein und Cocarden umherziehenden Volksverwirrer'[5].

Böhmer selbst schreibt, daß er, abgesehen von dem praktischen Nutzen

---

[1] Bd. 2, 222.

[2] Bd. 2, 313.

[3] Das Zollwesen in Deutschland geschichtlich beleuchtet. Frankfurt am Main 1832. 94 Seiten in 8°. Die Schrift zerfällt in sieben Abschnitte: 1) Geschichte des Zollwesens im deutschen Reich. 2) Reichsgesetzgebung über das Zollwesen. 3) Der achte Artikel der Wahlcapitulation. 4) Wie das römische Reich deutscher Nation verbunden war und wie es aufgelöset worden. 5) Napoleons Continentalsystem. 6) Die Verhandlungen am Wiener Congreß. 7) Die Verhandlungen am Bundestag.

[4] Bd. 3, 471—472.

[5] Brief an Böhmer vom 28. Juni 1832.

der Abhandlung, zugleich darin ein Zeugniß der Ehrfurcht vor dem altgermanischen Recht und der altgermanischen Freiheit habe ablegen‘ und seinen ‚politischen Standpunkt kennzeichnen wollen‘, und verweist ‚dafür auf eine Anzahl Sätze‘, welche hier eine Stelle finden mögen.

‚Die Geschichte‘, sagt er, ‚kennt kein Beispiel einer Nation, welche von ihrem ersten Auftreten an im Ganzen und im Einzelnen mehr Freiheit besessen hätte und eifersüchtiger auf diesen Besitz gewesen wäre, als die verschiedenen germanischen Völker es waren. Allenthalben traten diese als Sieger auf, sie warfen das altrömische Reich darnieder und theilten sich in den Besitz und in die Herrschaft seiner Provinzen. Ganz unvermischt blieben bis auf den heutigen Tag diejenigen germanischen Volksstämme (die Ostfranken, Bayern, Schwaben und Sachsen), die sich zum heiligen römischen Reich deutscher Nation vereinigten, welches durch ein Jahrtausend bis vor achtundzwanzig Jahren noch bestanden, dessen letzter rechtmäßiger Kaiser und Herr, der gottgeprüfte Kaiser Franz II., noch lebt. Kein fremder Staat hat dieses deutsche Reich überwunden, kein Despot hat den Deutschen sein Joch auferlegt. Wo ist denn ihre gepriesene Freiheit hingekommen? Hierauf ist die Antwort: diese germanische Freiheit ist im römischen Reich nie untergegangen, sie war bis vor achtundzwanzig Jahren noch erhalten, sie bestand in dem vom Kaiser und Reich ausgesprochenen *Schutze jedes wohlerworbenen Rechtes*. So heißt es im zweiten Paragraphen [1] der Wahlcapitulation: „Wir wollen in alle Wege die deutsche Nation, das heilige, römische Reich, die Churfürsten u. s. w. und sonst auch einen *Jeden* bei seinem Stand und Wesen lassen und erhalten.“

‚Um bei wohlerworbenen Rechten, welche streitig geworden waren, über das Thatsächliche und Rechtliche zu erkennen, bestand die großartige Einrichtung der beiden höchsten Reichsgerichte in Wien und in Wetzlar.‘

‚Demgemäß waren denn auch Recht, Freiheit und Herkommen (jura, libertates et consuetudines) in Deutschland ganz untrennbare Begriffe. In den zahllosen von den Kaisern an die einzelnen Reichsstände ertheilten Bestätigungsbriefen, waren diese Ausdrücke jederzeit mit einander verbunden. Ihr Inbegriff, also mit Einem Worte das urkundliche Recht, *ist* die germanische Freiheit.‘

‚Im entschiedenen Gegensatze mit diesem edelsten Gute der Nation

---

[1] Hierzu die Anmerkung: ‚Dieser Paragraph, in welchem eigentlich die ganze Reichsverfassung enthalten ist, würde der erste sein müssen, wenn nicht der dem deutschen Kaiser als höchstem weltlichen Herrn der Christenheit obliegende Schutz (die Advocatie) der christlichen Kirche im ersten Paragraphen, wie sichs gebührt, voranginge. — Die Untersuchung, was jetzt aus diesem, Namens aller christlichen Völker von der deutschen Nation mittelst ihres Kaisers auszuübenden Schutze geworden, würde zu sehr traurigen Resultaten führen.‘

steht das seit dem rheinischen Bund durch die Franzosen eingeführte Souveränetäts- und nicht minder das später eben denselben nachgeahmte constitutionelle Recht.‘

‚Das Souveränetätsrecht ist in der rheinischen Conföderationsacte so ausgedrückt: daß die neuen Souveräne durch die bisherigen Reichsgesetze nicht mehr gebunden sein, sondern vielmehr ihre Länder und Unterthanen en toute souveraineté et propriété besitzen sollen. Die Rechte der Souveränetät sollen in der Gesetzgebung, der höchsten Gerichtsbarkeit, der hohen Polizei, der Recrutirung und der Besteuerung bestehen.‘

‚Von dieser napoleonischen Souveränetät der Rheinbundfürsten ist das sogenannte constitutionelle Staatsrecht nur darin verschieden, daß es die hauptsächlichsten dieser Souveränetätsrechte nicht dem Regenten, sondern der Majorität der durch Stimmenmehrheit der einzelnen Wahlberechtigten (oder vielmehr derjenigen unter diesen, welche wirklich stimmen) erwählten, so betitelten Volksrepräsentanten, welche Niemandem verantwortlich sind, beimißt.‘ [1]

‚Vergleicht man mit den genannten Souveränetätsrechten die Grundsätze der germanischen Freiheit, so findet sich, daß nach dieser Ordnungen wohl vorgeschrieben, Landesbräuche festgestellt, politische Rechte verglichen werden konnten, aber ein willkürliches, über wohlerworbene Rechte der Einzelnen und das alte Herkommen verfügendes Gesetzgebungsrecht gar Niemanden zugestanden war. In Bezug auf die Gerichtsbarkeit war der altgermanische Grundsatz, daß jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden kann, vielfach gewahrt, und die höchste Gerichtsbarkeit wurde Namens des Kaisers durch die kaiserlichen und Reichsgerichte, nicht aber durch die Gerichte der einzelnen Territorialherrschaften geübt. Die unter dem Namen der hohen Polizei versteckte willkürliche Staatsverwaltung war ganz unbekannt.‘ ‚Ebenso bestand durchaus kein allgemeines Recrutirungsrecht und somit auch kein erzwungenes Eintreten in den Soldatenstand … aber ziemlich allgemein waren die Bürger der Städte und auch die mit Ortsbürgerrecht angesessenen Bauern bewaffnet und zur Landesvertheidigung pflichtig. Daß sie dazu auch willig und tüchtig waren, hat der Landsturm

[1] In einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1834 sagt er: ‚Das moderne Constitutionswesen führt überall zu einem unseligen Parteiregimente und wirkt um so schlimmer, je kleiner die Staaten sind, wo es herrscht. — Viel besser würden die Dinge schon stehen, wenn Alle wahlberechtigt wären und dann auch wirklich wählen müßten. Ist es nicht eine Lüge, wenn man, wie die Wahlen gegenwärtig zu Stande kommen, von Majoritätswahlen spricht?‘ — ‚Für all' das neue constitutionelle Wesen‘, schreibt er im Jahr 1839, ‚bin ich ebenso wenig eingenommen, als für den ebenfalls neuen Absolutismus. . . Auch die Constitutionseide gefallen mir nicht, in deren Folge man nicht mehr recht weiß, wer der Herr ist: der König oder irgend ein unbestimmter Herr Niemand.‘ Bd. 2, 260—261.

des oberen Erzstiftes Mainz gegen die Franzosen im Revolutionskrieg bewiesen.'

,Was endlich das Recht der Besteuerung betrifft, so stand dieses in Deutschland niemals den Landesherren zu. Vielmehr waren dieselben mit den Verwaltungs- und sonstigen Ausgaben auf den Ertrag der Domänen angewiesen und mußten erwarten, ob ihnen bei besonderen Gelegenheiten die Landstände . . . einen erbetenen Zuschuß aus Steuern gutwillig zugestehen würden. Im October 1670 kam zwar durch die Mehrheit ein Reichsgutachten zu Stande, welches den Reichsständen ein wenig beschränktes Besteuerungsrecht ihrer Bürger und Unterthanen verschafft haben würde, aber der Kaiser Leopold I. versagte in einer Erklärung vom 3. Februar 1671 seine Genehmigung mit den Worten: ,,Darzu können Ihro Majestät, in Erwägung der hierbei vorgefallenen hochwichtigen Bedenken, einmal nicht gehellen, sondern werden vielmehr gemüßiget, einen jeden bei deme, wessen er berechtiget, und wie es bis dato observirt worden, in alle Wege verbleiben zu lassen.'' ,Diese preiswürdige kaiserliche Erklärung', sagt Pütter, ,hat seitdem manche Landschaft noch vor übertriebenen Steuerumlagen und überhaupt vor Despotismus gerettet'. Gaspari bemerkt (im Buche: Der Reichsdeputationsreceß 1, 68) bei Erwähnung dieses Falles: Es steigt die Freiheit der Deutschen mit der kaiserlichen Gewalt bis zu einem gewissen Grade und geht mit der kaiserlichen Gewalt unter. Nur durch den Kaiser sind wir frei.'

Nachdem er dann ausführlich die Frage beantwortet: ,Wie das römische Reich deutscher Nation verbunden war und wie es aufgelöset worden', bespricht er die Lage Deutschlands zur Zeit des Wiener Congresses und mißt vorzüglich den frühern Rheinbundsstaaten Bayern, Württemberg und Baden die Schuld bei, daß die politischen Verhältnisse seitdem bei uns sich so elend gestalteten. ,Konnte auch damals', sagt er, ,der Hauptwunsch', nämlich die Wiederherstellung von Kaiser und Reich ,nicht erreicht werden, so stand es doch den vereinigten Fürsten und Städten frei, Oesterreich und Preußen bei den von denselben gemachten Vorschlägen einer Bundesverfassung zu unterstützen . . . Oesterreich und Preußen handelten dabei in vollkommenem Einverständniß. Ihre verschiedentlich vorgelegten Entwürfe vermieden es zwar, sich, nach Auflösung des rheinischen Bundes, an den letzten Rechtszustand des Reiches anzuschließen, und beabsichtigten keinen Bundesstaat, sondern einen Staatenbund; indessen zeigten sie innerhalb dieser Grenzen unverkennbar und überall den besten Willen, die wohlwollendsten Absichten und das ernste Bestreben, die deutsche Freiheit, deren Erhaltung die dermalige Aufgabe sei, auf ihre ächten, tausendjährigen Unterlagen, Friede und Recht zu gründen. Deutschland hätte glücklich sein können, wenn diese edelmüthigen und der hohen Monarchen, von denen

sie ausgingen, würdigen Vorschläge wären angenommen und auf ihre fruchtbare Basis wäre fortgebaut worden. Indessen Bayern, Wirtenberg und Baden waren es, welche den Standpunkt ihrer bonapartistischen Souveränetät nicht verlassen wollten', und an den Berathungen entweder nicht Theil nahmen (der Gesandte von Wirtenberg entschuldigte sich einmal mit einer vorgenommenen Landpartie!) oder sie durch fortgesetzten Widerspruch behinderten. In diesem Vorgehen der Rheinbundsstaaten und der ihnen bewiesenen Nachgiebigkeit liegt die Ursache ‚weßhalb die Bundesacte (um die Ausdrücke der preußischen Gesandtschaft zu gebrauchen) so viel an Ausdehnung, Fertigkeit und Bestimmtheit zu wünschen übrig ließ, und daß nur darum deren Unterzeichnung nicht zurückzuhalten war, weil ein unvollkommener Bund besser schien als gar keiner'. — ‚Wohin mußten die Grundsätze jener drei Rheinbundsstaaten führen? Man vergleiche den Zustand, in welchem sie sich jetzt befinden.'

In einem Briefe an einen ‚politischen Freund' citirt er die letzte Stelle und fügt hinzu: ‚Wollen diese Staaten, nachdem nun einmal durch ihre Schuld die deutschen Dinge so gründlich verfahren worden, doch noch gleichsam in letzter Stunde Etwas zu Gunsten der nationalen Sache thun, so müssen sie sich unter einander enge verbinden und neben Oesterreich und Preußen eine dritte ‚geschlossene Macht' in Deutschland bilden, fähig der Willkür, komme sie von Norden oder Süden, entgegenzutreten. Ermannen sie sich nicht zu einer solchen Politik, so werden sie früher oder später die militärische Beute einer der beiden Großstaaten werden, was nicht bloß ihrem eigenen Interesse zuwiderläuft, sondern auch dem des Gesammtvaterlandes.' In einem besondern Aufsatz (von dem noch ein Bruchstück vorhanden) behandelt er die ‚politische Nothwendigkeit einer engen Verbindung der mittlern und kleinern Staaten Süddeutschlands' vorzüglich in militärischer Beziehung, aber seine Hoffnung, daß ein solcher engerer Bund wirklich zu Stande komme, war damals eben so gering, als mehrere Jahrzehnte später, wo er schrieb: ‚Fröbel hat es nun ausgesprochen, daß sich die Mittel- und Kleinstaaten als Dritte im Bunde einheitlich organisiren sollten. Dieser Gedanken hat vielleicht noch sonst einige Anhänger; er war von je der meinige. Aber es ist doch gar keine Aussicht auf eine Realisirung' [1]. —

Der Abhandlung über das deutsche Zollwesen wollte er in seinen ‚Beleuchtungen des deutschen Staatsrechts' eine zweite über die ‚Germanische Freiheit' [2], eine dritte über ‚das deutsche Bücherwesen' mit Bezug auf Censur

[1] Bd. 3, 302; vergl. auch 297, 300.

[2] Nach folgender Disposition: 1) Leitende Grundsätze. 2) Allgemeine Grundzüge der

und Freiheit der Presse, literarisches Eigenthum, Nachdruck u. s. w. folgen lassen, aber er ließ ‚durch größere Arbeiten in Anspruch genommen und fortgezogen, diese und andere kleinere Lieblingsthemata liegen, in der Ueberzeugung auf urkundlichem Gebiete Dauerhafteres und Fruchtreicheres leisten zu können.‘

Er knüpft daran das schöne Wort, das wir auf die Gefahr schon früher ausgesprochene Gedanken zu wiederholen, hinzufügen: ‚Auch in der historischen Wissenschaft gilt: Verleugne dich selbst; nicht was uns am Liebsten, sondern was uns am Schwersten, sollen wir zu leisten suchen und gern verzichten auf augenblicklichen Erfolg, auf den Beifall der Menge, kurz auf alle die Dinge, welche jene bethören, die der Wissenschaft nicht um ihrer selbst und vor allem um ihrer höheren Zwecke willen dienen, sondern aus persönlichen Rücksichten, wie sie Eigennutz, Stolz und Frevel erzeugt. Die Selbstverleugnung der Jünger der Wissenschaft ist ihr Gebet. Mabillon äußert einmal: die wahren Rosen der Wissenschaft blühen nur dem demüthigen Forscher.‘

In Mabillon sah Böhmer sein Vorbild, und was er von diesem schreibt, gilt von ihm selbst: ‚Es hat mich Weniges so gerührt und betroffen, als was ich einst in Mabillons Lebensbeschreibung las, wie er zugleich religiös und gelehrt . . . war, wie er die Wahrheit liebte, und wie seine ganze Gelehrsamkeit nicht auf Neugier beruhte, sondern auf jener ihn ganz und mit religiöser Gewalt beherrschenden Liebe zur Wahrheit.‘ [1]

‚Vitam impendere vero!‘ sagt er an einer andern Stelle, ‚steht mir wie mit goldenen Buchstaben stets vor Augen geschrieben, und in einsamen Stunden sinne ich oft über die Bedeutung des Spruches von Tauler nach:

Wem Leid ist wie Freud,
Und Freud wie Leid,
Der danke Gott für solche Gleichheit;

und über den Spruch von Jacob Böhm:

Wem Zeit ist wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit von allem Streit.‘

‚Wer das Glück des Lebens mit Mühe sucht, las ich irgendwo, der findet es nie; man muß es als schon gefunden annehmen, und besitzt es in Wahrheit, wenn man thätig einem höhern Berufe folgt. Jeder muß

---

deutschen Verfassung von Karl dem Großen bis Franz II. 3) Constitution von 823. 4) Die Kirche. 5) Der Frieden. 6) Die Gerechtigkeit. 7) Die Königswahlen. 8) Die Reichsstände. 9) Die Landeshoheit. 10) Die Städte.

[1] Bd. 2, 164.

die Richtigkeit des Wortes an sich erfahren: Wo uns nicht ein höherer Geist treibt, oder eine bestimmte Nothwendigkeit uns zu handeln gebietet, bleibt bei aller Geschäftigkeit eine gewisse Leere in der Seele, die oft der eingeschränkteste wirkliche Beruf besser ausfüllt.'

Es ist nichts wichtiger, sagt Johann von Müller, als das Leben ausfüllen zu wissen. Arbeit füllt das meinige aus und nur durch sie kann ich meine innerste Betrübniß über die Geschicke Deutschlands verwinden.' ‚Gottlob', schrieb er an seinen Freund den Pfarrer Schulz, ‚daß diese Geschicke Dich in Deiner Stille und Deinen Sorgen um das Seelenheil Anderer weniger erfassen; mein Herz blutet dabei, wenn ich so beobachten muß, wie Alles, was von deutschem Wesen noch vorhanden, von Oben und von Unten zu Grunde gerichtet wird und welschem Truge Platz macht. Ich flüchte mich in die Vorzeit, wo Kraft, Leben, Recht und Freiheit, und wenn das Recht verletzt worden, eine Bethätigung der Freiheitskraft, die uns, den Epigonen, gänzlich fehlt und durch liberale Phrasen ersetzt werden soll.' ‚Blick' rückwärts, Vaterlandsfreund, wende den Januskopf um, dann sieht der junge in die Vergangenheit, und diese lerne und lehre verstehen, und überlaß die Zukunft deinem Schöpfer und Herrn, der Alles weiß und über Alles waltet, und auch aus dem geringsten Samenkorn, das du in Demuth ausstreuest und ohne Lohn von den Menschen zu wollen, reiche Früchte zeitigen kann für Zeit und Ewigkeit.'

Im Juli 1832 erhielt Böhmer den Zutritt zu sämmtlichen preußischen Archiven und reiste im August über Gotha und Weimar, wo er schon sehr schätzenswerthe Funde machte [1], nach Berlin. Dort war seine Ausbeute in dem ihm ‚mit größter Liberalität' geöffneten Schatze des Staatsarchivs besonders an Kaiserurkunden für die sächsische Periode ‚über alles Erwarten groß', auch in Merseburg und Naumburg fand er noch manches Erwünschte, und traf am letzten October ‚mit 200 Bogen in Folio, welche er unterdessen geschrieben hatte', wieder in Frankfurt ein [2].

Wie anregend er in Berlin für Förderung historischer Forschungen gewirkt, ergibt sich aus einem Brief von G. W. von Raumer, der ihm am 25. December 1832 meldet: ‚Mein Freund Ledebur und ich erinnern uns noch mit großem Vergnügen oft der mit Ihnen zugebrachten Stunden und es wird Ihnen angenehm sein zu erfahren, daß Ihre Anwesenheit

---

[1] Ueber seine Reise vergl. Bd. 2, 217—218. Ferner Fontes 3, LXXV, seine Vorrede zu den Regesten der Karolinger S. X und Archiv für ältere deutsche Geschichte 6, 701.

[2] Brief an Hübsch vom 5. Dec. 1832.

auch in dieser Hinsicht nicht fruchtlos gewesen ist, da wir Alle den von Ihnen angeregten wissenschaftlichen Zweck seither eifrigst verfolgt haben. So eben liegt ein Theil der von Herrn Höfer angelegten Regesta der merkwürdigsten Urkunden des hiesigen Archivs vor mir ... Ledebur ist mit seinen Sammlungen [1] weit vorgeschritten, wiewohl er mit einer Sorgfalt zu Werke geht, die gewiß ein sehr tüchtiges Resultat ergeben wird ... Endlich mein Opus, das Directorium brandenburgischer Urkunden, schreitet, wiewohl ich den Plan erweitert habe, so vor, daß ich hoffe Michaeli 33 das erste Heft bis zum Jahre 1200 erscheinen lassen zu können ... Ich muß alle großen Urkundensammlungen durchlaufen und Sie werden ermessen, von welchem Nutzen mir dabei Ihre Regesta Imperii sind; ja ich kann gewiß sagen, daß ohne dieselben mir die Erweiterung meines Planes fast unmöglich gewesen wäre ... Es ist gewiß schön, wie so einer dem andern in die Hände arbeitet. Sie dachten bei Ihren Regesta vielleicht nicht daran, daß sie gerade der brandenburgischen Geschichte zu Gute kommen würden. Schmerzlich ist es mir oft, wenn ich denke, daß unser Geschichtsstudium mehr und mehr eine Kenntniß von Antiquitäten wird und ich kann die schönen Verse von Rückert, welche Sie Ihren Regesten vorgesetzt haben (und die ich in dieser Beziehung erst ganz verstehe, seitdem ich das Glück gehabt habe, Sie persönlich kennen zu lernen), niemals ohne innern Unmuth lesen. Noch bleiben uns viele, vielleicht nicht einmal nach Verdienst erkannten und gewürdigten Reminiscenzen, gewisse Anklänge von Freiheit, welche nicht in Constitutionen, sondern in dem lebendigsten Rechtsgefühl beruhen, noch besteht Deutschlands beste Einheit eben in seiner Mannigfaltigkeit, aber wie bald wird man Finis Germaniae erwarten müssen! Gott möge indessen Alles zum Besten wenden und Trost für die Gegenwart bietet die Geschichte in Fülle.' ‚Wir leben zwar hier', schrieb ihm Raumer zu einer spätern Zeit ‚in der zweiten Stadt Deutschlands, aber bedürfen doch sehr einer Anregung derer, die sich in dem historischen Mittelpunkte Deutschlands bewegen. Alle Ihre Mittheilungen waren uns wie frohe Grüße von Verwandten und Freunden, von denen man lange nichts gehört hat — der Fortschritt und die Ergänzung Ihrer Regesten, die gute Aussicht für die Fontes rerum Germanicarum, die Unternehmungen, die für historische Quellen in Baden und sonst vorgenommen werden — Alles für uns ebenso neu, als für unsere eigene Bemühung ermunternd. Erlauben Sie mir, daß ich noch eine für mich persönlich besonders trostreiche Seite der Theilnahme, die eben Sie unsern hiesigen Studien zuwenden, hervorhebe, daß nämlich gerade diese Theilnahme, die Sie, ein Reichsstädter, den Bestre-

[1] Für eine Geographie Deutschlands im Mittelalter, die zu bearbeiten er Böhmer versprochen hatte. Vergl. Bd. 2, 217.

bungen für brandenburgische, also allerdings halb slavische, halb germanische Geschichte schenken, ein schlagender Beweis dafür ist, daß die beste Einheit Deutschlands durch die verschiedenartigen Kreise der Landeshoheiten nicht aufgehoben ist. Wir begrüßen Ihren Cod. Moenofrancofurtanus als vaterländisches Erzeugniß auch an den Ufern der Spree, und Sie werden in unsern geringen Bemühungen eine Nachfolge Ihres patriotischen Sinnes erkennen. Deßhalb darf ich Ihnen schon einige Nachricht von unsern Unternehmungen mittheilen. Von meinen Regesten liegen zwei Bogen gedruckt vor mir — — Höfer läßt sich Ihnen bestens empfehlen und sagen, daß er Ihnen in einiger Zeit seine altdeutsche Urkundensammlung vorzulegen denke. Diese Sammlung wird dem trefflichen Grimm gewiß Freude machen. Ledebur denkt Ihrer mit mir an unsern gemeinschaftlichen historischen Abenden recht häufig und betrachtet seine geographische Arbeit, wie ich meine Regesten, als eine Schuld, die er gegen Sie eingegangen.'

Besonders dankbar war Raumer ,dem Vater der deutschen Regesten' dafür, daß er ihm für die brandenburgischen Regesten die Benutzung der Chroniken neben den Urkunden angerathen hatte. ,Durch diese Benutzung der Chroniken neben den Urkunden', sagt er, ,wobei mir Ihre Regesten tägliche, sonst gar nicht zu beseitigenden Schwierigkeiten überwunden haben, ist mir, wie ich bekennen muß, über quellenmäßige Geschichte überhaupt ein ganz neues Licht aufgegangen; es läßt sich unübertrieben sagen, daß die Chronisten erst durch die Urkundenregesten verständlich und benutzbar geworden sind und wenn nun Jemand (Langs Versuch ist übereilt und verfehlt) aus beiden, Urkunden und Chroniken, umfassende Regesten zusammenstellt, so haben wir dereinst eine neue Reichsgeschichte zu erwarten. Dieß für die brandenburgische Geschichte zu thun, war mein Vorbild und ich hoffe, daß die Ausführung Ihrem Vorgange keine Schande machen werde. Was mir aber alle Augenblicke fühlbar ist, das ist die Nothwendigkeit die Chronisten neu herauszugeben, und ich kann es nur als eine Landescalamität für Deutschland betrachten, daß die Gesellschaft für die Geschichtskunde bei den Chronisten abbricht, um zu den Urkunden und Gesetzen überzugehen. Wie sehr unser Chronikenwesen einer Abhülfe bedarf, ist doch gar nicht zu beschreiben, die fehlerhaftesten Abdrücke sind in hundert Werken zerstreut und an Kritik, Uebersicht dessen, was ein Chronist dem andern entnommen u. s. w., fehlt es gänzlich. Warum ich Sie recht inständigst bitten möchte, wäre, daß Sie, ausgestattet mit Bekanntschaft, begründetem Ruf und mit der Gabe der wirksamsten Anregung, einen jungen Gelehrten anfeuern möchten, eine Zusammenstellung aller deutschen Chronisten (ein erweiterter und verbesserter Köhler) nach Inhalt, Originalität, Zeitraum u. s. w. zusammenzutragen.' ,Wenn ich hier einmal den Buchhändler Perthes aus Hamburg erwischen kann, so suche ich ihn

zu einem Privatunternehmen zur Herausgabe der Chronisten in Handausgaben zu interessiren, sobald ich die Hoffnung aufgeben muß die Monumenta in ihrem Fortschritt bis dahin zu erleben.' Fast in allen seinen Briefen kam Raumer bittend und drängend auf die Nothwendigkeit neuer Ausgaben der Chronisten zurück, und Böhmer sprach es mit Dank aus, daß er durch ihn für sein nachheriges Unternehmen der ‚Geschichtsquellen Deutschlands' kräftigen Anstoß erhalten.

Ueberhaupt bewahrte er dem später so unglücklich gewordenen Manne, mit dem er vaterländische Vorliebe für die vergangenen Jahrhunderte getheilt, und gleichen Sinnes gewesen in der Beurtheilung der vaterländischen Dinge der Gegenwart, ein ehrendes Andenken. Wie ‚aus der Seele gesprochen' waren ihm Raumers Worte in einem Briefe vom 27. December 1833: ‚Seitdem ich es aufgegeben habe, in dieser Zeit der Knechtschaft unter einer Raison d'Etat, die alles wahre Handeln gänzlich abschneidet, Befriedigung durch eine praktische Laufbahn zu finden, habe ich mich doppelt gern in das Reich des Erforschens und Erkennens zurückgezogen, in welchem jetzt allein noch Freiheit zu finden ist. Man hat jetzt nur die Wahl, entweder zum Don Quixotte zu werden, indem man einem greisigen Zeitalter Jugendfrische zumuthet, oder in der ganzen Beschränktheit des modernen Liberalismus sein Glück zu finden, oder endlich mit Ironie (gleich dem Pilatus, da er ausrief: was ist Wahrheit!) auf Alles herabzublicken, Alles gleich schlecht und thöricht zu finden, wobei man freilich in Gefahr geräth, in der Negativität selbst zu einem Geiste zu werden, der nur verneint. Die einzige Beruhigung in diesem Gedränge gewährt immer die Geschichte, welche dem Herzen die Wärme wiedergibt, welche die Gegenwart ihm raubt. Vielleicht haben Sie in dem Berliner politischen Wochenblatt einen Aufsatz von meiner Feder: Betrachtungen über deutsche Geschichte gelesen, in dem ich, wiewohl gemäßigt und lange nicht so als ich es empfunden, über die Ueberalterung der Gegenwart Einiges gesagt habe. Es läuft doch wohl mit dem, was Sie am Schluß Ihrer Vorrede (der Regesten der Karolinger) vom 4. Juni 1833 wehmüthig andeuten, ziemlich auf Dasselbe hinaus.'

Die Vollendung und der Druck dieser Regesten der Karolinger hatte nach der Berliner Reise Böhmers meiste Zeit in Anspruch genommen, bis er sie ‚im Juni 1833 mit den Worten am Schluß der Vorrede entließ', auf welche sich Raumer bezog. Sie lauten: ‚Wenn es wahr ist, daß das Selbstbewußtsein der Nationen in ihrer Geschichte ruht, und wenn Niemand seiner selbst vergessen, sondern vielmehr sich kennen soll, so werden Zeit und Kraft hier nicht vergeudet seyn, diene das aus den Urquellen hervortretende treue Bild dessen, was unser Vaterland gewesen ist, nun zur Belehrung oder — nur zum Andenken.'

Im Vergleich mit den frühern Regesten hatte Böhmer die Ausführung des Werks [1] schon etwas erweitert, nicht nur durch Vereinigung der Urkunden mit den bezüglichen Zeit- und Ortsangaben der Annalen, welche ‚sich an gegenseitigen Ergänzungen und näheren Bestimmungen der Thatsachen so fruchtbar erwies, als irgend zu erwarten war', sondern auch durch Aufnahme der eigentlich politischen Aktenstücke, der Wahl- und Krönungsakten, der Friedensschlüsse, der Theilungen des Reichs, der Botschaften an die Reichsversammlungen, der geistlichen und weltlichen Gesetze u. s. w., auf deren Wichtigkeit für das deutsche Staatsrecht er aufmerksam machen wollte.

‚Durch Böhmers Regesten', schrieb Pertz, ‚weiß man erst ganz genau, welchen Reichthum wir noch für die Geschichte der Karolinger besitzen; wer hätte geglaubt, daß uns noch 2093 karolingische Urkunden erhalten wären?' [2] Seitdem ist freilich der Urkundenvorrath durch neue Funde noch bedeutend größer geworden und man verlangt heute nach vierunddreißig Jahren, sagt der neueste treffliche Urkundenforscher der karolingischen Periode, ‚mit Recht von einem Regestenwerk mehr, als daß es, was Böhmer damals sein Hauptziel nannte, das zerstreute Material übersichtlich vereinige, man verlangt von ihm auch kritische Sichtung des Urkundenvorrathes'. ‚Ich habe mir daher', fährt Sickel fort, ‚die zwiefache Aufgabe gestellt, das bisher vorliegende Verzeichniß der Karolingerurkunden zu vervollständigen und den Historikern durch eingehende Prüfung des gesammten Schatzes vorzuarbeiten', doch, ‚die Aufgabe zu lösen, die ich mir gestellt habe, hatte ich nur den bereits von Böhmer bezeichneten Weg einzuschlagen'. [3] So lassen sich also auch hier Stumpfs Worte [4] über Böhmer wiederholen: ‚Wo wären wir ohne ihn?'

In der Vorrede seines Werks konnte Böhmer bereits melden, daß er in einem Ergänzungsheft zu den Kaiserregesten die Auszüge von ungefähr tausend neuen, großentheils ungedruckten Urkunden bieten würde, und daß seine Anregungen [5] praktischen Erfolg gehabt, indem die in Wien unter dem Namen ‚Reichsregistratur- und Gedenkbücher' von 1400 an vorhandenen Kaiserurkunden an Chmel, regulirtem Chorherrn und Bibliothekar

---

[1] Regesta chronologico-diplomatica Karolorum. Die Urkunden sämmtlicher Karolinger in kurzen Auszügen mit Nachweisung der Bücher, in welchen solche abgedruckt sind. Frankfurt 1833. XVI und 200 Seiten in 4⁰.

[2] Archiv 6, 703.

[3] Acta regum et imperatorum Karolinorum digesta et enarrata. Von Th. Sickel (Wien 1867) 1, V—VI.

[4] Die Kaiserurkunden des 10., 11. und 12. Jahrhunderts. S. V.

[5] Vergl. auch Böhmers gehaltvollen Brief Bd. 2, 199—205.

des Stiftes St. Florian in Oberösterreich, einen tüchtigen Bearbeiter gefunden, der einen bedeutenden Theil seines mühevollen Unternehmens schon vollendet habe. ‚Es drängt mich‘, schreibt er am 19. Juli 1833 an Rath Schlosser, ‚mit Chmel von St. Florian, der mit mir in seinen Arbeiten gleiche Wege geht, persönlich bekannt zu werden, denn ich schließe so gern Waffenbrüderschaft und weiß, wie viel persönliche Annäherung besonders dem einsamen Arbeiter fruchtet. Auf meiner bevorstehenden Reise nach Baiern und Oesterreich werde ich, wo möglich, Chmel aufsuchen‘.

Böhmer trat diese Reise, nachdem ihm die wissenschaftliche Benutzung der bayerischen Archive gestattet worden, am 1. August 1833 an. In Würzburg, wo er von den Schätzen der Bibliothek und des Archivs vorläufige Kenntniß nahm und ein Blatt von Wolfram von Eschenbach auffand [1], traf er mit Pertz zusammen. ‚Am 3. August‘, schreibt letzterer, ‚reisten wir nach Bamberg, untersuchten am 4. und 5. die Handschriften der reichen, unter Dr. Jäcks Verwaltung sehr gemeinnützig gemachten Bibliothek, entdeckten dabei das Original des Richer [2] und begannen sofort dessen Abschrift. Das königliche Archiv ward uns vom Herrn Archivar Oesterreicher gezeigt. Am 6. August schieden wir von der ausnehmend schön gelegenen Stadt, besahen die ehemalige Kaiserpfalz in Forchheim, widmeten der von Herrn Bibliothekar Professor Böttinger uns gefälligst geöffneten Bibliothek zu Erlangen mehrere Stunden und gelangten nach Nürnberg, dessen Archiv, Bibliothek und sonstige Denkwürdigkeiten am 7. und 8. August gesehen wurden. Am 9. August reisten wir über Weissenburg nach Eichstädt und über Ingolstadt am folgenden Tage nach München.‘ Die dort gewonnene Ausbeute war sowohl für die Capitularien und Reichsgesetze, als für die Geschichtschreiber und Kaiserurkunden sehr bedeutend. ‚Ich verließ München‘, sagt Pertz weiter, ‚am 26. August, während Böhmer nach Vergleichung sämmtlicher Urkunden der drei Ottonen noch eine Anzahl Handschriften bearbeitete, und dann seine Reise über Salzburg nach Wien fortsetzte‘. [3] In München lernte Böhmer die bibliothekarischen Einrichtungen, um daraus für die Frankfurter Stadtbibliothek Vortheile zu ziehen, genauer kennen, ‚verbrachte dann in St. Florian in der Gesellschaft von J. Stülz einige trauliche und gehaltvolle Stunden‘, und hielt sich

---

[1] Bd. 2, 219.

[2] Ueber diesen ungemein wichtigen Fund sagt Böhmer in seinem Reisebericht kein Wort, es heißt nur: ‚In Bamberg schrieb ich ein paar Necrologe ab und sah das sehr schöne Archiv.‘ Bd. 2, 219. Richers Entdeckung hielt er für das alleinige Verdienst von Pertz und wollte in seiner Bescheidenheit nicht (vergl. seine schönen Worte 2, 279), daß ihm die Octavausgabe desselben dedicirt würde. Gleichwohl widmete Pertz das Werk ihm als ‚laborum et itinerum pro Mon. Germ. Hist. exigendis socio karissimo‘.

[3] Archiv 7, 107—108 und 6, 701—702.

neun Tage in Wien auf, wo er eifrigst arbeitete [1], mit Chmel ‚Freundschaft schloß, die für's Leben dauerte', und sich der ‚herrlichsten deutschen Stadt' erfreute. Von Wien ging er nach Salzburg, um die Klosterbibliothek von St. Peter zu untersuchen, und entdeckte auf der Rückreise in Würzburg am 28. September noch eine wichtige Urkunde [2]. Am Tage darauf kehrte er nach Frankfurt zurück [3].

‚Ein Ausflug nach Wien', schrieb er am 20. October an den Geheimrath Tschoppe in Berlin, ‚gewährte mir den Vortheil Chorherrn Chmel von St. Florian, welcher das 15. Jahrhundert bearbeitet, und seine Arbeiten genauer kennen zu lernen. Wenn bei meiner Arbeit die gedruckten Urkunden die Mehrzahl und die ungedruckten die Minderzahl bilden, so findet bei Herrn Chmel gerade der umgekehrte Fall statt. Hiernach können Ew. Hochwohlgeboren die reiche Ausbeute zum Voraus ermessen, welche die allgemeine und die besondere Geschichte Deutschlands von dieser Seite zu erwarten hat. Ich selbst arbeite unausgesetzt für dieselben Zwecke. Zunächst will ich ein Ergänzungsheft zu den Kaiserregesten von 911—1313 herausgeben und dann die Regesten des 14. Jahrhunderts sammeln, redigiren und drucken lassen. Im nächsten Jahre wird es mir hoffentlich möglich werden die Archive zu Coblenz, Düsseldorf und Münster zu besuchen, um auch dort wie in Berlin die Kaiserurkunden von 911—1313 aus den Originalien und ältesten Copialbüchern abzuschreiben.'

Seit December 1833 förderte er den Druck seines Frankfurter Urkundenbuchs, legte seine ersten Sammlungen für die Regesten der Mainzer Erzbischöfe an, und übernahm im Februar 1834 die Besorgung der Correctur und Revision der Rupertinischen Regesten von Chmel. Auch die Stadtbibliothek, die er mit seinen Collegen durch neue Cataloge, neue Anordnung und Aufstellung der Bücher durchgreifend umgestalten und so auch in ihrer innern Einrichtung jener höheren Vollkommenheit näher führen wollte, welche er in Bezug auf ihren Gehalt durch vermehrte und sorgfältige Ankäufe erstrebte, nahm ‚in diesem Jahre fast die doppelte Zahl von Arbeitsstunden in Anspruch, und so that Erholung wahrhaft noth'. ‚Wie angestrengt ich seit dem Frühjahr gearbeitet', schrieb er im August 1834 an den Rath Schlosser, ‚erkennen Sie am besten daraus, daß ich nicht einen einzigen Dichter gelesen (auch Dante blieb gegen unsere Absprache liegen), und kaum sechzig Seiten in meinem Cäsar. Ich notirte

---

[1] Vergl. seine ‚Kurze Nachrichten über einige im Jahr 1833 zu Wien gesehene Handschriften' im Archiv 8, 729—732.

[2] Vergl. Kaiserregesten von 1246—1313, S. 228 Nr. 377.

[3] Ueber die Reise vergl. seine Briefe Bd. 2, 219, 221.

mir über ihn nur die Stellen aus Johann von Müller, die ich richtig finde, wenn ich auch noch nicht gethan was Müller that, der über ihn schreibt: Ich will ihn mein Leben lang nie von mir legen und keinen Tag ohne ihn vorbeigehen lassen. In ihm ist die wahre Präcision, indem er alles Nöthige und nichts weiter sagt; die feinste Eleganz, verissima scientia consiliorum suorum explicandorum; eine Harmonie, welche dem Ernst der Materie geziemet und überhaupt eine bewunderungswürdige Gleichheit und Mäßigung. Diese Eigenschaften erklären mir Taciti Worte: summus auctorum divus Julius. Er wurde von den gewaltigsten Leidenschaften belebt und in seinem Aeußerlichen schien er, wie die Götter, über alle Leidenschaften erhaben, und nichts schien groß genug, um die Seele Cäsars aus ihrer Fassung zu bringen. Eben dieser Feldherr, als er mit seinen Legionen aus der Lombardei nach Frankreich eilte, schrieb zwei Bücher von der lateinischen Sprache; man hatte von ihm ein Buch über die Gestirne, ein Werk über die Auspicia, das Tagebuch, seine Extraits und eine große Menge Briefe und Reden; auch sagt Sallustius: in animum induxerat laborare, vigilare. — Ich citire Ihnen diese Stellen, verehrter Freund, um Sie anzulocken, die Briefe Müllers selbst zu lesen, worin Sie eine reichere Fundgrube entdecken werden, als Sie ahnen können. Möchten doch die Tadler Müllers nur einmal arbeiten, wie er! — Für mich will ich zunächst seinen Satz festhalten: Ich bin nie weniger müßig, als wenn ich reise. In einigen Wochen gehe ich nach Würzburg, wo es für mich noch allerlei abzuschreiben und zu collationiren gibt und werde dann auch meinen Freund Schulz besuchen.'

Der Ausflug dorthin dauerte vom 1.—7. September, worauf er am 15. September nach Carlsruhe ging. Dort beschäftigte er sich auf dem ihm geöffneten Landesarchiv, arbeitete dann in Straßburg und St. Die [1], und sagt in seinen Reiseblättern [2] über erstere Stadt: ‚Der Eindruck, welchen ein Gang durch Straßburg gewährt, ist reges Leben verbunden mit altreichsstädtischer Bürgerlichkeit. Der Luxus, der auf dem rechten Rheinufer in den Städten so viel von deutscher Nationalität und Einfachheit verzehrt hat, ist hier noch nicht eingedrungen und so ist noch jetzt dem gemeinen Mann in Straßburg mehr Reichsstädtisches eigen geblieben wie vielleicht in irgend einer deutschen Reichsstadt, für welche Straßburg bis auf die Revolution noch gelten konnte. Seitdem hat sie zwar alles Eigne verloren bis auf ihr protestantisches Kirchenthum, aber sie hatte auch vor den deutschen Städten den Vorzug nicht zu viel regiert zu werden, und dieß war conservatorisch. Diese Eigenthümlichkeit der Stadt steht der

[1] Vergl. Bd. 2, 228—230.

[2] Ohne Datum. Der Reisegefährte ist nicht genannt.

Mitwelt in ihrer Art ebenso gegenüber wie ihr Münster den neuen Gebäuden, der sich zwar in ganz anderer Art und Weise, aber keineswegs verfallen und verdüstert, sondern jugendlich frisch, kräftig und kühn aus der Mitte der vom thätigen Gewerke belebten Häuser weithin ragend über die Fläche des Rheinthales erhebt. Wer doch könnte im Angesicht der Schlankheit des Thurmes, dessen Zierlichkeit kein Goldgeschmeide, dessen leichte Durchbrochenheit keine Filigranarbeit übertreffen kann, von dunklem Mittelalter oder plumper Deutschheit noch Irrwahn träumen? Aus den durchbrochenen Geländern niederschauend, stiegen wir die vielen Stufen hinan und gedachten dabei des vor einigen Jahren verstorbenen Balliers Sauer, der früher unser Führer gewesen. Dieser Mann war aus dem Fuldischen hier eingewandert. Er kannte jeden Stein des Gebäudes, dem er sein Thun und Denken widmete, und an Tüchtigkeit kann ihn keiner der alten Arbeiter übertroffen haben. Ihm hätte auch eine Figur hier gebührt, wie sie dem Baumeister geworden, der von der Platte aufwärts den Thurm geführt und in die blaue Luft nun blinzelnd schaut, ob kein anderer ihm nachfolgend, den zweiten, der noch fehlt, erhebe. Gewöhnlich wird über dem Thurm die Kirche vergessen, welche freilich durch ein häßliches Fenster im Chor entstellt wird, die aber uns als einer der würdigsten Tempel erschien. Die hohen Hallen wurden eben von den Orgeltönen erfüllt, als wir mit denen, die zum Gebet in die Seitenkapellen eilten, durch die Pforte von der Thurmseite eintraten. Die südlichen Fenster des Langhauses sind mit Gemälden aus der biblischen Geschichte geschmückt, deren Farbenglut uns noch entzückt, die aber einst noch eine größere Bedeutung für's praktische Leben hatten, als noch keine Kupferstiche und gedruckte Bücher in jedem Hause von den Thatsachen Zeugniß geben konnten, auf denen der Glaube der Christen ruht. An der Nordseite stehen gemalt in den Fenstern die im minderen Licht etwas düsteren Gestalten unserer Kaiser — ach, nicht mehr in einer von deutschem Scepter gehüteten Stadt. So folgt uns auch noch an die heilige Stätte die schmerzliche Erinnerung, welche die Betrachtung des Schönen und Guten, was Elsaß und Deutschlothringen darbieten, begleiten, und immer von Neuem müssen wir den Verlust betrauern, den das Vaterland durch Lostrennung dieser Provinzen erlitt. Je deutscher hier noch alles erscheint, je unberechenbarer stellt sich der Verlust dar, welchen der deutsche Staatskörper durch Abtrennung dieses edlen Gliedes erlitt! Durch nichts ist in strategischer Hinsicht Deutschland so sehr geschwächt worden, seine Militärgrenze ist dadurch an die Donau und den Lech versetzt, und wie manches würde bei uns anders und besser sein, wenn diese brüderlichen Bevölkerungen noch ihr Herz, ihre Treue, ihre muntere Kraft dem Gesammtvaterlande zuwendeten. Immer unbegreiflich erscheint die Schwäche oder der Verrath, welcher sie dahin gab, und die

Geschichte hat ihn auch noch nicht ganz erklärt, aber nicht immer wird sie schweigen, wie sie denn auch schon an manchem Schuldigen Gerechtigkeit geübt hat. Uns aber bleibt die Aussicht, daß je mehr die einzelnen Eigenthümlichkeiten bei uns dahin sinken, um so entschiedener der Gedanke der Gesammtheit hervortreten, und daß diese eines Tages das wiedergewinnen werde, was die Getrenntheit verlor, und daß so dereinst die wiedererworbene Ganzheit über das entschädigen werde, was das Einzelne täglich verliert.'

Als er am 30. September heimgekehrt, ‚die neue Ausbeute für Kaiserregesten und Kaiserurkunden musterte', hatte er ‚allen Grund mit den Resultaten der Reise zufrieden zu sein'. Im Januar 1835 beliefen sich seine Ergänzungen zu den Kaiserregesten bereits auf 2000 Nummern [1], und Pertz berichtete darüber in den Göttinger Gelehrten Anzeigen: ‚Die Wichtigkeit dieser Arbeit erhellt daraus, daß zwei Dritttheile dieser Zahl ungedruckt, also hier zum ersten Mal der vaterländischen Geschichte eröffnet werden'; auch die Regesten von 1313—1400 habe Böhmer bereits zum Theil ausgearbeitet [2]. Seine Hauptbeschäftigung für den Winter und das Frühjahr 1835 war der Druck seines Frankfurter Urkundenbuchs bis zum Jahre 1300, bis wohin er alle Urkunden, welche er erreichen konnte (es waren 486, unter ihnen 285 bisher ungedruckte), mittheilte, um ‚durch diese Vollständigkeit jede Seite des städtischen Wesens gleichmäßig ins Licht zu stellen, und durch die Aufeinanderfolge der Diplome deren richtiges Verständniß zu erleichtern'.

Nachdem die Arbeit soweit vorgerückt, erforschte er vom 25. Juni bis 4. Juli das Wormser Archiv, und schrieb dort unter anderm das von Kaiser Heinrich IV. der Stadt ertheilte Privileg vom Jahre 1074, das früheste, welches eine deutsche Bürgerschaft erhielt, ‚mit Bewunderung aus der Urschrift ab' [3]. Vom 7. August bis 8. October trat er dann mit Pertz eine Reise an den Rhein, nach Holland und Belgien an, ‚auf welcher', schreibt letzterer, ‚die Archive und Bibliotheken zu Cöln [4], Aachen, Lüttich, Brüssel, Gent, Brügge, im Haag, zu Leyden, Utrecht, Nimwegen, Coblenz

---

[1] Bd. 2, 231.
[2] Vergl. Archiv 6, 703.
[3] So sagt er in den Fontes 2, XIX.
[4] In Cöln entdeckte Böhmer das wichtige Manifest Albrechts I. vom 7. April 1301, wodurch die Rheinzölle aufgehoben und die Städte zur Bildung eines allgemeinen Landfriedensbundes ermächtigt wurden. Vergl. Kaiserregesten von 1246—1313, S. 225, Nr. 339.

und Trier [1] theils gemeinschaftlich, theils von einem der beiden Reisenden allein untersucht und benutzt wurden'. ,In Leyden war es, wo wir die wichtigen im vierten Bande der Monumenta herausgegebenen Capitularien, den Gottesfrieden Heinrichs IV., das älteste Bruchstück des Adam von Bremen und Briefe Gerberts entdeckten und ausbeuteten.' Ueberhaupt darf, sagt Pertz an einer andern Stelle, ,als Frucht dieser Reise eine bedeutende Zahl Kaiserurkunden, die Auffindung wichtiger Handschriften für die Geschichtschreiber, insbesondere Gregor von Tours, Thietmar von Merseburg, Balderich von Noyon, die Benutzung unbekannter Capitularien des 6. bis 9. Jahrhunderts, von Handschriften der alten Volksrechte und der Landfrieden, der Formelsammlungen, unbekannter Briefe Gerberts, verschiedener Necrologien, der Traditiones Werthinenses bezeichnet werden' [2].

Im Winter 1835/1836 war Böhmers ,wesentlichstes Tagewerk die Fortsetzung der schon früher begonnenen Bearbeitung der Regesten Ludwigs des Baiern und die Vollendung des Frankfurter Urkundenbuchs von 1300 bis 1400'. Für diesen Zeitraum konnte er die frühere Vollständigkeit nicht mehr fortsetzen, sondern sah sich bei der Masse des vorhandenen Stoffes auf eine Auswahl dessen genöthigt, was sich auf die wichtigsten Seiten und Interessen des städtischen und allgemein politischen Lebens im Mittelalter bezog, und demnach bilden: Verhältniß der Stadt zum Kaiser, Schicksal des Reichsguts, Landfrieden, Städtebündnisse, Verfassung und Zunftwesen die Hauptgegenstände der für betreffendes Jahrhundert dargebotenen 540 Urkunden, von denen 395 zum erstenmal gedruckt wurden. Im Juni 1836 lag das ganze Werk auf 98 Bogen in Quart fertig vor [3], und Böhmer widmete es ,dem Andenken der Reichsstadt Frankfurt, ihrer Magistrate, die mit Gerechtigkeit, mit Weisheit, mit Würde dem gemeinen Wesen vorgestanden; ihrer edlen Geschlechter, ihrer achtbaren Bürger, die bis zuletzt treu an Kaiser und Reich gehalten; insbesondere auch dem Andenken Battons und Fichards wegen ihrer Verdienste um die Geschichte der Vaterstadt, wegen der von ihnen noch vernommenen mündlichen Belehrung; unter den Lebenden aber den Schöffen J. W. Metzler und J. G. C. Thomas, ohne deren Schutz es an Stoff, ohne deren Theilnahme es an Muth zu dieser Arbeit gefehlt hätte'.

Für die Geschichte Frankfurts ist der Werth des Werks um so höher

---

[1] Vergl. Böhmers Verzeichniß der Handschriften der Stadtbibliothek zu Trier im Archiv 7, 138—142.

[2] Archiv 6, 717—718 und 7, 128—130.

[3] Codex diplomaticus Moeno-Francofurtanus. Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt. Erster Theil. Frankfurt am Main. 1836. XII und 784 Seiten in 4°.

anzuschlagen, weil die Stadt (wie die ganze Wetterau) im Mittelalter keinen Geschichtschreiber hatte; außerdem bietet es reiches Material für die Kenntniß des ältern deutschen Städtewesens überhaupt, sowie für die allgemeine deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, und hat wegen der 326 in deutscher Sprache abgefaßten Urkunden, die es enthält, auch für die Sprachforschung besonderes Interesse. Jacob Grimm, dem Böhmer ein Exemplar überschickt hatte, dankte ihm mit den Worten: ‚Ihr prächtiges Geschenk, lieber Freund, hat uns die größte Ueberraschung und Freude gemacht; das anbefohlene Rück und Schneide brauchte aber nicht angewandt zu werden, da ich mit Wilhelm Bücher und Hab und Gut von jeher zusammen habe. Ich wollte nicht eher danken, bis der Band ordentlich ausgelesen wäre; die ersten vierzehn Tage ging's gut (in den Ferien), nun aber muß ich leider einhalten. Mein längeres Schweigen würden Sie mir als Undankbarkeit auslegen. Das Werk ist mir zwar unverdient zu Theil geworden, doch unwürdig bin ich seiner insofern nicht, als ich es genauer durchlese und nutze, als die meisten andern Besitzer. Mein Gewinnst schlägt in drei verschiedene Fächer ein. An dem Buch ist Alles höchlich zu rühmen, Plan wie Ausführung, Inhalt und Gestalt.‘ Auch Pertz fand das Werk vortrefflich [1], und schrieb am 18. August 1836: ‚Zuerst meinen Glückwunsch zur Vollendung des Codex diplomaticus. Du hast damit eine selbstauferlegte Pflicht gelöst zu Deiner Freude, der Ehre Deiner Vaterstadt und dem Gewinn der deutschen Wissenschaft, und ein Muster aufgestellt, wie andere große Städte, Cöln, Mainz, Straßburg, Augsburg, für ihren Nachruhm und das Selbstgefühl ihrer Bürger sorgen sollten.‘

Aber keine der genannten Städte, sondern zwei andere des Nordens, Hamburg und Lübeck, folgten zuerst dem von Böhmer gegebenen Anstoß und richteten ihre Urkundenbücher, mit dankbarer Bezugnahme auf ihn [2], nach dem Muster des Frankfurter ein.

In der Vorrede seines Werks stellte Böhmer noch einen zweiten Band in Aussicht, der eine Auswahl von Urkunden des fünfzehnten Jahrhunderts, Erläuterungen zum ersten Band und chronologisch-geordnete Regesten aller seither gedruckter Frankfurter Urkunden enthalten sollte, und außerdem beabsichtigte er noch die Herausgabe von Battons Topographie der Stadt und von Fichards Geschichte der Frankfurter Geschlechter [3], aber

---

[1] Vergl. dessen Recension des Urkundenbuchs in der Hannover'schen Zeitung vom 3. October 1836.

[2] Vergl. Hamburger Urkundenbuch herausgegeben von Lappenberg (Hamburg 1842) S. XXIII, und Urkundenbuch der Stadt Lübeck, herausgegeben vom Verein für Lübecker Geschichte (Lübeck 1843) S. VI.

[3] Vergl. Bd. 2, 226.

während seiner Vorarbeiten erfolgte (worüber noch später die Rede sein wird) der Tod seines liebsten Freundes Thomas, der an seinen ‚Forschungen den persönlichsten Antheil genommen‘, und seitdem wendete er sich ‚lediglich der allgemeinen deutschen Geschichte zu‘.

Besondere Berücksichtigung verdienen noch die in der Vorrede des Urkundenbuchs und in dessen schon im Jahre 1829 erschienenen Ankündigung[1] gegebenen Rathschläge: was für die Geschichte Frankfurts fürder zu leisten sei, und wie überhaupt die Geschichte einer Stadt geschrieben werden müsse. Wir heben daraus einige allgemeine Betrachtungen hervor. ‚Wir haben noch kein Werk über die innere Politik der deutschen Republiken. Und doch ist hier die Fülle von politischen Formen und Eigenthümlichkeiten vorhanden, ein Schatz der mannigfaltigsten politischen Weisheit niedergelegt ... Die Geschichte kann es nicht übersehen, daß die Reichsstädte die Mittelpunkte der Bildung und des Verkehrs der Nation gewesen, und einem vaterländischen Geschichtschreiber ist es aufbehalten zu zeigen, wie die Verfassungen deutscher Republiken nicht minder kunstreiche Gebäude waren, als ihre Dome.‘ Unter den Ursachen, weßhalb für deren Geschichte so wenig geschehen, führt er an: ‚die herrschende, antik-philologische Richtung, welche sich zwar bei den entferntesten Völkern und Zeiten auch um das Kleinere bekümmert, aber für das Vaterland kein Herz hat, dessen Eigenthümlichkeit ungekannt zu Grunde geht, während die Gegenwart, immer weniger Männer zählend, die noch das alte heilige Reich gekannt, in allgemeinen Tendenzen und Ansichten sich immer mehr verflacht.‘

‚Das äußere Bild unserer Stadt hat sich verändert. Unsere Mauern und Wälle sind verschwunden, so viele Denkmäler der frühern Zeit sind dahin, selbst die Gesinnungen sind nicht mehr die alten. Um so dringender ist es nun, daß wenigstens der Geschichtschreiber das Gedächtniß der Vergangenheit erhalte und, wie solches das Amt der Historie ist, dem Gemeinwesen die Selbstkenntniß bewahre. Vor allem hat er die Grundlagen zu bezeichnen, auf welchen unser Staat gegründet wurde, auf welchen derselbe wuchs und gedieh und noch in den letzten Zeiten sich ehrenvoll erhielt, jene Grundlagen, von welchen er sich ungestraft nie wird absondern können, weil (wie Sallustius sagt) ein jedes Regiment sich am leichtesten durch dieselben Mittel erhält, durch welche es zuerst sich bildete. Möge diese praktisch wichtige Rücksicht der vaterstädtischen Geschichte unter dem heranwachsenden Geschlecht immer mehr Freunde gewinnen.‘

Nachdem er über die Reichhaltigkeit des städtischen Archivs und über die größeren und kleineren Stoffe, welche daraus vorzugsweise zu veröffentlichen seien, ausführlicher gesprochen, bemerkt er: ‚Ohne Zweifel wäre es eine Auf-

[1] Bd. 3, 417—431.

gabe für das Gemeinwesen, solche Unternehmungen zu veranlassen oder doch zu begünstigen . . . wie es in Bezug auf die allgemeine deutsche Geschichte durch Unterstützung der Monumenta Germaniae historica medii aevi von den Regierungen Deutschlands und insbesondere auch von Frankfurt in dankbar anzuerkennender Weise geschieht. Aber auch Privaten, welche in der Sache des Vaterlandes und seiner Geschichte ihre eigene erkennen, finden hier Gelegenheit zu verdienstlichen Opfern und würdiger Thätigkeit. — Es ist nicht zu übersehen, daß die Archive seit den letzten großen Staatsumwälzungen und insbesondere seit der Auflösung des deutschen Reichs in ein ganz anderes Verhältniß zur Mitwelt getreten sind, als in welchem sie noch kurz vorher gestanden. Mögen die Registraturen nach wie vor ausschließlich den Behörden dienen: die Archive dagegen bergen keine Geheimnisse mehr, wohl aber bewahren sie einen großen Theil der Geschichte, also der Selbstkenntniß unserer Nation, einen um so heiligeren Schatz, je mehr die Spuren der Väter im Vaterlande verschwinden. Möge er von treuen Händen gehoben und, wenn er für's Leben verloren sein sollte, doch der Wissenschaft erhalten werden.'

,Was Sie in der Ankündigung Ihres Urkundenbuchs', schrieb ihm Rath Schlosser, ,als Gegenstand der Frankfurter Particulargeschichte bezeichnen und nach sieben Rubriken sondern, scheint mir so klar durchdacht und so gefestigt in sich, daß eine nach Ihrem Plan angefertigte Stadtgeschichte für die Methodik solcher Arbeiten Muster werden könnte.' Und in Wahrheit wußte Böhmer selbst nach historischen Studien von mehr als drei Jahrzehnten nichts Besseres vorzuschlagen, als er früher geboten hatte [1].

Nach Vollendung seines Frankfurter Urkundenbuchs gönnte er sich ,eine vierzehntägige Ruhe von ernster Arbeit und begrüßte wieder einmal den Dichtergarten des Orients und Gottfried von Straßburg und die heilige Minne in den mittelalterlichen Marienliedern und lateinischen Hymnen', und war dann seit Ende August 1836 für die Regesten Ludwigs des Baiern auf der Bibliothek zu Stuttgart und im Reichsarchiv zu München beschäftigt, wo ihm am 15. September zu seiner ,großen Freude die noch vorhandenen Originalregistraturen Ludwigs vorgelegt wurden'. [2] Von München reiste er über Salzburg nach Innspruck, fand dort auf der Universitätsbibliothek eine sehr anziehende Correspondenz der 1241 vom Ein-

[1] Vergl. Bd. 3, 410—411.
[2] Vergl. Vorrede zu den Regesten Ludwigs des Baiern S. VII.

fall der Mongolen bedrohten südöstlichen Fürsten, und kehrte über Bregenz und Constanz [1] am 13. October nach Hause zurück.

Hier fand er zwei ‚wichtige Anträge‘ vor: eine vertrauliche Anfrage, ob er nicht zur Annahme einer Geschichtsprofessur an der Universität zu Tübingen gesonnen sei, und eine Aufforderung, die Mitredaction einer historischen Zeitschrift zu übernehmen, die bei Perthes erscheinen sollte.

Beides lehnte er ab. ‚Ich gestehe Ihnen offen‘, schrieb er (nach dem Concept) am 30. October an Professor Michaelis in Tübingen, ‚daß es mir, seit ich an unserer Stadtbibliothek definitiv angestellt bin [2], nie eingefallen ist, Frankfurt mit einem andern Ort zu vertauschen. Ich sehe hier zwar gar Manches, was mir als einem altreichsstädtisch Gesinnten wenig gefällt, indessen verkenne ich auch nicht die Gunst meiner Lage, welche für meine Absicht, der vaterländischen Geschichte einige grundlegende Arbeiten zu liefern, so vollkommen ist, daß ich nicht hoffen darf, an einem andern Ort und unter andern Verhältnissen Aehnliches zu finden‘. Er verwies für die Professur auf seinen Freund Aschbach, der jünger sei, als er, und ‚wohl gern auf eine Universität überziehen möchte, wohin er auch eher gehört, als an die Mittelschule (die Selectenschule in Frankfurt), an der er jetzt steht‘.

‚Seit meiner Rückkehr‘, fährt er fort, ‚habe ich mich nur erst noch mit dem Eintragen der auf der letzten Reise neu aufgefundenen Urkunden Ludwigs des Baiern beschäftigen können, dessen Regesten ich noch im Winter drucken lasse. Vorher habe ich noch alle gleichzeitigen Chronisten durchzulesen und meine Sammlungen in Reinschrift zu bringen, also Arbeit genug, und mein Wunsch einige Excurse zur deutschen Geschichte zu schreiben, die bisher minder erörterte Punkte beleuchten sollten [3], wird dadurch hinausgeschoben.‘

‚Ich muß bei meinem Tagewerk bleiben‘, sagt er in einem Briefe an Rath Schlosser vom 29. October 1836, ‚das ist mir Glaubensgrundsatz geworden, und da ich in meinen Regestenarbeiten meinen eigentlichen Beruf erkenne, so kann ich keine bestimmten Verpflichtungen eingehen in Dingen, die mich von meinem Berufe vielleicht oft für längere Zeit trennen könnten. Mich hat in meinen Arbeiten stets nichts so behindert, als das peinigende Gefühl übernommenen Verpflichtungen nicht gehörig nachkommen zu können, und darum bin ich etwas kopfscheu geworden. Darum kann ich mich auch an der projectirten geschichtlichen Zeitschrift nicht in der Weise betheiligen und für dieselbe nicht diejenigen Zusicherungen machen, wie Manche und

[1] Bd. 2, 241, 244.
[2] Seit dem 16. November 1830.
[3] Vergl. Bd. 2, 232 unten.

auch Sie es wünschen. Ich selbst wünsche nur, mit meiner Ablehnung bei Allen so wenig Mißverständniß zu erregen, wie es bei Ihnen nach meiner Ueberzeugung der Fall sein wird. Wenn Aschbach, wie es im Interesse der Sache liegen würde, die Redaction übernimmt, so unterstütze ich ihn gern, aber verpflichte mich zu nichts Bestimmtem.' Ausführlicher spricht er über die Angelegenheit in einem Briefe vom 1. December 1836: ,Lieber Freund! Sie kennen zwar mein Leben und Treiben zu gut, als daß ich von Ihrer Seite ein Mißverständniß dessen befürchten dürfte, was von mir für das in Rede stehende historische Journal versprochen und geleistet werden kann. Da jedoch mein Namen bereits gegen Dritte genannt worden ist, so erlaube ich mir Ihnen in perpetuam rei memoriam auch schriftlich zu sagen, daß ich meine Sammelwerke für Urkunden immer als meine Hauptaufgabe ansehen werde, daß ich jedoch allerdings seit längerer Zeit den Wunsch hege, allmählich an dem Tagesverkehr über die Gegenstände, die ich zu den meinigen rechne, einigen Antheil zu nehmen. Sie wissen, daß ich mir dieses am liebsten durch eine politisch-literarische Zeitung vermittelt dachte, deren näheren, von dem bisher üblichen abweichenden Plan ich noch immer in petto trage. Die Verwirklichung desselben ist aber im weiten Felde, und so wäre es mir freilich sehr angenehm, wenn man mir in einem Journal dann und wann ein Blatt oder einen Bogen verstatten wollte. Die Fächer, über die ich mich äußern möchte, wären hauptsächlich urkundliche Geschichtsforschung des Mittelalters bei allen Völkern, deutsche Staatsgeschichte und alles, was die Wechselwirkung zwischen historischem Studium und dem politischen Interesse der Gegenwart betrifft. In Beziehung auf den erstern Gegenstand könnte ich wichtige neue Werke und ältere, welche noch fortgesetzt werden, (z. B. die spanische Urkundensammlung, Ordonnances des rois de France, Monumenta Boica) zum Gegenstand referirender Artikel machen, wie solche stets in den Göttinger Gel. Anz. zu finden waren, und zuletzt noch dann und wann von Pertz geliefert wurden. In Bezug auf deutsche Staatsgeschichte bin ich der Meinung, daß solche im Gegensatze zu dem im Eichhorn'schen Werke enthaltenen Standpunkte einer wesentlichen Reform bedarf; ich könnte meine desfallsigen Ansichten in Recensionen vortragen, statt darüber etwas Besonderes zu schreiben, wie meine Absicht war. Was den letzten der drei Gegenstände betrifft, so war dieser bei der von mir beabsichtigten Zeitung eine Hauptsache. Ich verstehe darunter Beurtheilung oder parallel gehende Erörterungen des Gegenstandes von Werken wie z. B. Nothomb über Belgien. Ich möchte dabei von der Leber wegsprechen, doch nicht heftiger, als das z. B. Leo unterweilen gethan hat. Aber ich weiß noch nicht recht, wie viel ich liefern kann, da ich dieses Handwerk nur noch sehr wenig getrieben habe. Ich kann mich daher zu nichts Festem verbinden, und kann

darum dermalen weder in die erste, noch in die zweite Reihe der Mitarbeiter gestellt werden.‘

Aber ‚trotz dieser bündigen Erklärungen wurde nochmals von den Unternehmern im Norden, denen dieselben mitgetheilt worden, vorzüglich von Leo, der sich uneigennützig der Sache thätig annahm, Sturm gelaufen‘. ‚Daß dieses Unternehmen‘, schrieb ihm Leo aus Halle am 9. December 1836, ‚kein buchhändlerisches, sondern ein im Interesse der Wissenschaft gefördertes, ein Bedürfniß sei, glaube ich Ihnen nicht erst auseinandersetzen zu dürfen; aber es kann nur dann seine Aufgabe erledigen, wenn es mit Vertrauen von der Nation aufgenommen wird. Unsere historische Welt ist aus philosophischen und politischen Gründen größtentheils in Subjectivitäten zergangen, die entweder rein als Subjecte Anerkennung fordern, oder im Namen der Richtungen, die sie halten. Auf diese Weise gewinnt man das Vertrauen Einzelner, das Vertrauen auch gleichgerichteter Massen, aber nicht allgemeines. Allerdings haben auch Sie Richtungen und sehr prononcirte, aber nie mit persönlicher Leidenschaftlichkeit ausgesprochen; allerdings zählt die gelehrte Welt im Ganzen Aschbach zur sogenannten Schlosser'schen Schule, aber dieselben Eigenschaften, die Sie mit Recht an ihm rühmen, lassen ihn auch der Welt als wissenschaftlich unabhängig erscheinen, und während die Combination Ihrer beiden Namen gewiß allgemeines Vertrauen zu erwecken geeignet wäre, weiß ich keine zweite Stadt, wo man in ähnlicher Weise zwei an die Spitze tretende zu finden vermöchte. Ich habe mit Perthes Alles überlegt ... Wenn Sie dann auch an eigentlicher Arbeit nicht viel dazu thäten, so hätten Sie doch ein Einsehen in die Redaction. Sie lassen, wenn Sie zu bedenklich sind, ein Unternehmen vielleicht untergehen, was auf unsere Wissenschaft, auf deren Gestaltung und dadurch auf die Nation den förderlichsten Einfluß gewinnen kann, ja, wenn es tüchtig geführt wird, gewinnen muß. Ich mache Sie in dieser Angelegenheit wirklich vor Ihrem Gewissen verantwortlich, denn es ist etwas nicht Unbedeutendes damit in Ihre Hände gegeben. Verzeihen Sie mein Andringen: es betrifft eine Sache, in der ich persönlich ganz uninteressirt bin, ja, eine Sache, mit deren glücklichem und vollständigem Zustandekommen ich meinen subjectiven Extravaganzen, wenn sie weiter statthaben sollten, selbst eine herbe Zuchtruthe zu Recht gebunden haben dürfte.‘

Aber Böhmer blieb bei seinem Entschluß. ‚Leo dringt mit Ungestüm‘, meldet er einem Freund am 7. Januar 1837, ‚wegen einer historischen Zeitschrift, deren Führung ich mit übernehmen soll, auf mich ein, und er meint es ehrlich und treu, und ich achte höchlichst Perthes, der den Verlag übernehmen will, aber auf solche Unternehmungen kann ich mich nicht einlassen, denn meine Natur und mein Talent, soweit ich solches besitze, geht

auf das Grundlegende in der Geschichte, nicht auf das Darstellende. Ich kann und werde meine Kräfte nicht zersplittern. Ich denke auch schon meine Ansichten und Urtheile einmal auszusprechen, über Kirche und Staat meine Ueberzeugungen zu äußern, aber meine Quellenforschungen bleiben mir immer obenan. — Neben meinen Regestenarbeiten habe ich, angeregt durch Soltaus historische Volkslieder [1], eine Sammlung historischer Lieder, Inschriften und Sprüche auf Deutsche und Deutsches begonnen, die ich herausgeben will [2]. Also Arbeit genug, und damit Du nicht meinst, es vergehe mir dabei meine Liebe zur Poesie, so wisse, daß ich nicht eher ruhen will, daß ich unruhig bin, bis mein lieber Clemens Brentano seine herrlichen Sachen durch mich herausgeben läßt.'

Diese Unruhe war ein Kreuz für den Dichter, ein ,wahres Kreuz', wie er am 3. Januar 1837 der Frau Willemer klagte, nachdem Böhmer am 15. December 1836 wiederum in ihn gedrungen: ,Wollen Sie mir geneigte Gesinnung beweisen, so machen Sie mich zum Correktor, zum Besorger Ihrer herauszugebenden Werke. Das ist mein Handwerk. Soll denn die Herausgabe Ihrer kleinen prosaischen Schriften nur dem Nachdruck überlassen sein? Wollen Sie keine Gedichtsammlung herausgeben in zwei Bänden geistlich und weltlich, poetisch-musikalisch, wie Rückert nur philologisch-poetisch ist?' [3] ,Besuchen Sie doch Böhmer in seinem neuen Anfall von kranker Verliebtheit in meine Sachen', mahnte Brentano die Freundin, ,und nehmen Sie, wenn's Noth thut, Thomas mit zur Condolenz. Die Urkunden genügen dem Herzensfreund nicht zur Stillung seines brennenden Durstes, den ihm Gottes Gnade gegeben, das begreife ich, der ich ihn kenne, aber meine Poesien und alle Poesie wird ihm ebenso wenig genügen. Ach, wie traurig, daß auch die besten Menschen zu Cisternen gehen, wo doch der Strom lebendigen Wassers in so gnadenreicher Fülle vorhanden ist. Will er aber nun einmal meine Poesien herausgeben, so sei's.' An Böhmer selbst schrieb Brentano am 15. Januar: ,Sie nehmen einen ungemein rührenden Antheil an meiner armen Poesie; mir graust es, wenn ich daran denke. — Zürnen Sie mir nicht, lieber Herzensfreund, aber ich habe eine krankhafte Angst vor aller Oeffentlichkeit. Es ist eine solche Vortrefflichkeit in der Poesie eingerissen, daß ich mich schäme mit meinen Hobelspänen hervorzutreten; man wird sie an-

[1] Vergl. Bd. 2, 241.

[2] Die Arbeit, von der schätzbare Materialien vorliegen, blieb unvollendet. Zwei Stücke der Sammlung ließ Böhmer in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum 1, 430—437 abdrucken. Vergl. auch Böhmers Aufsatz über gereimte Siegelinschriften in Mones Anzeiger für deutsche Vorzeit 1839, S. 261 am Ende.

[3] Bd. 2, 241.

zünden und mich auslachen... Ist es aber eine fixe Idee Ihrer Freundschaft, so sei ihr das Opfer gebracht. Schreiben Sie einmal die Titel zusammen u. s. w.' Und nachdem Böhmer ‚fast vier Wochen lang gesucht und gesammelt und sich die Finger fast lahm geschrieben', bekam er am 27. Februar vom Dichter den Dank: ‚Alle Ihre gründlichen Notizen über meine Schriftenherausgabe rühren mich ungemein, erschrecken mich erstaunlich u. s. w. Wenn Sie nach Ihrer nächsten Urkunden-Jagd noch keinen andern Schuß haben, als diesen in mich verschossenen, abgeschossenen Arion ohne Leier und Delphin, so werden wir daran denken können.'

Brentano wollte nur ‚auf den öffentlichen Markt hinaustreten', wenn die ‚hungernde, verfrierende Armuth' von seinen dichterischen Produkten Nutzen zöge, und besonders, so schrieb er an Böhmer, ‚flehe ich dringend, Alles, was im mindesten ein reines Herz verletzen könnte, doch ja zu vernichten, damit nicht mehr Schuld auf mich komme. Es wäre eine ganz eigenthümlich liebevolle literarische Arbeit, wenn Sie das mit einem Freundes-Comité, worunter Frauen wohlthätig sind (und dabei rechnete er vorzüglich auf Frau Willemer, die so viel Sinn und Talent habe), durchführten; es wäre eine Leichenbereitung und Balsamirung für ein Produkt, das todt in die Welt geht, Almosen zu sammeln'.

Nachdem dann das Märchen Gockel, Hinkel und Gakeleia im Jahr 1837 gedruckt worden, machte er Böhmer, den ‚rechtschaffenen Vormünder seiner armen verlorenen Findlingspoesie', zugleich zum ‚Vormund der Armen', denen der Ertrag zugewendet werden sollte. ‚Ich bitte Sie herzlichst', schreibt er ihm, ‚das Interesse der Armen in Bezug des Gockelertrags nach Recht und Billigkeit zu wahren. Oft danke ich Gott mit Rührung, daß er mir in Ihnen einen unverdienten treuen Freund gegeben, damit ich in solchen Dingen nicht ganz als ein Krüppel verkomme' [1]. Ein edler Zug im Leben des Dichters, wie wir schon früher hervorzuheben Gelegenheit hatten [2]. Später setzte er die Armen auch als Erben aller seiner übrigen Märchen ein. ‚Ihnen sollten', sagt deren Herausgeber, ‚die goldenen Früchte von den duftenden Blumen des überreichen Frühlings seiner dichterischen Phantasie, zur Stillung ihres Hungers, zur Bedeckung ihrer Blöße, zur Heilung ihrer Wunden, zur Unterweisung der Unwissenden, zur Besserung der Verirrten und zum Heil ihrer Seele zu Gute kommen' [3].

‚Wenn die Armen von meinem Gockel Nutzen ziehen und Sie und Böhmer sich darüber freuen', schrieb Brentano an Frau Willemer (der er

---

[1] Cl. Brentanos Gesammelte Schriften 9, 176, 354, 358, 375.

[2] Vergl. S. 104.

[3] Vorrede von Guido Görres zu den Märchen des Cl. Brentano 1, VI.

als ‚Großmütterchen‘ das Märchen widmete), ‚so ists ja schon recht; ich selbst habe an all’ diesen Dingen keine Freude mehr.‘ ‚Von mir‘, sagte er ein andermal, ‚ist nie Etwas gedruckt worden, dem ich volle Anerkennung gebe; Alles erschien in verwirrter Stimmung mir entrissen‘, und seiner Freundin Frau von Ahlefeldt, die ihn wegen des Gockel beglückwünscht, antwortete er am 24. Juli 1838: ‚Hat Sie das Märchen gefreut? Wohl gut, ich habe es meist unter großem Leid geschrieben und durfte das Leid nicht einmal merken lassen und so habe ich kindlich gethan zum Täuschen mit zerrissenem Herzen.‘ ‚Zum Humor gehört eine eigene Stimmung, er will mir nicht mehr gelingen.‘

Dagegen meinten die Freunde, welche Böhmer und sein Wesen kannten, daß ihn der Dichter mit gelungenem Humor in der Einleitung zu den gleichzeitig mit dem Gockel erschienenen: ‚Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau‘ als ‚literarischen Vormund Urkundius Regestus‘ eingeführt habe, der, nach dem verlorenen Tagebuch befragt, zuerst, ‚um sich zu besinnen‘, über drei Registraturen und nicht ganz fünf Büchergestelle gesprungen sei.

‚Die Kindlichkeit meines liebenswürdigsten Philisters [1] Urkundius Regestus‘, fährt Brentano in dem schon citirten Briefe an Frau Willemer fort, ‚ist doch wahrhaft rührend, und es hat mich erbaut zu hören, mit welcher Freude er an der Freude der Kinder über das Rheinmärchen theilnimmt. So ist ein unschuldiges Gemüth. Mit den Kleinen sich freuen und ihnen Freude machen, ist wohl die reinste Freude, aber recht freuen mit ihnen kann sich nur, wer rein ist, wie sie, und sich klein fühlt vor Gott.‘

Böhmer bewahrte sich diese Freude für seine ganze spätere Lebenszeit, und ein Freund [2], der um die Mitte der vierziger Jahre längere Zeit mit ihm in München verkehrte, sagt von ihm: ‚Darf ich auch seiner Gabe gedenken, wie der im Gebiete heller Begriffe, hoher Ideen und bedeutender Gegenstände heimische Geist zur beschränkten Fassungskraft, zur kleinen Welt der Kinder sich herablassen und liebreich in ihre Interessen mit einer Heiterkeit eingehen konnte, welche ihr Vertrauen zu ihm weckte! Es war wirklich rührend, den Mann, der Clios Griffel so fest und sicher führte, mit den Kindern an den träumerischen Gebilden und Gestalten der Grimmschen Volksmärchen sich erfreuen und erfrischen zu sehen.‘

---

[1] Vergl. S. 102.

[2] Heinrich Maurer (de Constant) aus Schaffhausen, jetzt in München, dem Verfasser für reiche Mittheilungen zu dieser Biographie mehr Dank schuldet, wie irgend einem andern Freunde Böhmers, und diesen Dank hiermit auch öffentlich ausspricht.

Am 25. April 1837 trat Böhmer eine neue wissenschaftliche Reise über Stuttgart nach der Schweiz und Italien an, auf welcher er sich vorzugsweise in Schaffhausen, Zürich, Einsiedeln, St. Gallen, Mailand, Florenz, Lucca, Pisa, Genua und Pavia, und auf der Rückkehr in Mailand und Luzern aufhielt und ‚ungemein wichtige Ausbeute davontrug'. Am 3. Juli war er wieder in Frankfurt. Er machte die Reise, schreibt Pertz, ‚vorzüglich zum Behuf der Urkunden der sächsischen und salischen Kaiser, und hob, durch Empfehlungsschreiben des Fürsten von Metternich begünstigt, für deutsche Wissenschaft einen beträchtlichen Theil des Schatzes, welchen Ober- und Mittel-Italien an solchen Urkunden besitzt; wie es ihm auch vorbehalten war, einen Theil des alten Reichsarchivs, welcher bei Kaiser Heinrichs VII. Tode in Pisa zurückblieb, in dem Archive einer italienischen Familie wieder zu entdecken' [1]. Auch zum Ankauf seltener historischer Werke für die Frankfurter Stadtbibliothek wurde die Reise benutzt, für die wir im Einzelnen auf die Briefe verweisen, worin er über seine Forschungen spricht und seine Beobachtungen über Land und Leute mittheilt [2].

Während er mit Freude die sehr großen Fortschritte wahrgenommen, welche die Italiener seit seiner ersten italienischen Reise in der Kunst gemacht, hatte es ihn ‚ungemein betrübt, dort dieselbe traurige Erfahrung, wie schon früher in Frankreich, machen zu müssen, daß die ernste wissenschaftliche Forschung so wenige Vertreter besitze, so geringes Interesse errege'. ‚In Deutschland', sagt er, ‚hat man die Kirche ausgeraubt und die Geistlichen auf den Tagesbedarf gestellt, und so erklärt sich, daß es an großen wissenschaftlichen Unternehmungen mangelt; aber in Italien hat die Kirche so reiche Stiftungen und Besitzungen, daß man meinen sollte, schon das Pflichtgefühl treibe dazu, wenigstens einen Theil der Mittel für die Belebung und Unterstützung solcher Forschungen zu verwenden, welchen ehedem Männer wie Mabillon, Muratori u. s. w. Leben und Kraft gewidmet haben. Aber: vita latet und zwar zum Nachtheil der Kirche und der Geistlichkeit, wie die Folgezeit lehren wird.' ‚Alle Wissenschaften, welche auf positiv literarischer Grundlage beruhen, wie Kirchen- und Dogmengeschichte, Rechtsgeschichte, politische und Culturgeschichte scheinen gänzlich vernachlässigt, dagegen gibt man sich etwas mit Mathematik und dergleichen ab. Am widerlichsten ist es, daß die Italiener ein so großes Gewicht auf die Stellung der Worte und dergleichen legen, worin einige Leute sehr geschickt sein sollen, aber natürlich ging ihnen über diesem Musiciren mit der Sprache, über diesem ausschließlichen Berücksichtigen der Form das Wesentlichste, der Gehalt, verloren. Da lobe ich mir doch

[1] Archiv 6, 719.
[2] Bd. 2, 248—258.

Digitized by Google

Deutschland, wo man noch der Meinung ist, daß ein tüchtiger Gehalt sich seine Form zu schaffen weiß... Die Deutschen, welche meinen, man müsse etwas nur recht wissen und verstehen, um es auch sagen zu können, erscheinen, vom italienischen Standpunkt aus gesehen, wie im Besitz einer vorweltlichen Urkraft.'

So war denn, wie bei seinem ersten Aufenthalte in Italien [1], auch jetzt, wenn auch nach anderer Richtung hin, die erhöhte Schätzung des Vaterländischen das wichtigste Resultat seiner Reise und er freute sich nur ,in Italien wenigstens eine Anzahl ernst wissenschaftlicher Männer kennen gelernt zu haben, die, von edlerem Geiste getrieben, fruchtreichen Samen auszustreuen im Stande sind'. ,Wie manche treffliche Männer', sagt er in einem Briefe vom 27. Juli an Rath Schlosser, ,sind mir in der Schweiz und Italien wieder persönlich näher getreten, die mich gestärkt und erfrischt und meinen Glauben, daß, trotz aller Verkommenheit der Zeit, wissenschaftlicher Ernst und Streben nach Wahrheit, Recht und Freiheit doch nicht untergehen werde, von Neuem gehoben haben.' ,Weit über alle Funde in Archiven', betheuert er am 12. August seinem Freunde Schulz, ,stelle ich den Fund eines tüchtigen Menschen, der ein festes Ziel im Auge hat, nach bester Ueberzeugung handelt und seine Ueberzeugungen unbekümmert um Tagesinteressen und das Geschrei der Menge frei und muthig herausspricht. Ich danke dem Himmel, daß es mir im Leben in so reichlichem Maße vergönnt wird, auch auf der letzten Reise vergönnt wurde, solche Funde zu machen.'

Dazu gehörten vorzugsweise die neuen Freunde, welche er in der Schweiz gewonnen: Heinrich Maurer (de Constant) und Friedrich Hurter in Schaffhausen, Meyer von Knonau und dessen Sohn in Zürich, und Kopp in Luzern, mit denen er seitdem öfters zusammentraf oder in brieflichem Verkehre blieb, und die ihm ,in Zukunft andere Schweizer Bekanntschaften vermittelten, und selber immer lieber wurden'. In Kopp lernte er ,die anspruchsloseste Natur, die eifrigste Thätigkeit für historische Wahrheitserkenntniß, das größte Verdienst in seiner Eigenschaft als vindex veritatis für das Haus Habsburg verehren'; die beiden Meyer von Knonau erschienen ihm ,als Typus altschweizerischer Mannhaftigkeit'; von Hurter sagt er: ,ich schätze ihn hoch vor allen Geschichtschreibern des Mittelalters, die wir Deutsche haben oder hatten; ein Mann nicht bloß der Wissenschaft, sondern was bei den Gutgesinnten heutzutage seltener ist, von Charakter und Energie'; und der ,gar gute, feinfühlende' Maurer erinnerte ihn stets an den Rath Schlosser, welchem er ,vor allen andern Eigenschaften religiöse Innigkeit, Gemüthsreinheit und Aufopferungsfähigkeit für Andere nachrühmen mußte'.

---

[1] Vergl. S. 57—58.

Einer dieser Männer, über den er einmal schrieb: ‚er war und blieb mir auch in schweren Stunden, die ich durch Trutz und Verzagtheit selbst verschuldet, ein treuer Freund, und kennt mich besser als Andere‘, hat sich über seinen damaligen und spätern Verkehr mit ihm Aufzeichnungen gemacht, deren Mittheilung uns vergönnt worden. Sie charakterisiren Böhmer nach mancher Seite.

‚Am 29. April 1837‘, schreibt er, ‚war es mir zum erstenmal vergönnt Böhmer zu sehen und kennen zu lernen. Für mich war die Erscheinung des hochgewachsenen Fremden mit den festen, ja scharfen Umrissen, den lebhaften, bald mild, bald ernst und strenge blickenden Augen gleich eine empfehlende, und als derselbe nun vollends aufmunternde Worte in Bezug auf die Arbeit, bei der er mich bei seinem Eintritt überrascht hatte, an mich richtete, und bei seiner Musterung der Handschrift der Bibliothek, wohin ich denselben, seinem Wunsche gemäß, geführt hatte, eine so große Gewandtheit und Sicherheit im Herausfinden des Bedeutenderen bekundete, da imponirte er mir wahrhaft. Was später bei wiederholtem Zusammensein und vertrauterem Umgang mit Böhmer immer deutlicher vor meine Seele trat, das ahnte mir schon im Beginne unserer Bekanntschaft: geistige Höhe und Ueberlegenheit eines auf der Grundlage umfassender Kenntnisse stehenden Genius, und sittliche, auf religiöser Ueberzeugung ruhende Reinheit, mit der hieraus hervorgehenden Antipathie gegen alles Rohe, Gemeine und Unedle, also gegen den Cynismus im eigentlichen Sinne des Wortes. Mit Absicht sage ich: ‚im eigentlichen Sinne des Wortes‘, weil die Modernen jede ungeschminkte, scharfe und wohlverdiente Bezeichnung des Schlechten, Unsittlichen und Irreligiösen als Cynismus verschreien, indem sie Dressur als ‚Erziehung‘, das comme il faut in der äußern Erscheinung als ‚Sittlichkeit‘, eine feine Sprachweise (Aussprache, gewählte Ausdrücke u. s. w.) als den ‚Reflex edler Gesinnung‘ geltend machen wollen.‘

‚Später hatte ich das Glück Böhmer auch von Seite seiner Beziehungen zu den Seinigen, Mutter und Bruder, kennen zu lernen, indem er, wenn sich dazu Veranlassung bot, besonders von ersterer mit einer Innigkeit und Wärme der Anhänglichkeit sprach, welche ich zu verstehen damals um so fähiger war, als ich erst einige Jahre früher meinen guten Vater verloren hatte. Auch in seinem Verhältniß zu seinen Freunden wurde er mir achtungswerth, einestheils durch die volle und lebhafte Anerkennung, welche er den Leistungen derselben (Passavant, Thomas, Lasaulx, Schnorr, Kopp, Amsler u. s. w.) zollte, anderseits durch die milde Nachsicht, mit welcher er gewisse Mängel, Schwächen und Einseitigkeiten, selbst wenn diese auch seiner eigenen weitherzigen Art und freiern Natur noch so diametral entgegengesetzt waren, ertrug und beurtheilte. Und hierbei muß ich auch

seiner uneigennützigen Weise gedenken, mit der er die Vortheile und Annehmlichkeiten, welche ihm seine sociale Stellung und sein damals schon wohlerworbener Name gaben, seinen Freunden zuzuwenden sich bemühte, sobald er sich überzeugt davon hielt, daß diese seine Empfehlungen verdienten. So brachte er uns z. B. in Rapport mit den Gebrüdern Boisserée und mit der ihm innig befreundeten von Görres'schen Familie. — Er war so edel, daß er es einem Freunde vergeben konnte Zeuge seiner über sich selbst vergossenen Thränen gewesen zu sein, um wie viel leichter mochte es ihm vorkommen, seiner Freunde Schwächen zu übersehen.'

‚Wo es galt verdorbene Zustände, Mißbräuche zu tadeln, da sprach er sich mit Freimuth, Unverzagtheit und wenn es die Sache verlangte, mit gerechter Entrüstung aus, z. B. über die (damals wenigstens) in Altbaiern verderbliche entsittlichende Bierseligkeit. Hätte er sich seiner Anlage zur Satyre überlassen wollen, so wäre es ihm bei seinem Scharfblicke leicht gewesen, darin zu excelliren, allein selten machte er von diesem Talent Gebrauch, und milderte die Schärfe des Bildes meist dadurch, daß er daneben einen guten und schönen Zug dessen stellte, den er eben durch etwas Komisches charakterisirt hatte.'

‚Er verabscheute den immer mehr um sich greifenden Atheismus und Materialismus. Daher waren ihm die coercitiven Mittel und Maßregeln, welche die katholische Kirche anwendete, um jene Krebsschäden der Menschheit zu bekämpfen und eine strengere Disciplin aufrecht zu erhalten, ehrwürdig und schienen ihm unentbehrlich. Er selbst zeigte durch seine einfache Lebensweise, daß er nicht bloß als lebloser Meilenzeiger Andern den Weg des Heiles weisen, sondern selbst darauf ihnen vorangehen wollte. ‚Ich habe', sagte er, ‚von Kindheit auf mich an Entsagung gewöhnt, so daß mir diese beinahe leichter wird, als der Genuß; dieß macht mir oft das Leben kalt und öde.' In Bezug auf die leibliche Nahrung des Menschen hatte er eigenthümliche Ansichten; er warf z. B. die Frage auf, ob es nicht dem geistigen Wesen des Menschen zuträglicher wäre sich, wie die Ostindier, aller animalischen Speise zu enthalten und sich durchaus auf vegetabilische zu beschränken.' —

‚Wir sprachen von Aretins Maximilian. Als ich mein Mißfallen über die Sucht einer neuern Schule aussprach, alle bisher hochgehaltenen Namen herabzuziehen, erwiederte er lebhaft: Es war endlich einmal Zeit, von jener protestantischen Auffassung der Geschichte zurückzukommen; schon der alte Plank in Göttingen war davon entfernt. — Er erzählte mir, er habe die Bekanntschaft eines jungen Engländers aus Oxford gemacht, eines Puseyten, dessen religiöse Ansichten er durchaus theile; er habe zu jenem gesagt: die anglicanische Kirche wird also in Ihnen eines ihrer würdigsten Glieder verlieren? worauf derselbe entgegnete: Nein, ich werde nicht zur

katholischen Kirche übertreten.‘ Dieß klärte mich über Böhmers religiöse Ansichten auf; jedenfalls, was er immer thun mag[1], stets wird er den Grundsätzen der Ehre gemäß handeln. — Beim Thee sprachen wir von dem Uebertritt eines der Söhne Friedrich Hurters. ‚Wer sich einmal mit der katholischen Kirche einläßt‘, sagte Böhmer, ‚der muß der consequenten Gewalt ihrer Gründe weichen und erliegen.‘ — Aus Veranlassung der Fortsetzung der Hirzel'schen Reformationsgeschichte durch Melchior Kirchhofer bemerkte er: ‚Ich mag die Reformationsgeschichte nicht.‘ Ferner sagte er: ‚Die katholische Kirche befriedigt alle Herzensbedürfnisse, sie schließt auch das Lutherthum in sich ein.‘ — Auch sagte er: ‚Die großen, die starken Völker glauben und beten und ringen, so die Tyroler.‘ Diese Bemerkung machte er im Gegensatz zu dem kleinlichen, engherzigen Geiste der Sachsen, wo sich die Neologie eingenistet habe. — Wir hatten über die Kirche gesprochen, da bemerkte er: ‚So wie der Mensch aus Leib und Seele besteht, so besteht die Kirche in Glauben und äußerlichen Phänomenen. Wir können den großen Einfluß nicht leugnen, den der Leib auf die Seele hat! Was mich betrifft, so bin ich mit denen versöhnt, welche in den Schooß der Kirche zurückkehren; die Größe der Opfer, welche sie ihren Ueberzeugungen bringen, spricht zu Gunsten ihrer Redlichkeit[2]. Es ist etwas Göttliches (θεῖον) in der Bewahrung, Erhaltung (conservatio) der Kirche.‘ Als ich diese Erhaltung auf das Wesentliche des Christenthums beschränken wollte, entgegnete er lebhaft: ‚Nein, ich meine der katholischen Kirche nach ihrer ganzen äußern Erscheinung.‘ — In Bezug auf sich selbst und seine Stellung zur katholischen Kirche sagte er: ‚Zu Manchem in derselben könnte ich mich kaum verstehen, z. B. zur Privatbeichte, zur allgemeinen dagegen wohl. Allein trete ich nicht über; wenn aber ein großer Theil der Lutheraner wieder darein zurückkehren, so schließe ich mich denselben an. Das ist ja selbst im Religionsfrieden vorausgesehen, wo es heißt bis zur Wiedervereinigung.‘ — Er sagte ferner: ‚Nur wo der Glaube noch stark ist, wird eine Nation sittlich groß und mächtig sein; wenn sie den alten Gottesdienst verspottet, so fällt Alles mit.‘ Ich führte als Beleg für das Erstere England an. Böhmer billigte dieß,

[1] Der Freund, aus dessen Tagebuch diese Mittheilungen stammen, ist Protestant.

[2] So urtheilte Böhmer schon im Jahre 1818, vergl. S. 56. Nachdem Max von Gagern zur Kirche zurückgetreten, schrieb er: ‚Einen, den ich in Bezug auf Kenntnisse, Genialität, Herz und Charakter vor allen meinen jüngern Freunden schätze, Max von Gagern, hat vor einigen Monaten denselben Schritt (vorher war von dem Uebertritt der Fräulein Emilie Linder die Rede) gethan ... Ich hatte bei einem zwar nicht häufigen, aber vertrauten Umgang keine Ahnung, daß ein solches Bedürfniß nach Kirchlichkeit in ihm lebe. Ich weiß nicht, ob ich ihn um diese Herzenswärme nicht beneiden soll.‘ Bd. 2, 369.

rühmte das Prayer-Book, die Responsorien u. s. w. Unzweifelhaft bleibe der im Ganzen sittliche und religiöse Charakter der englischen Literatur, die sich dadurch sehr vortheilhaft von der französischen, ja selbst auch von der deutschen unterscheide; auch die frische, nachhaltige Kraft des englischen Volkes zeuge für dessen Wurzeln im guten Erdreich.'

Nach seiner Rückkehr aus Italien und der Schweiz beschäftigte sich Böhmer hauptsächlich mit dem Eintragen der neuaufgefundenen Kaiserurkunden (er hat deren aus Italien allein über hundert mitgebracht), welches er ,seit länger als einem Jahr aus Mangel an Zeit vernachläßigt hatte', und machte dann vom 10. September 1837 an seine ,gewohnte Herbstreise, dießmal in Begleitung von Jacob Thomas, des Sohnes des Bürgermeisters, durch Lothringen und Elsaß, vorzugsweise in Metz [1] und Straßburg arbeitend'. ,Auf dieser Reise', schreibt er, ,begegnete uns der merkwürdige Zufall, daß wir fast nur mit liberalen Advocaten und materialistischen Aerzten zusammentrafen, und so mußte ich an den Spruch des alten Philosophen denken: Profligatae in republica disciplinae indicium est juris peritorum numerus et medicorum copia. Der moderne politische und religiöse Radicalismus hat kein anderes Ziel, als alle naturwüchsige Gliederung der menschlichen Gesellschaft in einen großen, formlosen Haufen von Atomen aufzulösen. Sein letztes böses Spiel wird er auf socialem Gebiet versuchen, und die sociale Frage wird die eigentliche Frage der Zukunft'.

Als er am 3. October wieder in Frankfurt eintraf, fand er Mutter und Bruder unwohl, und sich als Secretär und Kassenführer der historischen Gesellschaft mit so viel geschäftlichen [2] Arbeiten und Zumuthungen überladen, daß er ganz unmuthig wurde und am 26. October an Pertz schrieb: ,Du denkst Dir mich bei den Regesten Ludwigs des Baiern, die ich doch noch nicht berührt habe. Ja freilich würde ich mit Freuden und mit Erfolg daran arbeiten, wenn die Gesellschaftssachen nicht wären, deren ich allerdings sehr müde bin aus Ungeschicktheit zu dergleichen Arbeiten

---

[1] Vergl. Kaiserregesten von 1198—1254, S. 9, Nr. 27, wo er den Tod dieses jungen Freundes († am 18. April 1842) beklagt.

[2] Wie sehr seine wissenschaftliche Thätigkeit den Monumenten zu Gute kam, rühmt Pertz im Juli 1837 in der Vorrede zum zweiten Bande der Leges S. XX, wo er von den Unterstützern des Unternehmens spricht: ,Principem tamen inter eos locum Boehmerus noster obtinet, qui non tantum libris suis rei aggrediendae viam stravit, sed plurimis chartis in itinere diplomatico per Germaniae, Galliae, Belgici tabularia repertis descriptisque penum nostrum ditavit, et altera Regestorum editione mox proditura pleniorem editionum cuiusque diplomatis recensum exhibebit.'

und aus Vorliebe für die Regesten. Daß ich den populären Bericht über die Monumenta machen soll, den ich doch für mein eigenes Urkundenbuch, wo er ebenso nöthig gewesen wäre, unterließ, daß ich Correspondenzen führen soll, um der Gesellschaft die 25% von den bei ihr Subscribirenden zu verschaffen, während ich doch meine eigenen Vermögensangelegenheiten z. B. unsere gar nicht unbedeutenden Grundsteuerbeschwerden gegen die baierische Regierung seit Jahren habe liegen lassen, um Wissenschaftliches zu arbeiten: diese etwas grellen Unbilligkeiten verdrießen mich nicht wenig, und in solcher Stimmung vermag ich gar nichts oder fast gar nichts zu thun. Ja ich sammle eigentlich nur am Unwillen, bis er stark genug ist, um durchzubrechen.' ‚Sie erkundigen sich gütigst', heißt es in einem Briefe vom November an Rath Schlosser, ‚nach meinen Arbeiten, aber da läßt sich wenig Erfreuliches melden. Ich bin mit zu vielen Dingen belastet, die mir keine ruhige Thätigkeit gönnen, und wenn auch Alles das nicht wäre, was wie z. B. die Geschäftsführung der Gesellschaft mich drückt, so liegt doch in den Ereignissen des öffentlichen Lebens Stoff genug zum Unwillen und einer gewissen Gemüthsverbitterung, die sich meiner bemächtigt. Nicht Alle, verehrter Freund, haben das Maaß in sich, wie Sie und Thomas.'

Diese Ereignisse des öffentlichen Lebens, welche sein Gemüth verbitterten, waren vorzugsweise die damaligen Cölner Wirren, und die gleichzeitig in Preußen ‚im Interesse', sagt er, ‚einer künftigen, von der weltlichen Staatsgewalt ausgehenden und zu einer Unterabtheilung der Polizei herabgewürdigten Staatsreligion' [1] gegen seine lutherischen Glaubensgenossen ausgebrochenen Verfolgungen. Er fühlte sich ‚von diesen Dingen um so tiefer verletzt', je fester er bei seinen ‚oft schwankenden Ansichten in Religionssachen an dem schon vom Vater [2] gepredigten Grundsatze hielt: der Staat habe in Sachen des Gewissens nichts zu gebieten'.

In welcher Weise er sich der Lutheraner annahm und für sie thätig sein wollte, lehren uns seine Briefe [3] (und länger als ein Jahrzehnt ließ er noch ‚mehreren derselben, welche widerrechtlich von Amt und Brod entsetzt worden', ansehnliche Unterstützung zukommen), und wie prononcirt seine Stellung zu dem Cölner Kirchenstreite war, erkennen wir am besten aus den Klageworten, die er, nachdem zwischen Rom und Berlin ein Abkommen getroffen, einem jüngern Freunde schrieb: ‚In's Tiefe geht der Schmerz über den elenden Juste-milieu-Ausgang der Cölner Sache. Wahr-

---

[1] Bd. 2, 258.
[2] Vergl. S. 25.
[3] Bd. 2, 258, 261, 263, 270.

scheinlich kostet es dem Erzbischof das Leben. Friede und ist doch kein Friede'.[1]

Die kirchlichen Angelegenheiten, meinte er seitdem, müßten ‚jetzt ein anderes Colorit annehmen, wenn sie ferner anziehen sollen: in der bisherigen Manier sind sie abgenutzt. Irre ich nicht, so ist dieß Colorit ein politisches'[2], und er selbst beabsichtigte ihnen ein solches Colorit durch eine politische Abhandlung über die ‚Landesbeschwerden der Niederrheiner' zu geben, für die er Materialien sammelte. Rath Schlosser war anderer Ansicht und warnte: ‚Halten wir das Politische nicht aus dem Kirchlichen fern, so vermischen wir das Heilige mit manchen weltlichen Interessen, die der guten Sache, deß bin ich fest überzeugt, nicht dienen können, die ihr vielmehr Schwierigkeiten bereiten werden, welche die lebendige innere Vertiefung, die vor allem Noth thut, behindern. Abwehr gegen das Unrecht ist eine ebenso große Pflicht, wie die Pflege des Rechts, und es ist ja eigentlich eine und dieselbe Pflicht, aber eine principielle politische Abneigung, die gewöhnlich Alles in Bausch und Bogen verurtheilt, ist in meinen Augen vom Uebel.'

Aber Schlosser predigte in dieser Beziehung tauben Ohren. Während Böhmer früher[3] vorzugsweise den ehemaligen Rheinbundsstaaten die Schuld beigemessen, daß die vaterländischen Dinge seit dem Wiener Congreß eine so traurige Wendung genommen, so warf er jetzt alle Schuld auf Preußen, welches den ihm verhaßten, politischen Dualismus in Deutschland geschaffen, und ging fürder in seiner Abneigung gegen diesen Staat und seine Vertreter so weit, daß er auch den Charakter der Regierung des edlen Friedrich Wilhelm IV. verkannte und einen Mann wie Radowitz[4] in die Klasse der Höflinge verwies. ‚Wenn ich diese Fremden', sagt er, ‚in den Rheinlanden so schalten und walten sehe wie in einer eroberten Provinz, die sie von ihrem sogenannten Mutterlande aus beherrschen, so blutet mir das Herz:

Wo nur Triglawa war bekannt
Als schon der Cölner Dom entstand,
Das nennen sie das Mutterland.

Von dorther strömen sie herbei
Und schalten in dem Lande frei,
Als ob's ihr rechtes Erbe sei.

Des Landes Gut, verthan ist's schon,
Die Tochter fremden Freiers Lohn,
In die Caserne muß der Sohn.'

---

[1] Bd. 2, 328.
[2] Bd. 2, 340.
[3] Vergl. S. 173.
[4] Vergl. z. B. Bd. 2, 466.

Und was seiner verbitterten politischen Stimmung stets neue Nahrung zutrug, war der Umstand, daß ihm ‚das Treiben und die innere Ohnmacht in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten, wo möglich, noch widerwärtiger war', und daß alle seine Hoffnungen, die er ‚für die Wiederbelebung deutschen Geistes auf Oesterreich gesetzt hatte, immer mehr zu Schanden wurden'. ‚Oesterreich', schrieb er später einem Freund, ‚ist ganz in den Händen der Juden, welche wie die Würmer im Aas darin krabbeln, daran nagen, so sehr, daß es selbst nicht die Kraft hat, der Corruption seiner Verwaltung ein Ziel zu setzen. Ein Staat mit einer solchen Unmasse Papiergeld ist wie ein Fieberkranker. Er ist immer krank und nur das macht einen Unterschied, ob er gerade einen Paroxismus hat oder nicht. Oesterreich kann nur von dem Tage an handeln, wo es wie Spanien keine Zinsen mehr bezahlt und sagen kann: das Papiergeld ist Papier. Das wäre eine Revolution, in der die einzelnen Staaten des Kaiserreichs auseinanderfallen, und dann die Hofkammer, welche alle die Schulden gemacht hat, der Herr Niemand ist. Wie ich von Herzen gesinnt bin, wissen Sie. Aber ich mache die Augen gern auf.' ‚Traue man doch nicht auf das herzfaule Oesterreich. Die im Frieden einen Eichhof an die Spitze der Finanzen stellten, dieselben werden im Kriege auch wieder einen Mack an die Spitze des Heeres stellen. Daß doch Jemand diese Verhältnisse einmal NB. in Liebe rügte. Die Panegyriker wiegen nur tiefer in den Schlummer.' [1]

‚In Deutschland', sagt er in einem Briefe an Schulz, ‚werden immer schlimmere Loose rollen. Jeder Blick in die Zukunft versetzt mich in düstere Betrachtungen.' Ausdruck derselben sind seine Sonette:

Ich bin Kassandra, schaue von der Zinne
Wie wild Achill den treuen Hector schleift,
Ich bin Kassandra, welch' Verhängniß reift,
Bin ich schon längst, seit es gesä't ward, inne.

Die Drachenzähne sah ich im Beginne,
Kenn' drum den Keim, nach dem ihr gierig greift,
Kenne den Höllenthau, der ihn bereift,
Der giftig euch verdunkelt Sinn und Sinne.

O deutsches Land was stehet dir bevor!
Die Völkerhirten, die dein sollten warten,
Verkennen, wie ihr Recht, so ihre Pflichten;

Sie öffnen selbsten des Verderbens Thor,
Sind Böcke worden in dem reichen Garten
Des Vaterlands, und helfen ihn vernichten.

———

Lebwohl, Lebwohl, du Stern des Vaterlandes,
Des Friedens Stern und Stern des alten Rechts,

[1] Bd. 2, 341, 400.

Du Nachterheller besseren Geschlechts,
Den strahlen ich noch sah vom Saum des Randes.

Statt deiner lodert auf nun Glut des Brandes,
Der Leidenschaft des Herrn, so wie des Knechts,
Selbstsucht und Gier ist Wahlspruch des Geschlechts,
Um sie färbt roth das Gelbe sich des Sandes.

Die Prophezeiung sehen wir enthüllet,
Es stürzt dahin regnum divisum, nam . . .
Und tiefer noch und tiefer wird es sinken
Bis daß der Fluch des Meineids ist erfüllet.

Welkt Blüthen nur, es faulet euer Stamm;
Brecht Wipfel ein, was wolltet ihr noch winken!

‚Wie rührend lieb sprichst Du von der Gnade Deines Herrn‘, schrieb er im December 1838 einem Freund (der in einem deutschen Kleinstaate eine Anstellung bei Hofe gefunden), und scheinst mich ordentlich zu bedauern, daß ich meine Zeit mit so alten Urkunden verbringe und auf sogenannte Lebensgenüsse verzichte. Laß Dein Sorgen um mich, sorge Du nur, daß Du in der Hofluft nicht völlig zu Grunde gehst. Ich für meine Person leide nicht am Bandwurm und habe darum mit Deinen Bändern im Knopfloch nichts zu schaffen. Wäre ich Großfürst von Vaduz, so würde ich an einem Jahrestage meiner Souveränetätserklärung zu deren Feier eine souveräne Cabinetsordre ergehen lassen des Inhalts, es seien in meinem Reich drei neue Orden, oder vielmehr Ein Orden mit drei Graden errichtet worden, bestehend in: Brandmal auf der linken Wange, Brandmal auf der rechten, Brandmal auf der Stirn, und alle diejenigen, die das Bewußtsein in sich trügen, um mein souveränes deutsches Reich Vaduz sich Verdienste erworben zu haben, sollten sich zum Empfange meines neuen Ordens melden. Mein Land Vaduz würde dann bald Ordensritter von allen drei Graden in großer Anzahl besitzen, darauf wäre zu wetten. Da ich aber kein Großfürst von Vaduz bin und also keinen neuen Orden creiren und nicht einmal Dich zum Baron erheben kann, sondern nur ein reichsbürgerlicher Republikaner bin, so würde ich mich wenigstens freuen, wenn an allen Gedächtnißtagen der Souveränetätserklärung des Großfürsten von Vaduz und anderer deutschen Großstaaten von so und so viel zehn Quadratmeilen auf dem Frankfurter und Aachener Dom die Trauerfahne aufgesteckt würde. Und da ich auch diese Freude nicht genießen kann, so wisse wenigstens kurz und gut mein Glaubensbekenntniß: außer dem Herrn im Himmel, vor dem ich in Demuth mich beuge, würde ich gern auch einem Herrn auf Erden dienen, wenn man ihn uns nicht geraubt hätte, dem Kaiser, dem rechten deutschen Kaiser, nur diesem allein.‘ Daher ein anderes Sonett:

Den mir das Volk und seine Fürsten küren
Auf fränk'schem Grund zu Frankfurt an dem Main,
Aus freiem Stamm, und dann hinab den Rhein
Zu Karl des Großen Stuhl nach Aachen führen;

Den sie dort mit den Heiligthümern zieren
Und mit geweihtem Oele salben ein,
Dem den Pokal beim Mahl mit rhein'schem Wein
Die Fürsten füllen, dienstlich nach Gebühren;

Bedrängter und Verwaister Schutzverheißer,
Als weltlich Haupt der Christenheit zu schauen,
Des Reiches Mehrer allzeit, nah und fern;

Nur der allein, ein röm'scher König, Kaiser
Dereinst zu Rom, beherrscht mit Recht die Gauen
Des deutschen Lands, — den grüße ich als Herrn.

‚Traum und Schaum, wenn ich so zurückblicke. Bei Leipzig wurde für das gestritten, was die Proclamation von Kalisch verheißen hatte: die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands, die Wiederherstellung seines ehrwürdigen Reichs. Je schärfer in seinen Grundzügen dieß Werk aus dem ureignen Geiste des deutschen Volkes hervortreten werde, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener sollten die Deutschen wieder unter Europas Völkern erscheinen können! Was wurde hiervon erreicht? O armes Vaterland!‘

Böhmers düstere Stimmung war auch Folge eines schweren persönlichen Verlustes, den er durch den Tod desjenigen Freundes erlitten, welcher sein ‚stürmendes Gemüth so oft zu besänftigen, von dem heiligen Frieden, den er in sich trug, mitzutheilen, und das Vertrauen auf eine Wendung der Dinge zum Besseren immer wieder zu beleben‘ gewußt hatte. Dieser Freund war Thomas. ‚Am 30. September 1838‘, schreibt Böhmer, ‚hatte ich mit Thomas noch einen glücklichen Tag in Seligenstadt zugebracht, zwischen dem 3. bis 10. October, wo ich in Gießen und Wetzlar Urkunden abschrieb, zweimal ihn zum Besuche bei mir gesehen, und am 30. October aus seinem Munde noch die Worte vernommen: von allen meinen Freunden sind Sie mein treuester und liebster, als ich am 1. November von der Nachricht erschüttert ward, der Freund sei plötzlich an einem Schlagflusse gestorben.‘ ‚So ist denn für mich in Frankfurt nun Alles hin‘, war der erste Ausdruck seines Schmerzes, den er nun ‚für's ganze Leben als heiligen Schatz bewahrte‘. Rührend spricht sich in seinen Briefen die Klage um Thomas aus. ‚Mit ihm ist mir mein Glück gestorben.‘ ‚Er war einer der liebenswürdigsten und wohlwollendsten Menschen.‘ ‚Welche freundliche, durchaus wohlthuende Erscheinung! So war er mir immer, ja immer mehr. All' die gewaltigen Fragen der letzten Zeit haben wir wie mit Einem Sinn aufgefaßt. Ver-

ehrung vor dem Einen und Abneigung gegen das Andere haben wir, wie so manche Klage, so manchen Schmerz gleich getheilt. Auch so manche Freude. Er war mir gleichsam Ersatz für alles Andere, was mir unter den Menschen fehlte. Mit einer unerklärlichen und darum, so Gott will, jenseits des Irdischen wurzelnden Neigung hing er an mir. Jedes Kleinste, was mich umgab, hatte dadurch ein Interesse für ihn, in meiner Gegenwart schien er immer befriedigt. Ich konnte das nicht ganz so erwiedern, denn in meinem Herzen hatten Welt und Leben mehr Bitterkeit erzeugt.' ,Wer Anders wird meine Einsamkeit mit so liebem Gruß, so traulicher Anrede erfreuen? Die wunderbare Anhänglichkeit, die er an mich hatte, hat mich immer tief gerührt.' [1] ,Seines Gleichen', äußerte er sich gegen Maurer de Constant, ,werde ich nie mehr finden, er ersetzte mir Alles, was mir gebrach, und ich beklagte nach seinem Tode nur Eine Sache, nämlich ihm dieß nicht so gesagt zu haben. Doch die Art, gegen einander zu sein, ist ja sprechender als Worte.' In einem schon mehrmals erwähnten schönen Necrolog [2] entwarf er ein Bild des Wesens und Wirkens seines Freundes, und am Schluß der Vorrede der Regesten Ludwigs des Baiern, die er ,im Winter nach dem Tode von Thomas, dem trübsten Winter seit jenem von 1817 auf 1818 [3] zu Ende gebracht', sagt er: ,Ich kann diese Vorrede nicht schließen, ohne mit Schmerz zu gedenken, daß derjenige nicht mehr lebt, der an diesen meinen Arbeiten den nächsten Antheil genommen und dem ich auch dieses Buch am liebsten überbracht hätte: ich meine unsern Bürgermeister Thomas. In Unterhaltungen mit ihm war vor zehn Jahren die Idee der Kaiserregesten reif geworden, seine Mitfreude an jedem Vorschritt war Förderung, der Gebrauch, den er von den Resultaten zu machen wußte, Lohn der Arbeit. — Mit Gewandtheit und Kenntnissen in allen Zweigen der Verwaltung, mit Charakterfestigkeit, wo es galt das Recht, worin er nach germanischer Weise zugleich die Freiheit erkannte, zu ehren oder zu erhalten, verband er jene erleuchtete Liebe zum Vaterlande, welche ihren Gegenstand auch kennen wollte, und war aus diesem Grund ein warmer Freund des deutschgeschichtlichen Studiums. Ihm gebührte darum hier im Kaiserregestenwerk nicht mit Unrecht ein Denkstein. Er ruhe in Frieden.'

Diese Regesten Ludwigs des Baiern [4], woran Böhmer fast fünf Jahre gesammelt hatte, erschienen im Juli 1839 und waren in der Ausführung

---

[1] Bd. 2, 267, 269, 283, 286, 289 u. s. w.

[2] Bd. 3, 468—477.

[3] Vergl. S. 44 ffl.

[4] **Regesta Imperii inde ab anno 1314 usque ad annum 1347.** Die Urkunden Kaiser Ludwigs des Baiern, König Friedrichs des Schönen und König Johanns von

in Vergleich mit den ersten Kaiserregesten und denen der Karolinger bedeutend erweitert. Während die früheren Regesten nur eine einzelne Reihe enthielten, so brachte er jetzt dem Charakter der Zeit gemäß, nach den damals in Deutschland handelnden Hauptgewalten, deren drei: die von Ludwig, Friedrich dem Schönen und Johann von Böhmen, und diesen folgen die Regesten der Päpste, unter welchen besonders der ‚thätige, gewandte und consequente Johann XXII.' hervorragt. Die einzelnen Auszüge aus den Urkunden sind ausführlicher, und den politischen Aktenstücken, welche er in den Regesten der Karolinger nur neben den von den Regenten selbst ausgestellten Urkunden einfügte, sind jetzt besondere Abtheilungen: Wahlakten und andere Reichssachen, Landfrieden und Städtebünde u. s. w. zugewiesen. Ein mit der betreffenden Zeitgeschichte sehr vertrauter jüngerer Forscher [1] sagt von dem Regestenband: ‚Er bot schon einen mannigfaltigeren Anblick dar, als jene früheren. Die Bewegung der Zeit selbst spiegelte sich auch in diesem, man möchte sagen musivischen Bilde ab, in dem man sie hier überliefert sah. Der Zwist der beiden im Unfrieden erwählten Könige, die Parteistellung im Reich, die Erhebung des luxemburgischen Böhmenkönigs, die Kräftigung, welche, auf Kosten der immer mehr beschränkten Centralgewalt, der Landeshoheit der einzelnen Fürsten erwuchs, die von der französischen Politik inspirirten Eingriffe [2]

Böhmen, nebst einer Auswahl der Briefe und Bullen der Päbste und anderer Urkunden, welche für die Geschichte Deutschlands von 1314—1347 vorzüglich wichtig sind. Frankfurt 1839. XVI und 268 Seiten in 4⁰.

[1] Friedrich von Weech in einer Lebensskizze Böhmers im Schweizerischen Museum Jahrgang 1864, S. 87. Wir führen Weechs Worte um so lieber an, weil er nach 21 Jahren seit dem Erscheinen des Werks der erste Baier war, der es zur Freude Böhmers (vergl. Bd. 3, 361) für eine darstellende Arbeit benutzte Nach 21 Jahren! Böhmer sagte also am 27. October 1839 einem Münchener Freunde richtig voraus: ‚In Baiern wird's wohl noch lange dauern bis meine, guten Willens und treuen Fleißes ausgestreuten Samenkörner Frucht treiben werden. Honor alit artes! aber zu diesen artes rechnet man dort nicht die vaterländische Wissenschaft. Alles wird der Kunstwuth geopfert, und einheimische Wissenschaft kann dort nicht gedeihen, so lange man, was verdiente Männer z. B. Huschberg leisten, so völlig ignorirt. Zur Zeit wird man wieder ausrufen: Die Einheimischen leisten nichts, und wird dann, wie schon früher einmal, Fremde importiren, nicht zum Vortheil des noch kerngesunden deutschen Stammes.' Der erwähnte Huschberg, Archivar in München, den Böhmer als einen eifrigen Förderer seiner Forschungen hochschätzte, hatte ihm am 11. Februar 1839 klagend geschrieben: ‚Baron von Freyberg wünscht meiner los zu werden und sucht mich auf das durch Oesterreichers Tod erledigte Archivariat Bamberg hinauszubringen. Wie Gott will! Meine Geschichte der Scheiern-Wittelsbach wurde allerhöchsten Orts bald vergessen. Nicht die mindeste öffentliche Anerkennung wurde mir von dieser Seite für jenes Werk zu Theil, während dasselbe vom Ausland mit Freuden begrüßt wurde.' Böhmer beruft sich auf diesen Brief Bd. 3, 308.

[2] Böhmer würde, wie wir gleich hören werden, diesen Ausdruck nicht gebilligt haben.

der Avignoner Päpste in die Rechte des Reichs, das Bündniß Ludwigs mit England, die Verhandlungen mit Frankreich, die verfehlten Versuche, was der kaiserlichen Macht in Deutschland abging, in Italien zu ersetzen — das alles tritt mit jener Unmittelbarkeit, wie sie den urkundlichen Ueberlieferungen eigen ist, an uns heran.‘

Ungemein wichtig wegen ihres reichen Gehaltes ist auch die Vorrede des Werks, aus der wir zunächst sein Urtheil über Olenschlagers ‚Staatsgeschichte des römischen Kaiserthums in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts‘ hervorheben, weil wir daraus entnehmen können, welche wesentliche Anforderungen er an einen Historiker stellte. ‚Nach genauer Zeitrechnung geordnet, mit Abschneidung unnöthiger Weitläuftigkeiten auf das Wesentliche gerichtet, der Wahrheit als der vornehmsten Eigenschaft eines ächten Geschichtschreibers wissentlich nichts vergebend, doch bescheiden sie aussprechend, zumal aber mit politischem Blick die geheimen Triebfedern der Handlungen aufdeckend und darum auch an Raynaldi als vornehmsten Leiter sich haltend, erzählt er seine Geschichte, die er im Uebrigen vorzugsweise auf die zeitgenössischen Schriftsteller, vor allem Andern aber auf die Urkunden als die sichersten Denkmale der Historie gründet.‘

Und was ihm bei einem Geschichtschreiber am meisten zuwider war, erkennen wir aus den Worten über die bayerische Geschichte des verdienten Buchner: ‚Einige nationale Vorliebe, welche bei ihm hier und da nicht ohne Einfluß war, gibt mir bei einer im Allgemeinen wahrheitsliebenden Gesinnung weniger Anstoß, als z. B. anderwärts das Haschen nach dem Picanten, die Alles so dünn und dürftig machende Auffassung von bloß verständigem Standpunkt und das anmaßliche Beurtheilen unverstandener Vorzeit nach moderner Parteiansicht.‘ Darum wies er auch einige ungerechte, auf Unkenntniß beruhende Urtheile Schlossers mit scharfer Rüge zurück, und fügte hinzu: ‚Nicht also sollte Geschichte geschrieben werden.‘

In kurzer, treffender Charakteristik, worin Böhmer später Meister wurde, bietet er uns in der Vorrede ferner eine Uebersicht [1] der bedeutendsten Schriftsteller des Jahrhunderts und spricht dabei den Wunsch aus, daß bei der Unzulänglichkeit der meisten bisherigen Ausgaben derselben neue zweckmäßigere Abdrücke veranstaltet werden möchten. Hiermit wollte er seine ‚eigenen künftigen Handausgaben deutscher Geschichtsquellen ein-

[1] Er wünschte, daß in ähnlicher Weise mit den im Archiv für ältere deutsche Geschichte verzeichneten Schriftstellern verfahren werde, damit allmählich eine Literatur unserer Geschichtsquellen entstehe, welche zum Quellenstudium anleiten würde. Vergl. Bd. 2, 277, 479—480.

leiten'. ‚Allerdings', sagt er, ‚werden diese Schriftsteller dereinst in die Monumenta Germaniae historica medii aevi aufgenommen werden; allein so thätig auch an diesem hochwichtigen Werke gearbeitet wird und so gediegen es fortschreitet, wird es doch immer noch eine Reihe von Jahren bedürfen, bis solches an's vierzehnte Jahrhundert gelangt, ein Verzug, der um so schmerzlicher ist, je mehr die lebendigen Erinnerungen an unser nationales Leben und dessen Grundlagen verschwinden. Außerdem ist doch gar keine Ursache vorhanden, weßhalb die Geschichtschreiber unseres Volkes nicht unzähligemal gleich den griechischen und römischen Classikern, die uns doch viel weniger angehen, sondern nur ein- oder einigemal sollten herausgegeben werden. Daher rufe ich jeden zur Herausgabe solcher Abdrücke auf, welcher etwas Besseres bieten kann, als bisher vorhanden war. Und das ist nicht schwer, weil schon die jetzigen Ausgaben durch Verbesserung der Interpunktion und durch Beifügung chronologischer Marginalien auch ohne neue Hülfsmittel wesentlich brauchbarer gemacht werden können. Außerdem wird jeder Abdruck, der eine gute Handschrift mit Treue wiedergibt, jederzeit seinen Werth behalten und auch für die künftige Bearbeitung des Textes in den Monumenten von Nutzen sein.'

Ein anderer Wunsch, der ihm seit Jahren am Herzen lag, und den er, wie schon früher, auch jetzt wieder äußerte, war die Bearbeitung der Regesten der Päpste. ‚Vollständige Regesten der Päbste wären ein größeres Werk, als die der Kaiser. Aber eine herrliche Aufgabe wäre es, auch nur die bei Baronius und Raynaldi vorhandenen Briefe und Bullen, nach Nationen geordnet, in Regesten zu bringen, wie ich es hier für einen Abschnitt der deutschen Geschichte gethan habe. Da würde der reiche Gehalt der Annales ecclesiastici erst aufgeschlossen, ein geschichtlicher Faden für jede Nation im Mittelalter (besonders seit 1198) gewonnen sein. Aufmerksamkeit wäre zum Werk nöthig und nachhaltiger Fleiß. Aber wie dort der durchwühlte Weinberg den vergeblich gesuchten Schatz im reichgesteigerten Ertrag einbrachte, so würde auch hier der Arbeiter für anscheinend mechanisches Thun durch kirchengeschichtliche Kenntniß gelohnt werden.'

Weil er aber überall von dem Grundsatz ausging: ‚was man liebt, soll man auch kennen lernen', so hielt er vor Allem die Katholiken selbst, welche mit Liebe ihrer Kirche anhingen, zur Lösung einer so überaus verdienstlichen Aufgabe berufen, wies deßhalb dieselbe schon in der Vorrede der Kaiserregesten ‚irgend einem geistlichen Stift in Oesterreich' zu, und betonte in einem Briefe an Chmel, worin er sich ausführlicher über den Gegenstand aussprach, besonders auch den praktischen Nutzen, die ‚unberechenbare Bedeutung', welche ein solch' chronologisch geordnetes Reper-

torium der päpstlichen Bullen für die Erläuterung des Kirchenrechtes haben würde [1].

‚Wann wird einmal wieder', fragt er bei Uebersendung der Regesten Ludwigs den Rath Schlosser, ‚auf kirchlicher Seite die reiche Frucht erkannt werden, welche aus strengwissenschaftlicher Geschichtsforschung für Geber und Empfänger sich erzeugt! In Frankreich und Italien sieht es

---

[1] Bd. 2, 204—205. Er bedauert dabei, in der Vorrede der Kaiserregesten die die Papstregesten betreffenden ‚schönen Worte Pertzens im Archiv der Gesellschaft 5, 29 nicht citirt zu haben'. Auf diese Worte, welche Pertz, ‚damals noch in lebendigem Verständniß weltumspannender Größe' (so heißt es in einer Aufzeichnung Böhmers) und noch in lebendiger Erinnerung der ihm in Rom gewordenen Förderung seiner Forschungen, im November 1823 niederschrieb, kommt Böhmer so oft zurück (vergl. z. B. die Vorrede zu dem ersten Ergänzungshefte der Regesten Ludwigs des Baiern S. VII, Anmerkung, ferner Kaiserregesten von 1198—1254 S. VI und S. 290), daß es uns passend erscheint sie hier vollständig mitzutheilen: ‚Der unvergleichliche Schatz der ganzen Anstalt (des Vaticanischen Archivs) sind die 2016 Bände päpstlicher Regesten, welche in fast nie unterbrochener Reihe, als amtliche immer gleichzeitige Sammlung der Briefe, Urkunden, Befehle, Instruktionen des päpstlichen Hofes mit vielen zu ihrer Erläuterung eingeschalteten Briefen und Urkunden der Beamten oder anderer Mächte, von Innocenz III. Zeit an erhalten sind. Die Frage der Aechtheit, welcher jede einzelne Urkunde genügen muß, verstummt bei dieser aus dem täglichen Bedürfniß einer Weltherrschaft hervorgegangenen, viele hundert Jahre mit ihr bestandenen und in ihren geheimsten Archiven aufbewahrten Sammlung, deren Gebrauch selbst in unsern Jahrhunderten nur in sehr wenigen Fällen und in sehr beschränktem Maße gestattet war. Caraffa, Baronius Freund, und der Fortsetzer seiner zum Schutz des päpstlichen Stuhls geschriebenen Annalen, Raynald, durften sie (so scheint es) selbst benutzen; dagegen war es der Archivar, welcher den geistlichen Orden Abschriften zur Vervollständigung ihrer Bullarien, und der französischen Regierung die fehlenden Stücke von Innocenz III. Regesten lieferte. Nur diese, Gregors VII. und Johannes VIII. Briefe sind bisher vollständig gedruckt, und an ihnen erkennt Jeder den hohen Werth einer vollen Uebersicht des innern, bei den erschütterndsten äußeren Stürmen klaren und sichern Geschäftslebens, welches am scheinbaren Rande des Untergangs die bei den mareccanischen Heiden und in den Feldlagern der Tataren umherirrenden vereinzelten Christen nicht vergißt, für das ewige Heil der noch Unbekehrten mit gleicher Treue wie für die Errettung der gefährdeten eigenen Kirche denkt. Das Bild dieser Größe wiederholt sich in den Briefen nicht nur eines Papstes; ihre Vertheidiger haben nicht weise gehandelt, sie bisher der Verborgenheit zu überlassen; denn hier kann kein Geschichtschreiber durch die Größe seines Blickes das Fehlende ersetzen. Die beste Vertheidigung der Päpste ist die Enthüllung ihres Seyns; erscheinen dabei Schwächen, so darf man gerade deßhalb für sie auf ein billigeres Urtheil der Geschichte rechnen, als wenn, wie oft bisher, Alles an ihnen als verholen, also Alles als Verdächtiges gelten sollte. Einst, wenn diese Beweise ihres Seyns ihnen nachfolgen sollten, wird man zu spät eine Nachlässigkeit beklagen, die ebenso den Untergang aller früheren Vertheidigungswaffen bis zu Ende des 12. Jahrhunderts herbeigeführt hat.' Vergl. das dem hier Gesagten ganz entsprechende Urtheil Joh. von Müllers über das Papstthum in dessen Sämmtl. Werken 16, 156.

damit dermalen traurig aus. Und in Deutschland?' Wie auf seiner zweiten Reise in Italien, so hatte er auch während seines Aufenthaltes in Frankreich zu seinem Bedauern sich überzeugen müssen, daß dort das solide, auf historische Thatsachen gegründete Wissen gänzlich abgenommen, daß auch die besseren Köpfe, sogar unter der Geistlichkeit, nur den Tagesinteressen dienend, sich der Zeitungsschreiberei zugewendet [1], und so wollte er, daß wenigstens in Deutschland die Geistlichen dafür Sorge trügen, ihrem Stande durch wissenschaftliche Leistungen einen Theil der Achtung zu bewahren, welche von den sogenannten Gebildeten der Religion versagt werde. ‚Wie liegt mir doch', sagt er im October 1839 in einem Briefe an Clemens Brentano, ‚die alte Kirche, an deren Erbe wir zehren, mit ihren ehrwürdigen Traditionen so sehr am Herzen! An Liebesthätigkeit, Würde und Gediegenheit kommt nichts ihr gleich, aber sie hat meist nur noch Einfluß auf die Gemüther, und müßte auch wieder nach der so vielfach verlorenen Herrschaft über die Geister ringen. Möchten doch von katholischer Seite auch auf dem Gebiete der Geschichte mehr Leute erstehen, die gründliche Kenntnisse mit richtigem Urtheil und einigem Talent in der Darstellung verbinden, damit die Anderen ... das Wort nicht allein behalten.' [2] ‚Neulich hatte ich', heißt es in einem andern Schreiben, ‚eine längere Unterredung mit einem Professor der katholischen Theologie, der Kirchengeschichte vorträgt, einem warm und mild gesinnten und einsichtsvollen Manne. Aber dieser Professor der Kirchengeschichte kannte fast keine der großen päbstlichen Staatsschriften des Mittelalters, vor denen ich mich in Bewunderung beuge. Wie traurig! Wird denn in dem höheren Unterricht bei den Katholiken die studirende Jugend gar nicht mehr auf die ächten Quellen verwiesen, aus denen sie ihren Blick erweitern, ihr Gemüth erwärmen, ihren Willen stählen sollte? Läßt man denn alle Schätze unbenutzt? Lebt man nur von der Hand in den Mund? Denkt man gar nicht mehr daran, was ein Benedikt XIV. für nothwendig hielt, was die Mauriner geleistet? Will denn kein einziger Bischof Hand an's Werk legen zur Gründung einer Pflanzschule historischer Wahrheitserkenntniß? Ich las dem Manne mehrere Stellen vor aus dem wunderbaren Rundschreiben Gregors IX. vom 10. Oktober 1227, und er war sichtlich erfreut. Also durch mich lernte ein katholischer Kirchengeschichts**professor** ein Actenstück kennen, welches keinem einzigen katholischen **Studenten** der Theologie unbekannt bleiben sollte [3]. Es macht mich unmuthig, daß auch katholische Städte, wie

---

[1] Bd. 2, 205.

[2] Bd. 2, 285—286.

[3] Es ist dasselbe Actenstück, von dem er in den Kaiserregesten von 1198—1254, S. 333, Nr. 9 sagt: ‚Dieses schon durch den Inhalt so wichtige Actenstück ist in Bezug

Cöln und Aachen, so wenig für die Kenntniß ihrer großen Vergangenheit sorgen.' [1]

Bezüglich der Regesten der Päpste wiederholte er später [2]: ‚In der Vorrede zu meinen früheren Kaiserregesten äußerte ich, daß irgend ein geistliches Stift in Oesterreich durch ein solches Unternehmen die Thätigkeit seiner Conventualen erproben und sich allgemeinen Dank erwerben möge. Bisher ohne Erfolg. Man möchte fast glauben, daß das, was Baronius und Raynald in dieser Beziehung bereits geleistet haben, durch seine Größe und seinen Werth mehr abschrecke, als nachziehe. Wie dem auch sei: ich wünsche von Neuem, daß die von mir gesammelten Bruchstücke päbstlicher Regesten einem Solchen vor Augen kommen mögen, dem Sallust's Vorwort [3] zum Catilina im Gedächtniß geblieben, der mit Vincentius Ferretinus fragt: quid enim valet, nisi sepius exerceatur, ingenium, der sich entschließe, einige Jahre an das Werk zu geben und zur Ehre der Kirche und zum dauernden Gewinn für geschichtliches Studium es hinauszuführen.'

Immer hoffte er dabei noch auf einen ‚Nachfahren jener wissenschaftlich wirkenden Klostergeistlichen Oesterreichs, aus deren Mitte einst die trefflichen Brüder Pez, der hochverdiente Bessel hervorgegangen' [4], und schrieb an Pertz: ‚Ich gestehe, daß sich ein widriges Gefühl mir beimischen würde, wenn ich sie (die Papstregesten) aus Berlin erhielte. So etwas sollten die Katholiken leisten; daß sie es nicht thun, mag entschuldigt werden damit, daß man ihrer Kirche in Deutschland allenthalben ihr Vermögen genommen hat und daß die Steuern, welche sie zahlen, überall von akatholischen Regierungen eingenommen werden, außer von zweien, deren eine

---

auf die Abfassung wohl eins der ausgezeichnetsten, die überhaupt existiren. Warum doch sind so großartige Denkmäler der Gesinnung und des Talentes so wenig bekannt, selbst bei den Freunden der Kirche, deren Hoheit darin so herrlich hervortritt?'

[1] Diesem Unmuth machte er oft in grellen Worten Luft. Sind denn in Cöln, fragt er in den Kaiserregesten von 1198—1254, S. 342, Nr. 95, ‚nur Bacchusknechte, Fastnachtsnarren und Kunstschwätzer, und ist dort gar Keiner, der sich zu dem männlicheren und würdigeren Geschäft vaterländischer Geschichtsforschung zu erheben vermag?' Seitdem ist es in Cöln anders geworden. — Ueber Aachen sagt er in seinen Fontes 3, LIX bei Erwähnung wichtiger Pergamentblätter, die dort vorhanden gewesen und verloren gegangen: ‚Wie traurig doch, daß Städte wie Achen, bei allem äußern Gedeihen in Bezug auf Sinn für die Wissenschaft und Verständniß derselben so tief sinken können, daß dergleichen Kleinodien halb gekannt zu Grunde gehen.'

[2] Kaiserregesten von 1246—1313, S. IV.

[3] Vergl. daraus die Stelle S. 74.

[4] Weech 86.

im Deficit steckt [1], während von der andern alle Ueberschüsse der Bauwuth geopfert werden.' [2]

Nachdem später die Regesten der Päpste wirklich in Berlin erschienen und zwar durch den riesenhaften Fleiß und die wissenschaftliche Aufopferung eines jüdischen Gelehrten, konnte Böhmer sein Mißbehagen, ‚daß so Etwas ein Fremder geleistet', nicht verbergen, aber dieses galt nicht dem Werk und der Person des Verfassers, sondern erklärt sich aus dem Gesagten, und wurde noch vermehrt durch die ihn ‚so betrübende Beobachtung, daß auf kirchlicher Seite sich an Jaffés Werk so wenig wissenschaftliches Thun entzünde'. Als er wenige Jahre vor seinem Tode davon hörte, daß man in Italien die Papstregesten zu studiren beginne, nannte er dieß ‚ein gutes Zeichen', und fügte über den Verfasser hinzu: ‚Auch mir erscheint Jaffés Charakter hochachtbar.' [3]

Wir kommen nochmals auf die Vorrede zu den Regesten Ludwigs des Bayern zurück, um zu bemerken, daß Böhmer hier zum erstenmal öffentlich den Standpunkt, welchen er in der Beurtheilung der Streitigkeiten zwischen Kirche und Reich einnahm und in seinen späteren Arbeiten ausführlicher zu begründen suchte, mit den Worten andeutete: ‚Was die oft falsch beurtheilte Hauptfrage dieser Zeit über Deutschlands Verhältniß zum Pabste anbelangt, so dürfen nicht übersehen werden: einmal die schiedsrichterliche Gewalt, welche die Päbste im Mittelalter überhaupt ausübten, und welche selbst Karl der Große auf dem Gipfel seiner Macht anerkannt hatte, dann die bedeutenden Rechte, welche die den Hohenstaufen entgegengesetzte Partei und die seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aufgestellten schwachen Könige dem päbstlichen Hofe eingeräumt hatten. Bei den einmal eingetretenen innern Zerwürfnissen war das entscheidende

[1] Aber trotz seines Deficits ‚hätte Oesterreich für Belebung geschichtlichen Sinnes und insbesondere für Förderung deutschgeschichtlicher Forschungen ganz anders sorgen sollen, und hätte besser gethan dafür die großen Geldsummen zu verwenden, welche es Jahr aus Jahr ein für geheime Polizei und käufliche Zeitungsschreiber verausgabte'. So äußerte Böhmer sich oft gegen katholische Freunde, wie es denn überhaupt ein häufiges Thema seiner Klagen war, daß man in den leitenden Kreisen in Wien alles Verständniß auch von der praktischen Wichtigkeit deutschgeschichtlicher Studien verloren zu haben scheine. ‚Dort steht nur noch die Schreiberei der Büreaukraten und Journalisten in Ansehen', schrieb er, und mahnte darum seinen Freund Guido Görres, er möge sein Lied auf die ‚Schreiber':

‚Ihr Geist die Gänsefeder,
Die Akten ihr Revier,
Ihr Herz wie altes Leder,
Ihr Himmelreich Papier' u. s. w.

nach Wien schicken, ‚wo außer dem Schreibergeist kein anderer gefördert werde, es sei denn etwa noch der Gänseleberpastetengeist'.

[2] Bd. 2, 379.

[3] Bd. 3, 367.

Ansehen des sichtbaren Oberhauptes der Kirche in der That eher eine Wohlthat, und gar nicht nothwendig antinational.'[1]

Böhmers Beurtheilung der Wirksamkeit des Papstthums im Mittelalter war schon in früheren Jahren durch das eifrige Studium Johanns von Müller wesentlich beeinflußt worden. Sorgsam hatte er sich alle Stellen ausgeschrieben, worin Müller in seinen Schriften und Briefen die Segnungen der Hierarchie gepriesen, und diese Stellen mit einem ,sehr richtig', oder ,sehr zu beachten' u. s. w. begleitet; z. B. ,Die Geschichte des Papstthums ist noch ganz vom Parteigeiste und polemischen Gesichtspunkten beider Theile entstellt. Innocentius der Dritte und Andere haben die höchsten Tugenden in ihrer Aufsicht über die christliche Welt ausgeübt.' ,So lange ich von Gregorius, Alexander und Innocentius voll war, befand ich mich so wohl, als wären Leib und Seele gleich unsterblich an mir.' Besonders ,tiefeindringend in das richtige Verständniß' erschien ihm die Bemerkung Müllers, daß man seine ,Reisen der Päpste' auch betiteln könne: ,Wider das dumme Jubelgeschrei des Publikums bei der Vernichtung aller Hindernisse des militärischen Despotismus.'[2] ,Denn dabei bleibe ich', sagte Böhmer, ,der militärische Despotismus, dieser größte Krebsschaden unserer Zeit, konnte nicht entstehen, so lange das Pabstthum oberhirtlich waltete und in die weltlichen Dinge eingriff, und er wird bei uns in demselben Grade steigen, in welchem die kirchlichen Gewalten und Ordnungen an Einfluß verlieren.'

---

[1] Zur Charakteristik seines kirchlichen Standpunktes mögen noch einige seiner Aussprüche hier eine Stelle finden. Ueber die Verurtheilung mehrerer Lehrsätze des Dominikaners Eckard durch den päpstlichen Stuhl sagt er: ,Sehr merkwürdig! Ein deutlicher Beweis, mit welchen Gefahren die Speculationen selbst edler und tiefsinniger Gemüther umgeben sind, und wie sehr es einer Kirche bedarf sie zu zügeln. Es sollte nicht übersehen werden, was für große Verdienste sich der päbstliche Stuhl gerade in dieser Hinsicht von jeher um Christenthum und Menschheit erworben hat.' Regesten Ludwigs S. 222, Nr. 90. Vergl. erstes Ergänzungsheft zu diesen Regesten S. XI. In diesem Ergänzungsheft S. 305—306 rühmt er von den Cölnern: ,Frömmigkeit und Kirchlichkeit gehörten in allen Jahrhunderten zur Eigenthümlichkeit (oder wie man jetzt sagt zur Nationalität) des Cölnischen Volkes. Darum führte schon im 12. Jahrhundert das Siegel der ,heiligen' Stadt die Umschrift: Sancta Colonia dei gratia romanae ecclesiae fidelis filia (siehe die Abbildung in Lacomblet Urkundenbuch des Niederrheins), und konnte Oliver um 1220 (bei Eccard Script. 2, 1416) ausrufen: Tu autem Colonia, civitas sanctorum, que in hortis habitas inter lilia virginum, rosas martyrum, violas confessorum! Zu den Blüthen dieses Gartens gehören die Kunstwerke, die heutzutage wohl auch von solchen geschätzt werden, welche den Stamm vertilgen möchten, der sie trug, an dem sie haften, mit dem sie welken. Es ist der bunte Rock Josephs, den die Brüder beneiden, dessen Träger sie binden und verkaufen, unbekümmert um die Verheißung, die an sein Haupt geknüpft ist.' Vergl. den Brief Bd. 2, 431.

[2] Vergl. Müllers Sämmtliche Werke 16. 150, 152, 156, 225. Vergl. auch 14. 291, 302 und 15. 336.

VI.

Das Jahrzehnt der reichsten wissenschaftlichen Thätigkeit bis zum Abschluß der erneuerten Kaiserregesten.

(1839–1849.)

Wie Böhmer das Jahrzehnt nach seiner ersten italienischen Reise als einen ‚besondern Lebensabschnitt, als die Blüthezeit seiner Romantik, als geistige Wanderzeit zur Auffindung des rechten Berufes‘ bezeichnete [1], die er mit dem Beginn der Kaiserregesten im Jahre 1829, wo er diesen Beruf gefunden und sich eigene Bahn gebrochen habe [2], abschloß, so ‚begann wiederum nach einem Jahrzehnt‘, sagte er, ‚ein neuer Abschnitt mit dem Jahre 1839 sowohl für mich selbst, wie für meine Arbeiten‘. ‚Bis zum Jahre 1839 hatte ich neben meiner Arbeit reiches Leben durch Thomas, aber seit dessen Tod wurde die Arbeit mein einziges Leben, dem ich nun, so gut ich konnte, weitere Bedeutung zu geben mich bemühte. Ich dehnte den Kreis meiner Studien, die früher fast ausschließlich den Urkunden als den wesentlichsten Grundlagen der Geschichte zugewendet waren, gleichmäßig auch auf die Geschichtschreiber aus, nachdem ich mich immer mehr überzeugt hatte, daß nur durch Verbindung der Urkunden mit den Quellenschriftstellern ein rechtes Verständniß des Mittelalters, eine zusammenhängende Erkenntniß desselben zu erreichen sei.‘ ‚Arnim vergleicht in dem Epilog zu des Knaben Wunderhorn die Vorzeit unseres Volkes mit einer unter das Wasser versunkenen Stadt, deren Fundamente noch feststehen, deren alte Straßen und Plätze noch durchschimmern, aus der noch manches kostbare Gut heraufgewunden werden kann. Als solche verborgene Schätze erschienen mir unsere Quellenschriften, die ich darum für die Kaiserregesten und deren Studium fruchtbar zu machen suchte, und mit bestimmter Auswahl in einer eigenen Sammlung mit gereinigtem Text, in bequemem Format für den Privatbesitz und den Handgebrauch herausgab.‘

‚Auch in sofern bildet das Jahr 1839 einen Abschnitt, als ich seitdem in Erinnerung eines Wortes von Thomas „man dürfe sich nicht bloß als Baustein vermauern“, rückhaltslos meine Ueberzeugungen in Bezug auf Kirche und Staat, auf Volk und Vaterland öffentlich ausgesprochen, wie sich solche schon in der Vorrede der Regesten Ludwigs des Baiern, mehr aber noch in den Vorreden zu den Geschichtsquellen und in den erneuerten Kaiserregesten finden.‘

---

[1] Vergl. S. 75.
[2] Vergl. S. 154.

Den Plan zur Herausgabe einer eigenen Sammlung von Geschichtsquellen faßte Böhmer auf einer Herbstreise im Jahre 1839 und dachte dabei vorzugsweise an eine Sammlung von ‚Chroniken Rheinfrankens‘, durch die er ‚unserm Volk neben seiner ächten Geschichte auch seinen verklungenen Namen wieder neu zu bieten‘ beabsichtigte. [1] Außer einer Chronik der Erzbischöfe von Cöln, die er auf dieser Reise auffand, trug er auf derselben (sie dauerte vom 3. bis 23. September) aus den Archiven von Brüssel, Düsseldorf, Cöln und Coblenz für die Geschichte König Johanns von Böhmen und Albrechts I. ‚eine schöne Ernte davon‘. [2] ‚Den ersten Vorarbeiten für die Besorgung besagter Quellenpublication, den Regesten Albrechts I. und der Fortsetzung der schon früher begonnenen Regesten Carls IV. war der Winter von 1839 bis 1840 hauptsächlich gewidmet.‘

Für das Frühjahr 1840 hatte er schon seit längerer Zeit eine dritte Reise nach Italien in Aussicht genommen, vorzüglich ‚um in Rom zur Aufhellung einiger unklaren Punkte im Leben Ludwigs des Baiern Materialien zu suchen‘, und den vielfach von Raynald benutzten Nicolaus Minorita, den wichtigsten Schriftsteller für die staatsrechtlichen Verhältnisse jener Zeit, worin er die Reichsgesetze von 1338 aufzufinden hoffte, abzuschreiben. [3] ‚Wie rüstig und schön ist es‘, schrieb ihm Jacob Grimm, ‚daß Sie, nach vollbrachter Mühe (der Regesten Ludwigs) jetzt nach Rom gehen, um einen dunkeln Punkt im Leben dieses Kaisers aufzuklären. Hätten der König von Bayern und sein Kronprinz doch auch so reges vaterländisches Gefühl; sie ziehen in Welschland umher, um Deutschland aus dem Auge zu haben.‘

Durch allerlei Hindernisse wurde Böhmers Abreise verzögert, namentlich auch durch seine Bemühungen, die Frankfurter Hospitalhalle, ‚eines der schönsten Bauwerke des fünfzehnten Jahrhunderts, von einer durch keine Nothwendigkeit, ja nicht einmal einen öffentlichen Nutzen gebotenen Zerstörung zu bewahren‘. [4] Sein schöner Aufsatz, den er zu Gunsten des Kunstdenkmales veröffentlichte [5], war aber nur ‚wie die Stimme eines Rufenden in der Wüste, denn die herrliche Zierde der Vaterstadt wurde der Zer-

---

[1] Vergl. Bd. 2, 289. — ‚Dank dem bairischen Könige, daß er seinen Völkern ihre angestammten Namen zurückgegeben hat, ein Pfand, daß auch ihre Persönlichkeit nicht unterdrückt, sondern geachtet werden soll. Möchtet doch auch ihr, Landsleute, rheinische Franken von Speier bis Andernach und von Andernach bis Düsseldorf, euch eures wahren Namens erinnern.‘ Erstes Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwigs des Baiern S. IV.

[2] Vergl. Bd. 2, 288—293. Kaiserregesten von 1246—1313, S. 232, Nr. 405.

[3] Vergl. Regesten Ludwigs des Baiern S. 120, Nr. 1921 und das erste Ergänzungsheft zu denselben S. V. Ferner Fontes 1, 221.

[4] Erstes Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwigs des Baiern S. V.

[5] Bd. 3, 441—452.

störung preisgegeben, und zwar so zweck- und nutzlos, daß auch nicht ein einziger irgend haltbarer Grund dafür aufgefunden werden konnte'. ‚Mit Recht', schreibt er, ‚wurde in einem hiesigen Blatte gesagt: ‚Wem auch jede artistische Einsicht so weit mangelt, daß er nicht zu fassen vermag, wie die Hospitalhalle nächst den drei alten Kirchen und dem Römer eines der ausgezeichnetsten Bauwerke der Stadt ist, von dem kann wenigstens verlangt werden, daß er fühle, was es heißt, seine Vaterstadt aller Denkmäler zu berauben, an welche sich ihre ruhmwürdige Geschichte knüpft. Wenn die Thatsache, daß Frankfurt bereits zu einer Zeit eine mächtige, kunstreiche und welthistorische Stadt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gewesen, als so manche elegante Residenz der Gegenwart noch keinen Namen trug — wenn diese Thatsache und alles sich hieran knüpfende gerechte Selbstgefühl nur noch aus schriftlichen Urkunden zu entnehmen sein wird, dann wird auch ihre wahre Bedeutung erloschen sein. Nur die Werke der Kunst und vor allem die jener wahrhaft historischen Kunst, welche den Ruhm ihrer Zeit in Stein schreibt, vermag zu dem Gesammtgefühl der Volksmasse zu sprechen und jenen edlen Gemeinsinn lebendig zu erhalten, der eben in dem Bewußtsein einer langen Gemeinschaft in Freud und Leid seine Hauptquelle hat. Modern geschaffene, elegant gezierte oder auch große, kasernenartig hingestreckte Häuser haben Darmstadt, Carlsruhe, Mannheim und andere Städte der neueren Zeit in voller Zahl. Was ihnen fehlt, was jeder mit tieferm Sinn Begabte unter ihren Bewohnern schmerzlich vermißt, das ist eben der Gegensatz zu jener nüchternen ideenlosen Alltäglichkeit der baulichen Umgebung, der nur in den bewundernswürdigen, kunstdurchdrungenen, geschichtlich verherrlichten Bauwerken einer reichen Vergangenheit gefunden wird. Aber so ist der moderne Radicalismus. Sein Streben geht dahin, nicht bloß alle ehrwürdigen Institutionen umzustürzen, sondern auch, so weit er vermag, die Denkmäler, jene stummen, aber dennoch mächtig redenden Zeugen einer edlern Zeit zu zertrümmern.'

Erst am 14. April 1840 konnte er seine Reise antreten. In Stuttgart machte er die persönliche Bekanntschaft Uhlands und verlebte im Verkehre mit Stälin einige so glückliche Tage, daß ihm noch nach Jahresfrist die Erinnerung daran in seiner ‚manchmal trüben Einsamkeit oft tröstlich' [1] war, und er in einem Briefe an Schulz sich äußerte: ‚Hätte ich einen so treuen, kindlich lieben Menschen wie Stälin in Frankfurt oder auch nur in Mainz, so würde ich einen Ersatz haben für den Verlust von Thomas. Das fühlte ich deutlich, als ich bei Beginn meiner Reise einige Tage in

[1] Bd. 2, 316.

Stuttgart war und den Freund so einsichtig, so ernst in seinem Wollen, so theilnehmend fand und sein verstehendes Wesen mir wohlthat.'

Von Stuttgart ging die Fahrt nach München und von dort nach einer neuntägigen, erfolgreichen Arbeit [1] auf dem Archiv und der Bibliothek und einem ,für Herz und Geist erfrischenden Umgang in der Görres-schen Familie, mit Clemens Brentano und Klee', über Verona nach Mantua, wo er im Archiv der Gonzagas eine ansehnliche Zahl von Urkunden und Briefen der Kaiser bis zum Jahre 1350 copirte. Dann besuchte er Modena, Pistoja, Pisa und Florenz, und kam am 22. Mai über Siena nach Rom [2].

Als er am 31. Mai 1819 nach seinem ersten, ,langen segensreichen Aufenthalt daselbst der ewigen Stadt den Scheidegruß: Auf Wiedersehen brachte', hatte er, wie er an Amsler schrieb, die Hoffnung gehegt, es werde sich ,das nationale Leben erhalten und entfalten und durch die Einwirkung der deutschen Künstler auch die römische Kunst von Neuem erblühen'. Von allem dem traf er nun nach 21 Jahren ,das gerade Gegentheil an, fand Stadt und Menschen so verändert', daß er seine ,alten Erinnerungen nirgends mehr recht anzuknüpfen wußte'. ,Wie preßte es mir das Herz', sagt er, ,Stadt und Bewohner so auffallend modernisirt wieder zu finden. Ich habe mein altes Rom so zu sagen nicht mehr erkannt. Die 20,000 Fremden, welche dort jährlich den Winter zubringen, haben auf Todtes und Lebendiges eine gewaltige Einwirkung geäußert. Häuser und Straßen sind abgeglättet wie in Paris und Wien, und auch die Menschen haben unendlich an Nationalität verloren'. Als Beleg der geistigen Apathie der Römer und ihrer Theilnahmlosigkeit an fremdem Leben erschien ihm vorzugsweise ihr passives Verhältniß zur deutschen Kunst. Von Rom aus hatten die deutschen Kunstjünger das Kunstbewußtsein der Deutschen gänzlich umgestaltet und erneuert, aber auf die Römer selbst war der geistige Proceß, der in ihren Mauern vorgegangen, ohne Wirkung geblieben. In keiner einzigen ihrer Gallerien sah er ein Bild eines deutschen Künstlers, und was ihm von einheimischer neuerer Malerei zu Gesichte kam, mußte er nach seinen ,Anforderungen an christliche Kunst auf eine sehr niedrige Stufe stellen'.

,Uebrigens würde mir', fährt er fort, ,gewiß Vieles in Rom im milderen Lichte erschienen sein, wenn ich hätte arbeiten können. Aber wie war ich behindert! und ich meine es doch ehrlich mit der Wissenschaft und wahrlich auch ehrlich mit der Kirche'. ,Wenn Jemand wegen ernsten,

---

[1] Vergl. Bd. 2, 299, 302.

[2] Näheres über seine Arbeiten, neue Bekanntschaften u. s. w. in den Briefen Bd. 2, 298—307. Kaiserregesten von 1246—1313, S. 264, Nr. 106; S. 311, 328, Nr. 181.

wissenschaftlichen Forschungen (wie sie auch in Rom zur Zeit des Baronius und Raynaldi getrieben wurden) 400 Stunden weit hergekommen ist, dann sollte ihm die vaticanische Bibliothek doch öfter offen stehen, als in sechszehn Tagen siebenmal, und länger als jedesmal nur drei Stunden'.

Mit der Absicht sich über die ‚elenden Einrichtungen bei den literarischen Sammlungen des Vaticans ohne viele ambages öffentlich auszusprechen', verließ er Rom nach einem achtzehntägigen Aufenthalt in tiefster Verstimmung, und überhaupt blieben ihm von der ganzen italienischen Reise ‚fast nur peinliche Eindrücke zurück', nicht bloß weil er noch von keiner Reise im Verhältniß zum Aufwand von Zeit, Geld und Mühe so geringe wissenschaftliche Ausbeute mitgebracht [1], sondern auch besonders deßhalb, weil alle seine Beobachtungen über die Zustände des Landes ihm ‚eine schlimme, blutige Zukunft desselben vorhersehen' ließen. ‚Ich glaube', sagt er, ‚daß in keinem Lande Europas die sociale Frage [2] eher zur Lösung kommen wird, als in Italien, und diese Lösung wird Ströme von Blut kosten, nachdem ihr eine Entfesselung aller Geister des Voltairianismus, der dort mächtig eindringt, vorangegangen sein wird. O schönes, armes Italien!'

Wie ‚von der Hinreise aus Stuttgart und München', so brachte er ‚auch von der Rückreise durch Begrüßung von Meyer von Knonau in Zürich und Kopp in Luzern freundliche Erinnerungen mit nach Frankfurt', wo er am 6. Juli wieder eintraf und, einen kurzen Aufenthalt in Heidelberg (im November) abgerechnet, ununterbrochen den ganzen Herbst und Winter hindurch an seinen Geschichtsquellen, an der neuen Ausgabe der früheren Kaiserregesten und an dem ersten Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwigs des Bayern arbeitete, welches letztere im Mai 1841 erschien. Es enthielt, auf stark sechs Druckbogen, an Zahl und Gehalt wichtige Beiträge zu dem Hauptwerk, die er von mehreren Geschichtsfreunden erhalten, meistens aber selbst aus den Archiven zu Brüssel, Coblenz, Düsseldorf, Darmstadt, Mantua und München erhoben hatte. ‚Wiederholt bringe

---

[1] Vergl. Bd. 2, 304.

[2] In Bezug auf die sociale Frage als Hauptfrage der Zukunft notirte sich Böhmer Niebuhrs Worte: ‚Die Bettelarmuth des Volkes, welche es nicht länger ertragen will, bereitet (zwar nicht etwas unter der Sonne ganz Neues, wohl aber was seit Jahrhunderten unerhört war, und eben unsern Politikern, welche das Vermögen auf die Stelle Gottes im Allerheiligsten gesetzt hatten, noch jetzt undenkbar scheint) eine Revision des Eigenthums. Wir sind in den Zustand Roms nach den Zeiten der Gracchen gerathen, mit allen ihren Gräßlichkeiten — und wer das nicht sieht, ist blind: — wer da glaubt es sei von Freiheit die Rede, ist ein Thor: Formen halten nichts mehr, wir werden den Despotismus segnen, wenn er unser Leben schützt, wie die Römer den des Augustus segneten'. Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr 3, 274.

ich in der Vorrede darauf', schreibt er an Chmel, ‚daß doch diejenigen sich dem urkundlichen Studium der vaterländischen Vorzeit annehmen möchten, welchen dazu ein besonderer Beruf innewohnt'. ‚Was kann es fördern, wenn jährlich so manche neue Bücher über Geschichte erscheinen, welche die älteren vorhandenen gar nicht übertreffen, während es daneben noch immer an der Vereinigung auch nur der wichtigeren Materialien fehlt? Möchte man doch erst die Acten vervollständigen, ehe man daraus neuerdings zu referiren oder gar das Urtheil zu fällen unternimmt. Dafür sollten Adel und Klöster, wo sie noch sind, etwas thun; sie, die in der Vorzeit wurzeln, sollten dieser auch Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwenden, und indem sie dieselbe erhalten und ehren, sich selbst und Alles, was auf urkundlichem Rechte ruht, und demnach wahrhaft national ist, auch in der Gegenwart festigen. So viel ein Reichsbürger vermag, suche ich zu leisten.'

Bei Uebersendung des Heftes an den Rath Schlosser schrieb er: ‚Hier mein Ergänzungsheft, dessen Vorrede ein offenes Wort, wie ich es auszusprechen liebe und Ihnen bereits angekündigt habe [1], über die vaticanischen Bibliotheks- und Archivsverhältnisse enthält. Ich denke, aus der Erörterung wird man wohl sehen, daß ich kein Gegner der Kirche bin (von deren Vitalität und Stätigkeit, die den Zorn ihrer Gegner bis zur Wuth steigert, ich vielmehr für unsere Zukunft Alles erhoffe), aber die berührten Mißstände erfordern öffentliche Besprechung und Rüge, und diese sollte nicht von den Feinden, sondern von den Freunden der Kirche ausgehen und von letzteren recht verbreitet werden, auf daß baldige Abhülfe eintritt. Ist meine Besprechung ruhig gehalten?' Sie ist es in der That, und wir heben daraus einige noch nicht veraltete Klagen hervor mit dem Wunsche, daß sie je eher je lieber gänzlich veraltet sein mögen.

‚Die literarischen Sammlungen des Vaticans', sagt er, ‚bestehen aus Bibliothek und Archiv. Erstere, welche 24,000 Handschriften enthält, ist uns deutschen Geschichtsfreunden von allergrößter Wichtigkeit, sowohl wegen unserm Antheil an der italienischen Geschichte, als auch durch die Deutschland betreffenden Handschriften, welche dorthin, theils aus der pfälzischen Bibliothek, theils aus andern Gegenden des Vaterlandes ihren Weg gefunden haben. Daß dieses geschehen, können wir uns gefallen lassen. Sie liegen dort, besonders uns im ehemals sogenannten Reich Wohnenden, minder aus dem Wege, als wenn sie an manchen entlegenen Ort Deutschlands verbracht wären; die Heidelberger Handschriften würden, wären sie an der Stelle geblieben, aller Wahrscheinlichkeit nach im siebzehnten Jahrhundert mit Stadt und Land von den Franzosen verwüstet und vernichtet worden sein; andere waren ursprünglich Kirchengut, den Kirchen hat man

[1] Vergl. Bd. 2, 304.

das Ihrige durch die Säcularisationen genommen, es ist nicht unbillig, daß die Kirche wenigstens ein Andenken an sie bewahre.'

,Aber wie sind nun diese Schätze zu benutzen? Die Handschriften stehen in verschlossenen Schränken in einem sehr heitern, von zwei Seiten beleuchteten Saal; das Arbeitszimmer aber hat nur ein einziges Fenster, dunkle Wandmalereien bedecken seine Wände, sein Fußboden ist von Stein, es ist nicht heizbar. In diesem düstern, dumpfen und kalten Raume sitzen nun die Custoden und die (gar nichts leistenden) Scriptoren rings auf hölzernen Gestühlen, den Lesern aber (ich sah dort nur sechs bis acht, meist Deutsche; viel mehrere fänden gar nicht Platz) gibt man zu einem hohen Tisch und zu einem niedrigen Stuhl nicht einmal (wenigstens damals nicht, als ich dort fror), wie doch landesüblich ist, ein Brett oder eine Decke unter die Füße . . .'

,Man will arbeiten: wann ist dieß gestattet? An ungefähr neunzig Tagen des ganzen Jahres, die übrigen sind Ferientage! Folgten doch noch diese neunzig Tage hinter einander, so könnte an ihnen schon etwas geschehen. Aber mit Nichten, sie sind ganz zufällig zerstreut in den acht Monaten von Januar bis Juni, November und December. An diesen wenigen Tagen kann man nun allerdings arbeiten, aber nicht etwa sechs bis acht Stunden täglich, wie man gewohnt ist, nicht einmal fünf Stunden, wie auf den meisten andern Bibliotheken Italiens, z. B. in Rom selbst bei den guten Dominicanern sopra Minerva, sondern jedesmal nur drei, sage drei Stunden lang. Damit ist es aber immer noch nicht abgethan, selbst wenn man mit Titel und Nummer der Handschriften, da man deren Kataloge nicht einsehen darf, sonstwoher versehen ist. Denn nun heißt es: Geschichte hänge mit Politik zusammen, für die politischen Verhältnisse seien die Gesandten da, darum bedürfe es vor allen Dingen einer diplomatischen Fürsprache, worauf dann Resolution erfolgen werde. Wehe nun dem Gelehrten, der bei seinem Gesandten nicht beglaubigt ist, oder dessen Staat gar keinen Gesandten zu Rom unterhält. Wenn er sich auch in wissenschaftlicher Hinsicht so weit legitimirt, daß man ihm (allzuhöflich) sagt, man halte es für eine Ehre, daß die Bibliothek von ihm benutzt werde: er wird nie zu dieser Benutzung berechtigt, wenn ihm auch Einiges, gleichsam verstohlener Weise, verstattet werden sollte. Und dieß ist ganz gemäß der geltenden Verordnung vom 4. August 1761, wonach Niemand ohne eine ausdrückliche vom Staatssecretariat ausgefertigte Erlaubniß des heiligen Vaters in den Handschriften etwas lesen oder abschreiben darf, und den Bibliothekcustoden eigentlich nichts erlaubt ist, als flüchtig einige Curiositäten vorzuzeigen!' [1]

[1] Vergl. auch Böhmers Fontes 3, XXXVI. Note.

‚Ich finde es ganz in der Ordnung, daß man in Rom nicht Jedem Alles (besonders aus den letzten Jahrhunderten) in die Hände gibt. Es ist in der That gar zu naiv, wenn Personen, denen alle religiöse Richtung abgeht, die kein Fassungsvermögen für kirchliche Zustände besitzen, dorten Materialien für ihre feindseligen oder doch wenigstens unverständigen und schiefen Diatriben abgelangt haben wollen. Ebenso finde ich es in der Ordnung, daß man Solche nicht allzusehr begünstigt, welche, weil sie sich im Alleinbesitz der Denkkraft, Intelligenz und sogenannten deutschen Wissenschaft glauben, von vorne herein Diejenigen, deren Gefälligkeit sie in Anspruch nehmen, durch dünkelhaftes und anmaßendes Betragen verletzen. Jene Beschränkungen aber auch auf bescheidene Sammler, auch auf die Freunde der Kirche, sie auch auf ganz unverfängliche Gegenstände auszudehnen, ist sicherlich nicht im Geiste der Vorgänger gehandelt, welche auf der Höhe der Wissenschaft stehend jene Schätze zusammenbrachten.‘

‚Als ich so meine Absichten vereitelt oder doch ihre Erfüllung wesentlich beschränkt sah, überkam mich unwillkürlich der Gedanke, daß dem nicht so sein würde, wenn eine andere Nation als die deutsche nach ihrem wissenschaftlichen Standpunkte und sonstigen Verhältnissen das gleiche große Interesse an der Benutzung dieser Sachen hätte.‘

Nachdem er dann die deutschen Mächte aufgerufen in Rom diese Nationalangelegenheit zu vertreten, bespricht er auch die Uebelstände, welche die Benutzung des vaticanischen Archivs verhindern, und schließt: ‚Kein Hof der Welt hat wohl je in größerem Umfang und mit weniger Rückhalt seine Archive der geschichtlichen Forschung und der Oeffentlichkeit hingegeben, als der päbstliche im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert für und durch Baronius und Raynaldi gethan. Noch sind diese großen Namen auch in Rom nicht verschollen, noch besteht Filippo Neri's Congregation; warum denn fehlt es an der Nachfolge? Daß hier nichts zu verheimlichen sei, beweist der frühere Vorgang . . . Möchte man doch überall die Ueberzeugung gewinnen, die beste Vertheidigung der Päbste sei die Enthüllung ihres Seins‘ [1].

Am 27. August 1841 trat Böhmer mit Pertz eine Reise nach dem Elsaß an, um die dortigen Archive und Bibliotheken zu untersuchen. Nach einem mehrtägigen Aufenthalt auf den Böhmer'schen Familiengütern bei Zweibrücken, auf den waldigen Höhen und in den heiteren Gärten und Wiesengründen des Thales von Montbijou, überschritten die Freunde (nach dem Berichte von Pertz) am Nachmittage des 2. September die französische

[1] Vergl. oben die Worte von Pertz S. 211.

Grenze und kamen am 4. über Hagenau, wo ihnen der Eintritt in's Stadtarchiv gestattet ward, nach Straßburg. Dort benutzten sie auf der Universitätsbibliothek ungedruckte Annalen einer Handschrift aus Maurmünster bei Zabern, Briefe zur Geschichte Friedrichs I. und eine Beschreibung von Cöln, und Böhmer begann auf den Archiven der Stadt die Abschrift einer Reihe wichtiger Urkunden. Auch in Colmar, wohin die Fahrt nach einem Besuche des Odilienberges ging, beschäftigte er sich vom 10. bis 13. September vorzüglich mit den Kaiserurkunden der beiden Archive und entdeckte hier die anderthalb Jahre früher in Rom vergebens gesuchten, fast vollständigen Reichsgesetze Ludwigs des Bayern von 1338 [1].

‚Am 13. September verließen wir', schreibt Pertz, ‚diese schöne Gegend, um zu versuchen, ob wir ungeachtet der politischen Verwicklungen des Kantons Aargau die Murische Handschrift des Hermann, Berthold und Bernold für die neue Ausgabe dieser Schriftsteller, besonders des Berthold benutzen könnten. Ueber Basel in Aarau angelangt . . ., fuhren wir am 14. September über Lenzburg, die Ruinen von Habsburg im Gesichte, nach Vilmergen und (dem von der Kantonsregierung aufgehobenen Kloster) Muri. Die öden Hallen des Prachtbaues, worin mich noch vor zwei Jahren seine Eigenthümer gastlich aufgenommen hatten, wurden uns aufgethan, wir betraten die Bibliothek, wo die reiche Büchersammlung in aller Ordnung stand, und auf einem Tisch, vielleicht noch zuletzt gebraucht, die Monumenta Germaniae lagen; wir durchgingen die Handschriften, dann das Archiv, ohne das Erwartete zu finden. Beim Scheiden begrüßten wir an der Pforte des Klosters den einzigen in der Nähe als Seelsorger gebliebenen Pater Leodegar, der von einer geistlichen Verrichtung zurückkehrte, und uns keine Auskunft ertheilen konnte. Unser Aufenthalt in Luzern ward zur Benutzung der Stadtbibliothek verwendet, welche unter wenig bedeutenden Handschriften der Franciskaner einen Petrus de Vinea mit einem ungedruckten Anhang erhalten hat; nach einer Fahrt über den Vierwaldstädtersee bis Flüelen trennten wir uns in Luzern am Nachmittag des 17. September' [2].

Böhmer besuchte dann noch Schaffhausen und Zürich, war in Bern auf der Versammlung der schweizerischen Geschichtsforscher, machte dort an Zellweger, Wurstemberger, Matile, Gingins, Häusler, Rodt u. s. w. ‚sehr schätzbare Bekanntschaften', und erhielt von dem günstigen Erfolg seiner Regestenarbeiten die ermunterndsten Zeugnisse. Von Bern ging er nach Thun, Lauterbrunnen, Grindelwald, Interlaken, Basel, wo er meist mit Wackernagel verkehrte und sein Möglichstes that, um das in Aussicht

---

[1] Vergl. Fontes 1, 221.

[2] Archiv 8, 253—258.

genommene Urkundenbuch des Bisthums in Gang zu bringen. Ueber Colmar, Straßburg und Heidelberg kehrte er am 11. October nach Frankfurt zurück [1].

Hier traf er Clemens Brentano in kränklichem Zustande an. ‚Wie viel', schreibt er, ‚liegt dazwischen, seit ich Clemens im Jahre 1823 kennen lernte und er mir neue Welten eröffnete, und sein bei allen Absonderlichkeiten liebreichstes Gemüth mich rührte und fesselte. Mehr als achtzehn Jahre sind seitdem verstrichen, in denen wir uns öfters gesehen und geschrieben, und wenn auch zeitweilige Störungen eintraten, so blieben wir uns doch innerlich stets von Herzen gut. Und so ist er mir noch jetzt ein treuer Herzensfreund. Seine Seele hat sich nun ganz einer Mystik zugewendet, von der ich zwar nichts oder wenig verstehe, die ich aber hochachten muß, weil ich sehe, wie sie in ihm Früchte der Güte und Milde hervortreibt, die ich mir selber so gerne gönnen möchte. Der Freund kränkelt und die Aerzte sprechen schlimm über seinen Zustand und ich fürchte, es wird mir Einsamen mit ihm so ergehen, wie mit Thomas, an dem ich mein tägliches Herzensbrod verlor, wie mit Kunst [2], dessen Tod mir ebenfalls eine sehr fühlbare Lücke gelassen.'

Diese ‚Mystik' Brentanos bestand, wie wir aus den damaligen in ihrer Wahrheit und Einfalt ergreifenden Briefen des Dichters erkennen können, in dem innerlichsten Erfassen und Umfassen der christlichen Heilslehre und der Gnadengaben der Kirche, verbunden mit schmerzlichster Reue über die Irrungen seines früheren Lebens. ‚Ich habe immer', sagt er in einem Briefe, ‚in der Natur unserer ganzen Familie, aller meiner Geschwister, eine große Anlage zur Güte und Liebe, Theilnahme, Hingabe an das Rechte und Wahre gefühlt, ja ich fühlte Alles das sogar in meinem Herzen ... Ach, was hätten wir doch alle werden können: so gut, so fromm, hülfreich und trostreich für einander und ein Heil allen Nebenmenschen; o wir hätten wohl heilend und heilig werden können, wir hatten wohl Alles dazu, und was ist aus uns geworden ... Ich fühle ein tiefes Leid, daß Alles das in mir und den Geschwistern nur vermischt und zerrissen vorhanden ist, wenn gleich die elenden Trümmer auf dem Bruch hie und da glänzen.' ‚O selig wem Gott die Hände bindet, die gefaltenen Hände zum Gebet und die Augen verhüllt mit Demuth und Einfalt, wenn die Welt hereinbricht mit ihrem falschen Glanz und ihrer Verführung' [3].

Am 24. November 1841, wo Brentano Frankfurt verließ, sagte er

[1] Vergl. seine Briefe Bd. 2, 322, 324, 326.
[2] Vergl. Bd. 2, 332.
[3] Gesammelte Schriften 9, 423, 401.

beim Abschied zu Böhmer: ‚Gott mit Ihnen! Machen Sie doch nicht das Vaterland und die Wissenschaft allein zu Ihrem Gott, dann würde es übel enden.‘

Im folgenden Jahre hatte Böhmer den geahnten Verlust, denn schon am 28. Juli 1842 betrauerte er den Tod des Freundes, an dem er fürder ‚mit den sehnsüchtigsten Rückerinnerungen‘ hing, den ihm, wie in anderer Weise Thomas, ‚Niemand ersetzen konnte‘ [1].

‚Dieser hochbegabte Freund‘, schreibt er, ‚hätte allerdings mehr leisten können; er hatte die Kraft des Geistes und den Reichthum der Seele, um sich neben Dante, Calderon und Shakspeare zu stellen, aber was er hinterlassen hat, ist immerhin so herrlich, daß man an lebensvoller Schöpfung Nichts vermissen wird, wenn es einst vorliegt‘ [2]. Daß ‚das Vorliegende herauskomme, daß der reiche Schatz Brentano'scher Poesie Gemeingut werde und die Welt auch den Dichter selbst in seinem Leben und Wesen kennen und würdigen lerne‘, wurde ihm jetzt mehr noch wie zu Lebzeiten Brentanos ‚ein Herzensbedürfniß, welches sich unter den täglichen Urkunden- und Regestenarbeiten von Jahr zu Jahr steigerte und Befriedigung verlangte‘. Mit einer eigenen Schrift [3] zum Andenken an den Freund wurde er nicht fertig, aber er nahm wirksamen Antheil an der Herausgabe der ‚Gesammelten Schriften‘, lieferte Material zu der dem achten Bande derselben vorausgeschickten Lebensskizze [4] und unterstützte Guido Görres [5] bei der Druckbesorgung der Märchen, die er noch im Alter ‚mit stets neuer Freude las und wieder las‘. ‚Warum lesen Sie nicht‘, schreibt er einer Freundin, ‚Brentanos Märchen? Deren Herausgeber, mein lieber Freund Guido Görres, sagt mit Recht, daß sie des Schönsten sehr Vieles enthalten, was sich in seiner Anspruchlosigkeit wahrlich dem Besten in unserer Poesie vertrauensvoll an die Seite stellen kann, daß manche der Lieder, welche der Dichter seinem bunten Märchenteppich eingewebt, zu den lieblichsten und sinnvollsten gehören, die in unserer Sprache gedichtet wurden; und welch' ein unübertrefflicher Humor lacht uns aus manchen dieser Märchen an! Das liebreichste Gemüth, wie der Dichter selbst es besaß, durchwärmt auch die Märchen, die nach den Wor-

---

[1] Vergl. Bd. 3, 155.

[2] Bd. 2, 386.

[3] Vergl. darüber Näheres 2, 351, 398.

[4] Vergl. Clemens Brentanos Gesammelte Schriften 8, 73.

[5] Vergl. Böhmers Briefe Bd. 2, 387, 431, 441, 472, und Clemens Brentanos Märchen 1, LII, wo Guido Görres sagt: ‚Daß die Leser hier den Gockel in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten, gewiß eine der schönsten Zierden dieses Buches, haben sie der Güte des Herrn Dr. J. Fr. Böhmer in Frankfurt zu verdanken, in dessen Händen der alte Urgockel bis jetzt in treuem Gewahrsam geruht hatte.‘

ten meines Freundes den Kindern lehren, keinen Hungerigen ungespeist, keinen Traurigen ungetröstet vorüberziehen zu lassen, und die ihnen zugleich zeigen, wie jede Wohlthat, auch dem geringsten und ärmsten Thierlein erwiesen, von der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit ihren Lohn empfängt. Ich citire Ihnen die Worte meines Freundes mit Vorbedacht, weil er in der Vorrede zu den Märchen überhaupt so vortrefflich über die ganze Poesie von Clemens, auch ihre Schwächen betonend, gehandelt hat. Es ist das Beste, was bisher darüber geschrieben worden. Aber die Leute wollen nun einmal den Dichter nicht lesen.' ,Es ist ein eigenes Geschick, daß seine besten Sachen', schrieb er später an Hermann Hüffer in Bonn, ,halbwegs unbekannt bleiben. Selbst das Formale, was er in der Metrik und zwar insbesondere in der Assonanz geleistet, hat man nicht bemerkt, während man doch Platen wegen Sachen bewundert, die nicht besser sind. Wie außerordentlich ist die 18. Romanze (vom Rosenkranz) durch die musikalisch dem Inhalt entsprechende Assonanz auf u und auf ei! — Zu seinen schönsten Sachen rechne ich auch die Briefe. Wie tief gehen da so oft die Ausdrücke, selbst einzelner Worte! Setzen wir den Göthe'schen oder Schiller'schen Briefwechsel daneben, dann fühlt man den Unterschied' [1]. Durch die Briefe von Brentano (wie durch die Görres'schen Briefe) fühlte er sich in jene Atmosphäre der Romantiker versetzt, ,die mich', sagt er, ,so anzieht, der ich so angehöre, und die doch auch wieder so verschollen ist' [2]. ,Mögen Wohlgesinnte sich daran erziehen und diesen außerordentlichen Menschen dadurch näher kennen lernen. Bei mir will gar keine Poesie mehr anschlagen, als die seinige, obwohl mir nicht gerade Alles gefällt, was er hinterlassen hat' [3]. ,Heute freilich', wiederholt er in einem Brief an eine Freundin, ,ist Brentano noch so gut wie gänzlich mißkannt. Aber es gibt für ihn doch noch eine Zeit der Anerkennung, wo man ihm den schönsten Dichterkranz nicht streitig machen wird. Einzelne Absonderlichkeiten und Phantastereien (zugegeben selbst an vielen Stellen den schon von Göthe gerügten Mangel an Maß) werden dann nicht stören, wenn man den Dichter in seiner Gesammtheit auffaßt und seine Werke wirklich liest, nicht nach Art neuerer Literarhistoriker bloß durchblättert, um einige Stellen zu zernagen. Lesen Sie doch, Freundin, die Dichter selbst und halten Sie Ihre Tochter fern aus der Versimpelungsanstalt moderner Literaturgeschichtschreiberei, die mir in ihren Auswüchsen als eine neue Calamität unseres Volkes erscheint. Sind die Verbildungsinstitute, wie sie dermalen floriren, nicht schon Calamität genug für die weibliche Jugend? Noch

[1] Bd. 3, 374.
[2] Bd. 3, 237.
[3] Bd. 3, 154.

einmal Brentano. Abgemüdet als Urkundius Regestus las ich neulich, wer weiß zum wie vielten Male, seinen Ponce de Leon, und wie fühlte ich mich erfrischt. Also lesen auch Sie ihn einmal und sagen Sie mir, wie er Ihnen gefallen.' Diesen Ponce de Leon schätzte er besonders hoch. ,Es weht eine eigene Luft darin, leicht und erquickend wie 4000 Fuß über dem Meeresspiegel. Aber nicht Alle sind Bergerkletterer und empfänglich für so muntere Laune. Es ist mir wie ein Springen und Jagen guter Gesellen auf dem weichen Teppich der Alpenpflanzen' [1].

,Welch' süßes Bild erschuf der Künstler hier?
Von welchem milden Himmelsstrich erzeuget?
Nennt keine Inschrift seinen Namen mir,
Da diese holde Lippe ewig schweiget?

Nach Hohem lebt im Auge die Begier,
Begeist'rung auf die Stirne niedersteiget,
Um die, nur von der schönen Locke Zier
Geschmücket, noch kein Lorbeerkranz sich beuget.

Ein Dichter ist es. Seine Lippen prangen
Von Lieb' umweht mit wundersel'gem Leben,
Die Augen gab ihm sinnend die Romanze,

Und schalkhaft wohnt der Scherz auf seinen Wangen,
Den Namen wird der Ruhm ihm einstens geben,
Das Haupt ihm schmückend mit dem Lorbeerkranze.

Diese Worte schrieb vor beinahe vierzig Jahren eine liebende Hand zu Tiecks schöner Büste unseres Dichters [2]. Nichts ist darin geschmeichelt. Clemens Brentano war unstreitig einer der begabtesten Dichter unserer Zeit, ja aller Zeiten.'

Person und Werke des Dichters waren Böhmer so werth, daß er es wie eine ,persönliche Gabe' ansah, wenn Freunde sich gegen ihn zu dessen Gunsten äußerten, z. B. als Lappenberg aus Hamburg ihm an einem Sylvesterabend schrieb: ,Ich muß Ihnen meine Freude aussprechen, welche die Sammlung der Werke von Clemens Brentano auch mir bereitet hat... Aber warum nicht die wunderlieblichen Märchen mit den Berichtigungen und Erläuterungen, welche Sie so leicht geben könnten. Die Hinweisungen auf die Quellen werden den Werth Brentanos noch mehr ins Licht treten lassen... So weit hatte ich geschrieben, als meine Kinder zu mir kamen; ich habe ihnen die Geschichte von dem braven Caspar und dem schönen Annerl vorgelesen und wir haben so unter den Frankfurter Freunden,

---

[1] Bd. 2, 387.

[2] Vergl. bunte Reihe kleiner Schriften von Sophie Brentano (Frankfurt 1805) S. 47 und Clemens Brentanos Gesammelte Schriften 8, 22.

wozu mir vor allem noch Savigny gehört, durch welchen ich einst zuerst in diesen Kreis geistig eingeführt bin, das scheidende Jahr zu Ende gehen sehen.'

'Jedes Zeugniß zu Ehren Brentanos, mit dem mein Gemüth so lange wie verschwistert war, und den ich besser kannte, als Andere ihn kannten, gilt mir', sagte Böhmer, 'wie ein Ehrenzeugniß für mich selbst. Darum war es mir auch immer so wohlthuend, daß Thomas ihn würdigte und ehrte [1]. Beide Freunde sind nun heimgegangen, und je einsamer ich durch ihren Verlust mich fühle, desto mehr muß ich mich sammeln und meine Kräfte zusammenfassen für den vaterländisch-wissenschaftlichen Beruf, in dem ich Einiges leisten zu können hoffe, was nicht so leicht von der Zeit und Alltäglichkeit verweht werden wird. Da meine Regestenarbeiten unverkennbar eine tiefe Furche ziehen und ich von der Herausgabe meiner Geschichtsquellen, wie ich sie selbstständig anordnen will, nicht für die Männer der Großwissenschaft, sondern für die weiteren Kreise aller derjenigen, die Herz und Liebe besitzen für die vaterländische Wahrheitserkenntniß, Vieles erhoffe, so will ich auf diese Arbeiten mich fürder ganz allein beschränken, und zu dem Ende mich 1) von allen nicht wissenschaftlichen Arbeiten für die historische Gesellschaft frei machen, und 2) die Herausgabe der Kaiserurkunden in Folio für andere kräftigere Schultern aufsparen, für solche, denen außer dieser schweren Bürde keine weitere obliegt.'

Schon seit 1837 war ihm das Secretariat und die Kassenführung der historischen Gesellschaft, deren Last er vierzehn Jahre getragen, 'unglaublich drückend geworden' und wir hörten, wie er seine Klagen darüber gegen Pertz aussprach [2]. 'Sollte es nicht billig sein', fragte er im Jahre 1839 den Rath Schlosser, 'daß man mich endlich von Schreibereien und Laufereien entbinde, für die ich doch wirklich zu alt geworden bin, und denen ich mich doch lange genug unterzogen habe, um mir diese Opfer an Zeit nicht mehr zumuthen lassen zu brauchen. Wesentlich von Pertz hängt es ab mich frei zu machen.' Aber Pertz machte ihn nicht frei, und Böhmers Unmuth stieg, bis er sich im Jahre 1841 sagte: 'hier bleibt nichts übrig als faire tomber la hache, ich thue es nicht länger'. Damals nämlich hatte er eine Abhandlung über die berühmten österreichischen Privilegien von 1156, worin er 'durch ganz neue Beweise' die Streitfragen zur Entscheidung bringen und die Zeit der Fälschungen nachweisen wollte [3]

[1] In einem Briefe an Maria Görres rechnete Böhmer es deren Großmutter zum besonderen Lobe an: 'Auch hat sie den Clemens Brentano richtig beurtheilt, was ja ein bekannter Menschenprüfstein ist.' Bd. 3, 235.

[2] Vergl. S. 201—202.

[3] Vergl. Bd. 2, 318, 321. Brief an den Fürsten Lichnowsky vom 4. Juni 1841.

‚bloß wegen der Secretariatsgeschäfte wieder liegen lassen müssen‘, und ‚auch in andern Arbeiten bin ich‘, schrieb er, ‚dadurch stets gestört und behindert, und ich sehe es darum für eine Pflicht meines Berufes an, mich der Sache zu entledigen‘. Wiederum wandte er sich am 11. Mai 1841 an Pertz: ‚In Bezug auf die hiesigen mechanischen Geschäfte muß künftig eine Abänderung getroffen werden, die dann in der nächsten Eingabe der Bundesversammlung angezeigt werden kann. Ich hoffe von Deiner Freundschaft, daß Du meine Individualität und Lage, wie sie nun einmal ist, wohlwollend genug würdigen wirst, um diesen Entschluß mir nicht übel zu deuten. Ich würde übrigens dabei verharren, auch wenn man mich überzeugte, daß meine Kassier- und dergleichen Geschäfte für die Monumenta nützlicher seien, als was ich etwa sonst, ut ita dicam auf gelehrtem Wege, für deutsche Geschichte thun kann‘ [1]. Aber Pertz hielt immer noch die ‚Bitte nicht für gehörig begründet‘! [2] Nachdem Böhmer am 15. October wiederholt und vergebens in ihn gedrungen und ihm als seinen Ersatzmann den eifrigen und ‚ganz uneigennützigen‘ Dr. Euler mit dem Beifügen: ‚ich fürchte nicht, daß er Dir jemals im Wege stehen werde‘, vorgeschlagen, erklärte er sich bestimmter im März 1842: ‚Ich komme noch einmal auf meine Stellung zur Gesellschaft zurück. Alles hat seine Zeit. Offenbar sind meine Verhältnisse doch heute ganz andere, als an jenem 11. März 1823, an welchem mich Herr von Fichard zuerst zu Freiherrn vom Stein führte. Ich habe unterdessen auch etwas gelernt und bin berechtigt überzugehen von der Feder zum Leder. Ich bin durch meine Zurückgezogenheit, Gartenwohnung u. s. w. zum äußern Wirken gar nicht mehr geschickt. Aber gerade in meiner Isolirtheit vom übrigen Leben liegt um so mehr Aufforderung für mich, doch in einer (der vaterländisch-wissenschaftlichen) Richtung formend zu wirken, damit doch etwas hinter mir bleibe. Und wie ich es kann, ist es mir doppelte Pflicht, mich nicht bloß als Baustein zu vermauern, weil ich dadurch auch Gesinnung und Land zu vertreten habe. Und ich kann das selbstständig. Ich habe mich von der historischen Gesellschaft von Anfang an auf's Scrupulöseste unabhängig gehalten. Sie hat keine Rechte über mich! Ganz anders ist mein persönliches Verhältniß zu Dir, wo ich ewig Schuldner bin und bleiben will... Es wäre in Beziehung auf Deine neue Stellung (in Berlin, wohin Pertz einen Ruf als Oberbibliothekar angenommen) vielleicht besser, wenn kein solches äußerliches näheres Gesellschaftsverhältniß zwischen uns bestände, welches, wenn bei längerem Leben Gott mir es gibt, auch einmal für Vaterland und Kirche das Wort zu nehmen, Dich zu nöthigen

---

[1] Bd. 2, 316.

[2] Vergl. Bd. 2, 325.

scheinen könnte, mich zu verleugnen oder auch mir hemmende Rücksichten aufzulegen scheinen könnte‘ [1].

Es dauerte lange, bis Böhmer in der ‚leidigen Angelegenheit Erhörung fand‘, und nicht mit Unrecht konnte er sich in einem Briefe an Schlosser ‚große Geduld‘ nachrühmen, ‚die ich wahrlich‘, sagt er, ‚nicht besitzen würde, wenn ich nicht so große Hochachtung besäße vor den wissenschaftlichen Leistungen von Pertz; aber es ist doch merkwürdig, daß die Großwissenschaft, wie sie in unserer Zeit betrieben wird, die Menschen so kalt macht. Die Höhen sind kalt . . .‘

Seit October 1841 setzte Böhmer seine Arbeiten für die neue Ausgabe seiner Kaiserregesten und für die beabsichtigte Sammlung der deutschen Geschichtsquellen fort, und trat, um für beide Werke ‚noch ungedruckte Materialien zu suchen‘, im Herbst 1842 eine neue Reise durch das ganze südliche Deutschland an, die ihn von der ungarischen bis an die französische Grenze führte.

Schon in Würzburg machte er am 16. August [2], gleich am Tage nach seiner Ankunft, einen ‚überaus wichtigen Fund‘, indem er in einem Codex der Universitätsbibliothek das lateinische Original vom ‚Leben und Martyrium des Mainzer Erzbischofs Arnold entdeckte‘, ‚eine Geschichte, Quelle ersten Ranges, gleich anziehend durch den ausgezeichneten Mann, den sie betrifft, den klassischen Boden von Deutschlands erstem Erzstift, auf dem sie spielt, das tragische Geschick, welches sie erzählt, und das Talent, mit dem sie aufgezeichnet ist‘. Nach einem Besuche bei seinem Universitätsfreund Pfarrer Schulz in Obereisensheim, reiste er über Nürnberg und Regensburg nach München, wo er vom 26. August bis 14. September auf hundert Folioseiten die noch ungedruckte Chronik des Heinrich von Dissenhofen abschrieb [3] und Johann von Victring, den gebildetsten Historiker des 14. Jahrhunderts, der die Hauptzierde des ersten Bandes seiner Geschichtsquellen wurde, mit Hülfe des zum Theil schwer leserlichen Originalmanuscriptes, aus dem Schutte, worunter es im Chronicon Leobiense verborgen, ‚ziemlich herausgrub‘.

Von München ging seine Reise über Linz nach Wien, wo ihn neben den Handschriften der Hofbibliothek das Theater in den Vorstädten erfreute, und dann über München zurück nach Ulm und Stuttgart ‚durch das im materiellen Wohlstand ganz anders wie Oesterreich und Baiern

[1] Bd. 2, 330—331.

[2] Vergl. Fontes 3, XLIV.

[3] Sie wird in dem von Prof. Ficker herauszugebenden vierten Bande der Fontes erscheinen.

blühende Land'. In Stuttgart feierte er mit Stälin, in Baden-Baden und Carlsruhe mit Hübsch ,ein sehr frohes Wiedersehen', durchwanderte noch an einem trüben Novembertage seine Familiengüter bei Zweibrücken, und kehrte nach einem kurzen Besuche beim Rathe Schlosser auf Stift Neuburg bei Heidelberg nach Frankfurt zurück [1].

,Der erfrischenden Reise', schrieb er im April 1843 an Schulz, ,deren Erinnerungen wie mit süßklingendem Spiel meine Seele durchzogen, folgte dann ein arbeitsamer Winter, während dem ich die Kaiserregesten so tüchtig förderte, daß ich mit dem Manuscripte für Rudolf von Habsburg fast zu Ende bin, und den ersten Band meiner Geschichtsquellen [2] vollständig nebst Vorrede im Drucke beendete.'

,Was ich', fährt er fort, ,mit der Herausgabe dieser Geschichtsquellen bezwecke, besagt des Näheren die Vorrede', und er spricht sich darüber und über das Verhältniß seiner Sammlung zu den Monumenta Germaniae historica auch in den Vorreden der späteren Bände und noch an manchen andern gedruckten und ungedruckten Stellen [3] ausführlicher aus, und wir wollen die wichtigsten Aeußerungen, die uns zugleich über seine Auffassung der Geschichte und des Berufes der Geschichtschreiber belehren, in einen gewissen Zusammenhang gebracht, hier folgen lassen. Sie mögen auch als Proben seiner reichen Darstellungsgabe dienen.

,Was könnte die vaterländische Geschichte uns sein? Was ist sie uns? Wie kann mehr sie uns werden? Gehen wir zurück auf jene Tage als Deutschlands letzter Kaiser die nicht mehr geachtete Krone niederlegte, gleicherzeit aber wo ihr Glanz erbleichte, die alten Nationalschätze wieder aufgefunden wurden, zuerst Volkslieder, Volksbücher, Volksmärchen, dann Nibelungenlied, Malerei, Baukunst u. s. w., wie sich das an die Namen Arnim, Brentano, Görres, Grimm, von der Hagen, Boisserée, Moller und andere knüpft, und fragen wir, ob die Wiederbelebung der Geschichte mit anderem gleichen Schritt gehalten habe, so bringt sich unter dem, was dem Vergleich am nächsten liegt, vor allem auf, daß Dichtung und Sprache weiten Vorsprung gewonnen haben, sowohl in Bezug auf Ausbreitung ihrer Kenntniß, als auf Tiefe ihrer Erforschung. Soviel vermochte der Vorzug, den edle Form gewährt, und in Bezug auf die Grammatik die Kraft eines Mannes.

[1] Bd. 2, 333—336.

[2] Fontes rerum Germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands. Erster Band: Johannes Victoriensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands. Stuttgart 1843. XL und 488 Seiten in 8⁰.

[3] Vergl. seine eigene Anzeige des ersten Bandes der Geschichtsquellen in der Augsburger Allgem. Zeitung, Jahrgang 1843, Beilage Nr. 262, 263, und des dritten Bandes, Jahrgang 1853, Beilage Nr. 299.

Es ist begreiflich, wie die bunte und duftende Kunstblüthe die Sinne rascher auf sich zieht als der Stamm, der sie trägt, aber die Kraft, welche jene hervortrieb, liegt doch in diesem. Wären einst die Knotenpunkte unseres politischen Volkslebens alle deutlich erkannt, wüßten wir mit Klarheit, um was es jedesmal sich handelte, vermöchten wir immer zu unterscheiden, wann Nothwendigkeit den Gang der Ereignisse vorschrieb, und wann Wahl die Entschlüsse bestimmte, welche unseres Volkes Schicksale wirkten, läge das ganze innere Getriebe so entwickelt vor uns, daß wir die Ursachen verstünden und die Wirkungen überblickten, wäre dabei jedes nach Sinn und Farbe der Zeit erkannt, welcher es angehört — dann würde auch die Vergangenheit der Gegenwart und umgekehrt die Gegenwart der Vergangenheit Deutung und Verständniß leihen, dann würde ein Faden sich zeigen, der von Anfang zu Ende durchläuft, der selbst in die Zukunft ahnend hinüberleitete. Das großartigste Schauspiel wäre vor uns aufgerollt, in dessen neuestem Auftritt wir selbst auf der Bühne stehen. Wir würden dann an unserer Geschichte im vollsten Sinne des Wortes besitzen, was sie uns sein soll: das Selbstbewußtsein der Nation, einen unerschöpflichen Gegenstand prüfender Erwägung auch für die ausgezeichnetsten Geister, ein erziehendes Beispiel für das jüngere Geschlecht, dem die rückwärts gewendete Betrachtung hinwieder zur Lehre und Kraft würde für zukünftiges Handeln. Hier ist noch Raum zu großen Fortschritten, welche der Gegenstand zuläßt.'

‚Man hat in den letzten Jahrhunderten die Heraldik eine adeliche Wissenschaft genannt, aber sie ist, wenn sie über die Schranken hinausgetrieben wird, binnen welchen sie höheren Zwecken dient, nur eine Spielerei. Allerdings aber gibt es eine adeliche Wissenschaft im edelsten Sinne des Wortes, und das ist die Vaterlandsgeschichte. Könnte ich doch allen denen, die durch die Gunst des Schicksals von der Sorge um das tägliche Bedürfniß befreit sind, es zurufen, daß sie ihre Muße der Gesammtheit schulden, daß es unrecht und unwürdig ist, sie in Müßiggang zu verzehren, daß aber zu den würdigsten Aufgaben auch die gehört, Erforscher der Wahrheit zu sein, Erkenner der Vergangenheit, Verkünder ihrer Mahnungen an die Gegenwart.'

‚Erkenntniß und Würdigung der mittelalterlichen Vorzeit wird aber am meisten durch das Studium der echtesten Quellen d. h. der Urkunden gefördert, aber nicht minder wichtig ist das Studium der Geschichtschreiber.'

‚Freilich, wenn wir nur „dürftige Chroniken" hätten, von „unwissenden Mönchen" in „elendem Latein" geschrieben, Produkte aus keiner höhern Gesinnung entsprungen, von keinem geistigen Hauche belebt, von großen Vorgängen nur ärmliche Schatten wiedergebend, wie man einst allgemein sich vorstellte und noch jetzt vielfach glaubt, dann wäre klein die Versuchung

dergleichen kennen zu lernen. Dann aber auch müßte man darauf verzichten, Größe und Werth in der Vaterlandsgeschichte zu finden: denn welchen Gehalt vermöchten so elende Gefäße zu überliefern? Glücklicher Weise ist es um Vieles anders, und jener über unsere mittelalterlichen Geschichtsquellen ausgesprochene Tadel ist umzusetzen in den der Unwissenheit und Verstandeslosigkeit für seine Urheber. Nur das Eine ist wahr, aber auch ganz natürlich, daß unsere älteren Geschichtschreiber nicht unbedingt mit denen anderer Völker und Zeiten verglichen werden können, sondern zunächst von ihrem eigenen Standpunkt betrachtet und gewürdigt werden müssen, welcher allerdings in demselben Maße Gegenstand der Erlernung ist, in welchem unserer jetzigen Vorstellungsweise Altchristliches und Altvaterländisches fremd geworden.‘

Wie zur Erklärung dieser Worte sagt er z. B. bei Besprechung der Lebensbeschreibung des Erzbischofs Bardo von Mainz: ‚Wie viele ihm auch weltlich überlegen sein mochten, geistlich ordneten sich ihm die tieferen Gemüther unter. Daher auch die Süßigkeit, welche über diese ganze Lebensbeschreibung ergossen ist; mönchisch zwar, aber welch’ andere Kraft konnte damals die weltliche Rohheit allmählich zügeln; mönchisch zwar, aber bedenken wir, was diese Mönche mit Bienenfleiß erhielten und sammelten, was sie pflanzten und erbauten, davon wir noch in so manchen Beziehungen Gesittung, Wissen und Wohlstand schöpfen. Dieß nöthigt doch wohl den gebildet sein Wollenden, vorab den Historiker, sich würdigend auch in jene Lage und Stimmung zu versetzen, wenn er sie auch im neunzehnten Jahrhundert für sich selbst nicht theilt‘. Und über Hermann von Nieder-Altaich: ‚Allerdings hat er, wie so viele mittelalterliche Geschichtschreiber, vorzugsweise nur die Thatsachen verzeichnet und deren Folgen in kurzen Sätzen angegeben, vielleicht weil er mit andern der Welt Entsagenden dachte, daß die Tugenden und Fehler der Menschen mehr oder weniger dieselben bleiben und daher minder der Darstellung bedürfen, als die Geschicke im Allgemeinen und Großen, in welchen die Hand eines höheren Lenkers sich zeigt.‘

‚Es würde zu weit führen, wenn ich auf die einzelnen Eigenthümlichkeiten älterer deutscher Geschichtschreibung eingehen wollte; wenn ich die einheimische Urform derselben, die annalistische, nach Ursprung, Entwicklung und Werth erörtern wollte, wie die Helden und Thaten in schlichter, aber großartiger Ordnung, gleichsam Gestalten eines halb erhaben ausgeführten Frießes, an uns vorüberschreiten; wenn ich den mannigfachen Charakter der Geschichtschreiber des zehnten, elften und zwölften Jahrhunderts darstellen und zeigen wollte, wie von da an der zerfallende Zustand der Nation auf die Auffassung und Ueberlieferung ihrer Geschicke rückgewirkt hat; wenn ich untersuchen wollte, wie viele von denen, welche uns das Vorge-

fallene erzählen, den Helden ihrer Geschichte nahe gestanden oder selbst mitgehandelt haben, oder auch wie unbefangen die Nichtbetheiligten, gleich jenem Lambert, von weithinschauender Warte das menschliche Treiben betrachtet und wohlunterrichtet, aber leidenschaftslos wiedergespiegelt haben.‘

‚In der That, es bewährt die Untersuchung, was zu erwarten war: die geretteten Denkmäler unserer Geschichtschreibung tragen das Gepräge der Zeiten, denen sie angehören; sie stehen mit den von ihnen geschilderten politischen Leistungen der Nation auf verwandter Stufe; sie bilden eine Reihe ernster und mannigfaltiger Gestaltungen, nicht unwürdig derjenigen, welche von unsern alten Dichtern auf uns gekommen sind. Sie werden auch erkannt werden wie diese, wenn sie in gereinigter Gestalt erst zugänglicher und bekannter geworden sind, wenn die Geschichte unserer Geschichtschreibung mit ähnlichem Erfolg bearbeitet worden ist, wie diejenige unserer Dichtung.‘

‚Es ist auffallend, wie sehr die allgemeinere Kenntniß unserer nationalgeschichtlichen Classiker gegen diejenige der altdeutschen Dichter, die durch Chrestomathien, Literaturgeschichten und Uebersetzungen seit zwanzig Jahren einen so breiten Boden gewonnen hat, zurückgeblieben ist. Selbst Historiker [1], die in neuern Zeiten den Alterthümern des von ihnen bearbeiteten Zeitraumes ganze Bände widmeten, haben es unterlassen die Quellen, aus denen sie am unmittelbarsten schöpften, die gleichzeitigen Geschichtsbücher, als Produkte des Culturlebens ihrer Zeit in Erwägung zu ziehen. Und wie anziehend ist es doch, den betrachtenden Theil der Zeitgenossen mit dem handelnden zu vergleichen, nach den Beweggründen, die jeweilig zur Aufzeichnung des Geschehenen bewogen zu forschen, die Befähigung der Männer, die sich diesem Geschäfte widmeten, zu prüfen und den Werth ihrer Leistungen zu bestimmen! Eine gute Geschichte unserer Geschichtschreibung würde die beste Einleitung zum Gebrauche der Quellen sein, und wesentlich dazu beitragen den Schatz der uns aus allen Perioden unseres Nationallebens erhaltenen geschichtlichen Ueberlieferungen ausgebreiteterer Würdigung zuzuführen.‘

‚Sollte zuletzt, was jetzt kaum beurtheilt werden kann, sich dennoch finden, daß in unserer Vorzeit die Geschichtschreibung nicht durchaus denselben Höhepunkt erreicht habe, wie die Dichtung, so wird für die etwa mangelnde Kunst eines entschädigen: der Gehalt. Denn mehr als die Dichtung ist die Wahrheit [2], und näher liegt uns nichts als die Heimat.‘

‚Den Boden zu kennen, worauf man steht, zu wissen was einst gewesen, nun aber verschwunden, einzusehen, wie das gekommen, zu begreifen,

---

[1] Z. B. Raumer in seinen Hohenstaufen.

[2] Vergl. oben S. 157 und die schöne Stelle in seinem Brief Bd. 2, 177.

was in der Vorzeit wurzelnd noch aufrecht steht: das scheint mir Anfang und Vorbedingung aller besseren Bildung; doppelt wichtig einem Volke, dessen selbstständige Entwicklung gehemmt war, welches neu sich erheben will, und nun doch nicht die letzten Jahrhunderte der Versunkenheit fortsetzen, sondern anknüpfen möchte an die früheren der Kraft und Größe. So wird es denn würdige Aufgabe für vaterländische Gesinnung sein, hier an den ächtesten Kunden der Vorzeit sich selbst wieder finden zu lernen, sich zu stärken an dem, was die Vorderen erstrebt, sich zu belehren an dem, was ihnen förderlich oder verderblich war, und gereinigt von Leidenschaften durch den Anblick des großen Dramas zu der Aufgabe der Gegenwart mit veredelter Kraft zurückzukehren.'

Solchen und verwandten Zwecken wollte Böhmer durch die Sammlung seiner Geschichtsquellen dienen, welche im bequemen Octav, in gebessertem Text, mit chronologischen Marginalien, geographischen und andern Erläuterungen versehen und nach natürlichen Massen vereinigt dasjenige bieten sollte, ‚was sonst nur weit zerstreut in einigen wenigen öffentlichen Bibliotheken so unzugänglich war, daß bis vierhundert Jahre nach Erfindung der Buchdruckerkunst der Nation die allgemeinere Kenntniß ihres Erbes an geschichtlichen Ueberlieferungen vorenthalten blieb'.

Jeder Band sollte ein um einen Hauptschriftsteller gruppirtes und für sich selbstständiges Ganzes bilden und aus der Gesammtanschauung aller mitgetheilten Quellen ein vollständiges Bild der betreffenden Zeitperiode hervortreten lassen. Zur nähern Orientirung schickt er in den Vorreden eine allgemeine Charakteristik der Periode voraus und bewährt sich darin als Meister in der Kunst ‚in kurzen, knapp gedrängten Sätzen die Physiognomie eines großen Zeitraumes getreu, lebendig, plastisch zu schildern' [1], und außerdem gibt er den einzelnen Quellenschriften Einleitungen bei, über die einer der schärfsten Kritiker aus der Schule der Monumente urtheilt: ‚sie gehören stilistisch vielleicht zu dem Besten, was über mittelalterliche Geschichtsquellen deutsch geschrieben ist, und führen uns in frischer, lebendiger und energischer Darstellung in die geistige Werkstatt der Autoren ein' [2].

Der erste Band ist dem vierzehnten Jahrhundert gewidmet, jener Uebergangsperiode, in der es, wie die Vorrede sagt, noch zweifelhaft war, ob der Strom deutscher Geschichte, wieder in Einheit gesammelt, nochmals mächtig durch Stufenländer dahinbrausen, oder ob er schon zu seinem

---

[1] ‚Ich wüßte nicht', sagt Weech S. 89, ‚wie man besser, präciser und klarer die Zustände des Reichs in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts schildern könnte, als Böhmer es in der Vorrede zum ersten Band des Fontes (auf wenigen Seiten) gethan hat.'

[2] (R. Wilmans) in Zarnckes Literar. Centralblatt, Jahrgang 1854, Nr. 17.

Delta gelangt, nun in Sand und Schlamm sich verlieren würde. Am meisten bedacht ist darin die an wechselvollem Schicksal so reiche Zeit Ludwigs des Bayern, über die — außer Albrecht von Straßburg, Peter von Zittau und Johann von Winterthur — die hauptsächlichsten Quellen vereinigt vorliegen.

‚So suche ich das Meinige zu thun‘, schrieb Böhmer später einmal an Albert Schott, ‚um in meinen Geschichtsquellen manche bisher verborgene Schätze deutscher Vorzeit zur allgemeineren Kenntniß an's Licht zu ziehen. Aber wodurch lenkt man nun die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Quellen hin? Ich glaube meine Bemühungen würden wesentlich dadurch unterstützt werden, wenn nun Andere durch kurze charakterisirende Hinweisungen auf einige der wichtigeren Stücke, für die meine Vorreden zu benutzen wären, besonders jüngere Geschichtsfreunde, die noch eines Wegweisers bedürfen, zu deren Studium aufmuntern wollten. Auch wer dafür nur Geringes thut, hat meinen Gruß und Dank ... Daß es geschehe, ist mein treu und herzlich gemeinter Wunsch.‘ Diesem Wunsche mögen ein paar Worte über einige Quellenschriften der Sammlung, wie hier beim ersten Bande, so auch bei den folgenden, entsprechen.

Das umfangreichste Stück des Bandes, von dem auch dessen besonderer Titel hergenommen, ist das ‚mit Ueberlegung und Einsicht nach dem innern Gange der Ereignisse geordnete‘ Geschichtsbuch des Johann von Victring [1], welches hier zum erstenmal unter dem gewichtigen Namen des Verfassers, so wie dieser es bildete, aus dessen Urschrift erschien. Die Bestimmung des dem Herzog Albrecht von Oesterreich gewidmeten Werks wird in der Dedication so angegeben, daß es die Denkwürdigkeiten großer und erlauchter Männer überliefern sollte, welche ‚wie mit Aepfeln beladene Schiffe an unserm Ufer vorüberfuhren und uns den Wohlgeruch ihres Andenkens zurückließen, auf daß in ihrer Betrachtung der Seelenmuth erwarme und die Thatkraft erstarke. ‚Diese Aufgabe‘, urtheilt Böhmer, ‚ist auch wirklich gelöst, und der Verfasser gewinnt besonders gegen das Ende das Herz des Lesers durch seine treue Anhänglichkeit an das habsburgische Fürstenhaus, welches aber auch derselben werth war, und dem er, wie so manche mit Liebe in's Einzelne gezeichnete Bilder aus dessen Familienleben vermuthen lassen, auch persönlich nahe gestanden hat. Johann von Victring war noch Zeitgenosse des Ottocar, dessen große Reimchronik er benützt hat und gewissermaßen fortsetzt; er schließt im Jahre 1343 und ist wahrscheinlich damals, etwa siebzigjährig, gestorben. Also gerade ein halbes Jahrhundert, nachdem es vollendet wurde, erscheint sein ausgezeichnetes Werk hier endlich in reinem Glanz. Es darf gehofft werden, daß damit vorzüglich auch den Geschichtsfreunden in Oesterreich eine Freude gemacht

---

[1] Vergl. oben S. 231.

werde, zumal denen, welche begreifen, wie wichtig es ist, daß ihr herrliches Land auch auf dem Gebiete der jetzigen Geschichtswissenschaft nach Würden vertreten sei, und welche dafür zu wirken den Beruf in sich fühlen'.

In einer andern Abtheilung des Bandes theilt Böhmer die früher von ihm in Colmar[1] entdeckten Reichsgesetze Ludwigs des Bayern mit und verbindet mit denselben eine Anzahl politischer Briefe des Kaisers, welche noch nie zusammengestellt und deren wichtigste auch noch nie gedruckt waren. Sie geben uns ein lebendiges Bild der Zeit: wie Ludwig seine Stellung in Italien auffaßt, welch' große Pläne er noch in Rom hegt und den wetterauischen Reichsstädten von dort mittheilt; wie er nach seiner Heimkehr seine Anhänger in Italien von der Lage der Dinge in Deutschland unterrichtet und sie vertröstet, wie er die deutschen Stände zu Reichstagen und Besprechungen beruft, wie er die Seinen an sich zu knüpfen sucht, wenn das Gerücht geht, er wolle die Krone niederlegen, oder wenn nun wirklich ein Gegenkönig wider ihn auftritt. Einmal schreibt er den Wormsern in einem hier zum erstenmal gedruckten Briefe, daß er das Reich, um welches er sich und den Seinen manche Zeit her wehe gethan habe, und dessen Behauptung ihm hart geworden sei, bei lebendigem Leibe niemals aus der Hand geben werde. ‚In solchen Aeußerungen', sagt Böhmer, ‚kann man doch den Ausdruck persönlicher Gesinnung nicht verkennen, und somit darf Ludwig der Baier selbst zu den Verfassern gerechnet werden, von denen hier Werke mitgetheilt sind.'

Ganz eigentlich ist dieß mit Kaiser Karl IV. der Fall, dessen Selbstbiographie ein ferneres Stück des Bandes bildet. ‚Wie viele von denen, welche wissen, daß Julius Cäsar seine Kriege beschrieben, daß Marc Aurel seine Betrachtungen mit sich selbst mitgetheilt hat, mag es bekannt sein, daß auch einer unserer mittelalterigen Kaiser sein Leben zur Belehrung seiner Söhne niederschrieb? Gewiß nur äußerst wenige; denn von jenen Werken gibt es Hunderte von Abdrücken, von diesen gab es bisher nur zwei, deren einer ganz verschollen, der andere aber ebenso schlecht als selten ist. Hier ist das Werk nach den besten der zu Wien befindlichen Handschriften wiedergegeben.' ‚Der geschichtliche Rang des Werks ist so hoch, wie der persönliche seines Verfassers. Er spricht immer nur von Dingen, die er genau kannte, von Vorgängen, bei denen er mithandelnd war, wahrheitsliebend verschweigt er seine eigenen Fehler nicht, gereiften Urtheils spricht er ohne Heftigkeit mit ruhigem Ernst.'

Das dreizehnte und letzte Stück ist ein lateinisches Gedicht des Lupolt von Bebenburg (des bekannten Schriftstellers über Kirchenstaatsrecht) vom Jahre 1341 auf das heilige römische Reich. Als eine herrliche Jungfrau

---

[1] Vergl. S. 224.

erscheint dem Dichter das Reich, erinnert ihn, was früher die Deutschen für ihren Kaiser gethan haben und wie groß sie dadurch geworden sind, wie sie aber nun undankbar das Reich nicht mehr achten und darum auch der Erniedrigung verfallen sollen, wenn sie nicht, wozu nun aufgemahnt wird, mit erneuertem Gehorsam der kaiserlichen Gewalt sich anschließen. Nur erst einmal in einem wenig verbreiteten Gymnasialprogramm abgedruckt, war diese schmerzliche Klage eines weisen Vaterlandsfreundes, der darin gewissermaßen die Summe und das Resultat der Zeitgeschichte zusammengefaßt hat, allerdings geeignet den Schluß des Bandes zu bilden.

‚Mein Freund Ernst von Lasaulx‘, rühmt Böhmer in der Vorrede, ‚hat die erste Ausgabe (des erwähnten Gedichtes) und auch die meinige befördert. Mir scheint es immer besonders löblich und erfreulich, wenn der Lehrerstand Theilnahme für Vaterländisches zeigt, nachdem er dasselbe so lange vernachläßigt und sich nur bei Griechen und Römern gefallen hat.‘

Diese Theilnahme für Vaterländisches beim Lehrerstand zu fördern, gehörte zu seinen Hauptzwecken bei Herausgabe der Sammlung. ‚Keinem Lehrer vaterländischer Geschichte‘, verlangt er, ‚sollten unsere geschichtlichen Classiker unbekannt sein‘, und ‚ihrer verbreiteteren Kenntniß hat nichts mehr im Wege gestanden, als die Unbrauchbarkeit der bisherigen, innerlich mangelhaften, äußerlich unbequemen und obendrein noch seltenen Abdrücke. So gut ich konnte, wollte ich vor allem im Interesse der Lehrer durch meine Geschichtsquellen wenigstens für einige Zeiträume dem Mangel abhelfen.‘ ‚Eigenthümliches Geschick! Während die Zeugen der Größe unserer eigenen Nation nur ein- oder zweimal gedruckt und nur ganz wenigen bekannt sind, haben wir die Historiker der Griechen und Römer in allen Formaten unzählbar oft herausgegeben, commentirt und übersetzt‘, ‚die uns doch viel weniger angehen, von denen ich sagen möchte, was Hamlet von jenem Schauspieler sagt, der die alte Hecuba so rührend darstellte: what's Hecuba to him or he to Hecuba? Es war in Zeiten, in denen die Nation sich selbst verloren hatte. Wenn sie nun zum zweitenmal schlaftrunken aufwacht, und — spät genug! — sich selbst wieder finden will, so werden auch die Classiker ihrer Geschichte willkommen sein, die nur erst einmal oder ein paarmal, aber weder für den Handgebrauch, noch für den Privatbesitz, gedruckt, zumal wenn noch ungedruckt Gebliebenes damit verbunden wird. Denn hoc nunc est os ex ossibus nostris et caro de carne nostra, hier sind lebendige und wahrhafte Zeugen der Geschichte unseres Vaterlandes.‘ ‚Möchte es mir gelingen, durch solche Handausgaben dem Selbstbewußtsein unseres Volkes, so weit dieses auf der Kenntniß unserer Vergangenheit ruht, einigen Vorschub zu leisten. Insbesondere wünsche ich, daß Lehrer der vaterländischen Geschichte sich hier auf eine bequeme Weise mit deren Quellen bekannt machen, und ihre Schüler zu

gleicher Bekanntschaft aufmuntern möchten. Ein wie viel lebendigeres Bild läßt sich daraus schöpfen, als aus allen neueren Handbüchern! Sehr zweckmäßig wird es sein, selbst unerläßlich, wenn gründliche Kenntniß gewonnen werden soll, die Kaiserregesten dabei zur Seite zu haben. Ja nur wer selbst forscht, vermag recht zu verstehen, und das Suchen und Finden der Wahrheit gewährt hier vorzugsweise eine Freude, welche jede Mühe lohnt'.

Abgesehen von allen andern Zwecken, die Böhmer bei Herausgabe der Geschichtsquellen verfolgte, lag das nächste Bedürfniß einer solchen Sammlung für ihn selbst, für die Bearbeitung der Kaiserregesten vor, die er ‚in der nützlich gefundenen Verbindung mit den Scriptoren' nicht wohl zu Stande bringen konnte, ohne wenigstens ‚die hauptsächlichsten und hinwieder die zerstreutesten in einer compakten Ausgabe zur Hand zu haben'. ‚Wie meine Fontes entstanden sind', schrieb er später an Pertz, ‚hast Du seiner Zeit dem hiesigen preußischen Gesandten sehr gut gesagt. Ich brauchte bequeme und gereinigte Ausgaben dieser Stücke. Meine Regesten der Staufer hätte ich ohne den zweiten Band Fontes ... gar nicht bearbeiten können. Auf die Monumente konnte ich nicht warten. Ich bediente mich also der Freiheit, die Jeder hat, und habe mir dabei zu Nutzen gemacht, was ich von Dir zu meinem großen Danke gelernt hatte.'[1] Wenn er auch mit Befriedigung darauf verweisen konnte, daß schon in der äußern Ausstattung seine in Oktav erscheinende Sammlung würdig neben den als typographisches Prachtwerk betrachteten Monumenten stehe, und jeder seiner bedeutend dünneren Oktavbände nicht viel weniger enthalte, als einer jener großen unbequemen Folianten, so lag ihm ‚doch nichts so fern', als mit seinen Quellenpublicationen ‚irgendwie den Monumenten Concurrenz zu machen, oder sie in irgend einer Weise zu behindern.' ‚So Etwas', sagt er, ‚könnte nur der grassieste Unverstand aushecken.' Er sah die Monumente als ‚ein Generalconservatorium unserer geschichtlichen Ueberlieferungen an, wie es, als ein von dem deutschen Bund beschütztes und unterstütztes Nationalunternehmen, nach Gehalt und Form nicht würdiger geliefert werden konnte.' ‚Aber sie sind keine Handausgabe, wie sie die Bequemlichkeit des täglichen Gebrauches fordert, die oft beschränkten Mittel des einzelnen Geschichtsfreundes bedingen, und eine Behandlung des Stoffes, welche Wiederholungen und minder Wichtiges ausschließt, zuläßt'. ‚Sollen denn', fragt er, ‚unsere Scriptoren nur in zwanzig Folianten enthalten sein dürfen, während das, was in ihnen Tagesbedarf ist, auch in zwanzig oder weniger Octavbänden vorgelegt werden kann. Sollen nur in krankem Neulatein geschriebene Einleitungen in den Kreis der Augenzeugen uns

[1] Bd. 2, 454.

einführen, und nicht Worte der Muttersprache, deren sich jetzt für fremde Classiker selbst der Sprachgelehrte bedient? Müssen nothwendig alle Handschriften herangezogen werden, mit allen ihren Lesarten, und genügt es nicht, etwa nur an eine sich zu halten und ihren guten Text treu wieder zu geben. Sollen nicht auch Quellensammlungen für einzelne Länder angelegt werden? Ich glaube, daß solche kleinere Sammlungen aller Art gar wohl neben der größeren bestehen können und rückwirkend sogar förderlich für dieselbe sein werden.' Und in einem Briefe an Pertz: ‚Neben den Monumenten sind kleinere Sammlungen für den Privatbesitz und für einzelne Landschaften durchaus nothwendig, wenn die Quellen selbst zum Gemeingut werden sollen. Dieser aufs Praktische, nicht aufs Gelehrte gerichtete Zweck, schien mir immer der Hauptzweck, oder vielmehr der letzte Zweck der von Geschäftsmännern und nicht von Gelehrten errichteten Gesellschaft. So ist's ja auch mit den Classikern, von denen es gelehrte Ausgaben, aber auch Handausgaben gibt; die einen für die Tiefe der Wissenschaft, die andern für die Breite des Publikums. Beide nur zwei Seiten derselben Sache, sich gegenseitig haltend und stützend. Möchten doch meine Fontes durch Erweiterung des theilnehmenden Publikums und als bequeme Grundlage für noch bessere Texte den Monumenten dereinst von einigem Nutzen sein' [1].

‚Ich bezwecke mit meinen Arbeiten', schrieb er im Juli 1844 einem schwäbischen Freund, ‚gar nichts Anderes als eine Unterstützung von Pertz und trete für die Monumente gegen Jeden ein, der sie oder ihren Herausgeber anzugreifen die Keckheit hätte, und wie sehr ich auch überzeugt bin, daß dieselben nicht in ihrer dermaligen Form die Zwecke, für welche die historische Gesellschaft errichtet worden, in weiteren Kreisen erreichen können, sondern daß Octavausgaben von billigem Preise Noth thun [2], so wäre es mir doch ungemein widerwärtig, wenn man meine geringen Leistungen mit dem Großen, was dort geleistet, in Parallele setzen, oder sie gar auf Kosten eines Mannes loben wollte, in dessen Schule ich gegangen bin'. Darum war er später auch so unzufrieden über Gfrörer, der am Schluß des vierten Bandes seiner Kirchengeschichte ihn gelobt, dagegen Pertz getadelt hatte, und er ‚zerfiel förmlich mit Gfrörer, weil dieser sein Unrecht' nicht einsehen konnte, sondern ihm auf seinen Beschwerdebrief [3] antwortete: ‚Es hat mir sehr leid gethan, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß die Aeußerungen über die Pertz'schen Monumenta in der

[1] Bd. 2, 454.

[2] Vergl. seine Briefe an Pertz Bd. 2, 269, 421.

[3] Bd. 2, 448—450. Pertz erhält in dem Briefe das stärkste Lob, welches ihm je ertheilt worden.

Vorrede zum neusten Bande der Kirchengeschichte Sie unangenehm berührt und Ihre ernstliche Mißbilligung erregt haben. Gewiß liegt mir sehr viel an Ihrem günstigen Urtheil, aber ich kann aus dieser Rücksicht auf ein allgemeines Menschenrecht, frei und ungescheut seine Meinung sagen zu dürfen, nicht verzichten. Was ich am betreffenden Orte äußerte, ist der Ausdruck einer hier zu Lande unter Gelehrten viel verbreiteten Meinung. Ich und Andre haben gegen die Art, in welcher Pertz die Monumenta veröffentlicht, hauptsächlich Zweierlei auf dem Herzen: 1) Daß der Druck viel zu langsam vorwärts schreitet. In 23 Jahren nur acht Bände einer Sammlung, die ein Nationalunternehmen ist, herauszugeben, heißt die Geduld des Publikums ermüden, und zwar um so mehr, da gegenwärtig die regste Thätigkeit im Gebiete der deutschen Geschichtschreibung herrscht und da Hunderte von Gelehrten (wie z. B. auch ich) mit Spannung auf den Druck eines neuen Bandes der Monumenta harren. 2) Noch größer und gerechter ist die Unzufriedenheit darüber, daß für die publicirten Bände eines Werkes, für welches die Bundesstaaten alljährlich eine nicht unbedeutende Summe zahlen, dem Publikum ein Preis abgefordert wird, den man in England enorm finden würde, der aber in Deutschland eine noch stärkere Bezeichnung verdient. Diese fast allgemein hier herrschende Meinung habe ich mir herausgenommen in jener Stelle leise und schonend auszusprechen, indem ich Ihr entgegengesetztes Verfahren als Folie gebrauchte. Sollte Herr Pertz nicht Sorge tragen, jene Uebelstände, besonders Nr. 2 abzustellen, so sehe ich voraus, daß demnächst von Andern stärkere Stimmen erklingen dürften.‘

Nachdem Böhmer gegen Ende April 1843 mit dem Manuscript der Regesten Rudolphs von Habsburg fertig geworden, untersuchte er am 1. Mai mit seinem Freunde Krieg von Hochfelden, dem bekannten tüchtigen Kenner der Militärarchitektur des Mittelalters, die Barbarossaburg in Gelnhausen, und beabsichtigte eine längere Reise mit demselben, ‚um einmal wieder einige Monate der Kunst, vor allem der Baukunst zu leben‘. Aber auf dem Rückwege von Gelnhausen zog er sich eine so starke Erhitzung zu, daß er zwei Monate lang durch Andrang des Blutes gegen Herz und Kopf elend war und nichts Ordentliches unternehmen konnte. Noch leidend ging er am 24. Juni nach Carlsruhe zu Hübsch, und benutzte dann in Stuttgart während eines siebentägigen Aufenthaltes ein Copialbuch der Frankfurter Deutschordenscommende und eine Handschrift der Annalen und der Chronik von Colmar, die er später im zweiten Bande seiner Geschichtsquellen herausgab. Die geistige Rührigkeit und Tüchtig-

keit der Schwaben machte den günstigsten Eindruck auf ihn, und unter den neuen Bekannten, die er seinem ‚herzlieben Stälin verdankte‘, stellte er Franz Pfeiffer und Albert Schott am höchsten. Von Stuttgart reiste er nach Heilbronn und Wimpfen, wo die staufische Reichsburg seine ‚Aufmerksamkeit und Liebe so fesselte‘, daß er ‚sie ausmaß und zeichnete und darüber eine Abhandlung schreiben wollte, deren Materialien später Krieg von Hochfelden erhielt‘. ‚Es ist ein ganz eigenes Gefühl‘, schreibt er, ‚wenn so ehrwürdige Trümmer unter dem suchenden und erkennenden Auge nach Jahrhunderten zum ersten Mal wieder Sinn und Zusammenhang erhalten‘ [1]. Aus Weinsberg und Neckarsteinach brachte er ‚wehmüthige und freudige Erinnerungen aus der Universitätszeit mit‘, die ihn ‚noch im Juli auf einer Rheinfahrt [2] beschäftigten und sich hier mit schmerzlicher Sehnsucht nach Clemens Brentano verbanden, der reichen Sinnes die Rheinsagen deutete und mit gleichgestimmtem Gemüthe die politische Geschichte des ein halb Jahrtausend lang zerstückten rheinfränkischen Volkes beklagte, dessen Geschicke verworrener noch als die Gebirgsschluchten seines Landes‘.

Trotz seiner immer noch schwankenden Gesundheit wollte er seine ‚gewohnte Herbstreise, für die dießmal Bayern und Oesterreich in Aussicht genommen waren, nicht aussetzen‘ und verließ Frankfurt am 10. September, hielt sich in Würzburg, Rotenburg und München auf und ging in Amslers Begleitung nach Salzburg, wo er am 24. September mit Pertz zusammentraf. Nach einem Besuche des Mönchsberges, des Capuzinerberges und Aigens arbeitete er dort auf der Bibliothek des St. Petersstiftes [3], und kam am 28. September über Linz nach Wien. Hier entdeckte und würdigte er ein sehr reichhaltiges, nur mehr in einem einzigen gedruckten Exemplar vorhandenes altdeutsches Gesangbuch aus dem 16. Jahrhundert, dessen Herausgabe durch Bergmann er veranlaßte [4]. Ueber Linz, München, Stuttgart und Heidelberg kehrte er am 17. November nach Frankfurt zurück, und wiewohl er während der ganzen Reise fortwährend gekränkelt, so konnte er doch seinem Freunde Kopp von wichtiger wissenschaftlicher Ausbeute berichten [5], die er auf derselben gemacht hatte.

Die erfreulichsten Erinnerungen der ganzen Fahrt knüpften sich an seinen Münchener Aufenthalt und Verkehr mit der Familie Görres, Maurer de Constant, Amsler und Schnorr, mit Aretin, Höfler und Sulpiz Boiſ-

---

[1] Vergl. Näheres Bd. 2, 347—348.

[2] Vergl. seine Bemerkungen über den Mäusethurm Bd. 2, 352.

[3] Näheres im Reisebericht von Pertz im Archiv 9, 466—467.

[4] Vergl. seinen Brief Bd. 2, 358, 360. Das Ambraser Liederbuch vom Jahr 1582, herausgegeben von J. Bergmann in der Bibliothek des literar. Vereins in Stuttgart. Bd. 12. Stuttgart 1845.

[5] Bd. 2, 360—361.

serée, und insbesondere wurde Guido Görres ihm seitdem ‚unter allen jüngern Freunden wegen seinem reinen Wesen und kindlichen Anmuth eigentlich der liebste‘. Mit diesem ‚hielt er‘, wie er scherzend sich ausdrückt, ‚einen Dichterkampf, einen Wartburgskrieg ab und gewann ein Blatt aus seinem Lorbeerkranze‘ [1], worüber folgende Aufzeichnung uns Näheres mittheilt.

‚Vor Jahren ging ich mit meinem Ränzchen eines Abends von Bacharach nach Bingen. Ungefähr in der Mitte des Weges kam ich an die damals wüste St. Clemenskirche. Sie liegt tiefer als die Straße, ganz einsam am Rhein. Ich stieg hinab. Gleich am Portale waren die beiden Säulen, die einst es zierten, entwendet. Das Thor, seines Schlosses beraubt, trieb sich auf und ab im Winde. Die Platten des Fußbodens waren aufgehoben. Durch die zerbrochenen Fenster blickte ich sinnend in den Abendhimmel. Die Augen wieder niederschlagend bemerkte ich plötzlich, nach dem Hochaltare zu, dessen Mauerwerk allein noch übrig war, ein Weib, das knieend betete. Es schien mich nicht bemerkt zu haben. Ich zog mich leise zurück, bewegt von dem Anblick und all' den Vorstellungen, als deren Symbol das, was ich gesehen hatte, gelten konnte. Bei meinem jetzigen Aufenthalt in München traf ich einen poetischen Freund mit rheinischen Erinnerungen, die er zu Gedichten bildete, beschäftigt. Ich erzählte ihm, was vorher geht. Er kleidete es in ein sehr schönes Gedicht. Da er jedoch mehr die äußere Erscheinung ins Auge gefaßt hatte und es dem Hörer überließ die Bedeutung selbst herauszufühlen, so sah ich mich dadurch zum Versuch veranlaßt, ob ich solche nicht in meiner Weise auszusprechen vermöge. Dieß die Veranlassung der folgenden Reimzeilen [2]:

St. Clemenskirche.

Ein Kirchlein an des Rheines Strand
Verlassen in Ruinen stand,
Drin betet laut das Vaterland:

O du mein ew'ger Schirm und Hort,
Du meiner Jugend Wallfahrtort,
Du meines Alters letzter Port!

Wie herrlich war ich einst geschmückt!
Beglückend und auch selbst beglückt,
Da noch mein Stuhl stand unverrückt.

Ich trug die höchste Kron' der Welt,
Der war das schärfste Schwert gesellt,
Und milde Weisheit, die erhält.

[1] Bd. 2, 358.

[2] Vergl. die Gedichte von G. Görres (München 1844) S. 33: ‚Die St. Clemenskirche‘, worin Böhmers ‚Reimzeilen‘ eingefügt sind, jedoch mit Auslassungen und Zusätzen.

Ich herrschte über Land und Meer,
Zog siegreich von den Alpen her,
Und stählern glänzte meine Wehr!

Am liebsten weilte ich am Rhein,
Neun Dome spiegelten sich drein,
Und tönten in dem Abendschein.

Wo seine Woge tiefer spült,
Wo Frankenerde sie durchwühlt,
Hab' ich mich recht zu Haus gefühlt.

Wie tief sein Strom, so tief mein Sinn;
Wie stät sein Gang, so zog ich hin;
Da war ich anders, als ich bin!

Gewandelt hat sich nun die Zeit,
Kein Kaiser herrscht mehr weit und breit,
Mein Herzvolk trägt ein buntes Kleid!

Den Wölfen ward es, ach, zum Raub!
Von Frost versengt wie Frühlingslaub!
Der Fremden Spott! ein Wurm im Staub!

Sie drangen bis zur Kirche ein,
Sie wühlten selbst im Heil'genschrein!
Doch du, o Herr! wirst blicken drein.

Du weckst aus meiner Asche auf,
Der einst mich rächt im Siegeslauf
Und neu mir setzt die Krone auf.

Seit dem Spätherbst 1843 arbeitete und druckte Böhmer fleißig an der neuen Ausgabe seiner Kaiserregesten von 1246—1313, fortwährend ‚unwohl, ohne eigentlich krank zu sein, abwechselnd zwischen Dutzenden von Folianten, Quartanten und kleineren Größen eingemauert, und dabei im Sinne beschwert mit König Adolphs Ansprüchen auf Meißen, mit seinem Feldzug in Thüringen, mit der Frage, wann er mit König Wenzel von Böhmen die Zusammenkunft in Grünhain gehalten habe, und so fort durch sein und Albrechts Leben bis 1308 die Nüsse knackend, welche dem sich darbieten, der nicht nachbetet, der selbst aus den Quellen schöpft, der sämmtliche Quellen berücksichtigt und sie wiegt, der Schritt für Schritt und Tag für Tag den Ereignissen folgt, und durch Wolkenzug und Nebelflor sich dahin durcharbeiten möchte, wo hell die Sonne scheint und Gewisses gewußt oder doch wenigstens die Schranke des Wissens erkannt wird'. ‚Sehr erfreulich', schreibt er am 25. Februar 1844, ‚ist es mir dabei, einen Doppelgänger zu haben, der meine Leistung ausführend und

darstellend ergänzt, einen Mann befreundeten Sinnes, für den zu arbeiten Freude und Lohn ist. Ich meine Kopp, der wieder tüchtig an der Arbeit ist‘ [1], um sein großes Geschichtswerk über den Verfall der Reichsverfassung und die Stiftung eidgenössischer Bünde im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert bald erscheinen zu lassen. Um dieses Werk, worüber er schon im Jahre 1841 gesagt hatte: ‚ich wüßte nicht, welches andere ich freudiger begrüßen sollte, wann es endlich kommt‘ [2], recht wesentlich zu fördern, hatte er ‚bei der Neubearbeitung der Regesten gerade diejenige Periode ausgewählt‘, in der er ‚dem Freunde in die Hände arbeiten konnte‘.

Sein Freundschaftsverhältniß mit Kopp war immer inniger und herzlicher geworden, ‚denn bei ihm (wie bei Stälin) finde ich‘, rühmt er, ‚was ich bei einem Freunde vorzüglich suche: Aufrichtigkeit, Offenheit und Treue, und was mir bei einem Historiker am liebsten ist: unbestechlichen Wahrheitssinn. Er ist ein neuer vindex veritatis, wie wir einen solchen gerade jetzt, wo die Geschichte so vielfach zur Erregung des Hasses gegen unsere alten Kaiser und unsere alte Kirche mißbraucht wird, doppelt bedürfen‘. Wo er nur konnte, unterstützte er, wie seine Briefe zeigen, den Freund, ‚da er wußte‘, sagt dessen Biograph [3], ‚mit welcher Beschränkung an literarischen und pecuniären Subsidien Kopp seine weitreichenden Arbeiten durchzuführen hatte; aber er wollte die Aushülfe nur in zartester Form, nicht als Gnade, sondern als Pflicht erscheinen lassen‘. ‚Man sieht fast in jedem Briefe, wie er darauf sann Kopp irgend einen neuen Dienst zu erweisen, ihm irgendwie nützlich zu werden, ja bisweilen ist er gar nicht zufrieden, daß er nicht mehr thun kann, und fordert auf, doch ohne Rückhalt das Fehlende zu nennen. So schrieb er ihm: ‚Es wäre doch gar Schade, wenn Ihrem großen Werke, nachdem so viel Zeit und Mühe daran gewendet worden, etwas an den Quellen fehlte. Gar gern möchte ich Ihnen Alles schicken, was Ihnen noch fehlt... Es wäre mir angenehm, wenn Sie mir die wichtigeren ältern Werke nennen wollten, welche Sie auf der dortigen Bibliothek vermissen. Manchmal habe ich Gelegenheit dergleichen billig zu kaufen und würde mir dann ein Vergnügen daraus machen, solche der dortigen Bibliothek zum Geschenke anzubieten.‘ ‚Und wie dankbar ist Kopp‘, schreibt Böhmer, ‚auch für das Kleine, was ich ihm biete‘, aber dieser sah, was dessen Werke und Freundesdienste ihm boten, mit Recht für etwas Großes an. ‚Wie könnte es je anders sein‘, versichert er Böhmer, ‚als daß

[1] Bd. 2, 367—368.

[2] Erstes Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwigs des Baiern S. VIII.

[3] Joseph Eutych Kopp als Professor, Dichter, Staatsmann und Geschichtsforscher, dargestellt von A. Lütolf (Luzern 1868) S. 146—153, wo Näheres über das ‚brüderliche Verhältniß‘ der beiden Freunde.

ich mit Dankbarkeit Ihrer gedenke, ohne den mein eigenes Forschen sehr lückenhaft geblieben wäre?' ‚Und ist es nicht', fährt er fort, ‚derselbe Kitt, der uns verband, die Erforschung der Wahrheit? Hätte ich keine einzige der Eigenschaften, die dem Historiker nothwendig sind, eine mindestens ist von meinem Vater auf mich übergegangen, die, nicht zu lügen; an dieser Wahrheitsliebe hielt ich mich bei allen Verunglimpfungen stets aufrecht, aber auch als Warnung vor Eigenliebe.' Und Böhmer hinwiederum: ‚Bei meiner Arbeit, die eigentlich mein Leben ist, sind Sie mir immer gegenwärtig. Ich denke oft, daß Ihnen dieß oder jenes Freude machen möge. Ich danke der Vorsehung dafür, daß dieß neue Material zunächst im Sinne der Kirche, des Rechts, der Wahrheit wird benutzt werden. . .' ‚Erhören Sie meine Bitte und treten Sie bald hervor' [1].

‚Männer wie Kopp, Stälin, Lappenberg', sagt er, ‚die im ernsten Streben nach Wahrheitserkenntniß ohne Rücksicht auf modernes Parteitreiben, ohne Hintergedanken, schlicht und einfach, nach bester Ueberzeugung Zeit und Kraft der Historie widmen, erfüllen in meinen Augen einen priesterlichen Beruf, und ich kann mich ihrer Arbeiten ungetrübt auch da erfreuen, wo meine Anschauungen und Urtheile über Kirche und Staat, über Geistliches und Weltliches von den ihrigen abweichen. Unleidlich nur ist mir das moderne absprechende Urtheil über altehrwürdige Institutionen, die pietätslose Herabwürdigung der Kirche und ihrer segensreichen Wirksamkeit' [2]. ‚Ohne Würdigung der Kirche bleiben uns die Jahrhunderte des Mittelalters unverständlich, und im Sinne der Kirche und des Rechts muß dessen Geschichte dargestellt werden, wenn sie einen erziehenden, sittigenden Einfluß ausüben soll. De Maistre hat einmal die Geschichtschreibung in den letzten Jahrhunderten eine Verschwörung gegen die Wahrheit genannt, und wie übertrieben auch dieser Ausspruch in seiner Allgemein-

[1] Vergl. Bd. 2, 365, 382.

[2] ‚Sie bemerkten', sagt er in einem Briefe an einen schwäbischen Freund vom 19. August 1843, ‚daß ich auf den letzten Blättern meiner Fontes Eichhorn getadelt habe. Da seine persönliche Erscheinung eine wohlwollende und freundliche ist, begreife ich, daß dergleichen Freunden von ihm unnöthig scheinen könnte. Was mir an Eichhorn nicht gefällt ist: 1) die große Ueberschätzung seines Buchs, woran er vielleicht ganz unschuldig ist; 2) der übermäßige Preis desselben; 3) seine antinationale Tendenz darin, daß er der preußischen Regierung gegen die Ausbildung eines besseren Rechtszustandes in Deutschland Feder und Namen lieh; 4) seine antikirchliche Tendenz, die so weit geht, daß er in der Literatur wohl Marheineckes Reformationsgeschichte, nicht aber die des Breslauer Menzel erwähnt! Was wird er erst von der Riffels denken, deren zweiten Theil ich dieser Tage sah und der mir gar nicht übel schien. Von Geschichtsforschern und Geschichtsfreunden verlange ich auch ein Herz für's Vaterland, das sich über den Beamtenhorizont erhebt, ich verlange eine Würdigung der Kirche, die über dem Geschrei der bösen Buben steht.'

heit ist, so ist doch unzweifelhaft, daß der antikirchliche und religionslose Sinn fast auf keinem Gebiete größeres Unrecht begangen und größeres Unheil gestiftet, als auf dem der Geschichtschreibung. Um so schwerer ist es für unsere und wohl noch für lange Zeit, die rechten Grundlagen für die Beurtheilung der kirchlich-politischen Verhältnisse wieder zu gewinnen, eine Uebereinstimmung in dieser Beurtheilung zu erzielen; aber was keinem Historiker schwer sein sollte, ist die volle Erkenntniß, daß er gleichsam ein priesterliches Amt, also ein Amt des Friedens verwaltet, nicht confessionelle Verbitterung und Leidenschaft schüren, sondern den Frieden nähren und bei aller Rückhaltslosigkeit in der Aeußerung seiner Ueberzeugungen so schreiben soll, daß er Niemanden im Herzen verletzt.'

Solche Gedanken sprach Böhmer auch im mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Albert Schott in Stuttgart aus, der im Jahr 1844 zu einer Ausgabe der ‚Bilder des Kaisersaales im Römer zu Frankfurt' die Lebensbeschreibungen der Kaiser lieferte. Wiewohl Böhmer nicht ‚ein Genosse, sondern eher ein Gegner' der darin von Schott vertretenen Ansichten war, so sah er doch die Handschrift des Werkes durch, corrigirte sie und machte ‚gegenüber einem Manne, dem es um ehrliche Ueberzeugung zu thun, freimüthige Bemerkungen, die bei einem solchen stets auf fruchtbaren Boden fallen und nicht verloren gehen'. Und sie gingen in der That nicht verloren. ‚Für die belehrende Freimüthigkeit', schrieb ihm Schott am 3. Februar 1844, ‚mit der Sie meinen Friedrich II. beurtheilt haben, meinen aufrichtigsten Dank. Einzelnes, was geradezu Berichtigung eines in geschichtlicher Forschung noch Unbewanderten ist, wird sofort in beschämtem Stillschweigen eingeflochten. Anderes, wo ich einen anderen Standpunkt mit Bewußtsein festhalte, dient wenigstens dazu, daß ich im Ausdruck milder werde, daß ich den gesuchten Weg der Schonung sicherer finde. . . Ich bin von Herzen Gibelline. . . Ich weiß wohl, daß die deutschen Kaiser, wenn ihnen nicht eine stolze Gewalt entgegengetreten wäre, Macht genug besessen hätten, im Innern alle Freiheit, in ganz Europa die Selbstständigkeit aller Völker, die in Gottes Haushalt so nothwendig ist, niederzuschlagen, wodurch sie für alle Welt, auch für uns die fluchwürdigste Geißel geworden wären, wie Heinrich IV. und VI. wohl durchscheinen lassen. Nun aber ist das Kaiserthum unterlegen, es hat für sich das tragische Mitgefühl, alle Schuld ist durch herbe Leiden gesühnt, die Uebel, die seine maßlose Entwicklung herbeigeführt hätte, sind nicht eingetreten, wohl aber die entgegengesetzten; da scheint mir's nun, daß menschlich oder deutsch denken und gibellinisch denken zusammenfalle. Sie fragen mich, ob nicht im Kaisersaal Friede herrschen solle? Kann er's denn, da er im Leben der Kaiser nicht geherrscht hat? Läßt eine Schlacht sich malen ohne Blut und Verwirrung? Es ist mein aufrichtiger Wunsch, so zu schreiben, daß ich

die Katholiken nicht verletze, und ich glaube, daß ich's kann, weil ich vor allen Dingen deutsch bin und dann erst protestantisch... Doch genug von den Streitfragen, die uns nicht entzweien werden. Nochmals meinen herzlichen Dank für Ihre guten Rathschläge, die ich bei jedem neuen Durchlesen mehr schätzen lerne. Versöhnung ist uns vor allem nöthig. Vor dem Altar des Vaterlandes muß jeder Parteihaß schweigen lernen.' Und am 4. März: ‚Rührend ist es mir gewesen aus meiner Handschrift zu sehen, daß Sie mit eigener Hand die Nachträge eingeschaltet haben. Ich hoffe Gottes Segen wird bei einem Werke sein, dem auch Andersdenkende so uneigennützig ihre Hülfe gewähren; ich sehe darin einen Strahl der Gesinnung, die unserm armen Deutschland so nöthig ist.'

In eben dieser Gesinnung die Zeit des Niedergangs der deutschen Nation, insbesondere von Kaiser Friedrich II. an, auf den er die eigentliche ‚Wurzel des Kirchenstreites, der Deutschland die Todeswunde gegeben', zurückführte [1], ‚im Einzelnen ganz nach der Wahrheit zu erforschen, Schein und Schuld zu trennen und die wahre Ursache des Verfalls darzulegen', wurde ein Lieblingsgedanke Böhmers, dem er in seiner ‚trüben Einsamkeit und fortdauernden Kränklichkeit gern nachhing'. ‚Das Endresultat einer solchen Arbeit', sagt er, ‚dürfte kein haßerfülltes sein. Erkenntniß der Wahrheit reinigt von Leidenschaften. Aber Einsicht in Gut und Bös, schirmenden und erbauenden Entschluß für die Zukunft möchte ich erzeugen' [2].

‚Aber woran darf ich Kränkelnder', schreibt er im Mai 1844, ‚als durch mich selbst noch zu Vollführendes denken, der ich meine ganze Kraft zusammen nehmen muß, nur um meine Regesten fertig zu bringen. Darum sinne ich auf Mittel, wie ich, wenn über mich verfügt werden sollte, auch nach meinem Tode noch für vaterländisch-wissenschaftliche Zwecke, wie ich sie verstehe, für die Gesinnungen und die Art der Forschung, wie ich sie vertrete, durch Andere thätig sein kann.' Diese Mittel suchte er damals in einer ‚Katholischen Stiftung für deutsche Geschichte' [3], und die von ihm dargelegten ‚Motive und Erläuterungen' derselben dienen so wesentlich zu seiner Charakteristik, daß wir sie hier vollständig einreihen müssen.

‚Da ich keine Notherben habe und da meine nächsten Verwandten wohlhabend sind, so bleibt mir, nachdem ich meinen Bruder zum Erben eingesetzt, entferntere Verwandte mit einem Vermächtniß und Freunde mit Andenken bedacht habe, noch eine ziemliche Summe zur freien Verfügung übrig, die ich frommen Zwecken widmen möchte. Ich verstehe jedoch darunter nicht bloß die Milderung des Elends, welche Allen nahe liegt, sondern

---

[1] Bd. 2, 364.
[2] Bd. 2, 374.
[3] Vergl. Anhang II. dieses Bandes.

nach meiner individuellen Stellung vorzüglich auch die Erziehung der Menschen zum Rechten durch die Kenntniß der Wahrheit.'

,Die geschichtsforschenden Bemühungen, denen ich die meiste Zeit meines Lebens gewidmet habe, standen mit meinen religiösen Ueberzeugungen in Verbindung. Sie sollten kein Werk des Eigennutzes, der Eitelkeit oder der Neugierde sein, sondern gingen vielmehr aus Vaterlandsliebe und Pflichtgefühl hervor.'

,Ich glaubte, daß Jeder, der vor der Mehrzahl seiner Mitmenschen es voraus hat, nicht dem täglichen Brod nachgehen zu müssen, auch verpflichtet sei, seine Zeit und Kraft den allgemeinen Zwecken zu widmen, daß er durch solchen nützlichen Dienst die Bevorzugung, deren er genießt, gewissermaßen abverdienen müsse, und nur nach so gethaner Arbeit derselben ohne Schaden seiner Seele genießen könne. Dahin rechnete ich nun aber auch Erforschung der vaterländischen Geschichte. In der Geschichte einer Nation scheint mir auch ihr Selbstbewußtsein zu liegen, und das „Erkenne dich selbst" scheint mir nicht bloß auf die Individuen anwendbar, sondern auch auf die Nationen, zumal dann, wenn deren äußere Zustände gewaltsam erschüttert wurden und wenn dadurch die ursprüngliche Persönlichkeit derselben (welche doch kein willkürliches Menschenwerk ist) Verdunkelungen erlitten hat. In solchen Umständen befinden wir uns, und kein Gebildeter kann es vermeiden, über die öffentlichen Zustände von Kirche und Staat wenigstens Meinungen zu hegen, für die er doch eben so verantwortlich ist wie Andere für ihr Handeln. Was soll hier nun leitend sein? Ein vollkommenes und absolut gültiges Gesetz für irdische Zustände kann weder erdacht noch geltend gemacht werden. Das Rechtsgefühl weist uns auf die Anerkennung des unbestrittenen Besitzstandes und auf die Beachtung des thatsächlich Ueberkommenen hin, und dieses vermögen wir hinwieder in den größeren Verhältnissen nur aus der Geschichte verstehen zu lernen. Nun sind die meisten Menschen so rasch bei der Hand mit ihrem Urtheil und geben sich doch so wenig Mühe, die Thatsachen zu erforschen, auf welche es sich stützen muß. Diesem Beispiel wollte ich nicht folgen, sondern ich wollte lieber die Thatsachen recht genau kennen lernen und dann erst unterscheiden, was recht und was unrecht ist. Ich habe gefunden, daß diese Methode eine Kraft besitzt, welche die Seele von Leidenschaften reinigt. Denn die rechte Kenntniß der Geschichte gibt zum Haß viel weniger Stoff, als vielmehr zum Schmerz über die Unvollkommenheit der irdischen Dinge und zu besseren Entschlüssen für die Zukunft. So habe ich denn immer geglaubt, daß die Erkenntniß des Wahren auch zur Verwirklichung des Guten führen werde. Ich meine darum auch ganz natürlich und pflichtmäßig zu handeln, wenn ich, den Führungen folgend, die mir selbst geworden sind, solchen Bemühungen über mein Leben hinaus Fortdauer zu geben suche.'

Digitized by Google

‚Allein dieß muß doch noch näher bestimmt werden. Nicht jede Lehre verdient Unterstützung, nicht jede Meinung Verbreitung. Es ist auch schon Geschichte zum Nachtheil der Wahrheit und zur Bethörung der Menschen geschrieben worden. Selbst die am meisten verbreiteten Geschichtsbücher kranken noch heute an solchen Uebeln. Hier bedarf es einer Leitung und diese finde ich in der Vorsorge, daß die von mir zu errichtende Stiftung im römisch-katholisch-kirchlichen Sinne verwaltet werden solle.‘

‚Offenbar kann ich bei den Protestanten, wie sie jetzt sind, eine solche Leitung nicht finden. Denn sie stellen ja die religiöse Ueberzeugung der sogenannten freien Forschung, d. h. der Willkür jedes Einzelnen anheim, und gestatten die allerverschiedenartigsten Ansichten, wenn solche nur von dem Katholicismus verschieden sind. Ich aber glaube, daß bei etwas mehr Bescheidenheit und Selbstverläugnung Seitens der Reformatoren, und insbesondere auch ohne Einmischung politischer Fronderie, die Kirchentrennung gar wohl hätte vermieden werden können, und finde, daß das wirklich Gute, welches die Reformatoren anstrebten, jetzt weit mehr in der katholischen Kirche zu Hause ist, als bei ihren eignen Nachfolgern.‘

‚Wie ich hiernach keinen Anstand nehmen kann, meine Stiftung unter die Obhut katholischer Ueberzeugung zu stellen, sondern vielmehr gewissenhaft glaube, daß ich ihr gar in keiner andern Weise eine dauernd heilsame Richtung zu geben vermag, so finde ich mich darin auch noch ganz besonders bestärkt, daß die katholische Kirche die Geschichtsforschung von jeher so angesehen hat, wie ich meine geschichtliche Stiftung angesehen haben möchte. Sie hat solche Studien nicht nur ihren Religiosen zur Pflicht gemacht, sondern diese haben die Aufgabe auch in einer Weise gelöst, daß ich gar keine besseren Vorbilder dessen, was ich erzielen möchte, aufzustellen weiß, als in den Werken der Oratorianer, der Mauriner und Sanblasianer vorliegen, wohlverstanden, daß diese Vorbilder dem jetzigen Stand der Dinge anzupassen sind.‘

‚Ich glaube aber auch, daß meine Stiftung, so klein an äußern Mitteln sie auch ist, von der katholischen Kirche freundlich auf- und angenommen werden kann, denn indem diese ihr Eigenthum und ihre Klöster größtentheils einbüßte, hat sie auch die Mittel zu solchen Studien verloren, aus denen ihre Diener sonst einen Theil jener Kräftigung sogen, deren sie auch heutzutage, wo sich Alles mehr und mehr zu einem Geisterkampf gestaltet, ganz vorzüglich bedürften; eine Geisteskräftigung, welche ich denselben um so mehr verliehen sehen möchte, als es mir vorkommt, daß der Kampf der katholischen Kirche sich bei uns immer mehr zum unmittelbaren Kampf für das Christenthum überhaupt gestalten werde.‘

Die Thätigkeit der Stiftung, über die er sich im Einzelnen aussprach [1],

---

[1] Anhang II.

sollte wesentlich nach dem Vorbilde seiner ‚eigenen Arbeiten mehr auf Ordnung und Bereitlegung des Stoffes, als auf dessen darstellende Bearbeitung‘ gerichtet sein, und er betraute mit deren Leitung eine Anzahl Männer in München, von deren Einsicht und Gewissenhaftigkeit er sich überzeugt halten konnte.

Auch für das Ferdinandeum in Innsbruck machte er ein besonderes Vermächtniß und bezeichnete die nächsten historischen Arbeiten, welche er mit den von ihm gebotenen Mitteln von dort ausgeführt wünschte [1]. ‚Wie Kirchlichkeit, Vaterlandsliebe und Tapferkeit den Tyrolern‘, sagt er, ‚vor andern deutschen Ländern eigen sind, haben sie theils auf's Glorreichste in der neuern Geschichte bewährt, theils habe ich es selbst im Lande beobachtet. Da ich nun bedachte, daß ich diesen Eigenschaften dort mehr begegnete als in meiner Vaterstadt, welche in religiöser Hinsicht indifferent, und in politischer zerrüttet ist, so kam ich auf den Gedanken, dorthin in dem Fache, zu dem mich nun einmal die Vorsehung geführt, eine lebendige Stiftung zu machen ... Daß jetzt in Beziehung auf die erwähnten Eigenschaften auch in Tyrol eine Gährung eingetreten ist, weiß ich wohl, und sehe auch voraus, daß solche zunehmen werde. Allein ich traue auf die Tüchtigkeit des Volkes, daß doch zuletzt Glaube und Sinnesart der Väter die Oberhand behalten‘, und, wie er in einem Briefe an Pertz hinzufügt, ‚aus einem allfälligen Kampf, wenn irgendwo, geläutert und befestigt hervorgehen werde‘ [2].

‚Aber doppelt gibt‘, schreibt er an den Rath Schlosser, dem er über seine Stiftungen vertrauliche Mittheilungen zugehen ließ, ‚wer schnell gibt, und was ich nach meinem Tode geleistet wünsche, will ich auch im Leben befördern und gehe mit Gedanken um, ob sich nicht für die ehemalige, der Landesgeschichte zugewendete ruhmvolle Thätigkeit der Klöster und geistlichen Korporationen ein Ersatz finden ließe.‘ In welcher Weise er einen solchen Ersatz zu leisten suchte, lernen wir des Näheren aus mehreren seiner Briefe an Remling [3] kennen, und die ersten Werke, deren Herausgabe die Wissenschaft seiner Aufmunterung und seinen Geldzuschüssen zu den Druckkosten verdankt, sind das Urkundenbuch der Coblenzer Deutschordenscommende von Hennes, und das des rheinpfälzischen Klosters Otterberg von Frey und Remling. Letzterem hochverdienten Historiker wendete er um so lieber seine aufmunternde Theilnahme zu, als ‚dieser in seinem Vaterlande Baiern von Seiten derjenigen, denen die Förderung der Landesgeschichte am Herzen liegen sollte, ebenso ignorirt wurde, wie Huschberg [4] und Andere‘. ‚Rem-

[1] Anhang II. C.

[2] Bd. 2, 380.

[3] Vergl. Bd. 2, 391, 408, 487.

[4] Vergl. S. 208.

ling', schreibt Böhmer, ,obgleich dem Königreich angehörend, hat in München noch keine andere Beachtung gefunden, als daß man ihm Freiexemplare seiner mit persönlichen Geldopfern herausgegebenen Werke für die Hofbibliothek abforderte!'[1] ,Aber so geht's nun einmal im Baierland, und wird wohl auch fürder so gehen, bis dort überhaupt nichts mehr geht. Was dort bei den Herren, die am Ruder sitzen, Werth haben soll, muß weit her sein. Warum auch nicht? Die Herren haben ja deutsche Gesinnung, und ein deutsches Sprüchwort sagt zur Bezeichnung von etwas Werthlosem: es ist nicht weit her!'

Trotz seiner seit Herbst 1843 fortwährenden Kränklichkeit, die sich bisweilen so steigerte, daß er kaum hoffte, je noch wieder aus Frankfurt hinauszukommen[2], brachte Böhmer doch durch ,eisernen Fleiß' seine Kaiserregesten von 1246—1313 im September 1844 zum Abschluß[3].

Das Werk ist nicht bloß eine verbesserte und vermehrte Auflage des betreffenden Abschnittes seiner früheren im Jahre 1831 erschienenen Regesten, sondern eine ganz neue Arbeit.

Während er früher für den Zeitraum auf 75 Seiten 1560 Urkunden verzeichnet hatte, so brachte er jetzt auf 312 Seiten größeren Formates die Auszüge von nicht weniger als 3118 Urkunden, und fügte in besonderen Anhängen päpstliche Urkunden und solche über Reichssachen hinzu, so daß im Ganzen für einen Abschnitt von 68 Jahren deutscher Reichsgeschichte 3786 Urkunden excerpirt und nachgewiesen sind.

Und wie durch den äußern Umfang, so erschien das Werk auch innerlich und in der Bearbeitung des Stoffes als ein durchaus neues. Setzte er in den älteren Regesten zukünftige vollständige Abdrücke der Urkunden selbst voraus, so lieferte er jetzt so erschöpfende Auszüge des Inhalts derselben, daß dem Geschichtsforscher in den allermeisten Fällen die Einsicht des vollständigen Textes erspart bleibt. ,Dieß wird selbst', sagt er in der Vorrede, ,für diejenigen bequem sein, welchen die angeführten Druckwerke zu Gebote stehen. Aber einen viel größern Dienst glaube ich damit denjenigen geleistet zu haben, denen diese Werke, die sich nur auf sehr wenigen öffentlichen Bibliotheken vollständig vorfinden, nicht zugänglich sind. Solchen war es bisher unmöglich, gründliche Studien zu machen. Jetzt ersetzt ihnen mein Buch im Urkundenfach für den betreffenden Zeitabschnitt eine

[1] Bd. 3, 66.

[2] Bd. 2, 388.

[3] **Regesta Imperii inde ab anno MCCXLVI usque ad annum MCCCXIII.** Die Regesten des Kaiserreichs unter Heinrich Raspe, Wilhelm, Richard, Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII. 1246—1313. Neu bearbeitet. Stuttgart 1844. X und 380 Seiten in groß 4°.

ganze Büchersammlung, und sie können schon auskommen, wenn sie nur noch den vierten Band der Monumenta Germaniae historica zur Hand haben. Ich habe auch jedesmal zur Zeit von Hof- und Festtagen oder bei sonst wichtigen Vorgängen die hauptsächlichsten Zeugen angegeben, wodurch nun die handelnden Personen mehr in den Vordergrund treten.'

Die vielfach mit den trefflichsten Bemerkungen [1] ausgestatteten Urkundenauszüge ergänzte er durch die in den gleichzeitigen Geschichtsschreibern vorkommenden Thatsachen, welche sich nach Zeit und Ort an die Könige knüpfen, und durch deren Verbindung mit den Urkunden ‚vermochte ich', heißt es in der Vorrede weiter, ‚gar manches zum erstenmal genau zu bestimmen. Wo die Angaben kurz waren, habe ich solche am liebsten wörtlich mitgetheilt. Sonst habe ich die Quellen fortwährend bei den Hauptvorgängen citirt, so daß dieses Buch zugleich als ein Repertorium über die einschlagenden Scriptoren gelten kann, deren hauptsächlichste ich in den ferneren Bänden meiner Fontes rerum Germanicarum auch noch vollständig herauszugeben beabsichtige.'

Außerdem sind über wichtige Punkte, welche neuer Prüfung bedurften, manche kleine Abhandlungen eingestreut und jedem König ist eine Einleitung vorausgeschickt, die Zeit und Ort der jedesmaligen Wahl feststellt, eine Uebersicht der Wahlverhandlungen, eine Schilderung der Persönlichkeit des Gewählten und ein Urtheil über seine Leistungen gibt, und sich des Näheren über sein Kanzleiwesen und die Quellen seiner Geschichte verbreitet. Durch Vor- und Rückblicke sind die einzelnen Thatsachen der Art in Verbindung gebracht, daß der Zusammenhang des geschichtlichen Verlaufs mit Deutlichkeit hervortritt.

‚Die hier behandelte Periode', sagt er, ‚wird in Hinsicht auf ihre Bedeutung für das Gesammtschicksal der deutschen Nation von keiner andern übertroffen, und darin liegt der Grund, weßhalb ich mir sie vorzugsweise

---

[1] Vergl. z. B. über Cöln und das abgefallene Niederland S. 6, Nr. 2; über Aachen S. 9, Nr. 29, über Utrechts Urkundenschätze, deren Herausgabe ganz anders verdienstlich wäre, als die der langweiligen oranischen Correspondenzen S. 21; über die Verhöhnung Deutschlands mit einem Grammaticalstreit durch einen abgefallenen unkriegerischen und bankerotten Stamm S. 50; über Bischof Bruno von Olmütz S. 313, Nr. 12: ‚Männer von edlem Charakter und großem Talent, wie dieser Bruno, vermögen es einem Gönner, den sie achten, sich unterzuordnen und werden dann wohl von ihm erkannt und gehoben. Bei der Menge werden sie nicht so leicht Gunst erlangen, denn sie sind von anderem Stoff als diese, und da es ihr Ziel nicht ist allen zu gefallen, so werden sie es auch nicht über sich gewinnen der Mittelmäßigkeit zu schmeicheln. Hierin liegt ein Vorzug der Aristocratien so lange sie noch nicht morsch und faul geworden sind. Auch in England wurden bisher Talente hauptsächlich durch das Patronat der Großen gehoben.' u. s. w.

zur Bearbeitung ausgewählt habe', und nun entwirft er, dieß näher begründend, mit Meisterhand in Lapidarstil eine allgemeine Charakteristik der deutschen Reichsgeschichte, ihrer Perioden und Phasen bis auf die neueste Zeit, und wir theilen hier den einschneidenden Epilog, den er zum Aerger eines Freundes zu einer gewissen Bedeutungslosigkeit abglätterte[1], vollständig mit:

Nach der Kirchentrennung ,folgte durch fast wieder anderthalb Jahrhundert bis zum westphälischen Frieden eine neue schlimmere Uebergangszeit. Jene frühere im dreizehnten Jahrhundert hatte den Verlust Italiens und der Länder ostwärts des Rhodans zur Folge. Diese neue eröffnete sich mit dem der drei welschen Bisthümer, und sah an ihrem Schluß nach grausenerregender Verwüstung die Franzosen am Rhein und die Schweden an Weser, Elbe und Oder. Jam nulla respublica, konnte man sagen'.

,Wir haben nicht nur den Schluß dieser Periode, sondern auch den Anfang einer neuen erlebt. Aus der äußersten Zerstückelung hat erst fremde, dann einheimische Willkür neue Massen geformt. Nicht aber aus der nationalen (d. h. angebornen) Grundlage der alten Stämme, nicht mit Berücksichtigung der nun einmal vorhandenen Kirchentrennung, sondern nach Convenienzen, die der Nation als solcher und ihrer Entwicklung fremd waren. Dergestalt, daß auch, wenn einer ein Stück Landes am Nordpol verlor, oder in Sarmatien, die „Entschädigung" zuletzt in Deutschland sich fand. So besteht denn das, was die neuen „Staaten" in sich zusammenhält, vielfach nur in der Büreaukratie, welche ihre Verwaltungsformen ausspitzelnd, jene Verschiedenheiten benagt, welche durch Abstammung und Kirchentrennung aus den frühern Perioden der Gegenwart überkommen sind, — was dann den einen Regierungsweisheit oder gar Volksbeglückung, den andern aber Gewaltthat heißt, während eine ärgere Gesinnung, weder Gottes noch des Menschen Freund, im Hinterhalte den Tag erlauert, an dem die Früchte zur Ernte für sie gereift sein möchten'.

,Böse Aussichten! Wenn das nicht wäre, daß in all' dem Ruin, durch alle diese Erschütterungen, unter allen diesen Uebertünchungen fast wunderbar auch die organische Nationalkraft sich gestärkt hätte, und aus langer Betäubung erwachend im Erkennen ihrer Lage, im Erweitern ihrer Einsicht, in der Kräftigung ihrer Entschlüsse fortschritte.'

,In dem urältesten Eigenthum der Nation, in der Sprache, zeigte sich vor hundert Jahren zuerst die Spur dieser Erneuerung, die seitdem mehr und mehr gewachsen, nun schon weithin gebreitet, die Herzen vereint. Sie zwischen den umdrohenden Gefahren zu erziehen, sie vor Verführung zu

[1] Bd. 2, 402. Vergl. erstes Ergänzungsheft zu den Kaiserregesten von 1246—1313. S. XV.

bewahren, sie in rechter Weise fortzuleiten, ist vor allem berufen die Geschichte. Wird diese aus den ächten Quellen mit vaterländischem Sinne, treu, bescheiden und einsichtig aufgefaßt, dann kann sie auch für die Beurtheilung der Gegenwart und für das Wirken in derselben — an dem wir alle, wenn nicht handelnd, doch meinend, Theil nehmen — den rechten Standpunkt gewähren. Hierzu genügt das erhaltene Material; aber es bedarf der Bereitlegung. In den Kaiserregesten, wie ich sie nun in vollendeterer Gestalt den dermaligen Bedürfnissen der Forschung anzupassen suchte, hoffe ich für die betreffende Periode eine bleibende Grundlage beschafft zu haben'.

Wie wir über die älteren Kaiserregesten das Urtheil Jacob Grimms angeführt, so wollen wir hier das eines andern competenten Kritikers, nämlich Wilhelm Giesebrechts, hören, auf welches Böhmer mehrmals mit dem Bemerken, daß es ihm besondere Ermunterung gewährt habe, verwies.

‚Das an Kaiserurkunden gewonnene Material', sagt Giesebrecht, ‚zu ordnen, zu vervollständigen, mit dem gedruckten zusammenzustellen, es zu sichten und zu ordnen, dieser Riesenaufgabe unterzog sich Böhmer mit einer Liebe und Ausdauer, die ihres Gleichen nicht hat. Durch ihn ist der Schatz unserer Kaiserurkunden erst flüssig gemacht, ihm gebührt der unvergängliche Ruhm, in ihnen das innerste Herz der Reichsgeschichte aufgeschlossen zu haben. Seine Repertorien der Kaiserurkunden sind indessen nicht nur eine unschätzbare Vorarbeit für die große Urkundensammlung der Monumenta Germaniae und müssen diese selbst vorläufig dem Forscher ersetzen, sondern werden auch dann, wenn dereinst dort der ganze Vorrath unserer Kaiserurkunden in einem großen Corpus vereinigt sein wird, von dem erheblichsten Nutzen für das Studium bleiben, indem sie immer am besten in dasselbe einzuführen und auch dem Kundigen stets noch vielfache Erleichterungen darzubieten geeignet sind. Wie sie durch den Reichthum ihres Inhalts, die Zuverlässigkeit ihrer Angaben und Uebersichtlichkeit der Anordnung bis jetzt ein unvergleichliches Hülfsmittel sind, weiß jeder, der sich mit der Geschichte des Mittelalters gründlich beschäftigt hat. — Diese Arbeiten Böhmers sind für das Studium des deutschen Mittelalters, man kann wohl sagen in gleicher Weise epochemachend gewesen, wie die Herausgabe der Monumenta Germaniae selbst.'

‚Doch wozu diese Ausführungen', fährt Giesebrecht fort, ‚die längst dem Kundigen den Reiz der Neuheit verloren haben? Deßhalb zunächst erscheinen sie nicht überflüssig, weil die allgemeine Wichtigkeit dieser Arbeiten immer noch nicht in weiten Kreisen die ihnen gebührende Anerkennung findet (wäre dieß der Fall, wissenschaftliche Leistungen würden auf diesem Gebiete nicht mit einer Ungunst der Verhältnisse zu ringen haben, wie kaum auf irgend einem andern Felde); dann aber auch, weil Männern, die trotz dieser Ungunst ihr ganzes Leben daran setzen, den Urkundenschatz

unserer Geschichte, den versunkenen Hort des deutschen Volkes an den Tag zu fördern, der Dank derer, die den vollen Werth ihrer Arbeiten kennen, nicht oft und warm genug ausgedrückt werden kann' [1].

Böhmer selbst konnte nach Abschluß seiner Regesten mit gerechtem Selbstvertrauen sich sagen: ‚Die Furche, die ich gezogen und den Samen, den ich ausgestreut, wird so leicht kein Wind verwehen', aber, fügt er hinzu, ‚nur der, welcher dazu mir Leben und Alles und auch in trüber Stunde Muth gegeben, kann lebendige Frucht erzeugen. Nur was in Demuth ausgesäet, wird Früchte tragen. Möge nie ein anderes Gefühl mich beschleichen! Das erhebendste Gefühl liegt in dem Bewußtsein: gearbeitet zu haben, so gut man konnte.' Und in gleichem Sinn und bei seinem kränklichen Zustande auf kein langes Leben mehr hoffend, schrieb er seinem Freunde Hennes in Mainz, dem er ‚lebendigste Antheilnahme' an seinen Arbeiten verdankte, am 10. September 1844: „Ich habe in der letzten Zeit ganze Körbe voll alter Schriften cassirt, um Profanirungen zu vermeiden, und es ist doch noch Manches zurück; so viel hatte ich seit meinen Knabenjahren aufgehoben. Manchmal überfiel mich Wehmuth dabei. Wie viel Liebes ist vorübergegangen spurlos wie ein Schatten an der Wand. Was aber immer tröstet, ist: Gearbeitet zu haben. Gott sei Dank, das habe ich. Die Resultate sind nur deßhalb wenig umfangreich, weil sie wohlgeordnet sind und weil ich Alles selbst gethan habe. Nun habe ich allgemeine Anerkennung in dem Augenblicke, wo ich ein Werk erst noch herausgebe, welches alle früheren weit übertrifft. Ist mir noch ein Jahr vergönnt, wie das letzte war, so kann ich auch noch viele vorbereitete Sachen ausarbeiten und dann sagen: Non omnis moriar. Sie sehen, ich bin ganz in den Betrachtungen, wie sie sich am Schluß langer Arbeiten aufdrängen.' ‚Wie sehr diese Arbeiten', sagt er anderwärts, ‚der Berichtigungen und Ergänzungen bedürfen, weiß Keiner besser als ich', aber ‚ich tröste mich (heißt es in einem Briefe an Professor Zeuß in Speier) über deren Mängel und Ungleichheiten damit, daß es seiner Zeit ein Anderer besser machen möge, und daß einer glätteren Arbeit vielleicht weniger Anregung innewohnt, als einer solchen, die selbst zur Verbesserung auffordert.'

Je mehr er in den Kaiserregesten seinen ‚eigentlichen Beruf' erkannte, desto größer erschien ihm die Pflicht, sich von andern Arbeiten frei zu machen, und darum gab er die übernommene Mitredaction der Kaiserur-

[1] Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur, Jahrgang 1852, S. 106—107.

kunden auf. ‚Schon meine Kränklichkeit‘, sagt er, ‚würde übrigens allein diesen meinen Entschluß rechtfertigen‘, und so schrieb er an Pertz: ‚Ich verzichte gänzlich auf die mir dabei (bei den Kaiserurkunden) zugedachte Wirksamkeit, und bitte Dich, alles Dir zweckmäßig Scheinende ohne weitere Rücksicht auf mich vorzukehren. Meine Abschriften aus der sächsischen und aus der fränkischen Periode [1] stehen Dir, wann sie dorten gebraucht werden, alsbald zu Diensten. Der Zustand meiner Gesundheit ist nämlich meinem Gefühle nach ein höchst precärer. Möglich, daß sich das noch längere Zeit hinschleppt, vielleicht auch einmal wieder besser wird, möglich aber auch, daß es schnell und plötzlich endet. Wie könnte ich in einem solchen Zustand mit neuen Verpflichtungen mich belasten? Dann auch halte ich wirklich die Regesten im Augenblick für das Wichtigere, für das in die lebendige Wissenschaft Eingreifendere, für dasjenige, worin ich am wenigsten leicht zu ersetzen wäre. Es ist also meine Pflicht, auf diesem Posten zu bleiben, zumal da er mir Gelegenheit gibt, mich dann und wann für die katholische Ansicht der Dinge auszusprechen, zu welcher ich mich bekenne, welche aber gerade auf diesem Feld urkundlicher Quellenforschung nicht genügend vertreten ist‘ [2].

‚Wenn sich doch nur Andere meinen Bemühungen anschließen wollten! Persönliche Anerkennung suche ich nicht, aber Nachfolge, die allein das rechte Lob.‘ ‚Nun habe ich eine Mehrzahl von Antworten auf geschenkte Regestenexemplare erhalten. Schöne, höfliche Worte, aber gar nichts Einläßliches . . . Ach, und ein Bischen Nachfolge wäre mir doch lieber, als alles Lob.‘ ‚Diese (neuen) Regesten sind, weil sie mehr Raisonnement enthalten, vielleicht geeigneter, Andere zur Nachfolge anzuregen, wie solche für alle Bisthümer und die wichtigeren weltlichen Herrschaften zu wünschen ist. Möchte doch gerade in Süddeutschland diese philologisch-kritische Seite mehr Würdigung finden, die nun doch einmal Anfang und Grundlage des Studiums ist . . . Was ich erwünsche, ist eigentlich dasselbe, was die Schulmänner immer als ihre Aufgabe sich stellen und aus den antiken Schriftstellern ihren Schülern einzutrichtern sich rühmen. Der Erfolg davon müßte sich in den Zeitschriften der historischen Vereine vorfinden, wo Jeder, den ein Geist treibt, so leicht zum Wort gelangt. Aber da ist entweder nur Richtiges oder Kleinliches. Der Gymnasialunterricht scheint

---

[1] Nach seinen Aufzeichnungen schickte er am 15. December 1845 aus ersterer Periode die Abschriften von 313, aus letzterer von 98 Kaiserurkunden nach Berlin; außerdem noch die von 13 karolingischen Urkunden.

[2] Bd. 2, 410. In einem Briefe aus dem Jahr 1856 (Bd. 3, 197) sagt er, daß er auf seinem nicht gelehrten, sondern nur patriotischen Standpunkt von der Besorgung der Kaiserurkunden durch das Folioformat der Monumente und die lateinische Sprache des Herausgebers derselben abgeschreckt worden sei.

also wenig Frucht zu bringen. Er steht auf keiner vaterländischen Grundlage. Das thut mir so leid, daß man auch keine Keime sieht, welche man ausbilden und fördern könnte, worüber ich mich jetzt mit mancherlei Plänen trage [1].‘

‚Die thätige Theilnahme an Arbeiten, wie ich sie treibe und für verdienstlich erachte, ist vorläufig noch sehr gering, aber ich habe nicht einmal das Glück persönlicher Theilnahme bei Solchen, bei denen ich sie durch Waffenbrüderschaft verdient zu haben glaubte. So etwas schmerzt doppelt, wenn man sich durch die Last des Körpers gedrückt fühlt, und wenn man selbst das Wesen der Freundschaft vor allem auch in der innern Betheiligung an dem gesucht hat, was das Leben des Freundes ausmacht, d. h. ihn in seinen besten Stunden beschäftigt. Da sind mir trübe Erfahrungen nicht erspart worden‘ [2]. Trübe Erfahrungen sogar bei dem Manne, welchem zu Gefallen er Jahre lang mit beispielloser Geduld die geschäftliche Last der historischen Gesellschaft getragen und so einen Theil seiner Zeit, die er zu Würdigerem hätte verwenden mögen, geopfert hatte. Er klagt darüber in einem Briefe an Kopp und fügt hinzu: ‚Sie sehen, daß Ihre Theilnahme an meiner langen Arbeit mir nicht bloß die gewichtigste in jeder Hinsicht, sondern in der That (meinen Freund Hennes in Mainz abgerechnet) auch die einzige ist, die mir bisher geworden. Und Theilnahme glaubte ich gerade durch meine Behandlungsweise der Sache zu erregen. Aber doch schlägt wohl noch ein Herz, wenn auch mir unbekannt, dem meine Arbeit einst fester Haltpunkt wird zum Weiterbauen. Also voran [3]‘.

Als Böhmer diese Worte schrieb, war ihm ein Brief Jacob Grimms noch nicht zugekommen, worin dieser ein Urtheil über die Regesten abgab, welches dem Freunde zeigte, daß er das Werk nicht bloß durchgeblättert, sondern ganz oder fast ganz durchgelesen hatte. ‚Ihr Buch‘, hieß es da unter Anderm, ‚arbeitet sich zu einer fortan unentbehrlichen Grundlage für unsere deutsche Geschichte heraus und ist voll Belehrungen. Sie haben durch Uebernahme eines solchen Werkes glücklich ein schönes Ziel Ihres Lebens gefunden. Daß ich in einzelnen Ansichten anders gestimmt oder gesinnt bin, verschlägt mir nichts und wird Ihnen auch nichts verschlagen, z. B. über die Hussiten, Moritz von Sachsen und Anderes. Dergleichen, weil es ehrliche Meinung ist, verleiht Ihrem Buche Leben und Charakter; es ist mir kaum etwas davon entgangen: über Reformation, hessische Geschichte, die Gräber zu Speier, Frankfurt, Friedrichshafen, den Cölner Dom,

---

[1] Bd. 2, 394, 395, 396.
[2] An Rath Schlosser am 13. October 1844.
[3] Bd. 2, 382.

das nun schon gedruckte alte Kochbuch [1], das Vaticinium Lehninense, Tell' u. s. w.

Grimm wußte aus eigener Erfahrung, was ein solcher Beweis von Theilnahme bedeute, denn er selbst fühlte sich in seinen Arbeiten ebenso vereinsamt, wie Böhmer. ‚Ich arbeite zwar', sagt er am Schluß der Vorrede zu seiner Geschichte der deutschen Sprache, ‚mit ungeschwächter innerer Lust, aber ganz einsam, und vernehme weder Beifall noch Tadel sogar von denen, die mir am nächsten stehend mich am sichersten beurtheilen können. Ist das nicht ein drohendes Zeichen des Stillstandes oder gar der Abnahme gemeinsam sonst froh gepflogener Forschungen, für die fast kein Ende abzusehen schien.' Als Ursache dieses Stillstandes gab er Böhmer brieflich an: ‚Die Zeit will nur politisches lautes Gerede lesen und hören, und hat kein Ohr für die langsame stille Politik, die in vaterländischer Geschichte und Sprache steckt.'

‚Aber je kleiner das Häuflein der Getreuen wird, um so fester müssen die Wenigen zusammenrücken', und ‚darum hielt ich mit Jacob Grimm', sagte Böhmer, ‚treue Gemeinschaft und wir munterten uns gegenseitig dadurch auf, daß der Eine sich mit der Thätigkeit des Andern innerlich beschäftigte und dafür Proben ablegte. Wie mir nach dem Tode von Thomas Grimms Theilnahme neben der von Kopp und Stälin die liebste war, so vergesse ich nicht, daß Grimm mir einmal versicherte, er habe sich durch meine Theilnahme an seinen Arbeiten oft gehoben gefühlt, und jedes dankende Wort des Freundes war mir wohlthuend.' Und Grimm bekam öftere Gelegenheit zu solchem Dank. ‚Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen zu meinem Aufsatz über Friedrich. Es ist uns schon sehr viel werth, daß Sie auf die alte Poesie achten, da Ihnen so viele unbekannte Handschriften und Urkunden zu Auge kommen.' ‚Daß Sie Einigem beipflichten, was in einer mir neulich abgedrungenen Recension steht, erfreut und stärkt mich in meinem Glauben, bei gedeihender Arbeit liege es daran, daß sie wirklich in Wärme gerathe, und inmitten dieser Wärme entwickle sich daraus, was man vorher gar noch nicht gewußt habe. So lange diese Wärme anhält, könnte ich ein Buch, auch wenn es schon fertig gedruckt ist, von allen Seiten her vermehren und erweitern; bleibt es liegen und erkaltet, so geräth alles aus dem Fluß.'

Zu dem Häuflein ‚der Getreuen, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlten, von denen zu sagen: nicht der Kopf, sondern das warme Herz macht eigentlich den Historiker', gehörten auch Stälin und Lappenberg, welch' letzterer, obgleich er, so gut wie Jacob Grimm, auf einem

[1] Das durch Böhmers Anregung herausgegebene ‚Buch von guter Speise', vergl. Bd. 2, 358, 368.

andern religiös-politischen Standpunkt als Böhmer stand, doch dem ‚herrlichen'[1] Verfasser der Kaiserregesten seine volle Verehrung zollte und ihm schrieb: ‚Mögen Sie Ihr großes Tagewerk noch recht weit fördern und möge Ihnen häufiger Anlaß werden, Ihre Ansichten in der Ihnen eigenthümlichen männlichen Rede darzulegen.'

Aber Böhmer glaubte nicht mehr an ein langes Tagewerk, da es mit seiner Gesundheit noch fortwährend übel aussah.

Im Frühjahr und Sommer 1844 war er, abgerechnet einige wenige Stunden in Darmstadt (wo er im April mit Stälin einen flüchtigen Besuch auf dem Archive machte und bei dieser Gelegenheit das wichtige Concept- und Missivbuch des Geheimschreibers des Erzbischofs Balduin von Trier entdeckte), nicht aus Frankfurt gekommen; als jedoch ‚die Zeit der gewohnten Herbstreise herannahte, da zog's unwiderstehlich hinaus und die Wanderlust und die fernen Freunde trieben so gewaltsam', daß er, wie unwohl er sich fühlte, ‚nicht rasten und daheim bleiben konnte'. ‚Selbst auf die Gefahr hin', sagte er, ‚in fremder Erde bestattet zu werden.' Beruhigend für ihn war es, daß Professor ‚Chelius (den er am 10. September in Heidelberg consultirte) nicht gerade von der Reise abrieth'.

‚Wenn Sie auch nicht ganz von Frankfurt loskommen', hatte ihm Guido Görres am 24. August geschrieben, ‚so machen Sie doch zum mindesten Ausflüge, aber nicht bloß in den Staub der Archive, sondern in Gottes freie Natur und zu Ihren Freunden. Ich bin auf dem Sprung die Anker zu lichten, nächsten Mittwoch am Hochzeitstage werden wir unsern Flug nach der Schweiz nehmen.'

Dort in Luzern traf Böhmer, nachdem er in Begleitung von Hennes am 23. September Frankfurt verlassen und sich in Heidelberg, Speier, Carlsruhe und Straßburg umgesehen, am 28. September mit dem Freunde und dessen jungen Frau und andern Bekannten aus München durch einen glücklichen Zufall zusammen. Und ‚da gab's fröhliche Stunden, eng verbunden, Jugendleben und frisches Streben', und Böhmer hoffte im Anblicke des Glückes seines Freundes selbst wieder auf glückliche Tage und freute sich ihrer, als seien sie ihm schon geworden:

‚Aus Thaues Perlen hatt' ich mir
Gereiht die Perlenschnur,
Noch hatte keine man geseh'n
So glitzernd und so pur.

Doch wie die Sonne höher stieg,
Zerrann die Perlenschnur,

---

[1] Vergl. Johann Martin Lappenberg, eine biographische Schilderung von E. H. Meyer (Hamburg 1867) S. 173.

Von dem geträumten Glücke blieb
Mir die Erinnerung nur.

Und wie die Sonne wieder sank,
Da thaut es auf der Flur,
Und aus den Tropfen reihte ich
Mir neu die Perlenschnur.

Das Glück ward nun zur Wirklichkeit,
Zum Traum Erinnerung nur,
Beglückte Tage reihte ich
Zu ächter Perlenschnur.'

,Aber jede Freude auf Erden ist ja nach Jean Pauls tiefem Wort nur eine Sehnsucht, und Glück und Freude wird in Wahrheit nur demjenigen zu Theil, der sie in rechten Bezug zu dem Höchsten setzt:

Dann erst blühen recht die Rosen,
Schimmern, duften sie erst ganz,
Wenn der Blumenkranz der Rosen
Wird Gebetes Rosenkranz.'

,Nur kein Trübsinn, selbst in trübster Stunde, denn über dem Nebel (sagt Hegner) wandeln doch Sonne, Mond und Sterne in ungestörtem Frieden. Was ist unser Geist, wenn ihn Wolken ängstigen? Sei wohlgemuth:

Senke tief die Wurzeln ein,
Breite hoch die Zweige aus,
Erd' und Himmel sind ja dein,
Ei du hast ein weites Haus.'

Mit Hennes und Kopp reiste Böhmer weiter nach Zürich und von dort setzte er die Fahrt allein über Schaffhausen nach Constanz, Bregenz, Innspruck und München fort, wo sich sein körperliches Befinden so bedeutend besserte, daß er täglich fünf Stunden auf der Hofbibliothek arbeiten konnte. Im Verkehr mit seinen Freunden Höfler, Amsler, Maurer de Constant u. s. w., hatte er ,so glückliche Tage', wie sie ihm ,in Frankfurt nicht beschieden waren', und die ,glücklichsten Stunden' beim alten Görres, den er ,gleichsam verjüngt wieder antraf'. ,Der alte Görres', sagt er, ,ist kräftig wie ein Löwe, und sanft und heiter wie ein Kind. Ich sehe ihn täglich und wir sprechen über alle möglichen Dinge in Scherz und Ernst. Ich bin bei ihm ganz wie ein Sohn des Hauses. Wahrlich, er ist von allen Lebenden derjenige, den ich am meisten ehre. Da ist Kraft und Einfalt und rheinische Offenheit, das ungezwungenste Leben und Verkehren. Alle haben mich mit herzlichem Wohlwollen behandelt' [1].

---

[1] Vergl. über die Reise Bd. 2, 388, 389, 399—401. Einer der genannten Münchener

Am 3. November 1844 kehrte Böhmer nach Frankfurt zurück und hatte am 16. des folgenden Monates den Tod seiner Mutter zu betrauern, deren Andenken um so inniger und lebendiger in ihm fortlebte, je weniger

---

Freunde hat aus seinen damaligen Gesprächen mit Böhmer Aufzeichnungen gemacht, von denen einige hier am Platze sein mögen:

‚Am 14. October sagte mir Böhmer, die Herren an der Stadtbibliothek, welche (Johann David) Passavant einen Schatz kennen lehrte, den diese barg, nämlich einen Bericht über die Restauration der alten Gebäude Roms, mit Anmerkungen von der Hand Raphaels von Urbino, erlaubten Passavant während seines Aufenthaltes in München nicht, die Handschrift auf's Neue zu vergleichen, obschon Schmeller in einem über diesen Fund vor der Akademie gehaltenen Vortrag gesagt hatte: Wir danken diese Entdeckung dem J. D. Passavant. Man verlangte von diesem, er müsse, um sich die Erlaubniß zur Einsicht dieser Handschrift zu verschaffen, dem Minister von Abel seine Aufwartung machen. Passavant, nachdem er eine Weile bei diesem antichambrirt hatte, verließ München, ohne die Handschrift wieder gesehen zu haben.' —

‚Wenn man uns doch in der Schule, statt der uns so fern liegenden Weisheit der Alten, lernen ließe, was die deutsche Sprache Herrliches hat!'

‚In den Statuensälen der Glyptothek sagte er: ich kann die Verallgemeinerung nicht leiden; die Statuen stellen die Menschen so dar, wie diese nie in der Wirklichkeit waren.'

‚Er beklagte es von seinem Bruder keine Nachrichten über seine Mutter erhalten zu haben. ‚Was ist denn die Liebe, wenn sie sich nicht zeigt', sagte ich und er stimmte mir lebhaft bei. Er verlangt aber nicht nur gutes Handeln, sondern die Fähigkeit seine Gedanken und Gefühle durch das Wort mitzutheilen.'

‚Am 21. October mit Böhmer der Isar entlang. Wir sprachen von der Liberalität der Beamten größerer Bibliotheken, z. B. zu Göttingen. Er nannte Jacob Grimm den ersten Gelehrten Deutschlands. — Vormals, sagte er, fing man die Geschichte mit Rudolph von Habsburg an; die ganze Zeit vor ihm schien nicht vorhanden. In gleicher Weise fing man vormals die Geschichte der Malerei mit Raphael an, jetzt schließt man dieselbe mit ihm; dasselbe findet (in Bezug auf die großen Jahrhunderte unserer Geschichte) mit Rudolph von Habsburg statt.' —

‚Der Mensch fühlt sich der Natur gegenüber nicht erdrückt; die Berge sind zwar groß, aber sie denken und fühlen nicht; der Mensch, der sich zu Gott erhebt, bleibt immer noch ein unauflösliches Räthsel.' —

‚Am 19. October, als er unentschlossen war, ob er abreisen oder noch bleiben solle, sagte er zu sich selbst: treffe ich ein Glied der Familie Görres an, so soll dieß den Ausschlag geben. Wirklich begegnete er Fräulein Marie Görres, begleitete sie nach Hause und blieb. Eines oder das Andere muß man annehmen, sagte er, entweder eine Reihe von Zufällen (effets du hasard) oder ein immerwährendes Eingreifen der Geisterwelt; letzteres ist das Richtigere, Bessere, aber vertiefen muß man sich nicht zu sehr darin; thät' ich's, so würde ich verrückt; man muß thun was man vor seinem Gewissen verantworten kann und im Uebrigen Gott walten lassen. Clemens Brentano hatte ein so reiches Gemüth, daß er in Allem Ahnungen, Vorbedeutungen, höhere Beziehungen sah.'

‚Wir kamen auf Schiller zu sprechen. Er bewies, sagte er, durch die wahrhafte Schilderung von Zuständen und Dingen, welche er nicht aus Erfahrung kannte, daß der Dichter ein Wesen höherer Art ist als wir Andern. Dann: ‚Auf den Bergen ist

er über sie sprach. Keine Erinnerung im Leben war ihm theuerer, als daß seine Mutter vor ihrem Scheiden ihm ihre Zufriedenheit aussprach [1], und ungemein wohlthuend blieben ihm stets ‚die Eindrücke der letzten Augenblicke der gottergebenen Frau‘. ‚Eine Aeußerung, ob ihre Eltern mit ihr zufrieden wären, veranlaßte mich zu sagen: Mutter, Deine Eltern haben Dich ja immer so gern gehabt, worauf sie wiederholte: Ach ja, meine Eltern haben mich immer so gern gehabt. Mütterchen, Mütterchen, rief sie dann mehrmals mit ungemein kindlicher Accentuirung. Da sie die Augen viel geschlossen hielt, sagte ich ihr öfter, wenn irgend ein Wort ihrerseits oder eine Bewegung dazu Veranlassung gab: Fritz ist bei Dir, was sie jedesmal mit Befriedigung wiederholte. Gott ist gnädig, Gott ist uns Allen gnädig, wurde von ihr mehrmals wiederholt. Ich bin ja zu Allem bereit.‘

Als ihm später eine Freundin einmal zu seinem Namenstage ihren Glückwunsch schickte, schrieb er ihr: ‚Ich finde es freilich überflüssig und doch gar sehr freundlich, daß Sie meiner an einem Namenstag gedacht haben, an den ich selbst und kein Mensch nicht denkt. Aber doch habe ich dießmal daran gedacht, als ich das Datum schrieb, jedoch dachte ich nur an meine arme gute Mutter, die sich's nicht nehmen ließ, mir an diesem Tage Morgens beim Kaffee ein halb Dutzend Strümpfe, die sie, so lange sie's konnte, selbst gestrickt hatte, zuzuschieben, oder so etwas‘ [2]. ‚Sie war nur eine einfache Hausfrau‘, sagte er ein andermal, ‚und konnte in meine geistigen Interessen nicht eingehen, aber sie wirkte Liebe und Frieden und vergalt so, ohne je darüber sich auszusprechen, das Opfer [3], welches ich ihr aus Kindespflicht gebracht hatte. Bei meiner Rückkehr aus Italien im

---

Freiheit‘, das fühlte ich als ich einmal in einem schlechten Schlitten mit einem Freunde jubelnd über den Splügen fuhr.‘

‚Die Sehnsucht ist eine Gewähr für das Dasein einer andern Welt, für die Wirklichkeit eines Ersehnten.‘ —

‚Ich bin kein Freund der chemischen Entwicklung, sondern der organischen; jene macht stinken.‘ Diese Bemerkung bezog sich auf die Zeiten Maximilians. ‚Ich möchte die neuere Kaisergeschichte von Ferdinand II. bis auf uns über Bord werfen. Die Zeiten Conrads II. und Lothars sind die schönsten.‘

‚Eine Zusammenstellung der Erbrechte der deutschen Länder wäre interessant.‘

‚Allgemeine Blicke in das was aus der älteren deutschen Geschichte vor Rudolph von Habsburg für die Zukunft liegt und gefolgert werden kann, möchte ich jetzt geben, aber mein Geist ist zu kritisch; in jüngeren Jahren ist man muthiger, weil man sich mehr zutraut. Kopp freilich widmete sich in noch späteren Jahren als ich der Geschichte; er ist ein scharfsinniger Philolog, hat die ächte Interpretationsweise.‘

[1] Vergl. Bd. 3, 320.

[2] Bd. 3, 236.

[3] Vergl. oben S. 73.

Jahre 1819 hatte ich ihr versprochen: Mutter, ich will Deinen Segen verdienen, und öfters wiederholte sie mir diese Worte und fügte hinzu: ‚Fritz, Du hast meinen Segen.'

Seit dem Tode der Mutter war seinem Leben in Frankfurt ‚Kern und Grundlage entzogen'. ‚Die gar zu große Ungleichheit im Alter der Eheleute', schrieb er im Februar 1845, ‚ist doch nicht immer gut. So bin ich vaterlos bis in mein 50. Jahr Haussohn geblieben und würde nun sehr schwierige Entschlüsse zu fassen haben, wenn mein erneutes Unwohlsein nicht vor Allem Ruhe geböte. Was kann ich machen! Das ist nur traurig, von so wenigem Mitleben umgeben zu sein. Aber auch krank und hülfsbedürftig würde ich doch die Einsamkeit der Nichtigkeit vorziehen, in welcher sich Andere herumtreiben. Glücklich, daß ich arbeiten kann'[1].

War sein zurückgezogenes Leben überhaupt bei ihm ein Ergebniß von Erziehung, Beruf und Lebensstellung, so hatte er ‚vollends nach dem Tode von Thomas alle gesellschaftlichen Berührungen aufgegeben', und ‚ich mußte es thun, konnte gar nicht anders', betheuerte er der Frau des Verstorbenen, die sich über seine Zurückgezogenheit beklagt hatte, ‚denn der Schmerz über den Verlust meines Freundes wühlte immer von Neuem in mir, so oft ich im Kreise von Bekannten war, mit denen früher Thomas, und ich eigentlich nur durch ihn verkehrte'. ‚Was mir nach dem Tode von Thomas an Freunden in Frankfurt noch übrig blieb, ging in den nächsten Jahren fast Alles verloren. Ich hatte den Verlust von Knust zu beklagen[2], auf den ich für meinen hiesigen Aufenthalt so große Hoffnungen gesetzt; den von Forsboom[3], der so liebevoll, ernst und verstehend war; den des jungen Hurter[4], dessen Charakter alle Schätzung verdiente und dessen Anhänglichkeit an mich und gelehriges Wesen so wohlthat, und den von Aschbach[5], der mit reichem Wissen eine so edle Bescheidenheit verband und für eine emsige Benutzung der Zeit als Muster aufgestellt werden konnte'.

‚Es ist mir', fährt er fort, ‚nun allerdings noch vergönnt im Hause meines edlen Gönners und Freundes, des Rathes Schlosser, während der Wintermonate, wo er in Frankfurt ist, in treuer Gesinnungsgemeinschaft hin und wieder eine gehaltvolle Stunde zu genießen, aber man trifft ihn nur so selten mit seiner Gattin allein, und zu den Interessen der Herren Diplomaten, die dort verkehren, habe ich keine Beziehungen, und habe bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt unter ihnen als rari nantes in gurgite

---

[1] Bd. 2, 401.
[2] Vergl. Bd. 2, 332.
[3] Anton Forsboom-Goldner (vergl. oben S. 101) † am 12. Januar 1839.
[4] Hurter verließ Frankfurt am 2. Juni 1841.
[5] Aschbach wurde 1842 als Professor der Geschichte nach Bonn berufen.

vasto solche aufzufinden, die für meine wissenschaftlich-vaterländischen Studien Interesse besäßen. Doppelt peinlich für mich, weil ich geistiges Uebergewicht und ernstere Richtungen nur bei solchen antreffe, die aus dem Sande der Mark kommen, von deren Ansichten ich mich aber als alter Reichsbürger und als Sohn eines kaiserlich gesinnten Vaters nicht verführen lassen will. Aus dem ehemaligen so reichen Thomas'schen Kreise ist für mich nur noch mein kunsthistorischer Freund Passavant da, und bei ihm ist Alles, auch der Ruhm, den er sich erworben, rühmenswerth, nur nicht, daß er immer mehr das Schweigen für Gold hält.' ,Du weißt', schrieb er an Amsler, ,wie hoch ich Passavant schätze und daß ich ihn verstehe, auch wenn er schweigt, sehe ich doch, wie viel er leistet; aber man sollte im Leben doch auch die Gabe der Mittheilung cultiviren.' Und ein andermal [1] sagt er über Passavant: ,Es ist nur so wenig mündlich aus ihm herauszubringen. Ich presse und presse und es hilft doch nichts. Sein reiches Herz winkt aus den Augen, spricht aber nur durch die Feder, nicht durch den Mund'. ,Der Einzige', schreibt er im März 1845, ,mit dem ich im vergangenen Winter zu meiner wirklichen Erfrischung von Zeit zu Zeit zusammenkam, ist der Maler Steinle', und von diesem Freunde rühmte er: ,Er besitzt eine Gediegenheit der Gesinnung und des Charakters, die seinem Talent und seiner Werkthätigkeit gleichsteht. Ja ich wüßte Niemanden zu nennen, bei welchem ich diese Eigenschaften so vereinigt gefunden hätte' [2].

,Doch was sind einzelne Stunden auch des trautesten Verkehres mit Freunden für den Menschen, wenn keiner derselben in sein zusammenhängendes Leben mehr eingreift. Und einen solchen habe ich hier nicht. Wenn ich aber früher bei reichen persönlichen Beziehungen und tief bewegender Anregung, allzu enthusiastisch, nicht immer tristis in hilaritate gewesen (und in rechtem Sinne verstanden erfordert dieß der aequus animus, den wir uns erwerben müssen), so suche ich jetzt in meiner Vereinsamung wenigstens hilaris in tristitia zu sein und denke oft an die Mahnung meines Meisters Fichard: Man muß die Einsamkeit zur eigenen Erbauung verwenden und zum Aufbau für Andere durch Arbeit.'

Im Juni 1845, wo Böhmer obige Worte niederschrieb, war er bereits wieder mit einer neuen Arbeit, nämlich mit dem zweiten Band seiner Geschichtsquellen Deutschlands [3] fertig geworden. Wie der erste Band der

[1] Bd. 2, 386.
[2] Bd. 2, 414.
[3] Fontes rerum Germanicarum u. s. w. Zweiter Band. Hermannus Altahensis

Sammlung dem vierzehnten Jahrhundert gewidmet war, so der zweite dem dreizehnten, jener wichtigen Zeitwende, während welcher das deutsche Reich als Einheit zerfiel und die Grundlagen der späteren Zustände sich bildeten. Die fünfundzwanzig Quellenstücke des Bandes zerfallen in drei verschiedene Gruppen: zuerst erscheinen rheinische Chroniken stromabwärts gehend aus Colmar, Straßburg, Speier, Worms, Mainz und Cöln; dann Quellen zur Geschichte der Könige Philipp, Otto, Heinrich (VII), Wilhelm, Richard, Rudolf; und zuletzt die bayerischen aus Nieder-Altaich hervorgegangenen Annalen. Hatte er den ersten Band nach Johann von Victring benannt und dabei die Hoffnung ausgesprochen, daß er den Geschichtsfreunden in Oesterreich vorzüglich angenehm sein werde, so benannte er den zweiten nach Hermann von Nieder-Altaich ‚in der besondern Hoffnung, daß dadurch die geschichtsliebenden Freunde in Baiern zum Studium ihrer Quellen hingeführt würden, und diese Hinführung auch für die Bearbeitung der Geschichte ihres Landes sich fruchtbar erweisen möge.‘ ‚Denn ich halte‘, schrieb er an Chmel, ‚bei meiner Sammlung nicht bloß die Nebenabsicht fest, durch sie eine ergänzende Beilage zu meinen Kaiserregesten zu liefern, sondern ich will durch dieselbe auch für die Particulargeschichte des südlichen und westlichen Deutschlands, wo die Reichsgeschichte ihr Haupttheater hatte, festen Boden schaffen und so viel ich kann dafür thun, daß in diesen deutschen Kernländern ein gründlicheres Geschichtsstudium Freunde und Vertreter finde.‘ ‚Ganz besonders aber‘, sagt er anderwärts, ‚liegt mir bei meiner Quellensammlung die Geschichte meiner rheinischen Heimat am Herzen‘, und wenn er ‚in seinen Jünglingsjahren gesungen:

O rheinisch Vaterland,
Mach' du mir dich bekannt,
Daß ich in würd'gen Weisen
Dich kann in Wahrheit preisen,
Wie lockend ist mein Lohn,
Nennt man mich deinen Sohn‘,

so sah er nun ‚in der Herausgabe der rheinischen Chroniken gleichsam die Leistung eines dem geliebten Rheinfranken versprochenen und ihr schuldigen Tributes.‘ ‚Mir wäre es‘, versichert er, ‚wie ein böses Zeichen erschienen, wenn ein Fremdländer zuerst unsere rheinischen Quellen gereinigter an's Licht gezogen hätte; es wäre mir gewesen, wie ein entwendetes Palladium, wie bei den Römern, als sie die Götter besiegter Völker in der Hauptstadt aufstellten. Mit dem vollen Bewußtsein hier in der Mitte unserer theuersten Landeserinnerungen zu stehen, habe ich das Meinige gethan, mögen nun

---

und andere Geschichtsquellen Deutschlands im dreizehnten Jahrhundert. Stuttgart 1845. LVI und 572 Seiten.

auch Andere das Ihrige thun. Es bleibt übergenug übrig, denn auch diese Aufgabe ist ein ewiger Bau.'

Nach Böhmers Wunsch [1] verweisen wir auch hier auf einige aus den fünfundzwanzig Stücken des Bandes. Zu den anziehendsten unter ihnen gehören unstreitig die, hier zum erstenmal gedruckten, wiederhergestellten alten Wormser Annalen, die uns in das innere Leben und Treiben einer stolzen rheinischen Republik einführen, ungemein reich an Zügen von einem wahrhaft imponirenden Bürgersinn, kühnem Freiheitstrotz und kriegerischem Muthe. ,Dreimal im dritten Viertel dreier nacheinander folgender Jahrhunderte erscheint Worms als vorderste deutscher Städte. Zuerst damals, als Conrads Enkel seine Macht durch Uebermuth verscherzt hatte, und von Allen verlassen in seines Geschlechtes Heimatsgau sich zurückzog, da kam unerwartet aus Worms, wo die Einwohner mit dem Bischof zerfallen waren, kampfgerüstet, treu und muthig eine Bürgerwehr ihm entgegen, im Erstehen eines dritten Standes künftige Zeiten verkündend. Solche Erhebung zu lohnen, gab damals am 18. Januar 1074 Kaiser Heinrich IV. den Wormsern das früheste Privileg, welches eine deutsche Bürgerschaft erhielt, auch in Lobsprüchen das herrlichste. Zum andern Mal ist Worms voran, als es die erste unter allen Städten von Friedrich I. am 20. October 1156 Stadtfrieden und Stadtrath durch kaiserliches Privilegium erhält. Endlich zum dritten Mal, da es 1254 mit Mainz den großen gewaffneten Städtebund stiftete, der Deutschlands Geschicke hätte wenden können. Das Nähere hierüber und was Worms sonst seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts gewesen, deckte bisher Dunkelheit. Hell leuchtete nur die an den Ort sich knüpfende Dichtung vom Rosengarten und den Nibelungen, welche, wenn auch dem Inhalte nach älteren Zeiten entstammend, die letzte Form doch damals hier, und also auch getragen von den umgebenden und daran zu erkennenden Zeitgenossen, gewonnen zu haben schien.' Die Dunkelheit der Wormser Geschichte in der besagten Periode wird nun eben durch die von Böhmer aufgefundenen Annalen erhellt, und aus ihnen, sagt er, kann man kennen lernen, wie die Bürgergemeinde ,bei wechselnder Politik der Könige, besonders Friedrichs II., beim Zerwürfniß zwischen geistlicher und weltlicher Macht, in den schwierigen Verhältnissen des zerfallenden Reiches, oft im Streit mit dem Bischof und gequält von raubsüchtigen Nachbarn, sich durchwand, wie sie immer gerüstet dastand, ob auch bald dieß bald jenes Stadtviertel aufflammte, welche Thaten sie vollbracht von Selz bis Bingen mit Flotte und Kriegsheer bis über 2000 Mann stark ausziehend, welche treue Unterstützung hier der letzte staufische König gefunden' u. s. w. Welch' eine gewaltige Kraft hätten sich unsere

[1] Vergl. S. 237.

Kaiser an solchen Städten großziehen können, um vereinigt mit ihnen fürstlicher Sondersucht und Niedertracht entgegenzutreten und das Gebäude der deutschen Monarchie zu errichten! ‚Den Eindruck der Wormser Annalen', schreibt Böhmer, ‚konnte ich lange gar nicht wieder losbekommen, so tief war ich von der darin geschilderten Heldenkraft und Unternehmungslust einer deutschen Bürgergemeinde ergriffen', und in einem Briefe an Pertz: ‚Mit den Vätern dieser Söhne war einst der Nibelungensänger gewandelt; das merkt man wohl' [1]. ‚Es ist jetzt wieder ein Gymnasium und also doch einige literarische Bildung in Worms. Sollte der Boden Niemanden lieb genug sein, sollten die noch vorhandenen Denkmäler der Baukunst und Dichtung Niemanden genug anziehen, um etwas Würdiges für die Geschichte der Stadt zu thun oder zu veranlassen?'

Gleich kriegstüchtig und freiheitsmuthig wie in den Wormser Annalen erscheint das rheinische Bürgerthum in den von Böhmer wesentlich berichtigten und ergänzten Annalen und der Chronik von Colmar, über deren Inhalt er sich äußert: ‚Während zu Colmar innerhalb der Mauern des Klosters Unterlinden geheimnißvolles Seelenleben die wunderbarsten Erscheinungen wirkt, sehen wir in der Stadt den Kampf der Parteien, aufsteigende Emporkömmlinge und deren Sturz, heimliche Ueberfälle und offene Belagerung, überhaupt unruhiges Leben ohne den nöthigen Schwerpunkt mitten in einem gesegneten und stark bevölkerten Lande. Dabei hier im Elsaß wie in Oberschwaben und noch heute große Kriegstüchtigkeit der Bewohner, als deren höchste Spitze endlich Rudolph von Habsburg auftritt, der hinwieder in der oberrheinischen Ritterschaft seine zuverlässigsten Stützen hat. Nach Rudolphs Tod haben diese tapferen Schaaren keine rechte Führung mehr, aber voll Muth und Uebermuth kämpfen sie fort, namentlich auch in Flandern. Ganz anderen Charakters wie Colmar steht fest inmitten der Bewegung Straßburg. Nach umsichtiger Berathung zügelt es seinen Muth als König Adolph übermächtig ihm gegenübersteht, aber entschlossen greift es zu den Waffen als Herzog Albrecht erscheint und nun die Zeit gekommen ist, dem Hause Habsburg alte Anhänglichkeit zu bewähren.'

Nur noch auf eine Abtheilung des Bandes wollen wir die Aufmerksamkeit hinlenken, auf ein Werk altcölnischer Kunst, welches Böhmer aus dem Schutt, worunter es bei Gelenius vergraben war, hervorholte und zum ersten Mal gereinigt an's Licht stellte: das Leben des Cölner Erzbischofs Engelbert von Cäsarius von Heisterbach. Wir finden darin dieselbe Innigkeit und Herzlichkeit wieder, die wir an den altdeutschen Bildern bewundern. Die Hauptaufgabe der schlicht und ungekünstelt fortschreitenden Erzählung ist die Darstellung des furchtbaren Unterganges des Erzbischofs,

---

[1] Bd. 2, 411.

die Cäsarius mit solcher Meisterschaft löst, daß ihm nur das von Böhmer aufgefundene ‚Martyrium des Erzbischofs Arnold von Mainz‘, worüber später noch die Rede sein wird, ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann. Immer trüber und zugleich ergreifender werden die Bilder, welche Cäsarius vor unsern Augen aufrollt: wie sich Gerüchte von Anschlägen auf Engelberts Leben verbreiten, wie dieser erhaltene Warnungsschreiben unbeachtet bei Seite legt, sodann aber, selbst von bangen Ahnungen gequält, unter einem Strom von Thränen Buße thut, noch auf dem Todeswege ein erhabenes Beispiel von Gerechtigkeit und Milde aufstellt, während der Mörder für einige Augenblicke vor der Größe des Verbrechens, das er zu begehen gedenkt, zurückschreckt, aber von seinen Genossen in seiner Rachsucht von Neuem entflammt ‚das auf kurze Zeit ausgespieene Gift mit doppelter Gier wieder einschlürft‘, und sich so die Schreckensstunde der Entscheidung naht. ‚Denn nur finsterer wird's im verstockten Herzen des Mörders. Unter dessen Kommen, Gehen und Wiederkommen naht immer schwüler die unglückliche Stunde, in welcher das Verbrechen sich entlädt und nun das Opfer verblutet, und bald, von allem menschlichen Beistand verlassen, einsam daliegt in öder Nacht. Endlich kommen wieder einzelne der versprengten Getreuen, der Trauerzug wendet sich heimwärts, und wie er vorschreitet unter blutendem Panier breitet sich weiter und weiter der Schmerz der Heerde um den geschlagenen Hirten; während die Mörder nirgends Ruhe finden und die Blutschuld selbst ihre Gesippten in's Verderben reißt, bis zuletzt die Strafe den nur allzuspät büßenden Urheber erreicht.‘ ‚Eins wußte Cäsarius‘, fährt Böhmer in seiner Charakteristik der Lebensbeschreibung fort, ‚damals noch nicht: nämlich wie verhängnißvoll die Unthat auf den Zustand Deutschlands zurückwirkte. Denn nun hatte der junge König Heinrich den besten Berather verloren, und verfiel bald zum Unheil seines Hauses und des Vaterlandes dem traurigsten Geschick.‘

‚Dieses Bild eines so edlen und reichen Lebens wie grauenhaften Unterganges, noch in den Tagen unserer großen Vorzeit von geschickter Hand gezeichnet und mit tiefen Farben ausgeführt, würde gewiß längst unter uns bekannter geworden sein, wenn es zugänglicher gewesen wäre.‘ Und an einer andern Stelle: ‚Wie Schade, daß so manche herrliche Geschichten, wie z. B. die Vita Engelberti aus Mangel an guten Ausgaben der allgemeinen Kenntniß so lange entzogen waren. Gelens Ausgabe dieser Vita ist durch Zufügung von Wust aller Art auf 400 Quartseiten angeschwellt! Nun hat man's doch bequemer‘ [1].

‚Wenn man doch unsere alten herrlichen Sachen nur einmal auch auf den Schulen lesen wollte! Sollten die Schüler auf unsern Gymnasien

[1] Bd. 2, 422.

an ihrer ‚Latinität‘ wirklich so viel verlieren, wenn sie angehalten und angeleitet würden wöchentlich in einer oder zwei Stunden sich mit unsern geschichtlichen Classikern zu beschäftigen und aus ihnen Leben aus deutschem Leben zu saugen? Wäre eine solche Beschäftigung neben der mit den alten Classikern nicht auch ein würdiges und wirksames Mittel der Bildung? Aber es wird noch lange dauern, bis unser Gymnasialunterricht eine vaterländische Grundlage erhält. Und wie wenig geschieht für die Förderung der ächten Kunde heimatlicher Geschichte, wie sie sich nur aus den Quellen schöpfen läßt, auf unseren Universitäten!“ ‚Nun ist doch schon‘, schreibt er an Sulpiz Boisserée [1], ‚die Universität ein Vierteljahrhundert in Bonn, und sie zählte manchmal über ein halbes Dutzend Geschichtsprofessoren, aber die Hauptquellen Cölnischer Geschichte neben Gottfried Hagen, jene lateinische Chronik (von der vorher gesprochen wurde) und die deutsche auf dem Rathhaus, welche man beide zusammen auf zehn Bogen drucken könnte, sind noch nicht edirt.‘

‚Alles in Ehren, was ehrenwerth, aber in höchsten Ehren bleibe Jedem der Boden, wo seine Wiege stand.‘

Zu ‚Ehren der rheinischen Heimat‘ arbeitete Böhmer damals auch an einer politischen Abhandlung, in der er sich über Land und Leute und deren Bedürfnisse und gerechte Forderungen aussprechen wollte.

Welcher Name, fragt er darin zunächst, kommt den Rheinlanden zu? Da jedes Land nach dem Volksstamme, der es bewohnt, zu benennen, so paßt hier nicht der Name Preußen, weil die Rheinländer keine sind, ‚nur der ächte Volksnamen kann befriedigen, also Rheinfranken, wie auch unter dem Scepter desselben Königs die Sachsen, Pommern, Schlesier, Westphalen ihren rechten angestammten Namen tragen‘. Alle andern Bezeichnungen sind ungehörig; das Land darf nicht Rheinprovinz heißen, ‚denn dieses Wort stammt aus der römischen Kaiserzeit, es bezeichnet die unterworfenen Länder, die man besiegt hatte; nicht Niederrhein, denn Niederrhein ist kein Volksnamen, auch die Franzosen haben einen Niederrhein, der ursprünglich deutsch ist und den ihnen die alliirten Herrscher gelassen haben, obgleich sie besiegt waren; nicht Großherzogthum, denn dieser Name ist für das Land bedeutungslos und meist geringere Länder werden mit demselben bezeichnet. Nur der Rang eines Königreichs kann genügen, denn das Land ist durch Ausdehnung, Volksmenge, Reichthum und innere Kraft mit Baiern und Böhmen bedeutender als die drei übrigen Königreiche Deutschlands‘.

Also Rang und Name: Königreich Rheinfranken.

---

[1] Sulpiz Boisserée 1, 855.

Welche Farben kommen nun diesem vom König von Preußen beherrschten Königreich Rheinfranken zu?

‚Des Landes Farben sind nicht schwarz und weiß, sondern, wie die Wappenschilde von Chur-Trier und Chur-Cöln und so mancher Städte und Herrschaften zeigen, roth und weiß. Warum soll es den Schlesiern gestattet sein ihre grüne Landesfarbe zu behaupten, während den Rheinfranken die ihrige entzogen wird?‘

Was dann die dem Lande gebührende Verfassung betrifft, so ‚kann nur von der Wiederherstellung der älteren deutschen auf ihren Grundlagen die Rede sein, wie solche der vorige König bei seinem Regierungsantritt gelobt und bei der Abtretung Ostfrieslands an Hannover als bindend anerkannt hat‘. Dabei ‚kommt besonders in Betracht: 1) Freiheit des Glaubens und der Kirche für die durch die Reichsgesetze anerkannten christlichen Confessionen, also: Dotirung der Kirche in Grundbesitz, so weit diese vorher bestand, namentlich bei der katholischen Kirche; selbstständige Organisation der katholischen Kirche nach Bisthümern, welche unmittelbar unter dem Pabste stehen, ohne Einschiebung protestantischer Zwischenbehörden; Wiederherstellung der lutherischen Kirche als selbstständige und abgesonderte Gemeinheit; desgleichen der reformirten Kirche. 2) Landstände, welche, sofern sie von Corporationen beschickt werden und Diäten beziehen, auch Instructionen empfangen. 3) Verwaltung der Domänen und Regalien durch die Regierung; Bewilligung und Verwaltung der Steuern durch die Stände. 4) Nur Landeseingeborene können Civil- und Militärämter begleiten. 5) In Bezug auf die seitherige Verwaltung wäre den Ständen vor allen Dingen zur Prüfung vorzulegen: ein Tableau aller Beamten nach Herkunft und Religion, damit die Fremden ausgeschieden und zwischen den Bekenntnissen das der Bevölkerung entsprechende Verhältniß hergestellt werden könne. Ferner: Nachweis der noch vorhandenen Domänen, Nachweis des Betrages der verkauften, Nachweis, wohin der Ertrag geflossen, damit solcher nach Umständen zurückgefordert werden könne, Nachweis wer zum Verkauf mitgewirkt hat, damit dergleichen Rathgeber zur Rechenschaft gezogen werden können‘.

Die besprochene Abhandlung, für die Böhmer noch allerlei Materialien sammelte, blieb, wie so manche andere kleinere Arbeit politischen, historischen und kunsthistorischen Inhalts unvollendet liegen, weil er ‚wieder zu Größerem fortgezogen wurde‘ und weil er ‚auch dießmal fühlte‘, daß ihm ‚für eine solche schriftstellerische Thätigkeit, in der der Historiker mit dem Publicisten (im guten alten Sinne des Wortes [1], nicht im modernen, wo

[1] Vergl. Bd. 3, 98.

jeder Zeitungsschreiber sich Publicist nennt) zusammentrifft, die rechte Leichtigkeit und das rechte Geschick, das sogenannte savoir faire nicht verliehen' sei.

‚Ich bedauere wirklich', schreibt er, ‚daß mir die Gabe, etwas Kleines aus dem Vorrathe meiner historischen Kenntnisse und Beobachtungen in einer gewissen Abrundung für ein weiteres Publikum leicht zu bearbeiten, versagt ist, oder vielmehr, daß ich sie in jüngern Jahren nicht geübt habe, denn hier wie überall ist jede Gabe eine Aufgabe, die Uebung erfordert. Publicisten im guten Sinne des Wortes thäten uns in Deutschland so Noth, wo die öffentliche Meinung, deren Gewicht doch immer mehr in die Wagschale fällt, so vielfach von unwissenden oder käuflichen Zeitungsschreibern bestimmt wird. Wie ganz anders stehen in dieser Beziehung die Dinge in England, wo die ersten Männer in Kirche und Staat, Bischöfe, hervorragende Gelehrte und Diplomaten auch für das weitere Publikum die Feder führen und es nicht unter ihrer Würde halten in ihrer Weise für die Zeitungen zu arbeiten.'

‚Die Wichtigkeit einer im conservativen Sinne geführten Publicistik und Journalistik' war ihm nämlich immer klarer geworden, je mehr er die Fortschritte dreier Mächte der Zeit beobachtete: des Radicalismus, der jede naturgemäße Gliederung der Gesellschaft zertrümmern wolle, des Materialismus, der im ganzen Universum keinen Winkel für Gott und Geist mehr finde, und des Industrialismus, der alles hasse was seiner Ausbreitung als hemmende Schranke entgegenstehe, also die Kirche, die compakte Gütermasse und allen unbeweglichen Besitz. ‚Wir gehen unverkennbar', sagte er, ‚auf dem politischen und socialen Gebiet großen Umwälzungen entgegen, aber je größere Stürme uns bevorstehen, desto größer wird unsere Pflicht zu retten was noch zu retten ist, und der öffentlichen Meinung zum Compaß zu dienen. Ein wirksames Mittel dafür ist die Tagespresse. Möchten die Gutgesinnten die Wirkung der Presse nicht unterschätzen, und von den Parteiführern des Umsturzes lernen, wie viel Cameradschaft und Verbrüderung zu Stande bringen kann. Wie gern würde ich ein conservatives Preßunternehmen, wenn ich daran auch keinen persönlichen Antheil nehmen kann, wenigstens namhaft unterstützen, falls sich nur die rechten Männer dafür ausfindig machen ließen. Aber da fehlts.' Mit mehreren Freunden knüpfte er Unterhandlungen über ‚die Gründung einer kirchlich und politisch conservativen Zeitung an, die in Frankfurt, als dem dafür geeignetsten und wirksamsten Platze, erscheinen sollte', und es waren bereits gute Aussichten zur Gewinnung eines tüchtigen Redacteurs vorhanden und ansehnliche Summen gezeichnet, als die Sache aus Mangel an einem guten Verleger scheiterte. ‚Wären Sie doch hier geblieben', schrieb er am 2. Februar 1845 an den Buchhändler Hurter, ‚Sie könnten jetzt eine katholisch-conservative Zeitung unter den günstigsten Chancen hier gründen.

Es ist ein wahres und weithin gefühltes Bedürfniß, denn das glaube ich doch gewiß, daß auch die conservativen Elemente sich verstärken. Die Zahl der Apathischen muß sich mindern; Manchem müssen die Augen aufgehen'[1].

Gleichwohl aber war seine ‚Hoffnung auf die Abnahme der Apathie bei den Gutgesinnten keineswegs groß', und doch, sagt er, ist ‚diese Apathie so traurig, wenn man seine Augen nicht davor verschließt, welche Güter auf dem Spiele stehen'. ‚Man braucht doch wahrhaftig kein Prophet zu sein', äußert er sich in einem Briefe an seinen Oheim, den General von Hofmann, im Juni 1845, ‚um vorherzusagen, daß kaum noch ein Lustrum vergehen wird bis auch bei uns, wie in der Schweiz, der Revolutionstanz losgehen wird. Hätte nur die conservative Partei ein bestimmtes Programm, wäre nur Waffenbrüderschaft unter den Conservativen! Daß ein solches Programm nicht vorhanden, erscheint mir eben auch als ein sicheres Zeichen, in welch' stark revolutionärer Strömung wir stehen. Wenn's losbricht, werden die Regierungen meist elend zusammensinken, und nach Verdienst, denn sie haben mit den revolutionären Bestrebungen fast überall coquettirt und nichts mit Plan gefördert, was bessere Gesinnung hätte erzeugen können. Es ist merkwürdig, daß sie es meist mit den Unzufriedenen, nicht mit den Zufriedenen gehalten.' ‚Die Gutgesinnten werden zur Zeit, wenn's losgeht, ausrufen: Seht, es ist gerade so gekommen, wie wir immer gepredigt haben, und darauf wird das Urtheil der Geschichte lauten: Mit eurer Predigt war Nichts gedient, weil ihr nicht gehandelt habt. Gottlob in meiner Weise habe ich doch zu handeln gesucht und Zeit und Kraft ehrlich verwendet, und das wird mich trösten, wenn Alles zusammenbricht.'

‚Ich stehe für alle ehrwürdigen Güter ein, die uns von den Vorfahren überkommen, aber ich bin nicht in dem Sinne conservativ, wie jetzt so Viele, die ihren Conservativismus darein setzen Alles zu billigen, was die Regierungen thun. Ich bin ein altreichsstädtischer Republikaner und hatte darum von jeher mit dem modernen büreaukratisch-militärischen Despotismus eben so wenig zu schaffen, als mit dem constitutionellen Phrasenthum einer sogenannten liberalen Partei, die Alles, was nicht in ihr Horn bläst, noch mehr anfeindet und zu unterdrücken sucht, als es der Absolutismus thun möchte.' ‚Der Prunk mit Redensarten von sogenannter Freiheit kömmt mir nur wie ein prächtiges Leichentuch vor, unter dem Fäulniß und Vermoderung. Der Knechtssinn, nicht die Freiheit hat in Deutschland zugenommen, und der Knechtssinn ist der Vater der Meuterei, die auch uns bevorsteht, noch in schlimmerer Weise als sie in der Schweiz zum Ausbruche gekommen ist.'

[1] Bd. 2, 404.

Die damaligen Wirren in der Schweiz verdüsterten ihm ‚nämlich allen Ausblick auch in die Zukunft Deutschlands‘, und erschienen ihm ‚besonders deßhalb von so trostloser Vorbedeutung, weil die legitimen Mächte dieselben ohne alle Einsprache sich entwickeln‘ ließen. ‚Was dort vorgeht‘, sagte er, ‚nennt man Freiheit, ich nenne es Rechtsverletzung, Revolte, die keine wahre Freiheit für Alle ertragen will.‘ Mit Hinblick auf die von der radicalen Partei in der Schweiz im Anfang des Jahres 1845 vorbereiteten Freischaarenzüge schrieb er an Hurter: ‚Auch die Schweizer scheinen unfähig freie Verfassungen zu ertragen. Sie werden dafür büßen müssen. — Was ist das für ein dummes Geschwätz, daß in den Cantonalgesetzgebungen nichts gegen die Freischaaren stehe? Das ist ja ganz natürlich, denn diese Lehre gehört in's Völkerrecht. Beim Vattel wird sichs finden. Die kein Waffenrecht haben, heißen, wenn ich mich recht erinnere, le parti bleu; ihnen wird auch kein Kriegsrecht gegönnt. Staaten, die ohne Krieg solche Freischaaren schützen, sind Barbaresken. Das Traurigste bei der Sache ist die gänzliche Apathie der Nachbarn‘ [1]. ‚Wie können noch‘, fragt er im März 1845 einen befreundeten österreichischen Diplomaten, ‚die Herren vom sogenannten Legitimitätsprincip auf eine Zukunft hoffen, die das radicale Treiben in der Schweiz ruhig sich entwickeln lassen? Von dem Vorgehen der Freischaarenbanden in der Schweiz erwarte ich die schlimmste Nachfolge in Deutschland und Oesterreich, und insbesondere dieses könnte in Italien früh oder spät die Früchte verkosten, welche aus der schweizerischen Aussaat reifen werden. Italien, so weit ich es kenne, hat für solche Aussaat den fruchtbarsten Boden. War es doch, früher wie irgend ein anderes Land, die Heimath der Condottieri. Was dort ein entschlossener Parteihäuptling vermöchte, läßt sich gar nicht berechnen. Das Recht geht zu Grunde, weil diejenigen, die es schützen sollten, stumme Hunde geworden sind.‘

Als dann die Zeitungen von der schmachvollen Niederlage der schweizerischen Freischaaren Kunde brachten, war er ‚mit innigster Freude durchschüttert‘, und schrieb am 4. April 1845 an Hennes in Mainz: ‚Danken wir Gott, daß in Luzern einmal die gerechte Sache gesiegt hat und die alte Ehre unbefleckt und ununterdrückt blieb. Aber wie wird es nun weiter gehen?‘ Und später: ‚Bravheit und entschiedene Gesinnung spreche ich denen, die dem radicalen Treiben widerstanden, gewiß nicht ab, aber ich fürchte, es wird an rechter Organisation und rechter Führung fehlen, wenn, wie vorauszusehen, der Radicalismus seine Angriffe, und zwar verstärkte, erneut. Die Rückwirkung der Schweizer Sachen auf uns wird sehr bedeutend sein, denn der öffentliche Geist hat sich wahrhaftig nicht gebessert. Auf Oester-

[1] Bd. 2, 403.

reich setze ich für die Schweiz gar keine Hoffnungen', denn ,in Oesterreich fehlt's an Kopf und an Geld, und man ist selbst so faul, daß man nach Außen nicht wirken kann, wenn man auch Lust hätte.' ,Vom Geiste in Deutschland konnte die Haltung unserer Zeitungen zeugen, die entweder charakterlos oder dem Radicalismus günstig war' [1].

,Ja, lieber Böhmer, Sie haben Recht', schrieb ihm am Weihnachtsabend 1845 ein militärischer Freund von hoher Stellung, ,der öffentliche Geist ist in Deutschland schlechter geworden, und wir werden nicht bloß unsere eigenen Sünden seit 1815, sondern auch delicta majorum abbüßen müssen und unsere nächsten Loose werden sein: Straßenrevolutionen und anarchische Zustände, falls diese bemeistert werden, allgemeine Apathie, während welcher dann der revolutionäre Maulwurf im Stillen weiter arbeiten wird. Da sieht man sich nach Trost um, nachdem so viele froh genährte Hoffnungen zu Nichte geworden, aber wir haben ja den reichsten Trost in dem, der uns in Kampf und Noth noch jeden Tag den Frieden bringt, so gut wie den Hirten bei Bethlehem, wenn wir nur guten Willens sind und Gott die Ehre geben. Wie mir selbst bei reiferer Erfahrung, ernsterer Beobachtung der Weltdinge und vorrückendem Alter jener Friedensgruß der Engel eine immer frohere Botschaft geworden, so habe ich auch die feste Ueberzeugung, daß unser Volk, wenn es durch die Schule bitterer Erfahrungen gegangen und in der Noth wieder beten gelernt hat, aus dem unerschöpflichen Born des Christenthums neue Lebenskraft empfangen und in die Arche der Kirche mit ihrem Friedenszweig freudig eintreten wird. Bis jetzt sieht es freilich damit bei den Stimmführern der Menge noch übel aus, denen es an Liebe und Wahrheit, an Liebe zur Wahrheit, die allein uns frei macht, fehlt. So ist denn unsere nächste Zukunft noch eine gefahrdrohende und trübe.' Auch Ernst Jarcke schrieb am 30. April 1846 an Böhmer: ,Ich gestehe Ihnen, daß ich nie düsterer in die Zukunft gesehen habe, wie eben jetzt. Ich meine damit zunächst die Zukunft Deutschlands. Alle Complicationen äußerer Art können sich lösen und wunderbar beseitigen. Aber dieses auffallende Ersterben des Instinctes für die Wahrheit, dieses Erlöschen des Sinnes für Recht und Ehre, wie es sich in den Kammern und in der Literatur, besonders in den öffentlichen Blättern zeigt: dieß ist ein sehr böses Zeichen. Man kann mir freilich sagen: das ist nur eine, noch dazu ganz dünne Schichte des Volkes, die Masse nach unten hin ist besser. Ja, aber wenn dieses Salz der Bildung in einem ganzen Volke dumpf geworden ist, womit soll man salzen? Auch würde aus diesem Vordersatze unmittelbar folgen, daß jene dünne obere Schichte der deutschen Bildung umgepflügt werden müßte,

[1] Vergl. Bd. 2, 412, 413, 415, 416.

wenn aus uns noch je etwas werden sollte. Und vor diesem Experimente graut mir; kann das noch bei einem alten Volke anschlagen? Und kann es in Deutschland zu andern Resultaten führen, als welche es in der Schweiz hervorgerufen hat? Wissen Sie einen Trost, mein verehrtester Freund, so scheuen Sie die Mühe nicht ihn mir zu schreiben. Sie wissen nicht, wie sehr ich des deutsch-patriotischen Trostes bedarf.' Böhmer wußte keinen andern Trost als: ,Arbeit, Arbeit, die aufrecht hält, wenn Alles sinkt, wenn wir Fäulniß und Auflösung und wachsenden Knechtssinn bemerken müssen.'

,Einen schlagenden Beweis, daß in Deutschland nicht die Elemente der Freiheit, sondern der Knechtssinn zugenommen', fand Böhmer ,in den sich immer verstärkenden und straflos ausgehenden Angriffen gegen alles Kirchliche und Heilige, wie solche stets in gesunkenen unfreien Zeiten, die nur das Staatsidol anbeten, vorzukommen pflegen.'

,Das kann ich', sagt er in einem Briefe an Pertz, ,den Reformatoren nicht verzeihen, daß sie die freigeborene Kirche der weltlichen Gewalt als Magd hingaben. Wenn nun entartete Epigonen, die beim Martyrium der Lutheraner [1] schwiegen oder jubelten, damit noch nicht genug haben, wenn sie allenthalben, auch außer dem Kreis der eigenen Armuth, ja selbst rückwärts in der Geschichte, vor dem Hirtenstab zittern und ihn durch Corporalstock und Knute ersetzen möchten; wenn sie sich an den Jesuiten und dergleichen einen Wauwau erst selbst machen und dann wieder vor demselben sich fürchten: so kann ich darin nur eine bis zum Fanatismus gesteigerte Servilität erkennen. Diese dumme Beschränktheit wird dann aus der einen Couliſſe von der Freimaurerei, aus der andern von der Büreaukratie fortwährend galvanisirt und in Zuckungen gehalten. Letztere ... hat ein gar großes Interesse daran, die Augen der Massen von dem Innern abzuwenden. Es ist wie z. B. in Mailand, wo die Regierung den Leuten Tänzerinnen und Sängerinnen hält, nur ist's nicht so unschuldig und wird auch übler enden' [2].

,Seit den Rongescandälern wird der confessionelle Hader wieder mehr wie je geschürt, und alles Ehrwürdige, selbst die edelsten Blüthen, welche das Ordensleben auf dem Boden der Kirche getrieben hat, dürfen ungestraft mit Schmutz beworfen werden. Ist das Freiheit? würde Solches ein wirklich freies Volk wohl dulden? Haben selbst die heidnischen Völker, haben Griechen und Römer in Zeiten, wo sie frei und groß waren, die Verhöhnung dessen gestattet, was ihnen heilig war und worauf

---

[1] Vergl. S. 202.
[2] Bd. 2, 453.

ihr staatliches und gesellschaftliches Leben sich stützte? Was die Spötter, Höhner und Verfolger gegenwärtig antreibt, ist nichts anderes als der Haß und Ingrimm gegen alles Kirchliche und Christliche überhaupt.' Und an einer andern Stelle: ‚Der Ingrimm, den so manche Aufgeklärte gegen die barmherzigen Schwestern haben, kommt mir so diabolisch vor, wie irgend etwas, was ich beobachten konnte. Diese Leute haben vielleicht nie eine barmherzige Schwester gesehen; sie bezweifeln auch gar nicht deren Uneigennützigkeit, Liebe und Dienstwilligkeit, aber sie wollen die Wirkungen dieser Tugenden denen, welche dadurch Linderung in Noth und Elend fänden, bloß deßhalb entziehen, weil sie besorgen, daß etwas Kirchliches, Katholisches, Christliches dabei mit unterlaufen könnte' [1].

‚Der confessionelle Hader reißt immer von Neuem die Wunde auf, die uns die Kirchentrennung geschlagen und von dieser datirt all' unser Unglück.' ‚Wie beklagenswerth, daß das Herzvolk Europas durch die Streitigkeiten mit der Kirche vom positiven Berufe abgezogen, in seiner Kraftentwicklung unterbrochen, von der Säure der Leidenschaft und der Negation im Innern zersetzt, zu dem kränklichen Zustande gekommen ist, in dem es bald von Fieberhitze durch einander geworfen wird, bald in Mattigkeit verfault' [2]. ‚Alles was bei uns im Innern gährt und sich in revolutionären Ausbrüchen bald entladen wird, unsere politische Machtlosigkeit und Versunkenheit, ja fast alle unsere Streitigkeiten in den letztvergangenen Jahrhunderten, wie heute, haben ihren eigentlichen Grund in der Kirchentrennung, die uns auseinander riß, und die man nicht überbrücken kann. Nur ein neuer Bonifacius, der uns die kirchliche Einheit wiederbrächte, könnte helfen; der kirchlichen Einheit würde bald die politische folgen.'

Und übereinstimmend mit den Ueberzeugungen seines militärischen Freundes: ‚Nur die Macht der Kirche allein kann in den uns drohenden Stürmen Recht und Freiheit sichern. Alle Diejenigen, die den religionslosen Staat anstreben und deßhalb alles Religiöse und Kirchliche mit Füßen treten, dabei aber immer von Freiheit und Fortschritt faseln, verdienen nichts Besseres, als daß die eiserne Hand einer Militärherrschaft die von ihnen zerbrochenen Stücke des Hirtenstabs in Gestalt einer Knute über ihrem Rücken schwinge. Und so wird's kommen. Möge nur dann die freigeborene Kirche hüben und drüben solche Hüter finden, die sich nicht mit der Despotie verbinden und ihr Henkersdienste leisten, sondern die auf göttliche Verheißung vertrauend furchtlos, wie in besseren Zeiten, der Gewalt entgegentreten, und wenn die Noth dazu drängen sollte, eher auch

[1] Bd. 2, 477.
[2] Bd. 2, 461.

die letzten Bande lösen, durch die sie noch mit dem modernen Militär- und Beamtenstaat verbunden sind. Der Staat braucht die Kirche und die Zeit wird schon kommen, wo er bettelnd sich um ihre Hülfe bemühen wird, dagegen kann die Kirche die Hülfe des Staates entbehren, wie er dermalen ist und in seinem Absolutismus, der auch die letzten der Kirche noch übrig gebliebenen Rechte absorbiren muß, nothwendig sich entwickeln wird. Wir gehen den Tagen eines neuen Cäsarismus entgegen, Gottlob, daß wenigstens die alte Kirche noch niemals sich vor dem Cäsarismus gebeugt, und in ihrem Widerstande gegen ihn immer gesiegt hat.' ‚Alle meine kirchlichen Ueberzeugungen schöpfe ich aus der Kenntniß der Geschichte, deren edelstes und großartigstes Erzeugniß die Kirche ist.'

Nur als ein solches sah Böhmer die Kirche an, zumal in den Lebensjahren, mit denen wir uns eben beschäftigen und in seiner ganzen späteren Lebenszeit. ‚Göttliche Verheißung' für den Sieg der Kirche wollte in seinem Munde nur sagen: ‚die in der Geschichte waltende höhere Hand wendet Alles zum Siege jener ehrwürdigsten Anstalt, welche seit ihrem Entstehen durch ihre feste innere Organisation, durch Leitung und Führung der begabtesten und, was mehr, der selbstlosesten Männer für alle geistigen und heiligen Güter der Menschheit gegen rohe Gewalt und Despotendruck, gegen alle Mächte der Materie, wie gegen Stolz und Frevel einen ununterbrochenen Kampf geführt hat'. Und daß sie diesen Kampf auch in Zukunft führen und siegreich bestehen werde, war und blieb sein ‚Trost'. ‚Freilich', schreibt er, ‚gibt die Kirche noch ganz andere persönliche Tröstungen und Segensgaben denen, die ihr innerlich mit Bekenntniß und einer Ueberzeugung des Glaubens, wie ich sie mir wünschen möchte, angehören, aber was thun? Wie viel hängt doch beim Menschen von seiner Erziehung ab! Ich will mich begnügen lernen, aber dauernde Ruhe und Befriedigung gibt mir diese Genügsamkeit nicht.' Fürwahr eine seltsame Genügsamkeit.

‚Im Zustande inneren Ungenügens und Erregtheit thut der Seele vertraulicher und stärkender Verkehr mit Freunden doppelt Noth', schrieb Böhmer im Juli 1845 an seinen ältesten Universitätsfreund, den von uns so oft erwähnten Pfarrer Schulz, und lud ihn zu einem längeren Besuche nach Frankfurt ein. ‚Findest Du meinen Brief', sagte er ihm, ‚in erregter Stimmung geschrieben, so hat diese Stimmung ihre guten Gründe, Du aber komme desto eher herüber, damit mich Deine Stille und Innerlichkeit besänftige.' Und Schulz kam, und das ‚dreiwöchentliche Beisammensein mit diesem edlen Sproß aus der Spener'schen Schule, die mit der modernen kranken, süßlichen Pietisterei nichts zu thun hatte', war für Böhmer ‚voll ungetrübter Freude und Erquickung'. Am 30. Juli reiste er mit

dem Freunde nach Heidelberg und ‚dort und in der Umgegend wurden bis zum 9. August alle Erinnerungen an das froheste und glücklichste Lebensjahr in der Neckarstadt wieder aufgefrischt, und mit Wehmuth derer gedacht, die aus dem damaligen kleinen, aber unter sich einigen Freundeskreis schon heimgegangen‘. Von diesen Freunden war nur noch der Baudirector Hübsch in Carlsruhe übrig, ‚ein ebenso tüchtiger Charakter und Künstler, als ein heiterer und liebenswürdiger Mann, noch von dem Schlage wie sie dieses Jahrhundert nicht mehr erzeugt‘ [1], und auch ihm war ein Besuch zugedacht, der aber durch einen Zufall vereitelt wurde.

Beim Abschied verwies ihn Schulz auf zwei alte Denksprüche, die Böhmer, manch’ tiefe Betrachtung daran knüpfend, gern und oft wiederholte:

Gott, dessen Lust es ist
Bei dir, o Mensch, zu sein,
Kehrt, wenn du nicht daheim,
Am liebsten bei dir ein.

Der nächste Weg zu Gott führt durch der Liebe Thür,
Der Weg der Wissenschaft bringt dich gar langsam für.

‚Schulz hatte Recht‘, sagte Böhmer in späteren Jahren, ‚die Wissenschaft allein gibt keinen Frieden und zeugt nicht jene Liebe, die den Menschen dauernd innerlich aufrecht hält; die historische Wahrheitserkenntniß hat nicht die nährende Kraft, die ich ihr in früheren Jahren zutraute, weder für den Forscher, der sich ihr widmet, noch auch für diejenigen, denen er sie vermittelt. Soll es mir nun aber darum leid sein, daß ich ihr, so gut ich konnte, meine Arbeitszeit gewidmet habe? Nein, ich bereue keine Stunde, die ich nach meinem Wahlspruch: durch’s Wahre zum Guten, auf geschichtliche Forschung verwendete.‘ An einer andern Stelle: ‚Ich sehe wohl ein, daß das Wahre an sich keine so unbedingte Kraft hat, daß es vielmehr vor allen Dingen auf das Herz ankommt, und daß überhaupt auch hier die Wurzeln im religiösen Gebiete liegen müssen, wenn Gedeihliches erwachsen soll. Indessen darf ich es ja dennoch wohl nicht bereuen, mein Leben diesen Arbeiten gewidmet zu haben‘ [2].

‚Nicht Allen ist Alles gegeben, und nicht Alles gesucht zu haben, was zu finden war und was so Viele zu ihrem Glücke gefunden, oder durch Geburt und Erziehung schon mitbekommen, wird nicht, hoffe ich, zum strengen Gericht für diejenigen, welche guten Willens gaben, was sie konnten und der Wahrheit dienen wollten, so gut sie dieselbe aus der Geschichte erkannten.‘

---

[1] Bd. 3, 412.
[2] Bd. 2, 443.

Denn ‚ein erziehendes Element von großer Bedeutung liegt doch in der Wahrheit, wie die Geschichte sie uns kennen lehrt‘.

‚Man ist gemeinhin heutzutage so faul die thatsächliche Wahrheit zu ergründen, als voreilig darüber abzusprechen. Wie viel Schlimmes wir auch sehen, welche Auflösung uns auch umgibt, so ist es doch auch sehr erfreulich, daß auch die Kräfte, welche für objective Wahrheit kämpfen, sich verstärken‘ [1].

Darum ‚Gruß und Handschlag Jedem, der ohne Nebenrücksichten mit Ernst und Liebe sich der Historie widmet und der erkannten Wahrheit die Ehre gibt. Die Zahl Solcher ist doch wenigstens in der Gegenwart in Deutschland größer als anderwärts, groß wird sie schwerlich jemals sein‘.

‚Ich denke, daß das bis zu einem gewissen Grade natürlich ist. Jede Nation hat immer nur eine kleine Anzahl Menschen, deren Neigung auf geschichtliche Dinge geht, die es für einen Beruf halten, gewissermaßen das Gedächtniß der Gesammtheit zu sein. Genügend ist es, wenn auch nur etwas geleistet und die Spanne Zeit, welche uns gegeben ist, mit dem Gebrauch der Kräfte, die wir haben, ausgefüllt wird‘ [2]. ‚Es gilt ja der Heimath und der Wahrheit; jene dürfen wir nimmer verachten und diese muß uns lieb sein, wie beschränkt wir sie auch finden‘ [3].

Im Herbste 1845 machte Böhmer ‚zur weiteren Förderung der längst in Angriff genommenen neuen Ausgabe der staufischen Regesten und des dritten Bandes der Geschichtsquellen eine zweimonatliche Reise nach Böhmen, Oesterreich und Baiern, die wiederum eine reiche wissenschaftliche Ernte eintrug‘. Am 18. September verließ er Frankfurt und ging in Gesellschaft von Hennes über Bamberg nach Eger, besuchte dann Prag und Wien, wo er mit Kopp beiläufig eine Woche lang gemeinsam arbeitete. ‚Wo findet man‘, fragt er, ‚so viele kenntnißreiche, muntere, freundliche Männer beisammen, als dort an der Hofbibliothek und dem Hofarchiv? Das ist eine ganze Academie . . . Ueberhaupt thut einem der gute Wille so wohl, den man in Oesterreich überall findet. Das Einzige, was diesen Leutchen noch fehlt, scheint mir etwas literarische Führung. Nicht etwa, weil es ihnen an Einsicht und Gewandtheit überhaupt fehlt, sondern eben nur deßwegen, weil alle Oesterreicher bei den vielen formalen Hindernissen, die auf ihnen lasten, darin etwas zurück sind. Auch Kopp fühlte sich sehr wohl unter denselben. Ich wurde auch in den juristisch-politischen Leseverein

[1] Bd. 2, 446.
[2] Bd. 2, 475.
[3] Bd. 3, 35.

eingeführt, eine junge Anstalt, welche gediegen und glänzend ausgestattet ist, ganz aus dem Streben der jüngeren Juristen hervorgegangen und von ihnen gehalten, also gewiß nicht bedeutungslos für die Zukunft. — Diese Leute sind alle nichts weniger als auflehnerisch, aber sie fühlen sich doch etwas gedrückt, weil ihnen jede Anerkennung seitens der Regierung mangelt. Nur die vaterlandslosen Wissenschaften: Botanik, Astronomie u. s. w. haben dort einen einigermaßen begünstigten Salon, den ich aber dießmal nicht betrat.'

Seine politischen Beobachtungen in Oesterreich boten ihm wenig erfreuliche Ergebnisse. ‚In der Regierung', schreibt er, ‚fehlt's an Geist und Leben, und doch ist gewiß die Zeit nicht mehr fern, wo man durch die Ereignisse belehrt werden wird, daß vor Allem geistige Kräfte dem Staatswesen Noth thun. Aber die Einen sehen nicht und die Andern wollen nicht sehen, und machen es wie Vogel Strauß. Es wird übel enden'. ‚Es ist doch curios, daß in der Hofstudiencommission (der obersten Unterrichtsbehörde für so viele Millionen) kein einziger Mensch sitzt, dessen Namen die Wissenschaft kennt. Im österreichischen Beobachter fand ich ganze Columnen über Hofintriguen in Lissabon, und ganz hinten kaum sechs Zeilen über Deutschland!' [1]

Von Wien reiste Böhmer über Graz nach St. Paul in Kärnthen, untersuchte dort am 14. und 15. October die Originalhandschrift der Relatio de conflictu apud Husbergen von Gottfried von Ensmingen [2], und, nach Graz zurückgekehrt, beschäftigte er sich eine Woche lang mit der von ihm aufgefundenen Originalhandschrift der Chronik von Reichersperg, als deren Verfasser sich mit Sicherheit der Presbyter Magnus herausstellte. Es freute ihn, daß er dessen ‚ehrwürdigen Namen' bei der spätern Herausgabe der Chronik im dritten Bande der Geschichtsquellen ‚dem historischen Parnasse Baierns und Deutschlands' zurückgeben konnte [3].

Vom 25. October bis 8. November setzte er in Wien seine archivalischen Forschungen fort, und ging dann nach München, wo er unter Anderem die von Hormayr sogenannte Goldene Chronik zum Drucke vorbereitete.

In München war ihm ‚dießmal wie früher unter allen lieben Freunden bei weitem am liebsten der alte Görres', ‚wegen dem allein man', sagte er, ‚seinen Aufenthalt in München nehmen sollte, da wohl kein Lebender mehr ist, der das bieten kann, was dieser Mann aus feurigem Geiste und reichstem Herzen spendet. In seinem Wesen ist Alles Lauterkeit und unge-

---

[1] Bd. 2, 425, 422—423, wo auch Näheres über seine archivalischen Arbeiten. Vergl. Fontes 3, LXXIII.

[2] Vergl. Fontes 3, XXXI.

[3] Fontes 3, LXIX und LXXI.

schminkte Wahrheit, wie er sie auch von dem Historiker [1] verlangt'. ,Vom 12. bis 23. November war ich in München. Täglich sah ich den alten Görres, namentlich gleich nach Tisch in seinem Garten mit ihm gehend. Vor diesem Manne habe ich die größte Verehrung. Ich weiß Niemand, der so verstehend, so billig, so heiter, so freundlich, so einfältiglich im edelsten Sinne des Wortes wäre, als er. Und dieß ist der Mann, der, wie kein Anderer, in zwei verschiedenen Perioden Deutschland durch sein mächtiges Wort erregte.' ,In seinen Anschauungen ist eine Großartigkeit und ein Tiefblick, wovor ich erstaune. Wer von den Lebenden könnte sich einer solchen Divinationsgabe rühmen, wie er sie besitzt? Daß er leider so wenige Schüler zieht, hängt mit diesen seinen Eigenschaften zusammen, und zeigt, wie auch der bedeutendste Mensch eine Schranke seines Einflusses und seiner Thätigkeit findet.'

Hierauf später einmal in einem Briefe an Professor Fischer in Speier, der ihm seine ,Gedanken über Geschichte und Geschichtsunterricht' überschickt hatte, zurückkommend, schreibt er: ,In Ihrer Schrift, deren tiefgehende Erörterungen so sehr zum Nachdenken anregen, ist mir namentlich Dasjenige sehr anziehend gewesen, was Sie in Erinnerung an Görres sagen, mit dem ich viele Jahre lang in engfreundschaftlichen Verhältnissen stand. Was Sie von seiner titanischen Geschichtsauffassung sagen, wird im ganzen Wortsinn von mir unterschrieben. Damit ist aber auch die Ursache einer für die Universität zu München und überhaupt für Baiern beklagenswerthen Thatsache bezeichnet, daß Görres als akademischer Lehrer keine Schüler gezogen hat. Allerdings wird die richtige Auffassung des Geschehenen als letztes Ziel gelten müssen; Schüler aber, deren es doch auch zur Fortleitung der Wahrheitserkenntniß bedarf, werden nicht durch die Auffassung, sondern durch Betheiligung an der Forschung gezogen', durch eine Methode, wie sie ,Ranke mit so viel Erfolg eingeschlagen hat' [2]. Görres ,besitzt das reichste Wissen, ist aber seiner innern Natur nach eigentlich ein Dichter, doch mehr im alten Sinne des Wortes, wo es noch keine erlogene, sondern nur eine wahre und geglaubte Poesie gab' [3], und die Sache tiefer fassend, zu einem jüngeren Freund: ,Es gibt auch in unserer Zeit hochbegnadigte, gleichsam mit einer Prophetengabe ausgerüstete Seelen, wie Görres, in denen die scientia infusa die scientia acquisita

[1] ,Die Wahrheit bemäntelt wissen wollen', schrieb Görres mit Bezug auf seine Vorrede zu Heinrich Suso an seine Tochter, ,das ist jederzeit die allerschlechteste Politik und jetzt am meisten, ja sogar gefährlich wegen ihrer Unlauterkeit, und ganz unhaltbar überdem. Ich stimme überall für die frische grüne Wahrheit ohne alle Furcht.' J. von Görres Gesammelte Briefe 1, 314.

[2] Bd. 3, 192.

[3] Bd. 2, 425.

nicht bloß durchleuchtet und erwärmt, sondern überstrahlt und durch ihr unverwesliches Feuer noch späte Geschlechter entzündet'. ,Nachdem ich Jahre lang mich mit der Geschichte Ludwigs des Baiern beschäftigt und alle Quellen für dieselbe wohl genauer durchforscht hatte, wie damals irgend Jemand in Deutschland, fand ich in der Vorrede von Görres zu Diepenbrocks Ausgabe des Heinrich Suso genau dasselbe Urtheil über die Regierung dieses Kaisers ausgesprochen, wie es sich in mir nach so langen Forschungen gebildet hatte. Als ich darüber mit Görres sprach, bekannte er mir, wie wenig Material er für seine Vorrede durchstudirt, wie rasch er sie geschrieben, aber er entwickelte zugleich, mit welcher Nothwendigkeit sich ihm aus dem Verlauf der vorausgegangenen und der der Regierung Ludwigs folgenden Ereignisse auch nur bei allgemeinerer Kenntniß der betreffenden Zeitgeschichte das Urtheil ergeben habe, welches er über den Kaiser geäußert.' ,Fast so oft ich in München war, sagte mir Görres politische Ereignisse mit einer Bestimmtheit voraus, daß ich ihm einmal scherzend bemerkte: Man möchte meinen, Sie hätten im Geheimrathe Gottes gesessen, worauf ich zur Antwort erhielt: Glauben Sie denn, Gott mache die politischen Ereignisse in Deutschland; ach, nein, die Menschen machen sie und Gott läßt sie nur zu, damit sie sich, wenn's immer krauser wird, zu ihm und seiner Kirche bekehren.' ,Ohne die Kirche kann unser Volksthum nicht gesunden, und ohne das Leben in ihr werden alle diejenigen stets unbefriedigt bleiben, welche erkennen und fühlen was fehlt, aber nicht den Muth haben zu ergreifen, was allein ihnen nothwendig ist'. Es waren dieselben Gedanken, welche Görres schon im Jahre 1824 gegen Böhmer ausgesprochen hatte [1].

Am 26. November 1845 kehrte Böhmer von seiner Reise nach Frankfurt zurück, ,arbeitete im folgenden Winter eifrigst' an seinen staufischen Regesten, und vollendete das zweite Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwigs des Bayern, in dessen Vorrede er auch die königlichen und kaiserlichen Regesten Carls IV. ,als schon großentheils fertig' ankündigte.

,Aber es war doch wieder ein gar trüber Winter, worin seit Mitte December kaum ein Tag, an dem nicht das alte Herzübel, welches sich von Neuem eingestellt, und die Stockung in der Blutcirkulation mit beständiger Todesnähe drohte.' ,Wie glücklich ist der', schreibt er, ,welcher auf sein Leben als auf ein abgeschlossenes Ganzes zurücksehen kann, oder sich nur als einzelnes Glied einer Kette fühlt, die auch ohne ihn besteht und fortdauert. Das ist mein Fall nicht' [2]. ,Wer wird meine Arbeiten, die doch

---

[1] Vergl. S. 127—128.
[2] Bd. 2, 429.

mein einziges Leben sind, fortsetzen, wer meine Saaten gereift unter Dach bringen? Düstere Stimmung ohne rechten innern Halt.‘ Seiner Tante, der Frau General von Hofmann, die ihm einen heiteren und anmuthigen Brief geschrieben, antwortete er am Weihnachtsabend: ‚Wie glücklich wäre ich, wenn ich im Stande wäre, Ihnen in meiner Antwort eben so freundliche Bilder vorzuführen. Aber was läßt sich aus einem Leben mittheilen, welches nun eben zu keiner besseren Blüthe gelangt ist, als daß es sich hinter Folianten verkriecht, um dort sich zu vergessen und vergessen zu werden‘. ‚Ich lebe hier einsiedlerischer wie jemals, da ich mit Solchen nicht umgehen mag und kann, mit denen ich nicht tiefere Einigung habe.‘ ‚Drückend einsam ist mir seit dem Tode der Mutter unser Haus‘, schreibt er im März 1846 einem Freund, ‚darum komme bald wieder und erquicke mich durch Deine Gemüthsheiterkeit und inneren Frieden. Von Dir gilt das Wort: Quand on aime la paix, on la donne.‘ Und zu einer späteren Zeit seine Tante um Besuch bittend: ‚Die Jahreszeit ist wieder gekommen, welche Sie, der theuere Oheim und das liebe Cousinchen uns wiederholt verherrlicht haben, indem Sie in unser ödes Haus Leben, Bewegung und Munterkeit, lauter gute Dinge brachten. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, wie dankbar mein Bruder und ich dessen gedenken, wie glücklich wir sein werden, wenn Sie diese angenehmen Erinnerungen von Neuem zur Wirklichkeit machen wollten‘.

‚Einsamkeit ist nicht drückend für den Menschen, der einem großen Verbande angehört, nicht drückend, wenn er sich von einem kräftigen Leben umgeben sieht, für das er (unbemerkt von der Welt und mit desto größerer innerer Befriedigung) in seiner Stille arbeiten kann. Aber im jetzigen Deutschland?‘

Eine heitere Abwechselung in seinem einsamen Leben und seinen trüben Stimmungen brachte ihm die im Jahre 1846 in Frankfurt tagende erste Germanistenversammlung, von der er Anfangs, nach Ausweis seiner Briefe, so wenig Gutes und Gedeihliches gehofft hatte. Als ihn die Professoren W. A. Schmidt in Berlin und Reyscher in Tübingen zur thätigen Mitwirkung an derselben aufgefordert, schrieb er an letzteren [1]: ‚Ich soll sehen, ob ich für eine Versammlung deutscher Historiker und Juristen zu Anfang Septembers 1846 in Frankfurt ein Local besorgen könne. Allein was vermag ich zu versprechen, da ich in gesunden Tagen im Herbst jedesmal verreiste, häufig außer Deutschland, woran ich mich doch im Voraus um so weniger hindern möchte, als ich nicht weiß, was in einem Jahre meine Studien erfordern; andererseits aber, da ich nun schon seit zwei Jahren durch

[1] Aus Bamberg am 20. September 1845. Concept.

Stockungen in der Blutcirculation kränkle, somit des Augenblicks oft nicht Meister, der Zukunft immer ungewiß bin? Zumal auch voraussichtlich an das einmal Uebernommene sich noch Anderes knüpfen würde, worin gerade der nächste Grund lag, weßhalb der schon vor zwei Jahren mit Vielen besprochene Gegenstand meinerseits liegen blieb. Dazu kommt noch, daß in Frankfurt ein Verein für Geschichte besteht, dessen Mitglied ich zwar bin, zu dessen Ausschuß ich aber nicht gehöre, der als moralische Person mehr berufen sein möchte zu solcher Fürsorge, und welcher — obgleich im Augenblick ziemlich unthätig — es dennoch übel deuten könnte, wenn man ihn überginge. Endlich möchte ich mir selbst Freiheit erhalten, zuzusehen, was aus der Sache wird. Wenn der Verein im Sinne von Herrn Schmidts Zeitschrift ausfallen könnte, dann nehme ich keinen Antheil. In dieser sind wiederholt kirchliche Ueberzeugungen und Institutionen angegriffen worden, die auch mir ehrwürdig sind, oder mit denen ich doch in Frieden bin, wie denn meine Sympathien nicht auf das halbe, sondern auf das ganze Deutschland gehen. Mögen Sie mich und diesen eilig kurzen Brief aus diesen Gründen oder einem derselben für entschuldigt halten.' Hierauf antwortete Reyscher: ,Sie haben nicht wohlgethan, das Vorhaben der deutschen Versammlung, welches ich Ihnen freilich in der Eile der Reise nur sehr oberflächlich vorlegte, geradezu abzuweisen. Indessen lasse ich Sie noch nicht los: denn Sie haben mich mißverstanden, wenn Sie meinten, die Versammlung werde eine einseitige Richtung verfolgen. — Ich denke, wenn Sie den Entwurf der Einladung lesen, den ich so eben gemacht, werden Sie der Sache mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wenn Dahlmann, die Grimm's, Pertz, Waitz, ferner Homeyer, Falk, Lappenberg, Mittermayer unterschreiben, die theils schon zugesagt, theils noch aufzufordern sind, werden Sie mir wohl die Freude machen, Ihren Namen auch beizufügen. — Mit dem Ansinnen, die Versammlung als Geschäftsführer vorzubereiten und zu empfangen, werde ich nun nicht weiter in Sie dringen, aber wenn Sie überhaupt Etwas von ihr erwarten, so theilen Sie wenigstens mit mir und Jacob Grimm dieses Geschäft.' Auch Uhland bat: ,Herr Professor Reyscher, bekannt mit der freundlichen Förderung, die Sie meinen Studien angedeihen ließen, ist der Meinung, daß vielleicht einige Zeilen von meiner Hand seinem erneuten Ansinnen zur Unterstützung dienen könnten. Ich selbst setze meinen Namen der öffentlichen Aufforderung nur bei, damit auch aus hiesiger Gegend sich mehrseitige Theilnahme an einem Unternehmen zeigen möge, das auf thätige Betheiligung aus allen deutschen Ländern berechnet ist. Eben in dieser Hinsicht würde Frankfurt vermöge seiner centralen Lage sich besonders gut zur ersten Germanistenversammlung eignen. In einer größern Stadt treten auch die Anfänge eines solchen Unternehmens geräuschloser auf, die Bewohner derselben brauchen nicht,

wie an kleineren Orten, mit Quartierslast und andern Ansprüchen behelligt zu werden, und die Männer der Wissenschaft können sich, weil weniger bemerkt, um so gesammelter ihrem Zwecke widmen. Soll es aber Frankfurt sein, so wären die Auspicien sehr ungünstig, wenn Sie gänzlich zurückstehen wollten. Die Sache muß sich freilich erst gestalten, aber sie kann nur dadurch die rechte Gestalt gewinnen, daß die Berufensten Hand anlegen' [1].

Allein Uhlands Ansuchen war vergeblich, denn gerade die Einladungsschrift, worauf sich Reyscher berief, um ihn zu der verlangten Thätigkeit bei der Zusammenkunft zu bewegen, stieß ihn davon zurück. ‚Allerdings', gab er zur Antwort, ‚wäre eine zeitweilige Morgensprache derjenigen, welche beim Aufbau der germanistischen Wissenschaften betheiligt sind, etwas Schönes, und ich kann dieß um so eher schätzen, als ich als Bewohner dieser vielbesuchten Stadt, durch Reisen und durch Correspondenz einen großen Theil der zu hoffenden Vortheile längst genossen habe. Allein es scheinen mir mit der Ausführung dieser Idee gar manche Bedenklichkeiten verknüpft zu sein, welche durch das in Ihrem Einladungsentwurf Gesagte noch nicht gehoben sind, und wenigstens eine vorgängige Erwägung unter denjenigen veranlassen sollten, die sich an die Spitze stellen wollen.' Er fand die Namen der achtzehn Einladenden sehr einseitig gewählt, da unter ihnen nur vier Süddeutsche vorhanden, nur ein einziger Katholik, den er einen bloßen Namenkatholiken nennt, und von den Protestanten nur Vertreter des linken Centrums, während das rechte Centrum, wozu er Carl Adolph Menzel, Barthold, Gfrörer rechnete, gänzlich fehle [2]. ‚Höfler kommt ganz gewiß nicht', schrieb er an Kopp. ‚Die par excellence katholischen Schriftsteller sind dadurch von der Versammlung ausgeschlossen, daß man keinen derselben unter die Einladenden aufnahm. Halbwege Verständigung, oder, wenn man lieber will, achtende Duldung ist doch eigentlich nur im Einzelverhältniß mit einigen Ausgezeichneteren möglich. Sie wissen dort nicht, wie weit die Parteiwuth unter uns (besonders den Norddeutschen) geht. Ein Werk jahrelangen Fleißes wird schließlich nur darauf angesehen, ob der Verfasser kryptokatholisch, ultramontan oder freisinnig denkt [3]. Nach seinem redlichen Bemühen um Wahrheit, nach dem Gewicht, welches der Ernst seines Charakters in die Wagschale legt, wird nicht mehr gefragt. Ich meinerseits mag jenes Volk dann auch nicht [4].' ‚Wozu', fragt

---

[1] Ludwig Uhland, eine Gabe für Freunde S. 330—331.
[2] Vergl. Bd. 2, 434.
[3] Bezieht sich auf eine gegen Böhmer erschienene pseudonyme Schrift, vergl. Bd. 2, 433.
[4] Bd. 2, 447.

er Gfrörer, ‚die Zusammenkunft in Süddeutschland, wenn Norddeutsche sich ohne Weiteres die Hauptrolle nehmen? Indessen mag's sein, daß hier viele Schuld auf irgend einen einzelnen ungeschickten Besorger fällt. Besuchen würde ich diese Versammlung auswärts nicht, aber absichtlich gehe ich ihr auch nicht aus dem Wege, obwohl ich voraussehe, daß Unangenehmes vorkommen könnte. Denn manche der Herren Norddeutschen begnügen sich schon nicht mehr mit dem Alleinbesitz der Intelligenz, sie wollen auch die Deutschheit allein im Sacke haben [1].‘

Jedoch die Versammlung nahm einen so guten Verlauf, daß auch nicht das Geringste seine ‚düstern Ahnungen verwirklichte‘. An Kopp, den er vergebens eingeladen zu kommen, schrieb er sogar: ‚Was Sie versäumt haben, können Sie nie wiedergewinnen. Ich will dessen zu meiner Lehre gedenken, wenn auch mich, wie oft geschieht, Kleinmuth beschleicht ... Die erhöhte Stimmung, die Alle belebte, würde auch Sie ergriffen haben ... Es wird Ihnen vielleicht verdächtig vorkommen, daß gleich mit Schleswig-Holstein begonnen wurde, mit welcher Sache jetzt so viel Maulheldenthum in Deutschland getrieben wird. Aber die Linie des wissenschaftlichen Standpunktes wurde nicht überschritten; die geäußerte Theilnahme sank nicht in die niederen Regionen, sondern war der Besten würdig [2].‘ Im heitersten Verkehr mit befreundeten Theilnehmern der Versammlung, wie Stälin, Pertz, Lappenberg, Ranke, die beiden Grimm u. s. w., hatte er sich ‚ungemein gut‘ unterhalten, und noch im folgenden Jahre war es ihm wohlthuend, daß Jacob Grimm seines verstorbenen Freundes Thomas ‚auf eine tiefergreifende Weise‘ in der Versammlung gedacht hatte [3].

‚So kann ich denn nicht leugnen‘, gesteht er, ‚daß auch bei Gelegenheit des Germanistencongresses der Erbfehler meiner Erziehung, Blödigkeit und Verzagtheit und der ihr entsprechende Trutz mir wieder mitgespielt, denn Alles ging ungleich besser, als ich irgendwie erwartete‘; ‚indessen‘, fährt er in einem Briefe an Maurer de Constant fort, ‚ist es mir doch noch lieb, daß ich nach einem gleich von Anfang an gefaßten Entschluß mich passiv hielt. Es ist zwar ein großer Vorzug, die Freunde der Wissenschaft in einer Stimmung zu finden, die nicht durch laufende Geschäfte getrübt, sondern vielmehr feiertäglich auf Mittheilung gerichtet ist; allein von der andern Seite geht aus dem plötzlichen Zusammenströmen auch ein Drang hervor, der einem Rausche gleicht, der zwar eine augenblickliche höhere Stimmung erzeugt, aber dann auch wieder öde läßt, besonders meiner einen, der in keiner reichen Umgebung lebt‘ [4].

---

[1] Bd. 2, 449.
[2] Bd. 2, 455.
[3] Sulpiz Boisserée 1, 855.
[4] Bd. 2, 458.

Schon aus diesen Worten erklärt sich, daß die ‚Nachempfindungen‘ der Versammlung bei ihm nicht ganz günstig waren, aber er gibt dafür noch einen andern Grund an: ‚Ich bedauere höchlich, daß sich an eine so bedeutende Versammlung keine ernsten und bleibenden Erfolge, außer dem Reichstagsactengegenstand [1], wenn dieser sich verwirklicht, angeknüpft haben. Dafür hätten die Einladenden wohl sorgen sollen. Sie hätten sich deutlich machen sollen, was und wie etwas erzielt werden könne. Wie leicht wäre es gewesen, mit einem gewissen Nachdruck auszusprechen, daß die mittleren Bibliotheken Deutschlands zu schlecht dotirt sind, daß der jetzige Stand der Wissenschaft Anfertigung und Drucklegung von Katalogen der in den öffentlichen Depots vorhandenen Handschriftenbände verlangt. Ein gutes ernstes Wort an die vaterländischen Regierungen wäre in solchen Angelegenheiten gewiß nicht ohne Erfolg gewesen‘ [2]. Aber warum trug er sein hierfür aufgesetztes Memorandum [3] nicht vor? Ein norddeutscher Freund bemerkte ihm deßhalb mit Recht: ‚Ich kann nicht sagen, daß die Passivität

---

[1] Vergl. Bd. 2, 456.

[2] Bd. 2, 467—468.

[3] Entwurf zu einem Antrag bei der Germanistenversammlung 1846. Der Stoff der drei hier vertretenen Wissenschaften beruht großentheils auf schriftlicher Ueberlieferung.

Um denselben näher kennen zu lernen und seine Kenntniß zu erweitern, bedarf es der Bücher. Deren sind zweierlei:

1) die gedruckten,

2) die ungedruckten, d. h. die Handschriften.

Da nun aber durch mehrere Ursachen, die Jedem einleuchten, die Einzelnen mit ihrem desfallsigen Bedürfniß auf die öffentlichen Bibliotheken hingewiesen sind, so erscheint deren angemessene Ausstattung als eine Vorbedingung des Anbaus der Wissenschaften selbst. Ein Gelehrter, dem der Stoff seiner Wissenschaft nicht zu Gebote steht, kann nicht arbeiten.

Bei der großen Ausdehnung, die nun aber die Wissenschaften gerade in unsern Tagen gewonnen haben, namentlich auch in der Weise, daß die Literaturen anderer Völker, die uns benachbart oder die sonst ausgezeichnet sind [berücksichtigt werden müssen], reichen in Bezug auf die gedruckten Bücher die bisherigen Dotirungen der öffentlichen Bibliotheken nicht mehr aus. Das hat dann die üble Folge, nicht nur daß die Bücher, welche der Gelehrte bedarf, in den Bibliotheken häufig nicht vorfindlich sind, sondern auch daß viele gediegene und wichtige Werke, welche weniger von Privatleuten angekauft werden, von denen man aber meint, daß jede öffentliche Bibliothek sie haben sollte, wie z. B. Lanz Briefwechsel Carls V., nicht denjenigen Absatz finden, der ihre Vollendung sichert.

Es ist zwar mit großem Danke anzuerkennen, was in Beziehung auf die Dotirung in den letzten Jahrzehnten für die größeren Landesbibliotheken geschehen ist. Allein die mitleren und geringeren Bibliotheken, solche etwa, die unter 80,000 Bände besitzen, stehen noch gar zu sehr zurück und sind nicht im Stande ihrer Aufgabe zu genügen.

Was ferner die Handschriften betrifft, deren jede einzele zu würdigen ist, und welche man auf dem Wege der Bibliographie nicht kann kennen lernen, so müßten von diesen

die Sie, wie Sie schreiben, sich auferlegt, besonders rühmenswerth gewesen. Hätten Sie Ihren Entwurf eingebracht und dafür das Wort ergriffen, so wäre die Sache Gemeingut der Versammlung geworden und gewiß einstimmig angenommen worden. Dabei hätte man dann auch den deutschen Vater der Regesten, der in der Wissenschaft mehr Kinder zeugt und zeugen wird, wie irgend Einer der jetzt Lebenden, einmal öffentlich nicht bloß durch die Feder, sondern auch durch den Mund sprechen hören. Es ist Schade um die gute Sache, die Sie fördern wollten, aber die Schuld, daß sie nicht gefördert worden, liegt doch an? Geben Sie sich hierauf selbst eine unpartheische Antwort, und halten Sie sich dabei überzeugt, daß ich auch den nächsten Tag, wo mir mein Buchhändler wiederum etwas Neues von Ihnen in's Haus schickt, als einen Festtag roth im Kalender anstreiche. Lappenberg schrieb mir neulich: „Unserem Böhmer kömmt an Thätigkeit und Tüchtigkeit doch Niemand gleich“, und hierzu sage ich auch für die Zukunft Amen, und wünsche Ihnen nichts Weiteres als frischen Muth und gute Gesundheit, das Einzige, wessen Sie bedürfen‘.

Nachdem ‚der Germanistensturm vorübergebraust‘, trat Böhmer um Mitte October 1846 noch eine verspätete Herbstreise an, machte in Heidelberg, Carlsruhe, Straßburg und Basel einige wissenschaftliche Forschungen, und verbrachte in Luzern mehrere angenehme Tage bei Kopp, ‚wegen dem allein eigentlich der ganze Ausflug gemacht wurde‘. Sein Besuch in Basel ließ ihm freundliche Erinnerungen zurück an einen Spaziergang mit Professor Gerlach und Dr. Bachofen nach dem schönen St. Magdalena, dem Baseler Gütsch, und an eine aus den ächten Quellen geschöpfte, sehr hübsche Vorlesung des Professor Hagenbach über Jacob Sarasin und seinen Freunde-

---

offenbar vordersamst gedruckte Kataloge vorhanden sein, um in größeren Kreisen nur überhaupt deren Vorhandensein zu kennen.

Auch hierfür ist schon viel geschehen, und insbesondere hat Naumann durch seinen Katalog der Leipziger Rathsbibliothek ein treffliches Muster geliefert, welches auch schon Nachahmung gefunden hat, allein hier ist der Zweck erst erreicht, wenn Kataloge sämmtlicher Handschriften und namentlich vor allen Dingen der größern Bibliotheken in Wien, Berlin, München und Wolfenbüttel gedruckt sind.

Es wird hiernach gerechtfertigt sein hier den Antrag zu folgendem Beschluß zu stellen:

Die Germanisten in ihrer dermaligen Versammlung erkennen an, daß nach den dermaligen Bedürfnissen der Wissenschaft

1) eine Erhöhung der Dotirung der mittleren Bibliotheken;
2) der Abdruck geeignet abgefaßter Kataloge sämmtlicher wissenschaftlicher Handschriften der öffentlichen Depots

wünschenswerth sei, und legen die Erfüllung dieses Wunsches den vaterländischen Regierungen ehrerbietigst ans Herz.

kreis, die er im dortigen historischen Vereine hörte, und woran er die Betrachtung knüpft: ‚Merkwürdig ist doch die größere geistige Erregtheit, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Schweizern herrschte, im Vergleich gegen uns, ja noch im Vergleich gegen jetzt. Wo vermöchte ich jetzt hier einen Kreis von Menschen aufzufinden, unter denen so viele höhere Interessen in lebendiger Bearbeitung wären, als damals bei Jacob Sarasin‘ [1].

In den nächsten Monaten nach seiner Rückkehr beschäftigte ihn vor allem die Revision seines Manuscriptes der neuen staufischen Regesten, deren erste Hälfte, welche auf 287 großen Quartseiten 2115 Urkundenauszüge von Philipp bis Conradin (1198—1268) enthielt, im Sommer 1847 im Druck beendet und ausgegeben wurde. Wir kommen darauf bei der Besprechung der zweiten Abtheilung des Werkes des Näheren zurück, und heben hier nur aus einer Recension der ersten Abtheilung in den Göttinger Gelehrten Anzeigen [2] die Worte hervor: ‚Nur durch einen angestrengten Fleiß, durch einen seltenen Eifer bei vollkommener Kenntniß des Materials kann in verhältnißmäßig so kurzer Zeit Ein Mann ein solches Werk liefern, zu dessen Herstellung man die vereinigten Kräfte einer Gesellschaft von Gelehrten hätte für nöthig halten mögen.‘

‚Also doch wieder gearbeitet‘, freute sich Böhmer nach Versendung der ersten Exemplare, ‚und zwar wie es nur bei einem zurückgezogenen und bedürfnißlosen Leben möglich war; gearbeitet und nach bester Ueberzeugung der Wahrheit gedient, wie sie in der Periode der Staufer noch zu eruiren war [3]. Liegt nicht darin ein großer Trost dafür, daß ich nicht im praktischen Leben gestanden, daß mir praktische Thätigkeit versagt worden? Ein Trost auch beim Mangel an persönlichem Glück. Also voran!‘ Und in einem Briefe an Maurer de Constant: ‚Wie arm ich auch an persönlichem Glück (Freundschaft abgerechnet) davongekommen bin, so war doch mein vom Sclavendienst des Bedürfnisses befreites Leben nicht der Selbstsucht gewidmet, sondern im guten Glauben meinem Volk. Bin ich dabei auch nicht in's äußere Leben hinausgetreten, so habe ich doch auf dem Felde der vaterländischen Wissenschaft eine tiefe Furche gezogen, welche der Wind sobald nicht verwehen wird‘. Er konnte getrosten Muthes so schreiben, so

---

[1] Näheres über seine Reise und seine Arbeiten während derselben Bd. 2, 458—461, 468.

[2] Jahrgang 1848, S. 566.

[3] Vergl. Bd. 2, 478, 494, 495, 497. An ersterer Stelle: ‚Wie vieles Gift hat man gerade in diesen Abschnitt der Geschichte hineingelegt! Möge mein Werk dazu beitragen, der Wahrheit Bahn zu brechen, welche wohl mit Wehmuth erfüllen kann, aber nicht mit Haß.‘

gut wie Jacob Grimm, der in einem Briefe an Lappenberg über sein Wörterbuch sagte: ‚Man soll mich heute über 100 Jahre schon noch nachschlagen‘ [1].

‚Als der Herbst 1847 herannahte, lockte trotz allem Herzeleid im wirklichen und figürlichen Sinne die alte Wanderlust nach dem geliebten Süden von Deutschland, und so wurde denn wiederum der Bündel geschnürt, zumal auch Guido Görres durch liebevolle Aufmunterung das Seinige gethan, um die Sehnsucht nach den fernen Freunden zu verstärken.‘ Von einem Ausfluge nach Coblenz, Bonn und Cöln am 3. September zurückkehrend, hatte nämlich Böhmer einen Brief von Guido Görres vorgefunden, der ihm als Antwort auf seine Bemerkungen über das deutsche Hausbuch [2] schrieb: ‚Wäre Undank nicht der Welt Lohn, und wären Sie selbst nicht nach dem Ausspruch unseres seligen Freundes Clemens (Brentano) der liebenswürdigste aller Philister, so könnte man wirklich böse werden. Da plagt man sich und schindet sich und zuletzt wird man doch nur bekrittelt und ausgespöttelt. Um indessen glühende Kohlen auf ihr Haupt zu sammeln, habe ich mich sogleich hingesetzt, Ihr Brieflein, das ich kaum empfangen habe, zu beantworten. Statt aber so viel über Ihr Herz nachzudenken, thäten Sie am Besten, sich lieber frischweg ein Herz zu nehmen und hierher zu kommen, es würde Ihnen gewiß wohlthun. — Zu meiner nicht geringen Satisfaction habe ich gesehen, daß Sie Philipps schreiben, da doch jedes Heft der historisch-politischen Blätter Sie darüber belehren könnte, daß die urkundliche Schreibweise Phillips ist. Wenn aber Solches am grünen Holze geschieht, wie wollen Sie mir da noch Vorwürfe machen über Incorrectheit? — Nun soll Ihnen meine Frau noch einen Gruß hinzufügen‘. Er lautete: ‚Guido sagt, jetzt kannst Du noch einige Worte schreiben. Das kann ich aber nur mit Zittern an einen solchen pünktlichen Herrn, ein Muster von Ordnungsliebe, der so nette zierliche Briefchen schreibt, wie eine feine Damenhand, d. h. ihr Sinn ist nicht immer so arglos und sanft, wie aus einem weiblichen Herzen, aber dafür voll Verstand und auch gut gemeint, das weiß ich. Nun, so denken Sie denn, wenn es schon jetzt jämmerlich mit dem Münchener Credit [3] steht, daß es doch noch ächte bayerische Herzen gibt ... Wenn Sie diesen Herbst kommen, so werden Sie sich mit dem Birnenzweig [4] versöhnen, denn so

[1] Johann Martin Lappenberg S. 176.

[2] Vergl. Bd. 2, 486.

[3] Vergl. Böhmers scharfe Worte über die derzeitigen Dinge ‚in Bajuwarien‘, den Lolascandal und was ihm voraus ging und folgte Bd. 2, 474, 479, 491—492.

[4] Die in den Weg und ins Gespräch gewachsenen Zweige des Birnbaumes im

oft Sie austreifen werden, fällt Ihnen eine Birne in den Mund. Unsere Obstbäume lassen die hohe Ungnade an uns nicht entgelten, im Gegentheil, sie bezeigen so viel Ehrfurcht und beugen sich so tief, daß wir mit Stöcken dagegen protestiren mußten, sonst wären sie ganz und gar zusammengebrochen. Was Ihr Herz betrifft, lieber Freund, so habe ich gar kein Bedauern mit Ihnen ... Kommen Sie nur zu uns, wir wollen Sie schon heilen und Ihnen die Melancholie vertreiben, aus der die schlimmsten Uebel ihren Ursprung nehmen'. Der Brief enthielt noch mehr ,in Scherz und Ernst, wie ich deren Verbindung', sagte Böhmer, ,so besonders liebe.'

,Also hinaus zu den Freunden. Was vom Staube der Archive kleben bleibt, verweht wieder der erste frische Hauch in Gottes freier Natur.' ,Wie kann man meinen, daß Wiesengrün und Waldesdunkel von einem allein gepachtet sei. Der arme Registrator Urkundius [1] hat ja auch einmal davon geträumt', aber nicht bloß einmal, nicht bloß in früherer Zeit, denn ,wie viele Träume auch zerronnen sind, jener selige Traum in der Natur, wie er von Jugend auf mich erfreute, ist noch nicht ausgeträumt. Ist nicht die Betrachtung der Natur wie ein Traum, von dem Wirklichkeit und Wesenhaftigkeit im Jenseits liegt? Was ich in der Natur empfinde, darüber kann ich niemals sprechen. Das moderne Ausspinnen von Naturempfindungen ist mir widerwärtig.'

Böhmers Herbstreise führte ihn am 14. September zuerst nach Würzburg und zu seinem Freunde Schulz nach Obereisensheim, wo er von der bevorstehenden Hochzeit der Tochter hörte. ,Wie nun', fragte er sich, ,kann ich mich an dem Feste betheiligen? Ich möchte doch der Freundestochter so gern in ihrer neuen Haushaltung ein kleines Andenken stiften, aber das muß auch artig ausgedacht und passend sein. Da ist guter Rath theuer.' Die Sache ist sehr bezeichnend für Böhmers Wesen. Nachdem er lange hin- und hergesonnen, schrieb er nach seiner Abreise der Braut: ,Sie vergessen doch nicht, wie Sie zum erstenmal auf der Eisenbahn gefahren sind und ich erinnere mich, wie unverzagt Sie sich einsetzten, vielleicht deßhalb unverzagter, weil der Vater und auch ein Freund dabei waren. Wie, wenn ich Sie zur Miteigenthümerin dieser Bahn machte? Sie hätten dann Veranlassung gelegentlich an jene Fahrt, an das schöne Glashaus in Wiesbaden und allenfalls auch an mich zu denken. So sei's! Und nun verderben Sie dem alten Freund Ihres Vaters den gutgemeinten Scherz nicht, sondern lassen Sie sich denselben ohne Umstände gefallen'. Was den Brief begleitete, war von namhaftem Werth, und um die Miteigenthümerin der

---

Görres'schen Garten nannte Böhmer das einzige Hinderniß freier Bewegung, welches er jemals dort gefunden. Vergl. Bd. 2, 472.

[1] Vergl. Bd. 2, 459.

betreffenden Eisenbahn für dessen Annahme noch günstiger zu stimmen, bat er ihren Vater um ‚gütige Deutung‘ des Geschenkes. ‚Ich schreibe doch noch an Deine Tochter, wie ich mir es in diesen Wochen ausgedacht hatte und es mir auch hübsch schien, wie ich aber doch zuletzt in einem Anfall von Zweifelsucht nicht mehr recht wagte. Ich habe sie ja noch als Kind gekannt und immer kindlich gesehen, so will ich auch Vertrauen auf sie haben, daß sie meinen Scherz im Guten aufnimmt. Wäre es denn vernünftiger gewesen, wenn ich ihr, wie die hiesige Sitte es gestattete, ein Möbel geschickt hätte, welches sie vielleicht nicht hätte brauchen können?‘

Ueber München reiste er nach Salzburg, wo er das Original der Salzburger Chronik mit dessen Abdruck bei Pez collationirte. Dann ging er nach Linz, besuchte seinen Freund Stülz in St. Florian, und kam am 29. September in Wien an. Dort blieb er vier Wochen, erfreute sich des Umgangs mit Chmel, Karajan, Feil u. s. w., collationirte für den dritten Band der Geschichtsquellen verschiedene österreichische Chroniken, extrahirte Kaiserurkunden und schrieb deren etwa achtzig aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert ab [1].

‚Darauf folgten vier der heitersten Lebenswochen bei den Freunden in München, und der Plan dorthin überzusiedeln und durch freiwillige Vorlesungen über deutsche Geschichte einen neuen Kreis der Thätigkeit zu suchen, tauchte wieder lebendig auf.‘ Während dieser Zeit konnte er aus ‚verschiedenen guten Gründen‘ nicht viel arbeiten; er las Roschers Buch über Thucydides, aber auch ‚Lieblingsdichter aus der Jugendzeit mit einer Wärme, als gäb's noch eine zweite Jugend‘, und ließ sich malen [3] und zwar ‚von einer geliebten Freundin‘, deren ‚reines, edles, selbstloses Wesen‘ ihm stets in dankbarster Erinnerung blieb. . . .

Als er damals gegen Ende November vom alten Görres Abschied nahm, ahnte er nicht, daß er schon wenige Monate später, im Januar 1848, wo er sich wiederum in München aufhielt, an dessen Todesbett stehen sollte, ‚so tief erschüttert als beim Tode des Vaters und bei der Trauerkunde von dem Hinscheiden des hochedlen Freiherrn vom Stein‘. ‚Böhmer weinte am Todestage von Görres wie ein Kind‘, schreibt ein Münchener Freund, ‚er sprach vom Erlöschen des letzten Sternes am Himmel des Vaterlandes; er war wie gebrochen‘, aber wenige Monate später freute er sich doch, daß ‚wie durch eine Gottesgnade‘ das Greisenalter des ‚rheinischen Sehers‘ vor dem hereinbrechenden Sturm noch im letzten Augenblicke geborgen worden.

---

[1] Vergl. Bd. 2, 504, 505, 509.

[2] Bd. 2, 506.

[3] Das vortreffliche Oelbild wurde von Böhmer dem Verfasser mit der Bestimmung vermacht, daß es nach dessen Tod auf die Frankfurter Stadtbibliothek komme.

Nachsinnend über das Wort, welches Görres in einer seiner letzten Stunden gesprochen: ‚Verrottete Völker leben nicht wieder auf‘, und sich fragend, ob dieses ‚uns Deutschen, uns Europäern gegolten habe, ob in innern Kämpfen und Wühlereien die Suprematie nunmehr zu Ende gehen sollte, die wir über die Welt behaupteten‘ [1], brachte er ‚unruhig und schlimme Dinge gleichsam vorahnend, in innerer Hast‘ in den ersten Monaten des Jahres 1848 das erste Ergänzungsheft zu den Kaiserregesten von 1246 bis 1313 zum Abschluß. Durch Nachtragen von 507 Nummern hatte er nunmehr die Zahl der Urkundenauszüge für einen achtundsechzigjährigen Zeitraum der Reichsgeschichte auf 4293 vervollständigt. Am Schluß der Vorrede heißt es: ‚Durch die zweite Bearbeitung dieser Kaiserregesten war der Stoff so reichhaltig vereinigt, daß es leicht gewesen wäre, denselben vollständig zu machen. Zu diesem Zweck hätten die Verwahrer von Kaiserurkunden sich die verhältnißmäßig kleine Mühe geben müssen, ihre Vorräthe zu vergleichen und das bei mir Mangelnde in erschöpfenden Auszügen oder vollständigen Abschriften mir mitzutheilen, oder sonstwie zu veröffentlichen. Wenn dieses nur im kleinsten Maße geschehen ist, so beruhige ich mich meinerseits damit, daß wenigstens ich die begünstigenden Friedenszeiten eifrigst benutzt habe, um der vaterländischen Geschichte diese Unterlage, so gut ich es vermochte, zu erbauen. Auch scheint mir diese Regestenarbeit noch heute ebenso nöthig als an dem Tage, an dem ich sie zuerst begann (dem 22. Februar 1829), obgleich ich nur Theilnahme dafür, bis jetzt aber keine Nachfolge gefunden habe. Denn alle sonst erschienenen Regesten sind nur topographisch-chronologische Conglomerate, ohne die mir wesentlich scheinende Ausscheidung dessen, was den einzelnen Canzleien angehört. Vielleicht erstehen doch noch andere Geschichtsfreunde, die das, was ich für Päbste und Kaiser begonnen habe, auch auf die Bischöfe und die weltlichen Fürsten erstrecken. Hier selbst in beschränkterem Kreise (etwa durch Regesten eines einzelnen Bisthums) etwas Bleibendes zu leisten, wäre so leicht! Die Schwierigkeit ist nur, sich für einmal zur Arbeit zu ermannen. Was dann schon ein Einzelner vermag, hat noch kürzlich Stälin gezeigt. Dem, der mir nachfolgt, sei's auch auf engerem Gebiet, wenn nur mit Ernst und Liebe, meinen Gruß.‘

So schrieb er am 18. März 1848, an demselben Tage, an welchem in Berlin die Revolution auf den Straßen tobte.

Wie überschnell auch wider sein Erwarten die großen Ereignisse der Zeit hereingebrochen, so hatte er sie doch längst vorausgesehen und, wie

---

[1] Vergl. Bd. 2, 511—512.

wir aus früheren Aeußerungen wissen und seine Briefe uns zeigen, den Freunden vorausgesagt. Er hatte es längst ‚natürlich gefunden‘, daß bei der gräulichen Desorganisation, in die Deutschland seit Jahrhunderten durch Landeshoheit der Stände und durch die Kirchentrennung und in der neuesten Zeit durch Napoleon und den Wiener Congreß gebracht worden, endlich einmal die in all' ihren patriotischen Hoffnungen getäuschte Nation den Versuch sich selbst zu helfen machen würde. ‚Was leisten denn die Regierungen‘, fragte er im August 1847, ‚der Nation als Ganzes durch ihren Bundestag? Man muß doch wahrlich sagen: so viel wie nichts, und zwar nicht bloß aus „Cantönligeist“, sondern wesentlich auch daher, weil die Regenten weder Kraft, Muth, Willen und Würde haben [1].‘ ‚Darum wird auch‘, wiederholte er im September, ‚wenn bei uns die Revolution zum Ausbruche kommt, keine Kraft vorhanden sein, sie zu zügeln, sich der in ihr offenbarenden großen Ideen so zu bemächtigen, daß sie der Nation zum Heile gereichen; es wird vielmehr Alles ohne Leitung und Führung bleiben und demgemäß in gräuliche Anarchie ausarten. Was wird dann dabei der Einzelne, einsam Stehende vermögen? Düstere Aussichten!‘ In dem schmählichen Ausgange des Sonderbundskrieges, in ‚dem schmachvollen Fall der Urschweiz‘, hatte er ‚nur das Vorspiel dessen gesehen, was sich in Deutschland bis zum fünften Act weiterspielen und das blutigste Ende finden‘ würde, ja er hatte daran am letzten December 1847 sogar die Frage geknüpft: ‚Sollte man nicht meinen, daß hier (in der Schweiz) thatsächlich festgestellt sei, was man den Versicherungen der Umstürzer nie geglaubt hätte, daß nämlich jene alten Grundfesten, auf denen so lange die europäische Menschengesellschaft beruhte, morsch geworden, nicht mehr kraftvoll sind, gegenüber einer neugewordenen Zeit?‘ [2]

Die großen Ideen, die nach den ersten Märzstürmen sich im deutschen Volke lebendiger entwickelten, die Ideen einer innigeren Vereinigung der deutschen Stämme, einer Wiederherstellung des Kaiserthums, waren dieselben, für die Böhmer seit Jahrzehnten gelebt, auf deren Verwirklichung er immer gehofft hatte, ‚und doch‘, sagt er am 26. März 1848, ‚fühle ich nicht die geringste Versuchung, drein zu reden. Ein sicheres ruhiges Plätzchen wäre mir das liebste, aber wo findet sich das noch als außer Deutschland, als jenseit des Meeres‘ [3]. Und wie zur Erklärung dafür: ‚Ja der Kaisertraum ist schön, aber ich erkannte nicht erst heute, daß er nur ein Traum. Größere Verbitterung zwischen Süden und Norden wird daraus sich erzeugen. Wäre noch Kraft und Organisation in der guten Partei!

---

[1] Bd. 2, 502.
[2] Bd. 2, 508.
[3] Bd. 2, 511.

Aber wo ist sie? Was vermag da ein Einzelner, obendrein noch ein deutscher Gelehrter, was ein Urkundius Regestus wie ich? Zudem hat bereits das Vorparlament uns gezeigt, wie die Zukunft kommen wird, und die Nationalversammlung wird es noch deutlicher zeigen.‘

Um Mitte April stellte er darüber nähere Betrachtungen an:

‚Die Gesammtkraft der deutschen Regierungen am Bund ist vernichtet; die Kraft der einzelnen Regierungen in den Ländern ist doch noch die einzige Kraft, die vorhanden ist, obgleich äußerst geschwächt und nun doppelt bedroht 1) durch die Umgestaltungen der Repräsentation, die in den einzelnen Ländern vorgenommen worden, 2) durch die bevorstehende Nationalversammlung.‘

‚Der Charakter, den diese tragen wird, kann nun einigermaßen nach dem Vorparlament beurtheilt werden, welches in der Majorität gemäßigt gesinnt war, aber ohne alle Ueberlegung handelte und, eingeschüchtert von einem Haufen Wühler, lauter radicale Beschlüsse faßte.‘

‚Wird diese Nationalversammlung ein neues Centrum bilden können? Ich glaube nicht, denn von ihrer ganz dem Zufall preisgegebenen Zusammensetzung abgesehen, besitzt sie ja gar keine Organe der Wirksamkeit, und ist zu schwach um eine Departementaleintheilung nach Art der französischen in Deutschland durchzuführen. Dieß könnte sie nur in einem Falle, wenn nämlich die allerextremste Partei Herr würde, die allein fest weiß was sie will, deren Willen aber nur in der vollständigen Zerstörung alles Vorhandenen besteht. Der Wahrscheinlichkeit nach setzt sich also der anarchische Zustand noch fort. Auch kann es leicht zu Conflicten zwischen der Nationalversammlung und den einzelnen Ländern kommen, die dann ins Unbestimmbare weiter führen.‘

‚Sollte aber auch ein Ruhepunkt herbeigeführt werden können, so ist dieß sicher nur ein solcher, wie ihn etwa Frankreich unter Ludwig Philipp fand. Die nachwachsende Demoralisation oder wenn man will Organisation des durch die zunehmende Verarmung vermehrten vierten Standes wird zuletzt doch alles wieder umstürzen.‘

‚Diese Zustände sind mehr oder weniger in ganz Europa dieselben. Europa, einst frei und groß durch die Trennung der geistlichen und weltlichen Macht, wird, nachdem die erstere durch die Reformation, durch den Polizeistaat und allerdings auch durch die Wissenschaft gestürzt ist, nunmehr in Anarchie und Verarmung versinken und sein Principat verlieren. Im Ganzen scheint dieß gewiß. Wann für jede einzelne Phase die Stunde schlägt, ist unsicher. Letzteres hat auch der große Seher der Neuzeit, Görres nämlich, nicht gewußt.‘

‚Wer etwas zu verlieren hat und Ruhe und Freiheit liebt, müßte

deßhalb sich und sein Vermögen nach Nordamerika retten, wo allein jene Güter noch auf längere Zeit gesichert scheinen.'

‚Ich hätte dazu, wenn auch unter großen Opfern, heute noch die Mittel. Aber es fehlt mir an der Energie und an der nöthigen Kameradschaft. Denn allgemein herrscht nur Bestürzung, unter zweifelhaften Hoffnungen leben die Meisten nur noch von Tag zu Tag und wagen es nicht die Consequenzen aus den Vordersätzen zu ziehen, die ihnen jedes Zeitungsblatt zuruft.'

Hatte er ‚in jüngeren Jahren nach Nordamerika geblickt [1], als dem Lande der Freiheit, wo ein praktischer Wirkungskreis sich leichter finden ließe', so blickte er ‚jetzt dorthin als nach einem Zufluchtsort der Ruhe für die noch übrigen Lebensjahre', aber es drängte sich ihm doch bald die Frage auf, was soll ich dort, ‚wo doch unsere Gewohnheiten fremd sind und unser Gelerntes nichts mehr gilt?' ‚Ich will keine andere Ruhe, als nur die: arbeiten zu können, und was sollen meine Arbeiten in Amerika?' ‚Ja wären wir Naturforscher, oder hätten wir', fügt er bitter hinzu, ‚tanzen und geigen gelernt, so könnte man uns in der ganzen Welt brauchen' [2].

‚Doch was nun? Ich hätte keine Furcht vor den Stürmen, wenn ich noch jung wäre, oder wenn ich eine Aussicht auf fernere Wirksamkeit sähe', ‚aber wie vergeblich wäre es, unserm verführten Volke zu predigen, das doch nur denen folgt, die es tiefer ins Unglück führen! Auch haben wir ja nicht bloß die Verkehrtheit und Schuld letzter Zeiten zu büßen, sondern delicta majorum, die man nicht ungeschehen machen kann und welche kein Theriak heilt' [3]. ‚So lautet denn meine gegenwärtige Philosophie:

‚Suche nicht die Welt zu retten,
Die nicht mehr zusammenhält,
Suche nur dich loszuketten,
Daß sie nicht aufs Haupt dir fällt.'

‚Und den politischen Spielern sage ich mit Rückert:

Wie ihr mögt die Karten mischen,
Ordnen und wägen: Gebet Acht!
Leise tritt ein Ereigniß dazwischen,
Das eure Weisheit zu Schanden macht.'

Die Revolutionsjahre boten ihm ‚eben wieder ein reiches Lebenscapitel von alter Verzagtheit und altem Trutz, erinnerten bald an Kassandra, bald an Hafis, viel besser freilich', meinte er mit Recht, ‚wäre es schon gewesen, wenn sie mich an Tauler und Thomas von Kempen erinnert

---

[1] Vergl. S. 71.
[2] Bd. 2, 517.
[3] Bd. 2, 519.

hätten. Durch Arbeit halte ich jedoch eine heitere Stimmung so gut wie möglich aufrecht, und denke trotz wachsender Noth immer wieder: Gott verläßt die Deutschen nicht; aber es ist doch traurig nicht zu wissen, wo man in Zukunft bleiben soll und darüber rathlos zu sein'.

Guido Görres wußte Rath, indem er ihn einlud nach München überzusiedeln. ‚Sind wir denn', schrieb er am 14. Juni 1848 an Böhmer, ‚ganz in Ihre Ungnade gefallen? Nicht kommen, und auch nicht schreiben, das ist doch zu viel. Und was könnten Sie uns nicht Alles schreiben, da Sie ja die Weisheit und die Thorheit von ganz Deutschland auf einem kleinen Fleck vereinigt haben und nur die Ohren öffnen dürfen, um Schätze von beiden zu sammeln. Doch rathe ich Ihnen noch einmal, kommen Sie zu uns herüber, da Niemand weiß, wie lange der alte Bau noch zusammenhält und die Baumeister in Frankfurt wohl auch schwerlich den rechten Grundstein finden werden. Meiner Ansicht nach sind die Dinge dahin gediehen, daß der Menschen Thun überhaupt nur von sehr bescheidenem Erfolg sein kann. Denn würden die Frankfurter auch die beste Verfassung aussinnen, die je bestanden, wer würde sie halten, nachdem ihrer viele aus der Mitte der Gesetzgeber selbst ihr Leben damit hingebracht jede Autorität todtzuschlagen, und meinen durch menschlichen Witz ohne Gott fertig zu werden; der choc und contre-choc wird das Gleichgewicht, fürchte ich, wieder herstellen müssen. Wie Vieles aber wird vorher, was dazwischen kömmt, zerstäubt und zertrümmert werden! Welch' ein Mangel an Energie in Berlin und Wien, welch' ein Bankerott des preußischen Beamtenstaates und der preußischen Intelligenz, welche Früchte ihrer vieljährigen monopolisirten Staats- und Volkserziehung! Und in Wien welche Züchtigung ihres Schlaraffenlebens! Man sollte meinen, es gäbe dort nur Greise und Knaben, aber keine Männer. — Sch. ist wieder hier. Er erzählte, daß die lahmen Sachsen die Schreier in der Paulskirche vorzüglich aus dem Grunde gewählt, um so lange wenigstens vor ihnen in ihrem eigenen Lande Ruhe zu haben, da die Majorität nichts weniger als mit ihnen einverstanden sei. Welche charakterlose Misère! Nun noch eine Anecdote aus Berlin: Der sogenannte Hofdemagoge F. führte jüngst seine volksthümlichen Verdienste in einer Versammlung an, indem er sich darauf berief, daß Körner in seinen Armen gestorben sei; einer der Anwesenden machte die Bemerkung: o wärest Du doch lieber in den Armen Körners gestorben. — Grüßen Sie Ihren Hausgenossen (Böhmers Bruder), der einen Cursus praktischer Politik macht, und setzen Sie bald Ihre langen Beine in Bewegung und kommen Sie ins Bayerland.'

Auch Emilie Linder mahnte ihn dorthin zu kommen. ‚Ich hörte', schrieb sie, ‚Sie hätten amerikanische Auswanderungsgedanken, was mir leid that, da ich kein Verständniß für diese Art der Auswanderung habe.

Einmal meine ich: wer sein Vaterland liebt, müsse auch seine Schmach und Erniedrigung mittragen bis ans Ende. Sollte einen die deutsche Heimath selbst ausstoßen, dann müßten doch vor allem Sie sich auf einen historischen Boden flüchten, und sollte es auch auf den Boden der Entstehung alles leiblichen und geistigen Lebens sein.'

Aber Böhmer suchte anderwärts Ruhe, und dachte, nachdem er aus seinem ernsthaften Studium von allerlei Werken über Amerika ‚endlich nordamerikanische Gemüthlosigkeit und Fieberluft hatte bekommen', sogar an Australien, an die Ex-Verbrechercolonie Neu-Süd-Wales, über die er sich alle möglichen Notizen zusammenstellte. Als er darüber an Guido Görres geschrieben [1], antwortete dieser: ‚Damit dieser Brief nicht allenfalls in Frankfurt eintrifft, wenn Sie bereits nach der australischen Exverbrechercolonie abgereist sind, antworte ich sogleich. Ich denke indessen, Sie werden sich die Sache noch vorher überlegen, denn ich fürchte gar sehr, daß Sie die Kobolde, denen Sie in Europa entfliehen möchten, über dem Meer in einer andern Livrée wiederfinden. Das beste Mittel ist, daß man sich um die Kerle gar nicht genirt und ihnen nicht den Gefallen thut sich über sie zu ängstigen oder zu ärgern. Wollen Sie aber wirklich ein stilles verborgenes Plätzchen, so kaufen Sie sich in unserm Gebirg für 10,000 bis 20,000 Gulden ein Landgut. Ich kann Ihnen in dieser Beziehung Orte verrathen, wohin kein Laut von irgend einer politischen Katzenmusik dringt, wo die Nachricht von der Februarrevolution und den Märzerrungenschaften vielleicht noch gar nicht bekannt ist, und wenn Sie dort Anfangs Winters sterben, so müßten Sie eingefroren liegen bleiben bis zu den Thautagen des künftigen Frühlings, so unzugänglich sind diese Besitzungen und so weit ist der Weg zur nächsten Kirche. Siedeln Sie sich dort an, so verspreche ich Ihnen jedes Jahr wenigstens einmal zu kommen, und dann wollen wir die Milch trinken, die wir selbst gemolken, und den Kohl essen, gleich dem alten Diocletian, den wir selbst gepflanzt haben. Scherz bei Seite! Ueberlegen Sie sich die Sache, Sie können in unserm Gebirg ganz wie ein alter Germane in seinem Urwald auf sonniger Halde an einem rieselnden Quell Pfeile zu Erlegung der Gemsen schnitzen, und nebenbei Noten zu einer neuen Ausgabe der Germania schreiben oder Betrachtungen über die Reichsmaulaffen-Versammlung in Frankfurt anstellen.'

‚Die Freunde', bemerkte Böhmer, ‚scherzen halb über meine Auswanderungsgedanken, und mir ist es damit doch wirklicher bitterer Ernst. Wird es in Deutschland nicht mit jedem Tage schlimmer, schlimmer noch, als selbst solche erwartet haben, welche seit Jahrzehnten nur trüb in die Zukunft blickten?' ‚Gewiß', sagte er im Juli 1848, ‚haben alle Vater-

---

[1] Bd. 2, 522.

landsfreunde von jeher eine engere Vereinigung gewünscht, um im Innern Gemeinsames zu erzielen und nach Außen kräftiger dazustehen. Nun aber haben wir wachsende Anarchie im Innern und sind machtloser nach Außen! Alle Einsichtigen sehen den drohenden Untergang vor Augen und Niemand weiß zu helfen! Und wie schmachvoll Alles von Frankreich gekommen. Weil den Radicalen ein Bankett untersagt worden ist zu Paris, haben wir nun schrankenloses Associationsrecht! Während sich die Franzosen des Uebermaßes schon entledigt haben, wühlt sich die Zerstörung bei uns immer tiefer ein. Man hält es für glorreiche Errungenschaft ein Staatsgebäude zu bauen und zugleich ein Dutzend Minengänge, um es jeden Augenblick wieder in die Luft sprengen zu können‘ [1]. Und im August: ‚Meine Stellung zu den Ereignissen ist dieselbe, wie die des Erasmus zur Reformation. Mein höchster Wunsch ist, daß in der Anarchie, die uns wachsend bevorsteht, die Sicherheit der Person und des Eigenthums nur nicht gänzlich untergehen möge‘ [2]. Die wachsende Anarchie offenbarte sich dann in Frankfurt am blutigen Barrikadentage des 18. September, an welchem er selbst ins Feuer gerieth, ganz nahe der Stelle, wo einem seiner alten Freunde durch beide Beine geschossen wurde und wo auch Döllinger nur mit Noth entkam [3].

Seit jenem Tage, ‚wo der Meuchelmord im Namen deutscher Freiheit und Einheit Dolch und Sense geschwungen‘, gingen für ihn ‚auch die letzten Hoffnungsfunken auf irgend etwas Gedeihliches, welches sich aus der deutschen Bewegung entwickeln könnte, verloren‘, und er überzeugte sich immer mehr, ‚daß das Parlament in keiner Weise die deutschen Geschicke zu leiten und zu lenken vermöge‘. ‚Wie konnte man doch‘, sagt er, ‚überhaupt nur glauben, die deutschen Verhältnisse ohne Betheiligung der deutschen Machthaber, wenn sie auch augenblicklich machtlos waren, regeln zu können? Schon daran muß die Versammlung scheitern mit ihrem ganzen Werk.‘

In Form eines Briefes an einen Freund, schrieb er im December seine näheren ‚Betrachtungen über die dermalige Lage der Dinge und deren Genesis‘ nieder.

‚Glauben Sie doch ja nicht, daß hier (im Parlament) irgend ein klarer Wille das Steuerruder lenke. Große Versammlungen enthalten schon überhaupt so viel Sinne als Köpfe, wie viel mehr diese unsere Reichsversammlung, ob Sie dieselbe nun nach ihrer Zusammensetzung, oder nach ihrer Aufgabe betrachten. Diese geht auf Gemeinsames und Einigendes,

---

[1] Bd. 2, 514.
[2] Bd. 2, 515.
[3] Bd. 2, 520.

aber schon seit Jahrhunderten, gewissermaßen von jeher, war Deutschland getheilt. Es besitzt daher für diesen Zweck weder Erfahrung noch Schule. Und nun gar die Leute, welche aus allen Enden so plötzlich und so zufällig hier zusammengeweht wurden! Auch diejenigen unter ihnen, denen man als Ehrenmännern sein volles Vertrauen schenken kann (und deren sind glücklicherweise recht viele), möchten sich, wenn sie allein wären, nicht so leicht verständigen können: aber mit welchem Zusatz sind sie vermischt von der redlichen Beschränktheit durch alle Abstufungen der Urtheilslosigkeit und Schiefheit im Urtheil bis zur äußersten Wühlerei und dem planvoll erstrebten Umsturz alles dessen, was steht, was recht und heilig ist. Die Verwirrung wird aber dadurch noch größer, daß sich um eine solche Versammlung eine eigenthümliche Atmosphäre bildet, in welcher Vieles, was in der Wirklichkeit vorhanden ist, gar nicht mehr beachtet oder geradezu geleugnet wird, so daß die Entscheidungen nicht nach klarer Einsicht erfolgen, sondern nach falschen Vordersätzen, wo dann erst, wenn sie in's Leben hinaustreten, die Wirklichkeit Enttäuschungen bringt, aber wie kostbar bezahlte?! Um nur auf Eins aufmerksam zu machen, so ist man hier, indem man immer von den 45 Millionen Deutschen spricht, die weder vereinigt noch überhaupt nur vorhanden sind, so selbstherrlich, es ganz zu übersehen, daß die europäischen Völker eine Genossenschaft bilden, in der man seine Nachbarn berücksichtigen muß, und man meint in ungetrübter Volksmajestät dazustehen, während England den Gesandten nur officiös empfängt, Frankreich ihm die verlangte Audienz und Rußland gar den Eintritt über die Grenze verweigert. Eben so ist es mit Oesterreich: da werden Reichscommissäre entsendet und die hiesigen Reichsminister auf's Tapferste interpellirt, während man sich nicht eingestehen will, daß man dort nichts zu sagen hat. Sie sehen also wohl, daß es nicht so leicht ist, hier die Gesammttendenz aufzufassen und die Wahrscheinlichkeit für die Zukunft zu bemessen. Sie dürfen sich aber die Leute mit der Lösung solcher Fragen gar nicht einmal allzubeschäftigt denken. Die Meisten sind dazu zu roh, zu sehr befangen im täglichen Drängen und Treiben der Parteien, zu sehr getrübt von der eigenen Stellung und dem, was sie grollend im Innern tragen. Denn nicht bloß Reichscanarienvögel leben hier von Diäten, wie es auf einem Carricaturblatt heißt, sondern auch Reichsraben, Reichsgeier und Reichshyänen'.

‚Ich will Ihnen aber nun meine Meinung sagen, so gut ich jetzt sie weiß. Fragen wir uns: Wer hat denn eigentlich die Bewegung gemacht und geleitet, die in Folge der Pariser Februarereignisse in Deutschland ausgebrochen ist, und zunächst in den Hauptstädten zwischen faulen, schwachen oder überraschten Regierungen und den erregten Massen zu Abschlüssen führte, so war es ohne Zweifel die alte liberale Partei, welche in den

Digitized by Google

constitutionellen Kammern der süddeutschen Staaten die Opposition bildete, und weithin verzweigt war. Diese hatte, was nun gekommen, schon lange vorher berechnet und angebahnt in ihren Zusammenkünften, wie sie dieselben jährlich, zuletzt 1847 in Heppenheim gehalten hat. Von dieser Partei wurde die deutsche Zeitung zu Heidelberg gestiftet und das Vorparlament berufen. Die Ergebnisse übertrafen alle Erwartung. Im Augenblick jedoch als man in den Besitz der Gewalt gekommen zu sein schien, entstand eine Trennung in der siegenden Partei zwischen den gemäßigten Liberalen (den Liberalconservativen, Neuconservativen, Constitutionellen oder wie man sie nennen will), denen es nun genug schien, und den Radicalen (den Republikanern), die viel weiter gehen wollten. Diese waren aber damals die Schwächeren, jene die Stärkeren, und zwar in solchem Maße, daß sie die Regierung glaubten in den eigenen Händen behalten zu können. Das war die Zeit, in welcher General Fritz von Gagern (vielleicht ohne daß er selbst wußte weßhalb) dem badischen Heere als Führer aufgedrungen wurde, ehe er nur noch aus niederländischen Diensten entlassen war. Doch kam das, was man damals beabsichtigt zu haben schien, zu keiner Entwicklung, denn Gagern fiel als Opfer schnöden Verrathes, weil er die alten Freunde seiner Partei zu glimpflich behandelte. Während nun die Regierungen einzeln und gesammt wie gelähmt dastanden, versammelten sich die Deputirten zum Vorparlament. Aber auch die bisherigen Führer wußten in jenen Tagen der Gährung nicht gleich was beginnen. Auch ihre Stellung hatte sich verändert, neue Menschen und neue Verhältnisse hatten sich geltend und die Lage jetzt, da gehandelt werden sollte, unsicherer gemacht, als während dem Vorparlament. Da man genöthigt war, die Versammlung einstweilen zu beschäftigen, gab man ihr die Grundrechte zur Berathung. Die deutschen Professoren fanden es nun zwar ganz natürlich, daß man jedes Ding mit Erschaffung der Welt anfange, allein hier ergaben sich doch andere Resultate, als man erwartet hatte. Gerade die Berathung dieser mehr speculativen Fragen erhitzte die Köpfe in Frankfurt, während hinwieder auswärts die Revolution die Schranken durchbrach, innerhalb deren man sie festzuhalten beabsichtigte. In dieser Lage hoffte man sich durch die Aufstellung einer Centralgewalt weitere Frist zu verschaffen. Auch jubelte das Volk dem Reichsverweser zu; aber nicht ohne Täuschung, denn der Reichsverweser war mit keiner Macht ausgestattet. Er hat sich selbst eine Null genannt. Nun versuchte die radicale Partei einen Schlag. Man wünschte die Fortsetzung des Krieges mit Dänemark, um dort die Truppen fernzuhalten. Der ganz günstige Waffenstillstand wurde nun, um zur Fahne zu dienen, zu einem Verrath an Deutschland gestempelt. Zu Anfang Septembers fand die Zusammenkunft der radicalen Häupter in Basel statt. Es folgten am 18. Mord und Barrikaden zu Frankfurt. Das, was

damals beabsichtigt war, mißlang zwar, aber mehr wie früher fühlten nun die Führer das Unhaltbare ihrer Lage. Was schon früher von Manchen, (z. B. von Pfizer) angerathen war, die ganze Sache an Preußen zu übergeben, ward nun eifriger aufgegriffen und die Verhandlung hinter den Coulissen geführt. Durch die neuesten Zerwürfnisse in Berlin wurde indessen der Abschluß mehr erschwert, als durch den bevorstehenden Rücktritt Oesterreichs erleichtert. Ja die Ausführung des Planes war ganz unmöglich, wenn nicht eine Vermittlung in Berlin zwischen König und Ständen zuwege kam, welche den ersteren der öffentlichen Meinung wieder annehmbar machen konnte. Darum ging der Präsident Heinrich von Gagern selbst nach Berlin. Seine Anerbietungen scheinen Anfangs wenig Gehör gefunden zu haben. Man fürchtete in Berlin, daß der ganze Plan unausführbar sei, man wollte das Sichere nicht hingeben für das Unsichere, man wollte jetzt aus einem Kampfe nicht zurücktreten, den man dann später vielleicht mit geschwächten Kräften doch wieder aufnehmen mußte. Natürlich besorgte Preußen, daß auch nach dem Eingehen auf die von Gagern dargebotene Hegemonie unerwartete Wendungen eintreten könnten.'

‚Was nun erfolgen wird, ob man doch vielleicht in Berlin noch halbwegs sich mit Gagern einigt, oder ob man es auf die unerwartete Wendung ankommen läßt, müssen wir abwarten. Ich für meinen Theil nehme keinen Anstand, Ihnen zu sagen, was ich für Deutschlands Neugestaltung möglich und daher auch für vernünftig halte. Eine gänzliche Einheit hat Deutschland nie gekannt, es wird sich daher dieselbe auch jetzt nicht gefallen lassen. Die Baiern, Wirtenberger, Hessen, Hannoveraner wollen keine Preußen werden, sondern das bleiben, was sie sind, aber in einem einheitlicheren, populäreren und wirksameren Gesammtverband, als der deutsche Bund von 1815 gewesen. Wenn eine Reichsversammlung geschaffen wird, deren Mitglieder wenigstens theilweise von den landständischen Versammlungen gewählt werden, so würde der Antheil der Nation an ihren Geschicken gewahrt sein. In einem Staatenhaus würden die Regierungen der einzelnen Länder vertreten sein unter dem Präsidium eines aus den nachgebornen Fürsten auf Lebzeit gewählten Reichsverwesers, dessen verantwortliche Minister die executive Behörde bildeten; Dissensfälle zwischen beiden Versammlungen würden durch Austräge entschieden. Diese Verfassung würde sich den vorhandenen Zuständen anschmiegen, wäre allgemein verständlich, würde Oesterreich nicht ausschließen und ließe sich im Ganzen in wenigen Paragraphen fassen' [1].

---

[1] So weit das unvollständige Brouillon. Er begann auch eine größere Abhandlung über die Genesis der deutschen Zustände der Gegenwart, von der nur unzusammenhängende Bruchstücke vorliegen. Die Einleitung lautet:

‚Nach Napoleons Sturz begann für den größten Theil von Deutschland eine Periode

In einer Aufzeichnung vom 17. December sagt er: ‚Die hiesige Nationalversammlung sollte aus je einem Deputirten auf 50,000 Seelen nach der Bundesmatrikel von 1842 bestehen. Dieß würde eine Zahl von 605 Deputirten ergeben. Hierzu kommen nun noch für das ehemalige Deutschordensland Preußen, für Posen und für Schleswig, welche beide letzteren Länder früher nie zu Deutschland gehörten, etwa 45. Die ganze Zahl würde demnach 650 Deputirte betragen. So viel haben sich jedoch niemals eingefunden. Es fehlten jederzeit gegen hundert, wovon etwa die Hälfte auf Böhmen kommt. Mitte August hatten sich 580 gemeldet, und so groß

---

innerer Unruhe und Gährungen, die noch kein befriedigtes Ende erreicht hat. Zwar die Grenzen des Reichs gegen Außen wurden großentheils wieder hergestellt, allein die inneren der einzelnen Lande vielfach neu gestaltet, nicht bloß dort in Rheinfranken, Westphalen und Alt-Sachsen, wo nun keine französische Departements, kein Königreich Westphalen mehr waren. Ein Bund trat an die Stelle der Reichsverfassung, doch ohne rechtliche Anknüpfung an dieselbe nur in thatsächlicher Folge. Im Innern war Deutschland in drei fast gleich starke Theile getheilt, deren jeder ein verschiedenes Schicksal hatte.

Oesterreich hatte in Deutschland keine Eroberungen gemacht und stellte daher unschwer in den wiedererlangten Landen die letzten Friedenszustände her. Durch Verzicht auf seine Vorlande war es nun abgeschlossener von Deutschland, und in der Wirksamkeit nach Außen gehemmt durch die blutende Wunde seiner Finanzen, die es empfangen, während es allein und verlassen, nicht ohne Ungeschick und Unglück aber mit Ehre, den Kampf gegen den Feind des Vaterlandes bestanden hatte.

In dem zweiten Theil Deutschlands, der dem preußischen Könige gehorchte, konnten die älteren Zustände nicht so einfach wieder hergestellt werden, weil der neuen Elemente zu viele waren. Auch hatte Preußen in den Zeiten seines Unglücks einen andern Gang eingeschlagen als Oesterreich. Dieses hatte die Kosten durch finanzielle Operationen, durch ungeheuer vermehrtes Papiergeld und Schulden zu erschwingen gesucht und dabei die Formen der Landesverwaltungen in ihrem letzten Bestand intact erhalten. Preußen dagegen hatte sich zu helfen gesucht, indem es seine verschiedenen Lande in einen neuen einheitlicheren Staat verwandelte, und dabei gleich anfangs versprochen für die gestörten Rechte des Landes mit einer neuen Staatsverfassung Ersatz zu leisten. Bald setzte es diese Versprechungen fort, bald beschränkte es dieselben wieder, bald schien es etwas zu geben, ohne solches jedoch als ein Fertiges zu bezeichnen. So ist ein Menschenalter vorübergegangen und vollendet ist nur eine Beamtenhierarchie, die nicht dem Land, sondern dem Staate angehört.

Anders war der Gang in dem dritten Theil von Deutschland, welcher unter einer Mehrzahl von Fürsten blieb, welche einzeln kein Gewicht in die Waagschale der europäischen Geschicke zu legen hatten. Diesen schien vor allen Dingen enges Zusammenhalten geboten, um vereint bei vergrößerten Verhältnissen eine Rolle zu übernehmen, etwa wie sie einst die der Schweiz gewesen. Aber ein solcher Verein kam nicht zu Stande, wurde wohl kaum nur gesucht. Sie blieben vereinzelt und darum ohne politische Bedeutung. Im Innern regte sich, besonders in den obern Landen, was löblich ist, die Erinnerung der alten Landesfreiheiten, aber der Ersatz wurde dort, wo auch Napoleons Rheinbund seinen Sitz gehabt, mehr nach französischen Ansichten gegeben als auf deutsche Grundlage gestellt, welche die Regierenden scheuten, obwohl das Volk sein altes Recht wünschte.‘

ist auch jetzt noch die stimmberechtigte Zahl. So leicht man es auch mit der Legitimirung dieser Mitglieder genommen hat, so sind dennoch nicht alle legitimirt, aber einstweilen zugelassen. Statt der berechtigten 580 sind aber in diesen letzten Wochen durchschnittlich nur 440 bei den Abstimmungen anwesend gewesen. Von den fehlenden 140 ist nur die kleinere Hälfte mit Urlaub abwesend, die größere ist es auf eigene Hand. Die fehlenden Deputirten mögen wohl die verschiedensten Geschäfte treiben. Einen Theil hat man öffentlich bemerkt als Mitglieder auswärtiger Ständeversammlungen, was hier nur die Frage veranlaßte, ob solche doppelte Diäten bezögen. Andere Deputirte haben auswärts, wie allbekannt, Volksversammlungen gehalten und auf Barricaden gestanden. Die hiesige Versammlung hat dergleichen Abwesenheiten nie gerügt, nie geprüft, ob dergleichen auswärtige Verwendungen mit dem hiesigen Berufe vereinbar seien oder nicht. Sie hat z. B. nicht getadelt, daß Blum gegen den von ihr anerkannten Kaiser von Oesterreich kämpfte, aber sie hat für ihn die Unantastbarkeit in Anspruch genommen, die sie ihren Mitgliedern beilegte; sie, deren Existenz und Leben von österreichischen Truppen mitgeschützt wird, hat dem Blum, der gegen eine andere Abtheilung dieser Truppen gefochten hat, eine Todtenfeier beschlossen, die nun freilich nicht gehalten werden wird. — Also nochmals: von den 650 Deputirten der Versammlung haben sich nur 580 gemeldet und von diesen sind nur 440 in wirklicher Thätigkeit. — Zur eigentlichen Hauptaufgabe hat sie einen Verfassungsausschuß gewählt, der aus 30 Personen besteht, die jedoch niemals alle beisammen waren, und deren Sitzungen öfters nur von wenig über der Hälfte besucht wurden. Dieser Ausschuß hat dann wieder eine Subcommission als allerengsten Ausschuß bestellt. Man wird erwarten, hier die drei ausgezeichnetsten Männer der Versammlung zu finden, etwa einen Oesterreicher, einen Preußen und einen aus dem Südwesten. Mit Nichten. Alle drei sind aus einer entfernten Ecke des Vaterlandes, der eine nicht einmal als Deutscher geboren, es sind drei Professoren und gute Freunde, ein Lehrer mit zwei Schülern: die Herren Dahlmann, Beseler und Waitz. Nun wird man doch erwarten, daß diese eine zusammenhängende Verfassung zur Berathung vorgelegt haben. Aber das ist nicht geschehen. Die Verfassung wird der Versammlung capitelweise zugetröpfelt, und die Versammlung hält es für möglich, hienach zu berathen! Aber nicht doch. An die Verfassung ist man nach unzähligen Irrfahrten eben erst gekommen. Blicken wir rückwärts, so ist eigentlich gar nichts Positives geschehen, als daß man (wahrlich nicht zum Heile!) die Bundesversammlung aufgelöst und eine Centralgewalt geschaffen hat, die allerdings am 18. September bei der Insufficienz des Frankfurter Senates schützend war, deren Gesandte aber in Frankreich nicht amtlich empfangen und in Rußland nicht über die Grenze

gelassen werden, welcher zudem die Versammlung selbst jeden Einfluß auf das Verfassungswerk versagt hat. Während man nun Monate lang sich in unfruchtbaren Streitigkeiten abgenutzt und in die sonderbarsten Träume von Machtherrlichkeit hineingeredet hat, steht man auf einmal betroffen vor der nicht mehr aufzuschiebenden Lösung und fängt mit Erstaunen an zu fühlen, daß es noch thatsächliche Verhältnisse gibt, die anerkannt werden wollen und müssen, während man selbst den Standpunkt verloren hat, auf dem dieß geschehen kann.'

‚So fassen Sie doch wieder einige Hoffnung', schrieb ihm um Mitte December 1848 ein Freund aus Baden (dem er seine obigen Ansichten über das, was er für eine Neugestaltung Deutschlands als möglich und demnach auch als vernünftig ansehe, mitgetheilt), ‚daß Deutschland sich reorganisiren könne, daß nicht Alles der Anarchie oder dem Despotismus zur Beute fallen werde', worauf Böhmer erwiederte: ‚Besser hoffen als verzweifeln, sagt Göthe irgendwo, denn wer kann das Mögliche berechnen, aber meine Hoffnungen sind verzweifelt klein, und es könnte so kommen, wie Niebuhr prophezeit hat, daß wir den Despotismus segnen werden, wenn er unser Leben schützt, wie die Römer den des Augustus segneten, nur würden in Deutschland dabei nicht einmal die Güter gesichert sein, welche den Römern durch Augustus gesichert wurden. — Hier ein Votum, welches ich über die wichtigste Aufgabe des hiesigen landwirthschaftlichen Congresses veröffentlicht habe [1], aber so etwas ist nur wie ein Tropfen im Meere'.

---

[1] Es wurde im November 1848 in mehrere Zeitungen eingerückt und lautet:

‚Die Landwirthschaft fällt zusammen mit dem Grundbesitz. Dieser hat in dem Augenblick kein höheres Interesse, als daß ihm bei der Neugestaltung der Reichs- und Landesvertretung der gebührende Antheil gewährt werde. — Daß alle selbstständigen Deutschen bei den Abgeordnetenwahlen mitwirken, ist nach dem in Frankreich aufgestellten vote universel und den sogenannten bases les plus larges nun einmal in Deutschland angenommen, und hat auch darin, daß eine solche Mitwirkung irgendwie statt finde, eine rechtmäßige Grundlage, weil Alle mit ihrem Leben zur Vertheidigung des Vaterlandes mitwirken, demnach auch Jeder eine Leistung darbringt. Damit ist jedoch nicht ausgesprochen, daß die ganze Vertretung allein und ausschließlich der Masse anheim gegeben sein müsse. Vielmehr kann sehr füglich ein Theil der Vertretung auch andern Trägern vorbehalten werden. Und darauf hat neben dem Lehr-, Handel- und Gewerbstand der Grundbesitzerstand den vorzüglichsten Anspruch. Einmal deßhalb, weil es geschichtlich und rechtlich in Deutschland immer so gewesen, namentlich auch in den alten Zeiten vaterländischer Freiheit, Größe und Blüthe, ehe noch die Landeshoheit die Macht der Kaiserkrone und die politische Zwergwirthschaft die Einheit des Vaterlandes gebrochen hatte. Dann, weil es natürlich und vernünftig ist, daß Diejenigen, welchen der Boden gehört, auch bei der Bestimmung über das Schicksal des Landes mitsprechen; daß Diejenigen, welche dessen Wohl und Wehe am unmittelbarsten fühlen, als freie Männer auch jenes schirmen und dieses abwenden; daß Diejenigen, welche die Steuern vorzugsweise zahlen, auch die Steuern vorzugsweise verwilligen. Dieses Verlangen ist aber

‚Tritt auch', sagt er im Januar 1849, ‚jetzt in Deutschland wieder ein Stillstand ein, folgt auch der furchtbaren Erregung wieder eine Zeit apathischer Ruhe, so traue man doch dieser Ruhe nicht, denn alle Grundlagen der religiösen und sittlichen Ordnung sind auf das Tiefste erschüttert, nicht bloß bei uns, sondern fast überall in Europa, bei uns vielleicht noch weniger, als anderwärts, wo Großreichthum und Proletariat noch viel schlimmere Dimensionen angenommen. Denn der müßte doch blind sein, der nicht voraussähe, daß schließlich Alles auf Lösung der socialen Frage auslaufen wird, daß diese Frage die eigentlich europäische Frage ist [1]. Aber was haben wir durch sie und in ihrem Gefolge zu erwarten?' Die Antwort gibt er in einem Brief an Alexander Kaufmann vom 16. Januar: ‚Umwälzungen dürften bevorstehen, wie zur Zeit der Völkerwanderung, nur daß die Barbaren nicht mehr von Ost oder West kommen, sondern daß sie aufwachsen aus dem Boden, zwischen unsern Füßen; ich meine jene schmutzbedeckte Schleppe des Nationalkleides, den vierten Stand' [2].

‚Aber', sagt er in einem Briefe an von Humbracht, ‚auch bei den trübsten Aussichten, die das ganze öffentliche Leben dem tiefer Blickenden

---

auch populär und durchführbar, weil es vom Bauern bis zum Herrschaftsbesitzer im nächsten Interesse eines kräftigen, verständigen und zahlreichen Theiles der Nation liegt, und von demselben unterstützt wird. Es ist bereits anerkannt und verwirklicht in der neuen Verfassung, welche sich Schleswig und Holstein nach freier Selbstbestimmung soeben gegeben haben. Eine Verweigerung dieses Verlangens, wodurch dem nichtsbesitzenden Theile der Nation die Entscheidung über die Schicksale des Vaterlandes in die Hände gelegt würde, wäre höchst gefährdend für Alle; während umgekehrt das Zugeständniß desselben ganz vorzüglich geeignet wäre, das Vertrauen zurückzuführen, somit Handel und Wandel neu zu beleben, und der Nahrungslosigkeit ein Ende zu machen, die gegenwärtig so drückend ist. In der Erlangung dieses Zieles wären dann aber auch die Interessen der Landwirthschaft am allersichersten gewahrt, indem diese dann nicht erst um das, was sie bedarf, Bitten zu stellen hätte, welche in den Zeitwirren so leicht überhört werden, sondern für sich selbst einstehen könnte im Rathe der Nation.

Es wäre nach dieser Ansicht die vorzüglichste und alles Andere schon in sich schließende, auch allein der Wichtigkeit des Augenblickes entsprechende Aufgabe des landwirthschaftlichen Congresses oder seines Ausschusses:

1) An die deutsche Nationalversammlung das Ansuchen zu richten, daß etwa die Hälfte der Stellen bei der Reichs- und Landesvertretung Deutschlands der Wahl durch die Grundbesitzer, in Abstufungen nach kleinem, mittlerem und großem Grundbesitz, vorbehalten bleibe;

2) eine Conföderation sämmtlicher Grundbesitzer Deutschlands zu jeder rechtlich gestatteten und gesetzlich erlaubten Unterstützung dieses Ansuchens zu bilden.

Ein Grundbesitzer.

[1] Vergl. S. 220.

[2] Bd. 2, 527.

bietet, darf man nie einem Pessimismus oder einem Quietismus verfallen, der ruhig die Hände in den Schooß legen, und weil anscheinend doch nichts mehr zu helfen, in aller Gemächlichkeit die kommende Sündfluth abwarten will. Wer so denkt, verdient nichts Besseres, als daß er, unbeachtet und unbeweint, von der nächsten Woge verschlungen werde. Auch mir kommen oft Stunden des Kleinmuths und der Verzagtheit, aber ich suche mich immer wieder zu ermannen und sauge stets neue Kraft und Tröstung aus der Betrachtung alles Großen und Edlen, was vordem gewesen, aus der Erforschung jener Zeiten, in denen man weniger gesprochen, aber mehr gehandelt hat, und wo Kraft und That auch noch von wesenhaftem Einflusse war.' ‚Mein alter Zauberspruch: Ernste Arbeit hebt über die Noth des Lebens hinweg, und treue Freunde versüßen die Mühen des Tages, ist Gottlob noch heute mein Spruch, wonach ich handele, und er hat mir seine Wirkung noch nie versagt.'

So war er denn, ‚wenn auch durch die Wirren der Zeit vielfach gestört', auch im Jahre 1848 nicht müßig [1], und arbeitete während des Winters von 1848—1849 sehr emsig an der zweiten Abtheilung des staufischen Regestenbandes und an den Regesten der Erzbischöfe von Mainz, für die er bis zum Jahre 1500 seine Sammlung auf 2100 Urkundenauszüge brachte. Durch dieses Werk wollte er seiner ‚Verehrung vor der Kirche und vor dem alten rheinfränkischen Volk einen Ausdruck geben' [2] und ‚zu ähnlichen Arbeiten für die übrigen Bisthümer Deutschlands aufmuntern, deren Geschichte der eigentliche Kern der deutschen Specialgeschichte, und darum auch so wichtig für den rechten Ausbau der Gesammtgeschichte' sei. ‚Die deutsche Specialgeschichte', schrieb er an Remling, ‚beruht fast überall auf den Geschichten der Bisthümer; hier sind die Uranfänge der Cultur und des Selbstbewußtseins; hier die früheste Selbstständigkeit und innere Consequenz; hier können sich die Forschungen auf die reichsten Quellen und die bedeutendsten Denkmäler stützen' [3]. Für die Geschichte des Erzbisthums Mainz fand er neue Quellen auf, machte das schon früher erwähnte ‚Martyrium des Erzbischofs Arnold' und das ‚Leben des Erzbischofs Bardo' druckfertig und wurde dabei von dem Chorherrn Stülz aus St. Florian im Januar und Februar 1849 eifrigst unterstützt [4].

Stülz gehörte nämlich ‚zu den Freunden, die das Parlament hergeweht

---

[1] Unter anderm schrieb er damals die historische Erörterung über die ‚Zeichen, Fahnen und Farben des deutschen Reichs'. Bd. 3, 453—460.

[2] Bd. 2, 533.

[3] Bd. 2, 502.

[4] Fontes 3, XLIII. XLVII. Vergl. über die Quellen der Mainzer Geschichte seinen Aufsatz in den Periodischen Blättern für die Mitglieder der hessischen Geschichtsvereine vom 3. April 1849.

hatte, und die an manchem Dienstagabend durch traulichen Verkehr die Bitterkeiten der Zeit versüßten'. ‚Was sagen Sie dazu', schrieb Böhmer am 23. Februar 1849 an Kopp, ‚daß ich noch keiner einzigen Sitzung der Nationalversammlung anwohnte? Lasaulx, Stülz, Döllinger sehe ich jedoch zu meiner Freude fast jede Woche einen Abend bei mir. Einige andere Befreundete gehen ab und zu, oder besuchen die Bibliothek. Da gibt's doch neben all' dem politischen Jammer manchmal eine frohe Stunde wie aus guter alter Zeit.' Auch wurde er ‚seit den Märzstürmen erquickt durch den Besuch von Stälin, von Schulz u. s. w., und durch kleinere Ausflüge nach dem Siebengebirg, Kloster Laach, Heidelberg und Carlsruhe', und es war ‚ganz besonders troſtreich' für ihn, daß ‚das seit mehreren Jahren schon angebahnte innigere Verhältniß' zu seinem Bruder, mit dem er gemeinsame Haushaltung führte, sich nunmehr ‚zu einer völligen Gemeinschaft der Gesinnung ausbildete', und er ‚so den nächsten Blutsverwandten auch als nächsten und liebsten Freund betrachten konnte'. Früher war dieß nicht der Fall gewesen, da er mit den ‚aus der Fremde nach Deutschland importirten sogenannten liberalen Ansichten' des Bruders keineswegs übereinstimmte und demgemäß, wie sehr er auch dessen ‚stete Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit in seiner Stellung als Senator der freien Stadt hochachten mußte', keine tiefere Einigung im täglichen Verkehre mit ihm gefunden hatte. Seit der Märzrevolution oder vielmehr schon seit der Schilderhebung des Radicalismus in der Schweiz hatte aber der Bruder ‚einen praktischen Cursus der Politik durchgemacht', und war, den Belehrungen der Erfahrung stets zugänglich, allmählich auf den Standpunkt gerückt, ‚auf dem', sagt Böhmer, ‚alle Diejenigen gestanden, welche in früherer Zeit das Wohl der Vaterstadt erstrebt, für Recht, Ordnung und Sitte gekämpft und jenen Zustand inneren Glückes und bürgerlicher Eintracht geschaffen haben, der Frankfurt einst beneidenswerth machte' [1].

Die nun zwischen den Brüdern hergestellte ‚Einigung in der Gesinnung hatte auch eine gewisse Einigung in der Arbeit zur Folge', denn der Senator gab sich mit rüstigem Eifer daran, die Gesetzgebung der römischen Kaiser, wie solche im Codex Justinianeus nach Sachrubriken geordnet, oder sonst zufällig erhalten ist, in der Art der Kaiserregesten in chronologische Ordnung zu bringen, um so auf diesem Wege wieder zu vereinigen, was ursprünglich zusammengehört hatte, und zugleich die römisch-kaiserliche Gesetzgebung in ihrem zeitlichen Fortschreiten zur Anschauung zu bringen. ‚Das Werk', schrieb Böhmer im August 1849, ‚kann für die Jurisprudenz von großer Bedeutung werden, wenn es dereinst, mit wissenschaftlichen Excursen begleitet, fertig vorliegt, und ich rathe meinem Bru-

---

[1] Bd. 3, 487.

der es heftweise erscheinen zu lassen, wozu er sich aber noch nicht entschließen kann. Es ist doch merkwürdig, welch' günstige Wirkung das Unternehmen einer ernsten großen Arbeit auf den Menschen ausübt. Ich kann das wieder so recht bei meinem Bruder beobachten. Eine solche Arbeit gibt das Bewußtsein: man fülle würdig sein Leben aus, man thue mehr als die Pflichten des täglichen Berufes erheischen, und man trage einen Baustein für die Zukunft heran, wenn auch in der Gegenwart Alles in Trümmer gehen sollte.'

‚Je wahrscheinlicher', fährt er fort, ‚mir Letzteres wird, desto größer mein Eifer von den noch vorhandenen Geschichtsdenkmalen für die Zukunft zu retten was noch zu retten ist, Andere zu grundlegenden Arbeiten, die kein Revolutionssturm verwehen kann, zu ermuntern [1], und selbst zu thun, wozu die Kraft noch ausreicht. Meine nun vollendeten staufischen Regesten dienen hierfür zu einem Belege, der mir keine Unehre machen wird.'

Am 11. August schrieb er zu dem Werk die Worte nieder: ‚Indem ich meine Mußestunden mit dieser Regestenarbeit erfüllte, als deren Ergebniß nun zum erstenmal ein ganzes Jahrhundert in erneuerter Bearbeitung vorliegt, hoffe ich für die Gesammtheit etwas Nützliches zu leisten, und somit die Verpflichtung an dieselbe abzutragen, welche eine begünstigte Stellung mir auferlegte. Denn es schien mir, daß unsere Vaterlandsgeschichte vor allen Dingen so fest, wie es hier geschehen ist, auf die Thatsachen begründet werden müsse, wenn sie vollständig und wahr werden, und dann auch ihrem praktischen Berufe im Selbstbewußtsein der Nation entsprechen sollte. Dieser Beruf ist bei uns ein um so größerer, weil schon früh die Entwicklung unserer Gesammtverfassung verkümmerte, und weil in neuern Zeiten, während aus dem Geiste, oder, vielleicht richtiger, aus dem Herzen der Nation neue Kräfte und Wünsche aufkeimten, doch in der äußeren Gestaltung des Vaterlandes, seit das Reich zergieng, so Vieles nur die Wirkung fremder Einflüsse und Gewalten gewesen war. Ich habe meine Gedanken darüber in der Vorrede zu den Kaiserregesten von 1246 bis 1313 niedergelegt, wie sie nun in dem zugehörigen Ergänzungsheft vervollständigt ist' [2].

‚Was weiter bevorstand, konnte, wenn es nicht durch äußere Gewalt erzwungen war, eine Umgestaltung sein, bei der Einsicht und Erfahrung, Mäßigung und Ordnung, Treue und Ehre möglicherweise ihre Rechte behaupteten; es konnte aber auch ein Sturm sein, der die Sinne verwirrte und die Leidenschaften entzügelte, dessen nicht zu berechnende Wirkungen dann für das lebende Geschlecht verderblich, für das nachfolgende zweifel-

[1] Vergl. dafür Näheres Bd. 2, 525, 528, 530. Bd. 3, 3.
[2] Vergl. S. 255.

haft waren. Es ist Beides geworden, insofern daß wenigstens die Gelegenheit gegeben wurde aus dem Letzteren zur Ersteren umzulenken. Wenige Wochen nachdem ich am Todesbette des großen rheinischen Sehers gestanden, der das Kommende schon vor dreißig Jahren vorhergeschaut und dafür rechtlos von Haus und Heimat vertrieben, dennoch unabläßig, aber vergeblich, das Mene Mene Tekel vor den Augen der Regenten und der Regierten an die Wand geschrieben hatte, begannen die Ereignisse, die zum Theil in meiner nächsten Nähe spielten, und welche, wie sie die Beweggründe zu dieser Arbeit auf's Tiefste berührten, so auch auf deren Fortsetzung von Einfluß waren. Aber nicht in erfreulicher Weise.'

Und nun folgt ein Epilog über das deutsche Parlament, der an Schärfe der Gedanken und körniger Sprache in unserer ganzen Geschichtsliteratur kaum seines Gleichen hat, zugleich aber von der damaligen leidenschaftlichen Erregtheit Böhmers in der Beurtheilung der Zeitvorgänge zeugt und in greller Weise seinen politischen Parteistandpunkt gegen Preußen, wie ihn auch viele seiner Briefe aus den nächstfolgenden Jahren uns kennen lehren, bekundet. Dieser Epilog zu den Kaiserurkunden ist auch an sich eine Urkunde, die uns mit voller Unmittelbarkeit in die gewaltigen und tiefgehenden Bewegungen der Zeit versetzt, in die ihre Abfassung fällt.

Das Werk [1] selbst, ein vollständig neues Werk in Vergleich zu der Bearbeitung der betreffenden Periode von 1198—1254 in den ältern Regesten, ist allgemein als Böhmers bedeutendste wissenschaftliche Leistung anerkannt worden. Als Ergebniß derselben konnte er aufführen: 1) das Itinerar unserer Kaiser, vorzugsweise bedeutungsvoll in jenen Zeiten, in welchen das Hoflager an keine Hauptstadt geknüpft war, sondern nach Maßgabe der Geschäfte bald hier, bald dort aufgeschlagen wurde. 2) Die Auszüge der kaiserlichen Urkunden, Briefe, Rechtssprüche und Gesetze nebst den darin vorkommenden Personen bis herab auf Aebte und Grafen in so erschöpfender Mittheilung, daß dadurch in den meisten Fällen die Einsicht der vollständigen Abdrücke, und somit die Benutzung einer großen Büchersammlung entbehrlich wird. Die Göttinger Gelehrten Anzeigen urtheilten deßhalb in der Besprechung der ersten Abtheilung des Buchs [2], daß nunmehr der projectirte vollständige Abdruck aller Kaiserurkunden kaum noch

---

[1] Regesta Imperii inde ab anno MCXCVIII usque ad annum MCCLIV. Die Regesten des Kaiserreichs unter Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich (VII.) und Conrad IV. 1198—1254. Neu bearbeitet. Stuttgart 1849. LXXXVIII und 392 Seiten in 4°.

[2] Jahrgang 1848, S. 565.

Vertheidiger finden werde, und eine Auswahl derselben gewiß genüge. 3) Die Auszüge der wichtigsten Stücke, die sich auf deutsche Reichsangelegenheiten beziehen, aber nicht von den Kaisern selbst ausgestellt sind, nämlich Briefe und Bullen der Päpste mit 687, Urkunden der späteren Staufer mit 117 und vermischte Reichssachen mit 185 Nummern, welche in der ersten Ausgabe der Regesten sämmtlich fehlten. 4) Die nach Zeit und Ort an die Kaiser sich knüpfenden Thatsachen, die in den gleichzeitigen Geschichtsbüchern erzählt werden, so daß die deßfallsigen Bezugnahmen zugleich, wie bei den erneuerten Kaiserregesten von 1246—1313, ein chronologisch geordnetes Repertorium über den wesentlichen Inhalt dieser Geschichtsbücher bilden. Durch ein der Vorrede angehängtes alphabetisches Verzeichniß derselben wollte er deren Studium erleichtern.

Wenn er selbst in der Vorrede es bescheiden ausspricht, daß sich mit Zuziehung der Hauptquellen jetzt aus den Kaiserregesten der thatsächliche Verlauf des Geschehenen ebenso gut erkennen lasse, wie aus irgend einem der neueren darstellenden Geschichtswerke, so hat sich die wissenschaftliche Kritik dahin ausgesprochen, daß erst jetzt nach Erscheinen des Werkes dieser Verlauf überhaupt erkannt werden könne, daß noch Niemand, wie einer der competentesten Kritiker, nämlich Jacob Grimm, sich äußerte: ‚auf dem Gebiete deutscher Geschichte für einen so kurzen Zeitraum von 56 Jahren so festen Grund gelegt, so Treffliches mit Meisterhand aufgebaut, so viel Frucht geboten und so viel neuen Samen zu neuer Frucht ausgestreut' habe. ‚Ich weiß nicht', sagte Lappenberg, ‚was mir an dem Werke lieber ist: das was es gibt, oder das, wozu es die Kraft der Anregung für alle Zukunft in sich trägt und Männer von vaterländischer Gesinnung zu ernster Thätigkeit anspornt. Je mehr Thätigkeit wach gerufen wird, desto mehr Leben wird erzeugt.'

‚Thätigkeit', schrieb Böhmer einem jüngern Freund, ‚wird allerdings beim Studium der Regesten in Anspruch genommen, aber sie trägt ihren Lohn hundertfältig in sich', denn die dabei sich ergebende Auffassung des Geschehenen, ‚wie sie aus den gleichzeitigen Ueberlieferungen geschöpft wird', fährt er in der Vorrede fort, ‚ist um so ächter und um so frischer; sie ist aber auch eine der beurtheilenden Fortbildung fähigere Auffassung, weil sie überall den Umfang und die Beschränkung der auf uns gekommenen Nachrichten im Auge behält. Denn das ist doch wohl einer der größten Mängel neuerer Geschichtschreibung der Vergangenheit, daß solche so oft von der stillschweigenden Unterstellung ausgeht, als sei Alles vollständig überliefert und als komme es nur darauf an, die verschiedenen Nachrichten in eine Gesammtdarstellung zu verweben. Hierdurch wird die Auffassung des Verlaufs von dem Zufall abhängig gemacht, der in der Ueberlieferung waltete; Unbedeutenderes, von dem wir umständliche Kunde haben, tritt

nun in den Vordergrund, während Wichtigeres, das sich etwa nur aus den Wirkungen erkennen läßt, übersehen wird; das Parteigepräge einseitiger Berichte wird Farbe der Zeit, und es erfolgt eine allgemeine Verschiebung der Wahrheit, welche gefährlicher ist als ein im Einzelnen begangener Irrthum. Gesteigert noch werden diese Mängel, wenn aus Unkunde oder Bequemlichkeit nicht einmal alle Ueberlieferungen, welche uns erhalten sind, zu Rathe gezogen wurden.'

In der umfassenden Einleitung, die eine gedrängte Geschichte der Zeit und eine Charakteristik der Kaiser enthält, ging er überall darauf aus, die Knotenpunkte festzustellen, um dadurch sowohl das Auffassen des Verlaufs zu erleichtern, als auch den in der betreffenden Periode der Reichsgeschichte unvermeidlichen Meinungsstreit auf feste Punkte hinzuleiten und mit den Quellen in möglichst nahe Berührung zu bringen [1].

Ganz besonders hat er dabei die Geschichte Kaiser Friedrichs II. berücksichtigt, weil er in ihr ‚cardo rerum für die mittleren Zeiten' erkannte, ‚etwa wie bei Gustav Adolph für die neueren; wer diese beiden Persönlichkeiten falsch auffaßt, muß folgerichtig in allem Uebrigen irren'.

‚Ueber keinen unserer Kaiser', sagt er, ‚sind bis auf die neuesten Zeiten die Urtheile so getheilt gewesen. Friedrich hatte ja die Kirche verfolgt und bekriegt, grimmiger als irgend sonst einer, darum schien eine Solidarität zwischen ihm und Andern, die gegen sie protestirten, begründet, wobei man die Grausamkeit leichthin übersah, mit der er die Ketzer verfolgt hat. Gegenwärtig kommt es darauf an im Angesicht der Quellen die Wahrheit aus den Thatsachen zu erkennen. Das beste Mittel zu einer den Stoff beherrschenden Uebersicht zu gelangen, wird darin bestehen, Lebensperioden zu unterscheiden. Sie seien zunächst wesentlich nach äußeren Merkmalen, nach den Landen, in welchen, und nach den Zwecken, für welche Friedrich jedesmal wirkte, gebildet. Diese Weise wird, den bisherigen verworrenen und falschen Darstellungen gegenüber, deßhalb die zweckmäßigste sein, weil sie für die Auffindung der Resultate die unbefangenste, und dann auch für deren Prüfung und Vertheidigung die bequemste ist.' Demnach behandelt er mit stetem Bezug auf die Quellen in neun besondern Abschnitten: Friedrichs Jugendleben in Sicilien; Königthum in Deutschland u. s. w., und findet den ‚durchlaufenden Eintheilungsgrund für Friedrichs Regierung' in seinem Verhältniß zur Kirche, die ihn auf seinem ganzen Lebenswege begleitete, erst activ, indem sie ihn schützte und erhob, dann passiv, da sie bei seinem Hauptstreben nach unumschränkter Herrschaft in Italien von ihm erst getäuscht, und dann heimlich und offen, mittelbar und unmittelbar bekämpft wurde.

[1] Vergl. Bd. 3, 14.

Zur Begründung einer Charakteristik des Kaisers und seiner Regierung ordnete er unter gewisse Rubriken die Quellennachrichten über Friedrichs Erziehung und Bildung, häusliches Leben, Unglauben und Aberglauben und Ketzerverfolgungen, Undankbarkeit und Untreue in persönlichen Verhältnissen, Trug, Tücke und Grausamkeit, und überall fällt sein Urtheil, seitdem vielfach angefochten, ungünstig aus [1]. Er schreibt es vorzugsweise auf Rechnung Friedrichs, daß ‚das Meiste was sonst die Deutschen verband, losgelockert, das Reichsgut verschleudert, die hoheitlichen

[1] Die Schlußbemerkungen, worin er die Resultate der Untersuchungen zusammenfaßt, lauten: ‚Alle Urtheile der Zeitgenossen, wie verschieden sie auch sonst sind, stimmen darin überein, daß es dem Kaiser ebenso wenig an persönlichen Anlagen zur Größe fehlte, als an äußeren Mitteln. Was er also nicht erreicht, oder was er gefehlt hat, kommt ganz auf die Rechnung seines verderbten Wollens. Als nächstes Beispiel dessen was von ihm zu meiden war, stand Derjenige vor ihm, den er gestürzt hatte: Otto. Doch, wunderbar! keinem einzigen unserer Kaiser hat Friedrichs Wirken und auch Friedrichs Ende mehr geglichen als dem seinigen. Verschieden waren beide freilich in wichtigen Beziehungen... aber beide waren Geschöpfe der Kirche, beide hatten den Päbsten ihre Erhebung zu verdanken, beide waren gleich undankbar gegen ihre Wohlthäter; beide brachten ihr Leben in Mühen und Kämpfen hin, und beide waren zuletzt entfernter von ihrem Ziele als Anfangs. Beide endeten müde und verlassen. — Die Politik Friedrichs (und er war mehr Politiker als Krieger) war, wie diejenige seiner Landsleute Machiavelli und Bonaparte, orientalisch-gewaltsam und nur auf persönliche Zwecke gerichtet. Er erstrebte Vorzug und Würde nur als Mittel für anderweite Plane, erfüllte aber nicht die daran geknüpfte Pflicht. Darum wurde jeder Beruf, jede Gabe des Schicksals, auch die herrlichste, welk in seiner selbstsüchtigen Hand; so die Krone von Jerusalem, wie einst die deutsche, wie einst das Kreuz. Jeder arme Graf hätte mehr für das heilige Land geleistet, wenn ihm dessen Erbin die Hand gereicht hatte, als Friedrich that. So auch nahm er einst die Oberherrlichkeit über Ungarn ohne das Geringste von der Bedingung zu erfüllen, unter der sie ihm geboten war. Das mächtigste Reich wollte er bauen; gleichgültig gegen die Mittel, gewährte er das widrige Schauspiel als Starker den Heuchler zu spielen, mied er weder Trug noch Gewalt. Aber am Ende war doch alles vergeblich; nichts war von dem erreicht was er erstrebte, aber was er besessen hatte war verspielt. Das heilige Land war verloren, kümmerlich behauptete sich sein Sohn in dem zerrütteten Deutschland, während er selbst gegen den Schluß seines Lebens sich genöthigt sah sein Gebiet in Italien unter seine natürlichen Söhne.. und unter seine Anhänger.. zu zertrümmern...— Er, an dessen Jugend die Völker so große Hoffnungen geknüpft hatten, war zuletzt nur noch der Schrecken und die Geißel derer, die er erreichen konnte, der Schwachen nämlich, über die er nun Raub und Brand und Elend aller Art häufte... Er selbst, hingegeben jenem hartnäckigen Eigensinn.. war erbitterten Gemüthes.. zerfallen mit den Freunden und Getreuen seiner früheren Jahre, verlassen vom Glück. Ob er im Sterben gegen sich selbst gewüthet, wie ein Gleichzeitiger erzählt, mag dahingestellt sein: an der Veranlassung zur Reue und zur Verzweiflung fehlte es ihm nicht, wenn er rückwärts auf sein Leben schaute. Das Urtheil der Völker Italiens sprach sich aus in ihrem Jubel bei der Rückkehr des Pabstes, dessen Reise von Mailand bis Neapel ein Triumphzug war; denn der Tyrann, der Alle unglücklich gemacht hatte, war nun todt, und es war wieder Hoffnung auf bessere Zeiten.‘

Rechte unter die Stände zerstreut, diese selbst einer einheitlichen Regierung entwöhnt' worden und daß ‚die Krone fortan keinen wirksamen Mittelpunkt mehr bildete'. Und was dann in späteren Jahrhunderten dem Reiche die Todeswunde gab, nämlich die Kirchentrennung, führt nach Böhmers Ueberzeugung in ihren Wurzeln ebenfalls auf Friedrich zurück [1], auf den von ihm heraufbeschworenen Kampf auf Leben und Tod, den die Kirche gegen seine cäsaropapistischen Bestrebungen und seinen orientalischen Despotismus führen mußte.

Auf Grund der Quellen wird nachgewiesen, ‚wie roh und unwissend die gemeine Auffassung' des Verhältnisses Friedrichs zur Kirche sei, und wie sehr eine Einwirkung der geistlichen Gewalt auch auf weltliche Dinge damals in den Vorstellungen aller Christen begründet war.

‚Man spricht gewöhnlich', schreibt er, ‚von dem Streite Friedrichs mit dem Pabst, gleich als wäre dieser Pabst immer dieselbe Person und auch nur eine einzelne Person, ein in der St. Peterskirche lagerndes und wie die Sphinx alles nahende Leben, wenn es nicht Knechtesdienst leistete, in den Abgrund stürzendes Ungethüm gewesen. Hiergegen ist vorerst zu bemerken, daß Friedrich nicht bloß einem, sondern vier verschiedenen Päbsten gegenüber gestanden hat; deren erster, einer der geistesklarsten, charakterfestesten, weithin wirksamsten und allgemein verehrtesten Männer, welche je gelebt, ihm von der Mutterliebe zum Pfleger seiner Verwaistheit gegeben war, der alles daran gesetzt hatte, diesen Pflegling zu schützen und zu erheben, der ihm mit Wohlwollen und Weisheit die politische Bahn vorgezeichnet hatte, auf der er wandeln konnte und sollte. Allerdings hat auch die Größe dieses Mannes (Innocenz III.) der Jugend Friedrichs in solchem Maße Achtung geboten, daß er offener Weise niemals Etwas gegen denselben unternahm, und erst nach dessen Tod, aber auch sogleich nach dessen Tod, mit seinen treulosen und verderblichen Absichten hervorrückte. Der zweite Pabst (Honorius III.) war ein kränklicher Greis, voll sanfter Ermahnung und nachgiebiger Milde, geängstigt durch das Gefühl, daß der Mangel an Kraft ihm vor der Welt zur Schmach, und vor dem jenseitigen Richter zum Vorwurf gereichen möge. Diesen hat Friedrich hingehalten mit jenen heuchlenden Reden einer oft über das Maß gehenden Unterwürfigkeit, die aber eben darum unaufrichtig war, und nicht selten eine Hinterthür sich offen ließ, aus der die Tücke lauerte. Der dritte Pabst (Gregor IX.) freilich glich wieder mehr dem ersten an Festigkeit und Kraft, aber gerade seines Charakters Größe hatte Friedrich, als jener noch Cardinal war, im persönlichen Verkehre kennen gelernt und laut gepriesen' u. s. w.

---

[1] Vergl. Bd. 2, 364.

Aber nicht bloß die Persönlichkeiten der Päpste kommen bei der Beurtheilung der Streitigkeiten Friedrichs mit der Kirche in Betracht. ‚Es ist noch weiter zu beachten, daß diese Päbste dem Kaiser nicht bloß als Individuen mit ihrem persönlichen Willen gegenüberstanden, sondern vielmehr auch als die Träger eines Ansehens, welches rückwärts die breitesten Wurzeln hatte, von daher aber auch die bestimmteste Richtung empfing. Gerade hierin war das Verhältniß der beiden Parteien ganz verschieden. Friedrich hatte autokratisch in seinem Erbkönigreich jede Freiheit und jeden Selbstwillen gewaltsam getödtet, und schaltete nunmehr beliebig über dessen zu seinem Willkürgebrauche organisirte Kraft. Nicht so die Päbste, deren materieller Stuhl (besonders unter Gregor IX. und Innocenz IV.) wankte und zersplitterte, während ihre Gewalt freilich wohl wesentlich auf ihrer Sendung, bei dem Mangel materieller Zwangsmittel aber doch auch guten Theils auf ihrem moralischen Ansehen ruhte. Denn sie standen Unabhängigen gegenüber; wie einerseits nach Außen den christlichen Königen und Völkern, so andrerseits nach Innen der Geistlichkeit, namentlich den neuentstandenen Bettelorden, die sich auf dem Wege der Entsagung und Armuth eine Unabhängigkeit geschaffen hatten, so groß wie je eine auf Erden gefunden ward.‘ Wenn die Päpste ‚nun dieses moralische Ansehen und den daran geknüpften Einfluß mit so großem Erfolge behaupteten als dies irgend einem weltlichen Monarchen auf seinem Standpunkt gelang, so war dies eben nur das Resultat der Gerechtigkeit und des Maßes, des Ernstes und der Würde, womit sie ihr Amt bekleideten. Friedrich wußte dies sehr wohl. . .‘

Man kann übrigens die Streitigkeiten zwischen dem Papst- und Kaiserthum überhaupt nur richtig beurtheilen, wenn man über das Verhältniß der geistlichen zur weltlichen Gewalt, wie dasselbe damals anerkannt war, sich klar geworden. ‚Denn hier gerade‘, schreibt Böhmer weiter, ‚ist es von der allergrößten Wichtigkeit, daß man nicht neuere Vorstellungen rückwärts zum Maßstab nehme, wie sie besonders seit der Kirchentrennung auf der einen Seite geltend gemacht worden sind, und in neuester Zeit von dem regierenden Polizeistaate gegen die protestirende Kirche in Anwendung gebracht werden wollten. Weit anders als in diesen neueren Zuständen war es in den Ursprüngen und den mittleren Entwicklungen. Nicht vom Staate ist die Kirche ausgegangen, vielmehr hat der Staat sie gleich anfangs verfolgt. Die durch diese Entstehung begründete Unabhängigkeit hat die Kirche, gedrängt von den Heiden, mit dem Blute ihrer Märtyrer erstritten und besiegelt. In dieser Selbstständigkeit hat sie jene Kraft gewonnen und bewahrt, mit der sie die Germanen erfüllt, die Romanen erneut, die Slaven bekehrt, womit sie die europäischen Völker unter sich verbunden, und zu jener Höhe in Sittigung,

in Wissenschaft und in Kunst über alle anderen Erdenbewohner emporgehoben hat, von der sie jetzt vielleicht herabsteigen werden. Zu jener Zeit als die Kirche nur erst eine Freistätte im heidnischen Staate suchte, sprach sie: Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist u. s. w., und sie spricht dies allerdings auch noch, und findet in diesem Satze noch heute, wo es nöthig ist, den Markstein zwischen ihrem und dem fremden Gebiet. Aber wesentlich verändert war das Verhältniß seit die Staaten und ihre Lenker sich nun selbst zum christlichen Glauben und zur evangelischen Lebensregel bekannten. Denn die Kirche legt es sich bei, und muß es sich ihrem Begriff und Wesen nach beilegen, diese nicht bloß zu predigen, sondern auch in Bezug auf Reinheit und Uebung zu überwachen. Wie die Justiz den Maßstab des weltlichen Gesetzes über die Handlungen der Staatsgenossen führt, so mit gleichem Recht und mit gleicher Pflicht führt die Kirche den Maßstab des göttlichen Gesetzes über die Handlungen der Kirchengenossen [1]. Der Beruf ist derselbe, verschieden nur das Gebiet und der Vollzug. Die Mittel, welche der Kirche zu Gebote stehen, sind Ermahnung, Buße, Ausschluß (Excommunication). Ein Verzicht auf die Anwendung dieser Mittel seitens der Kirche wäre Verzicht auf ihre formale Existenz, und hätte im besten Fall die Verflüchtigung derselben zu einer Gefühlssache zur Folge. Im Mittelalter ward die hier geschilderte gegenseitige Freiheit der Kirche und des Staates, aber auch ihre schließliche Einigung, so sehr anerkannt, daß auf die ein Jahr lang getragene Excommunication die Aechtung, und umgekehrt in demselben Fall auf die Aechtung die Excommunication folgte. Dieses gegenseitige Unterstützen des geistlichen Arms durch den weltlichen, und umgekehrt, wohin namentlich auch bei Verträgen die freiwillige Uebernehmung der Excommunication für den Fall der Nichterfüllung gehörte, will ich nun noch in einigen bestimmten Fällen nachweisen' ...

Mit so warmen und tiefgreifenden Worten, wie sie nur je aus der Feder eines Apologeten geflossen, feiert er noch an einer andern Stelle der Vorrede die innere Größe, die sittigende Kraft und die segensreiche Wirksamkeit der Kirche, die ihm auch, wie wir aus früheren Aeußerungen wissen, für die Zukunft als die einzige Retterin der menschlichen Gesellschaft erschien.

---

[1] ‚Sollte nicht auch die politische Standschaft der Geistlichkeit darauf beruhen, daß man im Rathe der Nation ihre Meinung als der Sachverständigen des göttlichen Rechts vernehmen wollte? Ist doch diese Standschaft älter als der Güterbesitz, aus dem man sie sonst herleiten möchte. Ein befreundeter Gelehrter, dem ich diesen Gedanken mittheilte, sagte mir, daß in England die Theilnahme der Bischöfe am Oberhaus noch in neueren Zeiten aus demselben Grunde vertheidigt worden sei.'

,Nachdem', sagt er, ,die Zeiten des Mittelalters so lange verkannt worden sind, hat man sie zuletzt nicht selten zu sehr erhoben. Wenn damals auf der einen Seite die Kräfte des Gemüths sich in wunderbarer Fülle und Tiefe entfalteten und unsterbliche Gebilde schufen, so ist auf der andern Seite doch auch eine reichliche Zuthat von Barbarei nicht zu verkennen. Ich rechne dahin den gewaltthätigen Charakter des Volkes, und ganz besonders den kindischen Wankelmuth, die kurzsichtige Selbstsucht und die rohe Käuflichkeit, welche zumal bei den weltlichen Fürsten sich zeigen. Ich erinnere namentlich an den Mangel an Gemeinsinn, ja ich möchte fast sagen an Ehre, bei den Königswahlen.'

,Dem barbarischen Wesen der weltlichen Herrschaft stand sehr verschieden gegenüber die Kirche. Fast ausschließlich bei ihr war Charakterfestigkeit, Ueberblick, Ordnung. Erzogen durch Entsagung und Regel, gebildet in der Anschauung der Religionsgeschichte von dem Hirtenleben der Patriarchen bis zu den Schicksalen der Apostel und Heiligen, vertraut mit den evangelischen Lebensregeln, täglich geübt in der bedeutungsvollsten Gottesverehrung, hob sich die Geistlichkeit hoch empor über die Weltlichen, deren überschäumende Kraft sie nun zu zügeln hatte durch Beispiel und Predigt, durch Einsicht und Beharrlichkeit. Wir können uns diese Aufgabe kaum schwierig genug denken. Im Bemühen ihr zu genügen wuchs aber auch die Kraft... Während damals aus den niedern Stufen der Priesterschaft die großen Ordensstifter Franziscus und Dominicus hervorgingen, folgten sich auf dem päbstlichen Stuhle selbst die ausgezeichnetsten Männer: Innocenz III., Honorius III., Gregor IX. und Innocenz IV., ohne daß bei den drei ersten nach der Beisetzung des Vorgängers die Wahl des Nachfolgers länger als einige Stunden auf sich warten ließ. Als ein noch viel zu wenig beachtetes Denkmal dieser Größe sind die Kirchen- und Staatsschriften der päbstlichen Curie übrig, welche an Form und Gehalt alles übertreffen, was in diesem Fache jemals geleistet wurde' [1]. ,Die Herrlichkeit der Kirche und ihrer Regenten als der Statthalter Christi auf Erden zeigte sich wann auf Ostern in Rom aus allen christlichen Ländern Pilger und kirchliche Würdenträger zusammenströmten, und dann auch am Gründonnerstage die Namen derjenigen verkündet wurden, die sich unwürdig gemacht hatten fernerhin der christlichen Genossenschaft anzugehören.'

,Neben der ausgebreitetsten Gesetzgebung, Rechtssprechung und Verwaltung, zu deren Behuf von Zeit zu Zeit allgemeine Concilien gehalten wurden, stand damals als höchstes Ziel die Wiedergewinnung des heiligen Landes. Diese war ein Unternehmen, welches die Gesammtheit der christ-

[1] Vergl. die früher mitgetheilten Aussprüche Böhmers und das Urtheil von Pertz S. 211, 215, 223.

lichen Völker zu gemeinsamem Handeln verband, und welches im Gegensatz von fast allem was sonst geschah, nicht auf Selbstsucht, sondern auf Aufopferung beruhte. Die reinigende Kraft, welche solchergestalt „die liebe Reise“ auf die Zeitgenossen ausübte, liegt uns jetzt weniger klar vor, als die Unzahl der Schwierigkeiten, mit denen sie damals verbunden sein mußte. Wie der Antrieb von der Kirche ausging, so gewährte sie auch durch Besteuerung des Kirchenguts einen großen Theil der Mittel, und überwachte und lenkte sie durch Ansetzen und Handhaben von Tag und Stunde des Aufbruchs das Zusammenwirken der einzelnen Kräfte. Zu dieser Leitung war sie von der weltlichen Gewalt selbst aufgefordert, und das Unternehmen wäre aller Wahrscheinlichkeit nach gelungen, und hätte damals, als schon in Constantinopel lateinische Kaiser herrschten, die Christianisirung aller Küsten des Mittelmeeres zur Folge gehabt, ohne das täuschende Hinschleppen, das herrische Eingreifen und das offene Gegenwirken Friedrichs II.‘ [1]

Wir werden später hören, daß das Regestenwerk ‚ohne vorausgegangene Bewerbung und zur Ueberraschung des Verfassers‘, in öffentlicher Sitzung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen als eine der ‚bedeutendsten Leistungen, deren sich die deutsche Geschichtsforschung seit lange zu erfreuen gehabt‘ habe, mit einem der Wedekind'schen Geschichtspreise beehrt wurde. Und weit über Deutschland hinaus ‚zog man den reichsten Nutzen aus dem unvergleichlichen Gehalte des Werks, neben dem gar nichts Aehnliches vorhanden‘, wie der neapolitanische Historiker Nicola Buccino schrieb, der mit seinem Freunde Nicola Corcia die Bearbeitung der Regesten Friedrichs II. für Italien in Angriff nahm. In Frankreich begann auf Grund dieser Regesten der gelehrte Forscher Huillard Bréholles, der Böhmer persönlich aufsuchte und mit ihm eine eifrige Correspondenz unterhielt, seine umfassende Publication der Historia diplomatica Friderici II., und er rühmt in deren Vorrede [2] und in seinen Briefen,

---

[1] Vergl. für seinen kirchlichen Standpunkt auch sein Urtheil über das Verhalten des päpstlichen Stuhles S. 190, seine Charakteristik Innocenz' III. S. 290; seine treffende Bemerkung gegen eine von Walter von der Vogelweide ausgesprochene Verleumdung S. 322, Nr. 321; die Stelle über die hl. Elisabeth von Hessen S. 166 u. s. w.

[2] ‚L'excellent livre de Mr. Böhmer est le guide fidèle et presque toujours sûr, que nous avons dû suivre par le classement des pièces qui portent avec elles leurs dates.‘ — Mit Böhmers Beurtheilung Friedrichs II. war Huillard Bréholles nicht einverstanden. ‚S'il arrivait‘, schrieb er am 24. März 1851 an Böhmer, ‚que le travail, que j'ai préparé sur votre introduction, ne fut point imprimé dans la revue, à laquelle je le destine, je le fondrai dans la préface de mon Histoire diplomatique, et ce compte-rendu aurait ainsi un caractère moins fugitif. Peut-être suis-je aveuglé par la partialité ordinaire aux biographes, mais je vous trouve bien sévère

daß er den Kaiserregesten die wesentlichste Förderung verdanke, ja ohne dieselben sein Unternehmen gar nicht habe durchführen können.

---

pour Frédéric II. Les hommes de ce temps, et les papes eux-mêmes ne pratiquaient pas toujours la probité politique. Si en arrachant l'Italie aux Allemands au 13e siècle, les papes avaient pu constituer une nationalité forte et durable, rien de mieux (Böhmer machte dazu am Rande die Bemerkung: Beurtheilung der alten Geschichten nach den allerneuesten Nationalitätsphantasien!), mais à quoi bon tant de batailles, puisque voilà l'Italie revenue à son point de départ; les Habsbourg au lieu des Hohenstauffen.' Böhmer antwortete (nach dem Brouillon): „Jusqu'ici personne en Allemagne n'a encore attaqué publiquement mon introduction, bien qu'il n'ait aucun doute que la majorité de ceux qui font l'histoire chez nous soient peu contents de ma manière de voir. Il y a trop d'hommes qui, ne voulant apprécier ce qui a existé ou existe: grand, beau et produisant, se jettent du côté négatif, des personnes qui, ne pouvant aimer, se consolent par la haine. D'après ceux-là l'on ne doit jamais dire rien de bon de l'Eglise, mais ils permettent de chanter, si non: Ecrasez l'infâme, cependant: Triomphez d'elle en l'ignorant ou en la méprisant. Vous, Monsieur, ne m'attaquerez pas de ce côté-là, mais vous dites: Si en arrachant u. s. w. Je conviens, que les idées et les évènements du jour peuvent aider à comprendre le passé, cependant je pense que l'on doit user de beaucoup de précaution en faisant de telles applications, d'autant plus quand certaines idées sont avancées de mauvaise foi. Il m'a paru par exemple, que de nos jours on a parlé de non-intervention et de nationalité plutôt pour voiler les commandements du plus fort ou pour gagner la multitude, que par conviction. Ceux qui ont défendu l'intervention à d'autres, ne se sont pas gêné d'en user eux-mêmes. Les crieurs du parlement allemand au carneval de 1848 ont prodigué la phrase de la nationalité allemande en même temps qu'ils voulaient réunir à l'Allemagne des pièces de la Pologne et qu'ils décrétaient l'égalisation des Germains et des Hébreux. D'ailleurs si l'on veut faire de Frédéric le patron de la nationalité italienne, on ne doit pas oublier qu'il ne pouvait jouer ce rôle sans trahir l'Allemagne, qui ne l'avait pas fait son roi pour ce but là.' — Auch De Cherrier sprach ihm nach der zweiten Auflage seiner dreibändigen Histoire de la lutte des Papes et des Empereurs de la maison de Souabe seinen besondern Dank aus: ‚Non seulement vos savants travaux sur l'Empire allemand m'ont été d'un grand secours pour la rédaction de cet ouvrage, mais . . . vous m'avez généreusement envoyé par l'intermédiaire de Mr. Huillard Bréholles des renseignements utiles et dont j'ai profité . . . Je ne puis placer ce livre dans des mains plus savantes et plus dignes de l'estime de ceux qui se sont voués aux travaux historiques.' Böhmer antwortete: ‚Ce travail que vous avez voué avec tant de succès à la partie peut-être la plus intéressante de notre histoire, nous vient d'autant plus à propos qu'il nous doit être bien important de comparer l'appréciation des faits de la part d'un savant étranger avec les différentes opinions qui se font valoir parmi nous. Bien que nous attendions encore, comme vous savez, certaines pièces inédites de la part de Monsieur Huillard et de Monsieur Pertz pour l'histoire de Frédéric II, que vous dites si bien avoir été plutôt Italien qu'Allemand, je ne crois pas que de nouvelles découvertes puissent changer essentiellement les faits telles que vous les avez développés. Mais cela même rend ces études si variées et si intéressantes,

Alle neuern deutschen Bearbeiter der Geschichte des dreizehnten Jahrhunderts, insbesondere Friedrichs II., sind durch die ‚unschätzbaren Regesten‘ in ihren Forschungen geleitet worden, und am wärmsten unter allen hat dafür Heinrich Leo gedankt: ‚Ich habe selten Böhmers Fundamentalwerk, nämlich die Regesten für diese Zeit, eigentlich citirt. Daß sie hauptsächlich meiner Arbeit zu Grunde liegen, wird jeder Kundige erkennen. Ich habe es in Beziehung auf diese Arbeit gerade umgekehrt gemacht, als es in neuerer Zeit Sitte geworden ist, in der man ja an den von Anderen versehenen Tafeln sich zu Tische zu setzen, sich's trefflich schmecken zu lassen, aber im Allgemeinen allen Genuß und alle gewonnene Stärkung ignorirend, vornehm die Nase zu rümpfen und nur da speciell, aber immer, zu citiren pflegt, wo man bei irgend einem geringfügigen Theile der Speise an der Zubereitung glaubt mäkeln zu dürfen. Ich will auch weiter dieser Sitte entgegengesetzt verfahren und für meine Person den innigen tief gefühlten Dank, den die ganze Nation Böhmer schuldig ist, laut und fröhlich abtragen; keineswegs stumm nur durch Benutzung, als verstünde sich Alles von selbst wie das liebe tägliche Brod‘ [1].

VII.

Das Jahrzehnt abnehmender Arbeitskraft bis zur Herausgabe eines Probeheftes der Kaiserurkunden.

(1849–1859.)

Etwa zwei Jahre nach dem Erscheinen des zuletzt besprochenen Regestenbandes wurde Böhmer von einem schlesischen Freunde aufgefordert, er möge, nachdem er so lange mit so unermüdlicher Thätigkeit gearbeitet, nunmehr auch an das: Sibi vivere, an eine heitere Ruhe, an das Otium cum dignitate denken, worauf er zur Antwort gab: ‚Allerdings könnte ich, soweit es sich um gute Benützung der Zeit für wissenschaftliche Forschungen handelt, mit meinem Tagewerk einigermaßen zufrieden sein, da ich, abgesehen von andern Leistungen für die Geschichte der Vaterstadt und die Reichsgeschichte, im Regestenfach allein beinahe zwanzigtausend

---

qu'après avoir gagné une connaissance solide de l'écoulement des affaires en général, il y a toujours encore quelque chose à ajouter aux détails ou quelque question particulière à discuter.‘

[1] Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches. Bd. 3, S. IV–V.

Urkunden und sonstige Schriftstücke geordnet und nachgewiesen, aber ich stehe doch erst im siebenundfünfzigsten Lebensjahre, und wie sollte ich nach den mir von früher Jugend auf eingeprägten Grundsätzen eher ruhen können, bis ich in den Frieden alles Fleisches eingegangen! Darum arbeite ich immer fort und suche darin noch immer Trost und Unterhaltung, aber arbeiten und Arbeiten vollenden, ist etwas ganz Verschiedenes: ich komme nicht mehr recht vom Fleck, ich bin in eine Art innerer Hast gerathen, in der man sich nur abmüht ohne noch viel Gedeihliches zu fördern, und ich fürchte, daß es so fortdauern werde.' Und als Grund dafür lassen sich die Worte anführen, die er an einer andern Stelle ausspricht: ,Mehr wie ich glaubte, haben die Erschütterungen der Revolutionsjahre mich im tiefsten Herzen getroffen, und sie wirken in mir beängstigend fort. Alles was ich von einer Erfrischung und Kräftigung des nationalen Geistes durch historische Forschung und Wahrheitserkenntniß erhoffte, erscheint mir nunmehr fast wie ein Wahn. Die Geister, die den Markt beherrschen, sind nicht die Geister, mit denen ich mich je aussöhnen und verkehren könnte; in den Kreisen, wo ich Leben suchte, welches fähig wäre, neues Leben zu erzeugen, fand ich meist Ohnmacht, Mangel an Einsicht oder bloße Velleität, wie sie nun einmal in dem chemischen Zersetzungsproceß der Gegenwart bei so Vielen vorhanden, die sich besonderer Gutgesinntheit rühmen. Die Neugestaltung Deutschlands, wie sie erstrebt wird, widerstreitet allen ehrwürdigen Traditionen des alten Reichs, und sie ist meinem mir angeborenen reichsbürgerlichen Standpunkt zuwider, und diesem werde ich, so gut wie Vater und Großvater, bis zu meinem Ende treu bleiben. Zudem ist unsere gegenwärtige Ruhe nur eine Ruhe auf einem Vulcan. So mag's denn kommen, wie der es will, der „im Regimente sitzt", aber arbeiten will und werde ich, so lange ich kann, wiewohl ich fühle, daß die Zeit meiner besten Leistungen seit meinem staufischen Regestenwerk vorüber ist.'

Schon damals als er an der Einleitung dieses Werkes die letzte Hand anlegte, hatte er das peinigende Gefühl [1], daß es die letzte größere Arbeit seines Lebens sein würde, daß demnach für ihn, dem Arbeit allein als eigentliches Leben galt, ein neuer Lebensabschnitt beginne. Leider hatte er sich nicht getäuscht, und mußte am Schluß des neuen Abschnittes, der ebenfalls ein Jahrzehnt umfaßte, im Jahre 1859 sich sagen: ,Meine Productionskraft hat seit 1849 so abgenommen, daß ich, obwohl ich mich verhältnißmäßig körperlich viel wohler befunden, die Arbeiten der letzten zehn Jahre nicht in Vergleich bringen kann mit dem von mir zwischen 1839—1849 Geleisteten.' Während er nämlich, wie wir gesehen, in dem

[1] Vergl. Bd. 2, 533.

letzteren Zeitraume im Jahre 1841 das erste Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwigs des Bayern, 1843 den ersten Band der Geschichtsquellen Deutschlands, 1844 die erneuerten Kaiserregesten von 1246—1313, dann 1845 den zweiten Band der Geschichtsquellen, 1846 das zweite Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwigs, 1847 die erste und 1849 die zweite Hälfte der erneuerten Regesten von 1198—1254 und dazwischen 1848 noch ein Ergänzungsheft zu 1246—1313 zum Abschluß gebracht hatte, brachte ‚die Zeit zwischen 1849—1859 nur zwei größere und einige kleinere Arbeiten zur Reife, und zwar ohne daß im innern Leben dabei gereift worden wäre, was für die Abnahme äußerer wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit entschädigen könnte'.

Nichtsdestoweniger gilt auch von diesem Zeitraume, dessen Darstellung uns obliegt und in mancher Beziehung sogar noch von den letzten Lebensjahren, was Wattenbach im Jahre 1858 sagte, nämlich daß Böhmer allein mehr als die meisten historischen Vereine gewirkt und daß von ihm der anregendste lebendigste Einfluß nach allen Seiten sich verbreitet habe [1]. Die von ihm seit 1849 veröffentlichten und vorbereiteten Werke sind immer noch so bedeutend, daß sie allein hinreichen würden ihm unter den deutschen Geschichtsforschern einen ehrenvollen Namen zu sichern, und über die dieser Zeit angehörenden ungefähr zweihundert siebzig Briefe schrieb uns einer der hervorragendsten Historiker, dem wir sie nach beendigtem Drucke vorgelegt: ‚Diese Briefe sind ein bisher unbekanntes eigenthümlich bedeutendes Werk des herrlichen Mannes, dem die Wissenschaft so Unschätzbares verdankt. Die darin ausgesprochenen politischen und auch literarischen Urtheile werden viele Gegner finden, aber selbst diese werden anerkennen müssen, wie ungemein viel sich aus diesen Briefen für den rechten Geist und die richtige Methode historischer Forschung erlernen läßt, und wie sehr das rastlose und selbstlose Schaffen Böhmers Achtung gebietet. Wie wird hier doch überall auf ernste und selbstbewußte Thätigkeit gedrungen, und mit welcher Liebe werden jüngere Freunde gehoben und unterstützt.' Zu diesen jüngern Freunden, die sich Böhmer anschlossen, gehörten vorzugsweise Wilhelm Arnold, Julius Ficker, Adam Görz, Hermann Hüffer, Alexander Kaufmann, Niclas Mosler, Andreas Niedermayer, Roth von Schreckenstein, Carl Stumpf und Cornelius Will, und im persönlichen oder schriftlichen Verkehr mit denselben handelte Böhmer nach dem Satz, den er einmal in einem Briefe an den Germanisten Franz Pfeiffer aussprach: ‚Wem die Wissenschaftsliebe aus dem Herzen kommt, der wird immer am liebsten dem lernenden Kreis angehören, und mit jedem Redlichen, der wirk-

[1] Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter (Berlin 1858) S. 21.

lich Etwas leistet, sei es nun wenig oder viel, Waffenbrüderschaft halten wollen‘ [1].

Für den Herbst 1849 hatte Böhmer mit Stälin bereits einen Ausflug in die Schweiz verabredet, als Hübsch ihn wissen ließ, daß er nach Italien reise, und dadurch in ihm den raschen Entschluß des Mitgehens hervorrief. Am 3. October holte er Stälin in Stuttgart ab und die Freunde besuchten Kopp in Luzern und Pater Gall Morell in Einsiedeln, und hatten in Zürich ‚an der Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Mitgliedern der archäologischen Gesellschaft sehr große Freude.‘ Als später der Staatsschreiber G. Wyß die Geschichte der Züricher Fraumünsterabtei an Böhmer überschickte, sagte dieser in seinem Dankschreiben: ‚Ich bin dadurch wieder aufs Lebhafteste an die glücklichen Stunden erinnert worden, welche ich im October 1849 in dem beneidenswerthen Kreise von Zürichs antiquarischen Freunden zubringen durfte. Nobile Turegum multarum copia rerum, das begreift dort, und nicht erst seit Kurzem, auch Fülle edler Geselligkeit und Genossenschaft für würdige Zwecke.‘

In Constanz traf er mit Hübsch und seiner Gemahlin, in deren Gesellschaft sich der junge ‚liebenswürdige und herzvolle‘ Otto Cornill aus Frankfurt befand, zusammen, und die Fahrt ging über den Splügen nach Mailand, dann nach Brescia, Verona, Padua, Venedig, Bologna, Pisa und Florenz, und ein längerer Aufenthalt wurde nur dort gemacht, wo Hübsch seine Studien für die älteste christliche Baukunst zu ergänzen hatte [2]. Ueberall in Ober- und Mittelitalien fanden sie die Stimmung des Volkes, für welches nun die Nachwehen der Revolution sich eingestellt hatten, in hohem Grade gedrückt. ‚Bürgersleute beklagten das Schicksal des Mittelstandes, denn dieser werde fast vernichtet; dem Armen, der nichts zu verlieren habe, und dem Reichen, der sich einschränken könne, falle die böse Zeit minder schwer.‘ ‚Italien geht noch neuen Stürmen entgegen‘, sagt Böhmer in einem Briefe aus Florenz an seinen Bruder, ‚und es kömmt mir vor, als wenn dem Lande eine furchtbare Bluttaufe zur innern Reinigung bevorstehe.‘

Angenehme Erinnerungen ließ ihm besonders ein fast vierzehntägiger Aufenthalt in Florenz zurück. ‚Das waren schöne Tage‘, schrieb er nach Jahren an Hübsch, ‚und innigen Dank trage ich in meinem Herzen für die freundliche Reisegenossenschaft mit Euch, den theueren Hübschischen und auch dem ehrlichen Piccolo (wie Otto Cornill von den Gefährten genannt

---

[1] Bd. 3, 228.

[2] Ueber seine italienische Reise vergl. die Briefe Bd. 3, 5—26, 107—108, 162. Fontes 3, LIII und LVII.

wurde). Heute vor sechs Jahren sah ich zuerst den trefflichen Mann, Bonaini, auch Du kamst dazu auf meine Stube, und Abends schon etwas spät gingen wir alle vier nach San Miniato. Ach, sähe ich doch einmal wieder und mit Euch die Cypressen des Arnothales.' In Florenz schrieb er auf der Laurentiana eine neue vorzüglich für den Ausgang der Staufer wichtige Geschichtsquelle des dreizehnten Jahrhunderts ab, und reiste dann mit den Genossen weiter nach Siena, wo sich sein ‚Gemüth in die dortigen erhabenen Kunstgebilde mit gleicher Bewunderung wie im Jahre 1819 versenkte.' Ueber Perugia, Assisi, Foligno, Terni und Nepi kam er am 30. November in Rom an.

‚Also nunmehr zum drittenmal in der ewigen Stadt, die sich seit meiner ersten Anwesenheit so unglaublich verändert, und eben erst in ihren Mauern die Orgien der Revolution durchgemacht hat, wie wird es mir nun dießmal hier mit meinen wissenschaftlichen Arbeiten ergehen?' Anfangs ging es damit über Erwarten gut. Pater Theiner empfing ihn auf das Freundschaftlichste und stellte ihm die Vallicellana ganz zur Verfügung, und er erzählte uns, Böhmer habe vor Freuden geweint, als ihm dort die Studirstube Raynalds auch zu seiner Studirstube eingeräumt worden, als er an dessen Tisch habe arbeiten, auf dessen Stuhl habe sitzen dürfen. Sehr bezeichnend für Böhmer, der auch im Alter hätte schreiben können, was er in jüngern Jahren einst über einen ‚leicht zu Thränen gerührten Freund' an Carl Barth geschrieben: ‚Der Mann darf nicht weinen, es seien denn Thränen der Reue, welche Besserung, oder Thränen der Verehrung, welche Nacheiferung versprechen. Solche, die von höherem Geiste ergriffen, ohne Weltlohn und Weltlob zu wünschen, in stiller Zurückgezogenheit ihr Leben ernster Arbeit und höheren Zwecken gewidmet haben, können auch mich bis zu Thränen rühren und ich habe vor ihnen eine fast leidenschaftliche Verehrung, und möchte mich von dieser Leidenschaft nicht befreit sehen.'

Auch auf der Vaticana erging es ihm in der ersten Zeit viel besser als im Jahr 1840, denn es wurden ihm ‚gewichtige Handschriften gegeben und dabei täglich fünf bis sechs Arbeitsstunden gewährt'. Außer einer Series der Cölnischen Erzbischöfe copirte er dort das Originalmanuscript der Annalen von Brauweiler, und gewann als werthvollste Ausbeute eine Geschichte des normannischen Reiches in Sicilien und Apulien, die für die Regierung Friedrichs II. eine gute Anzahl neuer Daten und insbesondere das Tag für Tag geführte Schiffsjournal der Meerfahrt desselben, von der bisher nur so wenig bekannt war, enthielt. Aber mit dem Anfang 1850 ward die tägliche Arbeitszeit wieder auf drei Stunden herabgesetzt, obgleich das Personal der Bibliothek viel länger anwesend blieb, und außerdem wurden ihm allerlei kleinliche Schwierigkeiten erhoben, Handschriften

der Bibliothek als ‚nicht vorhanden' verweigert u. s. w., so daß er, nachdem auch ein der höheren Behörde eingereichtes Gesuch keinen Erfolg gehabt, seine Forschungen einstellen mußte. Wie peinlich mußte ihn dieß berühren, ihn, der noch wenige Monate vorher mit aller Wärme der Ueberzeugung so beredte Worte über die Förderung alles Großen und Edlen durch den heiligen Stuhl, über die Segnungen des Papstthums geschrieben hatte! ‚Von Unduldsamkeit gegen mich als Akatholiken', meldete er seinem Collegen Haueisen in Frankfurt, ‚ist übrigens keine Spur. Umgekehrt würde es aber auch sehr schwer sein, diesen Leuten begreiflich zu machen, welche apologetische Stellung ich einnehme.' ‚Nicht böser Wille ist es, der uns entgegen steht, sondern mehr eine Unkenntniß der Lage, der Wissenschaft und der Personen, die Einen zur Verzweiflung bringt. Der jetzige Custos der Vaticana ist ein ungemein wohlwollender Mann, den ich persönlich ehre, demungeachtet meint er, es sei etwas zudringlich, einen codice unico abschreiben und gar publiciren zu wollen, wodurch dessen Werth sich mindere! Ihm auseinanderzusetzen, wie gerade die volle Kenntniß der ganzen Wahrheit, welche schon Baronius, Raynald, Muratori, Mansi (mit sehr geringer Beschränkung) erstrebten, welche Cardinal Garampi im vorigen Jahrhundert aufs Großartigste fördern wollte, in Deutschland der Sache der Kirche eifrigere und fähigere Vertheidiger erworben, als dieselbe jetzt in Italien besitzt, das wäre unmöglich.'

‚In verbitterter Stimmung, der alle Zustände in viel düstererm Lichte erschienen, als sie in Wirklichkeit sein mochten' — so sagte er später selbst — und in der er in seinem Urtheil über diese Zustände vor allem die Wirkungen der Revolution, die nicht der päpstlichen Regierung zur Last fielen, viel zu wenig in Anschlag brachte, verließ er Rom am 12. Februar und reiste nach Neapel, wo es ihm wohl that ‚Spuren einer mit dem öffentlichen Wohl beschäftigten Regierung zu finden' und wo er bis zum 24. März mit neugewonnenen deutschen und neapolitanischen Freunden den ‚schönsten Abschnitt' seiner Reise verlebte. Mit Alfred von Reumont, dem bekannten großen Kenner der italienischen Geschichte, hatte er dort den belehrendsten Verkehr und wurde im Hause des Frankfurter Consul Muck mit solch' freundlicher Zuvorkommenheit aufgenommen, daß er, was ihm seltener begegnete, sich bald ganz heimisch fand und beim Abschied der Familie die Zeilen als Andenken zurückließ: ‚In der Entfernung wird Einem die Heimath lieb, selbst dann, wenn man in der Fremde Freunde gefunden hat, die uns ersetzen was man zu Hause verließ.'

Unter den neapolitanischen Gelehrten, bei denen er überall regen, leider nur durch den Buchhandel nicht gehörig unterstützten, Eifer antraf, wurden ihm insbesondere Scipione Volpicella, Nicola Buccino und Nicola Corcia ‚ungemein lieb', und alle Angestellten auf der Bibliothek und dem

Archiv waren gegen ihn so ‚ganz ausnehmend gefällig‘, daß er an sie mit steter Dankbarkeit zurückdachte. Er lernte in Neapel die Handschriften der Brancacciana kennen, extrahirte im Reichsarchiv einige Dutzend staufische Urkunden und benutzte, wie in Florenz und Rom, seinen Aufenthalt zu bedeutenden Ankäufen für die Frankfurter Stadtbibliothek, wobei ihm Volpicella so große Dienste leistete, daß er ihm aus Erkenntlichkeit seine in Rom aufgefundene Chronik des normannischen Reiches in Sicilien und Apulien zur ersten Publication überließ [1].

Inzwischen hatte der österreichische Gesandte am päpstlichen Hofe für ihn einen freiern Zutritt zu der Vaticanischen Bibliothek und dem päpstlichen Archiv erwirkt, und er kehrte nun am 24. März nach Rom zurück. Aber als er dort ankam, hatte die Bibliothek gerade Ferien, er mußte ein paar Wochen lang unthätig warten und wurde dann gleich am ersten Tage der Wiedereröffnung vom Vorsteher so ‚chikanirt‘, daß er sich sofort wieder zurückzog. Höchst zuvorkommend fand er dagegen dießmal den Archivar, der sich erbot, ihm das noch nie von einem Fremden benutzte Privilegienbuch der römischen Kirche vorzulegen. ‚Aber‘, schreibt er, ‚wie wurde ich nun hingehalten! Es dauerte immer mehrere Tage bis ein Band nach dem andern in das mir zur Arbeit geöffnete Haus des Bibliothekars gelangte, und ich hatte täglich wenig über zwei Arbeitsstunden, die durch Geschwätz noch mehr beschränkt wurden.‘ ‚Mich überfällt Trauer und Wehmuth und ich fühle zugleich mich auch persönlich im Innersten dadurch verletzt, daß das Alles so elend ist. Was könnte der Kirche selbst und den Wissenschaften genützt werden, wenn es anders wäre! Die deutsche Wissenschaft bedarf der Vervollständigung des Materials, die uns die Römer selbst keineswegs bieten. Könnte die an den Villen um Rom geübte Verwüstung nicht das nächstemal auch den Vatican ergreifen? Haben doch schon früher neapolitanische Soldaten die Tische in der Bibliothek zerschlagen und sind nicht noch vor wenigen Monaten die Kugeln über den Vatican geflogen?‘ ‚Möchten doch die deutschen Gesandten als Vertreter dieser edleren Interessen des Gesammtvaterlandes den heiligen Vater darauf aufmerksam machen, daß hier Alles verbessert werden, und daß ein Mann an die

---

[1] Sie wurde gedruckt in der Hist. Dipl. Friderici II. tom. 1, pars 2, 887—908. — ‚Je ratifie avec bien de plaisir‘, schrieb Böhmer am 24. Mai 1853 an Huillard Bréholles, ‚les intentions que notre ami commun l'érudit, le bon et le très-aimable Mr. Volpicella a eues en communiquant la petite chronique, de laquelle je lui avais laissé copie, à Mr. le duc de Luynes pour le grand ouvrage que vous éditez sous ses auspices, et je me réjouis de voir nos noms entrelacés par ce monument d'antiquité. — En quittant Naples, je ne savais mieux exprimer les sentiments que m'inspiraient les bons procédés de Mr. Volpicella qu'en lui laissant cette fleur recueillie pendant mon voyage.‘

Spitze gestellt werden müsse, der durch Kenntnisse und Charakter befähigt ist Rom vor den europäischen Gelehrten zu vertreten, und der die Fähigkeit und den Willen besitzt der Wissenschaft ohne Selbstsucht zu dienen.'

Böhmer hatte die Absicht eine eigene Schrift über die römischen Archive und Bibliotheken herauszugeben und darin den Mangel an literarischer Gastfreundschaft, den er im Vatican erfahren, öffentlich zu rügen, aber ‚wahrhaftig nicht', sagte er, ‚um anzufeinden, sondern um nach Kräften Reformen zu erwirken'. Und darum wollte er die Schrift auch in's Italienische übersetzen und, wo möglich, in die Hände des heiligen Vaters selbst gelangen lassen. Er führte seine Absicht nicht aus, aber schon während seiner Anwesenheit in Rom fertigte er über die ‚Anliegen deutscher Wissenschaft' einen Aufsatz an, der sich unter seinen Papieren findet und den wir zur Ergänzung seiner über den betreffenden Gegenstand früher mitgetheilten Aeußerungen [1] hier unverkürzt folgen lassen wollen.

‚Die Anliegen deutscher Wissenschaft in Rom, soweit solche dem Kreise literarischer Forschungen angehören, knüpfen sich fast ausschließlich an Bibliothek und Archiv des Vaticans. Nach den, wie man unterstellen darf, ihrem Ursprunge nach amtlichen Angaben in den Beschreibungen Roms von Melchiorri und Nibby, belief sich im Jahr 1840 die Anzahl der Handschriften in den verschiedenen Sammlungen, welche vereinigt die vaticanische Handschriftenbibliothek bilden, auf 24,277 Nummern, und es darf, da manche Nummern mehrere Bände umfassen, die Gesammtzahl der handschriftlichen Bände auf 25,000 angenommen werden. Schon diese Zahl gibt eine Vorstellung von der Wichtigkeit der Sammlung, welche noch erhöht wird, wenn man sich das Alter eines großen Theils dieser Handschriften und den Werth ihres Inhalts, der sich über alle auf literarischer Ueberlieferung beruhende Fächer erstreckt, vergegenwärtigt. Hiermit ist aber nur erst die allgemeine Wichtigkeit der Sammlung bezeichnet. Die besondere für Deutschland beruht außer dem innigen Zusammenhang, in welchem Italien und Deutschland durch das ganze Mittelalter gestanden haben, und wodurch so vieles in Bezug auf Geschichte, Recht und Bildung beiden Ländern gemeinsam wurde, auch noch besonders darauf, daß ein sehr bedeutender Theil dieser Handschriften ursprünglich unserm Vaterlande angehörte. Manche derselben sind als Gaben einzelner deutschen Klöster, andere durch Ankauf seitens der Päbste, die größte Zahl aber durch die Entführung der Heidelberger Universitätsbibliothek nach Rom gelangt. Zwar wurden nach den letzten Befreiungskriegen die in deutscher Sprache geschriebenen Bände zurückerstattet, allein die zurückgebliebenen belaufen sich noch immer auf 431 griechische und 1984 lateinische Handschriften. Wie

[1] S. 221—223.

unberechenbar der Verlust eines solchen Materials für die deutsche Wissenschaft und namentlich für die deutsche Geschichtskunde sei, wird man am besten fühlen, wenn man sich erinnert, welchen Aufschwung das Studium unserer Sprache seit der Rückgabe, und nicht zum mindesten durch die Rückgabe der deutschen Heidelberger Handschriften genommen hat, während sie in Rom zwei Jahrhunderte lang todt gelegen hatten. Der Schmerz hierüber könnte nur dadurch einigermaßen gelindert werden, wenn diese und andere Handschriften des Vaticans doch wenigstens in Rom benutzt werden könnten. Und in der That dürfte man hierfür die beste Hoffnung hegen, denn welche kirchliche Bibliothek war je der wissenschaftlichen Forschung verschlossen? Aber in Rom, oder richtiger im Vatican, ist es anders.'

,Der deutsche Gelehrte, welcher sich von seinen Verhältnissen in der Heimat los gemacht, welcher Zeit und Geld aufgewendet, und endlich die hundertundfünfzig Meilen von der Gränze Deutschlands nach Rom zurückgelegt hat, findet seine Hoffnungen durch drei nicht zu übersteigende Hindernisse betrogen: durch die beschränkte Oeffnungszeit, durch das ungeeignete Arbeitslocal, durch die einem Verbot gleichkommende Dienstordnung.'

,Die vaticanische Bibliothek hat so viele Ferien, daß für das ganze Jahr etwa nur neunzig Arbeitstage übrig bleiben. Diese neunzig Tage folgen aber nicht etwa unmittelbar hintereinander, sondern sie sind im größten Theile des Jahres zerstreut, und immer wieder durch einzelne Ferientage und Ferienwochen getrennt. Die Arbeitsstunden dauern dann jedesmal von 9 bis 12 Uhr. Allerdings ist das Personal an mehreren Tagen und jedesmal fünf bis sechs Stunden lang anwesend. Während dieser ganzen Zeit können auch Neugierige gegen ein Trinkgeld die mit der Bibliothek verbundene Sammlung christlicher Alterthümer besehen; arbeiten aber darf man, wenn nicht besondere Begünstigung eintritt, nur in jenen drei Stunden. Was kann da geleistet werden? Welcher deutsche Gelehrte, der das Gefühl seiner Fähigkeit und seines Berufes in sich trägt, möchte so wenig Arbeit mit so viel Müßiggang erkaufen? Indessen fallen doch noch immer die meisten Arbeitstage in die Winters- und Frühjahrszeit, während welcher aber das Local neue Schwierigkeiten bereitet. Es ist ein unheizbares, bei häufig offen stehenden Thüren dem frostigen Luftzug aus den Gängen und Sälen des Vaticans ausgesetztes Zimmer. Die größtentheils müßigen Beamten sitzen zwar rings herum auf hölzernen Gestühlen, aber dem fremden Gelehrten bietet die vaticanische Gastfreundschaft gegen die Sitte des Landes nicht einmal eine Matte oder ein Brett unter die Füße, die auf dem kalten Steinboden erstarren. Außerdem ist das mit düstern Gemählden behangene und nur von einem einzigen Fenster erleuchtete Arbeitszimmer bei bedecktem Himmel so dunkel, daß verblaßtere Schrift entweder gar nicht, oder doch nur an den Paar vordersten Tischen gelesen werden kann.'

‚Indessen sei ein Forscher durch Alles dieses unabgeschreckt hindurchgedrungen, und habe er sich entschlossen zu andern Opfern auch noch die augenscheinliche Gefährdung seiner Gesundheit hinzuzufügen, so wird sein nächster Wunsch sein, das Material kennen zu lernen, welches für seine Wissenschaft hier vorhanden ist. Aber weit gefehlt, daß er dergleichen erreichen könne: die Kataloge der Vaticana sind nur für die Custoden vorhanden, welche dieselbe verwahren, und nicht für die Gelehrten, welche dieselbe benutzen! Hier würde nun also schon jedes Bemühen gescheitert sein, wenn nicht eine Anzahl Handschriftsnummern bei mancherlei früheren Gelegenheiten bekannt geworden wäre. Der Forscher verlangt nun eine solche Handschrift, die ihm auch vorgelegt wird, die er ansehen und aus welcher er einige kleinere Notizen entnehmen darf. So wie er sich aber anschickt, einen umfassenderen Gebrauch davon zu machen, und ein größeres Stück abzuschreiben, so wird ihm dieß untersagt. Er beruft sich nun ohne Erfolg auf den Zweck gelehrter Büchersammlungen, auf das Gemeininteresse der Wissenschaft, auf die Arglosigkeit des Gegenstandes, auf seine eignen in der gelehrten Welt mit Achtung genannten Leistungen. Von letzteren weiß man in Rom ohnedieß nichts, da man, von wissenschaftlichem Interesse unberührt, fremde Sprachen wenig, fremde Bücher gar nicht kennt, wie denn auch keine einzige römische Bibliothek in irgend einem Fache, selbst nicht in der Geschichte des Kirchenstaates, auf dem Laufenden ist. Für das Uebrige wird ihm die von Clemens XIII. am 4. August 1761 gegebene Bibliotheksordnung entgegen gehalten, die gedruckt an der Wand hängt. In dieser heißt es wörtlich wie folgt: „Wir befehlen unter den Strafen, die wir unserem und unserer Nachfolger Gutdünken vorbehalten, daß keine Person, auch wenn solche besonderer Erwähnung würdig wäre, unter irgend einem Vorwand sich in der Bibliothek aufhalten dürfe, um die Handschriften oder andere Bücher irgend einer Art oder irgend eines Gegenstandes dort zu lesen und noch viel weniger abzuschreiben. Auch sollen weder der Cardinalbibliothekar und noch viel weniger die Custoden und Scriptoren ohne unsere und unserer Nachfolger ausdrückliche Erlaubniß dergleichen gestatten, sondern allein nur auf ganz kurze Zeit den Fremden und Auswärtigen jene Handschriften vorlegen dürfen, welche man ihnen zu zeigen pflegt behufs ihrer gelehrten Befriedigung“ (ma solo per brevissimo tempo esibire ai forestieri et agli esteri quei codici che si sogliono mostrare per loro erudita soddisfazione). Eine schöne Befriedigung! In der That, es wäre kürzer gewesen, die Inschrift von Dantes Höllenthor über die Bibliotheksthore zu setzen: Entsagt aller Hoffnung, die ihr hier eintretet!‘

‚Nicht immer waren dieß die auf der Vaticanischen Bibliothek geltenden Grundsätze. Als nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts der gelehrte Passionei Cardinalbibliothekar geworden war, verkündigte ein öffent-

liches Manifest der Bibliotheksbeamten, daß sie durch ihren neuen Vorgesetzten zu edler Thätigkeit entflammt worden, und entschlossen seien, unter dem Schutze des damaligen Pabstes Benedict XIV. nicht allein ungedruckte und andere seltene Werke aus den ihnen anvertrauten Schätzen, die nun kein vergrabenes Pfund mehr sein sollten, herauszugeben, sondern auch zum allgemeinen Nutzen den Katalog aller Handschriften zu veröffentlichen. Wirklich erschienen 1756 und 1759 die beiden ersten Foliobände dieses Katalogs. Man hatte an die Dauer dieses wissenschaftlichen Aufschwungs geglaubt und mit den ältesten, aber uns minder wichtigen, den orientalischen Handschriften begonnen. Aber leider starben Passionei und Benedict XIV. allzubald. Das Werk, welches jener hochgesinnt begonnen hatte, wurde nun von seinen Neidern als Unordnung dargestellt, und durch die oben angeführte Verfügung unterbrochen. Gewiß zum größten Nachtheil des päbstlichen Stuhls! Denn in Rom erlosch nun immer mehr jene höhere Wissenschaft, welche auch fremden Nationen Achtung abgewinnt, und welche daheim das Salz ist, das den öffentlichen Unterricht salzt, dessen tiefe Versunkenheit in den päbstlichen Staaten dermalen eins der Grundübel ist, welches kein Machtspruch beseitigt.'

‚Gewiß wären zunächst die Beamten der Vaticana, und zumeist die ersten Custoden als die Dirigenten derselben, berufen gewesen, ihre Regierung zu einer Reform der ihnen anvertrauten Anstalt aufzufordern, da sie im Verkehr mit fremden Gelehrten das Unpassende und Verletzende dieser unerhörten Bibliotheksordnung nur allzu oft fühlen mußten. Wer könnte zweifeln, daß die Päbste, welche auf Clemens XIII. gefolgt sind, wenn sie von jenen engherzigen Satzungen Kenntniß erhalten hätten, sie geändert haben würden? Aber diesen Beamten hat es hierzu an Liebe zur Wissenschaft und an Selbstverleugnung gefehlt. Sie wollten keine Verbesserung, welche ihre persönliche Wichtigkeit gemindert haben würde. Gerade die Erinnerung an den durch Passionei aufgeregten Gedanken selbstthätig für die Wissenschaft etwas zu leisten, wirkte nachtheilig. Denn nun schien ihnen jede Mittheilung an einen Fremden eine Minderung des ihnen selbst vorbehaltenen Materials. So mißgönnten sie jenen sich Verdienste um die Wissenschaft zu erwerben, während sie doch selbst nichts für sie zu leisten vermochten, weil es ihnen an Kenntniß, Fleiß und buchhändlerischem Verlag fehlte. Diese wahren Beweggründe wurden dann durch Bezugnahme auf die Gesetze der Anstalt verdeckt, und durch kleinliche und mißgünstige Plackereien geltend gemacht. Nur einer dieser Beamten war in neueren Zeiten in einem Punct günstiger gestellt, indem ihm die Pressen der vaticanischen Buchdruckerei zu Gebote standen. Aber keine andere Benutzung der Handschriften als zur Herausgabe inedirter Stücke kennend, und diese in dem engen Kreis des eignen Wissens suchend, war er nun

selbstsüchtig genug sogar seinen eignen Unterbeamten die Einsicht von Handschriften zu verweigern, und brachte es doch nur zu solchen Publicationen, deren größerer Theil nichts und deren kleinerer wenig werth ist. Aber allerdings gestattet es der Zustand der Wissenschaften zu Rom sich durch Bände voll Halbmaculatur, die Niemand, in Verbindung mit Zeitungsartikeln, die Jeder liest, einen Namen zu verschaffen, der sich dann wieder in Realitäten umsetzen läßt. So ist es geschehen, daß diese Schätze der Wissenschaft noch heute kein Gemeingut sind, welches das Reich der Wahrheit und des Wissens mehrt, sondern daß sie zu einer Raritätensammlung herabgedrückt wurden, mit der einige Wenige groß thun und sich wichtig machen.'

,Allerdings konnte ein Theil dessen, was man dem Verdienst versagte, durch Protection wieder gewonnen werden. Der Gunst oder auch dem Eigennutze der Beamten ließ sich etwas abschmeicheln, und es mögen mancherlei Künste deßhalb geübt worden sein. Empfehlung durch die Gesandtschaften oder durch solche Personen, welche in Deutschland das Vertrauen des päbstlichen Stuhles besitzen, werden als Mittel bezeichnet um Begünstigungen durch die Einwirkung höherer Behörden zu erlangen. Allein wer kennt diese Vertrauten des päbstlichen Stuhles, und welche Verschwisterung besteht zwischen deutscher Diplomatie und deutscher Wissenschaft? Ohnedieß haben nicht einmal alle Deutschen zu Rom gesandtschaftliche Vertretung, wie z. B. dem Herausgeber der deutschen Kaiserregesten, welcher dieses schreibt, dergleichen abgeht. Außerdem haben solche Empfehlungen den grundschlechten Einrichtungen der Anstalt und den übeln Gewöhnungen der Beamten gegenüber dennoch niemals vollen Erfolg gehabt. Freiherr vom Stein hat zwar seiner Zeit in gewohnter Kraft durch eine Note, welche die Veröffentlichung verdient [1], die Einsicht der Kataloge sich errungen,

[1] In dieser an den Staatssecretär Consalvi am 1. Februar 1821 aus Rom gerichteten Note sagt (nach Böhmers Abschrift) Stein: ,Une société s'est réunie en Allemagne pour former une collection complète des sources de son histoire jusqu'à la fin du 15me siècle à l'instar de celles de Muratori et de Bouquet pour l'Italie et la France. Il est connu que des anciens manuscrits de ces historiens germaniques se trouvent à la bibliothèque du Vatican, et il serait nécessaire d'inspecter les Catalogues, de collationer les manuscrits publiés et de copier les inédits, pour rendre la collection aussi parfaite qu'il est possible. J'ose demander à V. E. qu'Elle veuille autoriser Monsignor Mai à me laisser faire à la Bibliothèque du Vatican ce travail moi-même ou avec l'assistance nécessaire.' Auf dem Concepte des Briefes bemerkte Stein: ,Die Cataloge sind mir von Monsignor Mai vorgelegt worden und habe ich mit Durchgehung den 14. M. c. angefangen.' Darauf schrieb er am 24. Februar 1821 folgenden ostensiblen Brief an den dortigen preußischen Gesandten Niebuhr: ,Le refus que Monsignor Mai m'a fait hier de l'inspection des catalogues du Vatican est une mesure si inattendue que j'ai cru devoir dans le moment même éviter toute explication pour éviter de céder à la première impression. Vous voudrez Vous rappeler, Monsieur, que j'avais demandé

und einen Auszug aus denselben gemacht, der Pertzens späteren Arbeiten zum Leitfaden diente. Aber dieser große Wiederhersteller unserer Geschichtsquellen hat hinwieder, soviel wir wissen, niemals in den Katalogen lesen dürfen, und manche Handschrift wurde als unauffindbar ihm verleugnet. So geschah es denn, daß Vieles noch ungekannt und ungeahnet zurückblieb, und daß auch der Schreiber dieses noch im letzten December gleichzeitige Geschichten Kaiser Friedrichs II. auffinden konnte, welche eine Menge ganz

---

à S. E. Mr. le Secrétaire d'Etat par ma lettre du 1er de ce mois la permission de rechercher dans les catalogues de la bibliothèque du Vatican les manuscrits des Scriptores rerum Germanicarum jusqu'à la fin du quinzième siècle; il me l'avait accordé par sa réponse du . . . d'après laquelle on m'en avait remis un volume que j'examinais sous les yeux de Monsignor Mai, et dont je lui communiquais les extraits. Le refus de Mr. Mai de me communiquer les volumes suivants du catalogue ne peut donc s'attribuer ou à sa supposition que je pourrais abuser des communications faites, et je le somme de s'expliquer positivement sur quoi se fonde ce soupçon, ou à quelqu'autre motif dont j'attends l'explication. En attendant sa conduite paraît inconséquente et contraire à la volonté de S. E. le Secrétaire d'Etat, aux usages de toutes les bibliothèques Européennes et paralyse toute recherche ultérieure de manuscrits. Elle est de plus parfaitement inutile, car les manuscrits contenus dans les catalogues sont ou publiés ou inédits. Dans le premier cas il importe peu qu'il paraisse un exemplaire un peu plus exact, dans le dernier il dépend de Mr. Mai de les examiner avant leur communication et d'agir selon les circonstances. Elle paralyse enfin toute recherche ultérieure, car si on ne peut savoir quels manuscrits sont à la bibliothèque, comment peut-on en demander la communication? Mr. Mai voudrait-il peut-être lui-même faire l'extrait des Codices Scriptorum rerum Germanicarum? Connaît-il assez notre histoire? La société historique, qui vient de se former en Allemagne, et qui compte parmi ses membres les noms les plus illustres, par exemple le prince royal de Bavière, et même Mr. Mai, sera obligé de se justifier aux yeux du public contre le reproche de n'avoir point utilisé tous les moyens littéraires que la bibliothèque du Vatican contient, et l'instruire des démarches qu'elle a faites et des obstacles qui les ont rendus inutiles.' Am 3. März 1821 schrieb dann Stein aus Rom an Pertz: ‚Was nun den Aufenthalt in Rom anbetrifft, so habe ich mich durch Einsicht und Extrahiren eines Theils der Cataloge der Vaticana (die Schwierigkeiten, die gemacht werden, die übrigen Theile einzusehen, hoffe ich zu beseitigen) überzeugt, daß die Benutzung der hiesigen Handschriften wenigstens ein Jahr erfordern, daß die Zulassung eines katholischen Gelehrten, wo möglich eines Geistlichen, manchen Anstoß heben werde, daher ich mich bemühe einen solchen auszumitteln.' Und an demselben Datum an Büchler: ‚In der Anlage erhalten Sie einen Extract aus den Catalogen der Vaticana, und werden Sie mehrere bedeutende Sachen bemerken. Einiges lasse ich gleich conferiren durch Abbate Amati auf meine Kosten, insbesondere Adamus Adami, Isidorus, Petrus de Vineis. Nach den Ferien werde ich die Manuscripte durchsehen; manches ist falsch bezeichnet. Herr Mai macht mir aber Schwierigkeit den Catalogum der Palatinä, Suecicä und Ottobonianä zu zeigen — eine Dummheit ohne Gleichen, vielleicht gelingt es mir sie zu beseitigen.' Vergl. für die beiden letzten Schreiben Steins Leben 5, 552, 554, wo der Abdruck mit Böhmers Abschriften nicht wörtlich stimmt.

neuer Daten, und untern Andern auch das merkwürdige Schiffsjournal seiner Meerfahrt in das heilige Land enthalten. Wie gern hätte er noch so manches Andere, was er aufgefunden hat, durch Abschrift der Heimat gewonnen, z. B. die anmuthigen Erzählungen über den größten Prediger deutscher Zunge, den Bruder Bertold, dessen Predigten wir zwar noch besitzen, von dem aber unsere eigenen alten Chroniken nur so Dürftiges mittheilen; dann die willkommenen Nachrichten über den begabtesten lateinischen Dichter des Mittelalters, den cölnischen Domherrn Primas, den die Engländer als Walter Mapes uns geraubt, und den nur erst vor einigen Jahren Jacob Grimm uns wieder gerettet hat. Aber mit dem Anfang des neuen Jahres erreichte die Restauration auch die vaticanische Bibliothek. Die noch im December (doch wohl von der Republik her?) gestatteten fünf oder sechs Arbeitsstunden wurden nun wieder auf drei herabgesetzt, und die gleichzeitig erhobenen Verweigerungen und Plackereien, die auch eine der höheren Behörde vorgelegte Vorstellung nicht beseitigte, verleideten und legten ihm das Handwerk. Nicht ohne tiefe Verletzung! Denn er hatte dergleichen nicht um die Kirche verdient, und er hatte das Bewußtsein für sein Vaterland zu arbeiten.‘

Mehrere Jahre später schrieb er: ‚Mir kömmt es nur auf die Wissenschaft an, auf ihre Verwendung und Verwerthung im Interesse der Wahrheit, und darum halte ich es für so wichtig, jede Gelegenheit, die sich zur Förderung der Wissenschaft darbietet, beim Schopfe zu ergreifen. Das gilt auch von den wissenschaftlichen Schätzen im Vatican. Man darf doch auch nicht unbillig sein im Urtheil über die Schwierigkeiten, die Einem dort entgegenstehen. Rom hat schon bittere Erfahrungen gemacht, und es befindet sich gleichsam wie in einer belagerten Festung, wo man eben überall nur Feinde sieht. Die Dinge werden sich wieder anders gestalten, aber gegenwärtig sind sie eben noch nicht anders. Man begnüge sich deßhalb auch mit persönlichen Concessionen [1]. — Wolle Gott, daß der nächste Pabst, den man ja als lumen de coelis vorausprophezeit hat, auch die wahrheitsliebende, ernste Wissenschaft der Historie als ein Himmelslicht für das Dunkel und die Irrwege der Principienlosigkeit der Gegenwart betrachte.‘ Daß von Rom selbst wieder eine wissenschaftliche Initiative gegeben werde, blieb sein steter Wunsch [2].

Nachdem er Rom am 30. April 1850 verlassen, suchte er wiederum sein ‚geliebtes‘ Siena auf, wo er die centralste Geschichtsquelle Toscanas

---

[1] Vergl. auch seine Mahnung an Kopp Bd. 3, 222. ‚Stellen Sie sich die Italiener nicht so ungünstig vor. Es gibt dort eben so brave Leute als in Deutschland; vielleicht, wenn man an die rechten kommt, liebenswürdigere.‘ Bd. 3, 234.

[2] Vergl. Bd. 3, 159.

so gut wie unedirte Annalen vom 12. bis 15. Jahrhundert auffand und abschrieb. Auch in Florenz fand er noch manches Interessante, z. B. eine alte Copie der päpstlichen Haus- und Handbücher und Florentiner Annalen aus dem 14. und 15. Jahrhundert, von denen er ebenfalls Abschrift nahm. Schon bei seiner Anwesenheit im November hatte er dort ‚freundschaftliche Beziehungen gewonnen zu dem herz- und seelenvollen‘ Professor Francesco Bonaini aus Pisa, der, ursprünglich Jurist, aber auch Kunstfreund, plötzlich von der Liebe zur Geschichte ergriffen worden war, also einen gleichen Entwicklungsgang, wie er selbst, gemacht hatte. ‚Am meisten erfreut mich‘, schrieb er am 30. Mai aus Florenz an Haueisen, ‚die Freundschaft des Professors Bonaini, der zum Chef der toscanischen Archive designirt ist, und mit dem ich über unser gemeinschaftliches Fach vielfache Erörterungen pflog‘. Näheres über diese ‚Erörterungen‘ erfahren wir aus einer von Bonaini nach dem Tode Böhmers herausgegebenen Broschüre [1], worin er dankbar bekennt, daß er nur durch dessen Aufmunterung zur Uebernahme der ihm angetragenen Stelle bewogen und daß die neue Organisation der Archive Toscanas nach dessen Rathschlägen, wie er sie in mehreren Schriftstücken niedergelegt, ausgeführt worden sei. Er theile, sagt Bonaini, diese zwar an Umfang kleinen, aber an Inhalt gewichtigen Schriftstücke mit [2], um Böhmer nicht länger zu entziehen, was seinen Verdiensten um Italien und speciell um die toscanischen Archive zukomme. Aber nicht darauf allein beschränkten sich diese Verdienste. ‚Wir diesseit der Alpen‘, heißt es in einem Briefe des schon erwähnten Nicola Buccino an Böhmer, ‚schulden an Führung und Methode Ihren Werken mehr, wie Sie nur glauben können‘, und Männer wie Lanfranchi in Pavia, Bertani in Parma, Cibrario in Turin, Carlo Troya in Neapel u. s. w., dankten ihm mit warmen Worten für die vielfache Belehrung, die er ihnen auch brieflich zu Theil werden ließ. Nach Gebühr hat ihm deßhalb Alfred von Reumont in einer historischen Zeitschrift Italiens einen schönen Nachruf gewidmet [3].

[1] Opuscoli di G. F. Böhmer circa all' ordinare gli Archivi e specialmente gli Archivi di Firenze. Firenze 1865. ‚Non dirò perchè ora soltanto vengano stampate le tre autorevolissime scritture di Böhmer. Certo è, che io non poteva più a lungo serbarle inedite per non detrarre alle benemerenze di lui inverso l'Italia, e più specialmente verso questi Archivi Toscani . . . Gli scritti che si pubblicano, per quanto di piccola mole, racchiudono un ampio compendio di dottrina speciale.‘ ‚A Giovanni Federigo Böhmer, che nella eruditione storica non cede facilmente a nessuno dei moderni, e soltanto fra gli antichi ha chi lo pareggi, mancò la universalità della fama, perchè non fu autore d'opere che andasser per le mani di tutti: e molto più rimase agl' Italiani meno noto per essere stati i suoi grandiosi lavori più che altro di preparazione storica.‘

[2] Sie folgen im Anhang III. dieses Bandes.

[3] Im Archivio Storico Italiano, Nuova Serie 18, p. 1. ‚I meriti da quest'

Von Florenz, wo Bonaini auch noch die letzte Stunde seines Aufenthaltes mit ihm theilte, reiste Böhmer am 1. Juni nach Parma und ‚entdeckte dort eine treffliche Bibliothek und treffliche Bibliothekare‘, von denen er nur ungern schied. In Mailand ‚betrachtete er vom Dach des Domes die noch schneebedeckten Alpen, und erging sich in dessen Innerem, mit dem seiner Meinung nach keine Kirche Italiens sich vergleichen lasse‘; dann hielt er sich noch einen Tag bei Kopp in Luzern auf und war am 13. Juni wieder in Frankfurt.

Hier ‚erfrischte‘ er sich gleich am Tage seiner Ankunft ‚mit vaterländischen Erinnerungen‘, indem er das während seiner Reise eingetroffene, ihm und Carl Simrock dedicirte ‚anmuthige Büchlein‘ von Alexander Kaufmann über Cäsarius von Heisterbach las, und er wünschte dem Verfasser Glück, daß es ihm gelungen sei, von einer Zierde des Rheinlandes ein so farbiges Lichtbild aus dem Dunkel der Vergangenheit wieder hervorzurufen [1].

‚Nur in der Vergangenheit‘, schrieb er, ‚suche man deutschen Sinn und deutsches Wesen, denn die Gegenwart hat solches fast gänzlich verwirthschaftet. — O mein Vaterland, wie halte ich dich umschlungen mit allem was mir an Liebe und Kraft zu Gebote steht, und doch wie fremd fühle ich mich manchmal in dir, wo das Vaterländische immer mehr verschwindet, wo von dem, was den Ahnen heilig, auch die letzten Spuren sich verwischen.‘ Während er sich in Italien nach Deutschland zurückgesehnt, als nach dem Feld und Ziel seiner Thätigkeit, ergriff ihn schon wenige Monate nach seiner Rückkunft neue Sehnsucht nach dem blauern Himmel jenseit der Alpen, und diese Sehnsucht wurde immer stärker, je Geringeres er unter Hindernissen und Entmuthigungen mancherlei Art in seinen Arbeiten zu Stande brachte. ‚Wie kann ich arbeiten‘, klagte er im October 1850, ‚wo der drohend heranziehende Bürgerkrieg jeden Augenblick losbrechen kann und unsere ganze Existenz gefährdet. Wo wären heute noch heitere Bilder!‘

Guido Görres führte ihm ein solches vor. ‚Beim hellsten Morgensonnenschein‘, schrieb er am 16. October 1850 aus Meran an Böhmer, ‚sitze ich am offenen Fenster in einem Schlößchen zu Obermais, gegenüber dem alten Kirchlein St. Valentin, und schaue über die grünen Rebenlauben in das duftige Etschthal hinab; ein Teller mit großbeerigen Meraner Trauben steht neben dem Tintenfaß und unter dem Fenster reifen Feigen, Citronen

uomo acquistati ezandio colla storia d'Italia, richiedono que se ne faccia un cenno nell' Archivio Storico Italiano, che più volte tenne discorso dei suoi lavori e lo ebbe sempre benevolo e attento lettore.‘ So Reumont.

[1] Bd. 3, 20.

und Orangen; die Kastanien sind mit Früchten überdeckt und, was das Augenerquicklichste ist, wie Pater Beda Weber zu sagen pflegt, die Wiesen prangen noch in ihrem frühlinglichen frischen Grün. Bewegt Sie das nicht vor Wintersanfang mit Ihren langen Storchbeinen noch einen Sprung herüber zu machen in dieß sonnige Land hinter den kalten Schneegipfeln? Es würde mich sehr freuen mit Ihnen nach dem alten Tyrol hinaufzuspazieren, von wo man stundenlang in das reizende Thal bei Wein und Traube hinabblicken kann. Auch arbeiten läßt sich hier vortrefflich, da dem armen Menschenkinde die Gedanken nicht im Gehirn und die Empfindungen im Herzen erstarren und gefrieren, wie in quell vedovo settentrional sito, sagt, wenn ich nicht irre, Dante... Die politischen Zustände sind so unerfreulicher Art, daß sie mich völlig anwidern. Gott weiß, wie das Alles enden wird; an Krieg glaube ich kaum, der Friede ist aber ein treuloser und nicht minder verderblich; gibt es indessen Krieg, dann mag er so oder anders ausfallen, bei dieser moralischen Fäulniß ist wenig Heil zu erwarten... Wie gern wende ich meinen Blick von diesem trostlosen Hader ab und schaue hier in die lachende friedliche Landschaft!.. Bei jeder Frage wird die alte Eifersucht und der alte Hader (zwischen Oesterreich und Preußen) auf's Neue entbrennen. Darum sagt man hier in Tyrol: „Muß doch einmal gerauft sein, dann je eher je lieber, sonst geht Alles zu Grund.“ So weit ist es mit der deutschen Einheit gekommen, daß Gott erbarm! Darum noch einmal: carpe diem, und Gott befohlen auf ein fröhliches Wiedersehen.‘

Es wäre Böhmer ‚nichts lieber gewesen‘ als dem Rufe des Freundes zu folgen, aber er war damals kränklich, verstimmt, eben erst von einer Geschäftsreise aus Zweibrücken heimgekehrt, und ‚blieb sitzen, und mußte nun in Frankfurt einen ganzen trüben Winter lang aushalten, während welchem selbst die Arbeit (für den dritten Band der Geschichtsquellen und für die Mainzer Regesten, von denen er bis März 1851 schon 2100 Nummern sammelte) ihre alte beruhigende Wirkung auf das Gemüth gar zu oft versagte‘. Denn sein ‚Gemüth wurde durch die politischen Vorgänge beständig in Spannung und Erregtheit gehalten‘, riß ihn oft zu leidenschaftlichen Aeußerungen hin und ‚umnachtete allen Ausblick in die Zukunft Deutschlands‘. ‚Ich lobe mir‘, schrieb er im April 1851 an Otto Cornill in Rom, ‚wenn die Hoffnungen schwinden auf gedeihliches Fortleben im Vaterlande und wenn ich die Bemühungen der Besseren, um etwas aufzubauen und festzustellen, in diesem fluthenden Meere der Thorheit und des Verraths für vergeblich erkenne, das nur um die Gegenwart besorgte Genußleben unter einem blaueren Himmel... Lassen Sie sich nur immer wiegen von der günstigen Woge; an dem, was Sie in Deutschland versäumen, haben Sie nichts zu bedauern. Unsere Regierungen schaukeln

hin und her, machen Schachbrettszüge, leben von heute auf morgen, eine wahre Proletarierwirthschaft ... Unterdessen schreitet in den untern Schichten die Entsittlichung gründlich weiter, während unter den andern die Parteien ihr Wesen treiben, namentlich die Gothaer‘ [1].

Das Ziel der letzteren war ihm ‚in ganzer Seele widerwärtig‘, und seine Furcht vor ihnen um so größer, je mehr er ‚beobachten und einsehen mußte, daß nur sie allein unter den Parteien wirklich wußten was eigentlich erstrebt werden solle, und sich gehörig organisirten‘. ‚Die andern Parteien‘, bedauerte er, ‚halten sich ohne festes Programm stets nur in der Negative, die zu allen Zeiten unfruchtbar gewesen ist. Hat sich auch das Gewitter des Bürgerkriegs zwischen Oesterreich und Preußen dießmal verzogen, so hat es sich doch nur verzogen, das glaube ich gewiß, auch wenn noch ein ganzes Jahrzehnt äußerlichen Friedens folgen sollte, welches man nach alter Art wieder mit kleinlichem Gezerre hinbringen wird. Wo wären die Staatsmänner, die noch größere Gedanken im Herzen trügen! Mit der bloßen Reactivirung des alten lahmen Bundestags ist's wahrlich nicht genug, wie sehr ich mich auch freue, daß er als berechtigtes Organ wieder hergestellt ist.‘ Er sah Preußen für den ‚Pfahl in unserm Fleische‘ an, und wies es stets weit von sich weg ‚preußisch zu sein‘, ‚aber freilich‘, fragte er, ‚was soll man denn sein? Das Positive fehlt, die Idee, für die man streben möchte, ist nicht ausgesprochen, keine Fahne erhoben ihr zu folgen! Solche Zeiten sind corrumpirend; haben sie eine Zeitlang gedauert, dann zeigt sich erst am allgemeinen Zusammenbrechen, wie faul das innere Gerüste unter der Decke geworden‘ [2]. So schrieb er ein Jahrzehnt vor den Ereignissen, die sich im Jahre 1866 vollzogen haben, und viel früher schon heißt es: ‚Jemand, der kürzlich mehrere Residenzen bereiste, sagte hier, diese mittleren und kleineren Staaten seien Organismen, deren Knochen nur noch durch die Haut zusammen gehalten würden‘ [3]. In den Mittelstaaten, deren Souveränetätsberechtigung in der Geschichte wurzele, könnte es, meinte er, noch leidlich gehen, wenn nur ihre Finanzen besser bestellt und die Fürsten andere Persönlichkeiten wären [4], und sie könnten noch von gedeihlicher Wirkung für das Gesammtwohl Deutschlands werden, wenn sie die Kraft in sich fänden, sich zu einem die beiden Großmächte ausschließenden Bund zu vereinigen. Er sprach diese seine ‚alten Triasgedanken‘ von Neuem wieder einmal im December 1850 in einem Briefe an Hennes aus, aber er hatte weder damals noch jemals später [5]

[1] Bd. 3, 45—46.
[2] Bd. 3, 202.
[3] Bd. 3, 54.
[4] Bd. 3, 59.
[5] Vergl. oben S. 174 und Bd. 3, 297, 300, 302.

irgend eine Hoffnung auf eine ‚Realisirung derselben durch die Regierungen, denen Kraft und Leben fehlt'. Am tiefsten betrübte ihn im Laufe der Zeit ‚der elende Gang der Dinge in Bayern', an dessen ‚Kernvolk' er mit größter Liebe hing. ‚Wie groß war hier nicht der Beruf? Ein Land, das von den vier Hauptstämmen drei ganz oder theilweise umschloß, schien recht eigentlich bestimmt den Reichsstandpunkt fortzuführen. Dabei war sein Kern noch nicht zerrissen durch Glaubenstrennung und kriegstüchtig obendrein. Aber wie ganz anders ist es geworden? Man kann nicht gerade sagen pourriture avant maturité, sondern eher faulende Ueberreife und grüne Unreife an einander verkuppelt' [1].

Je mehr er aber gewahrte, daß sein politischer Standpunkt im südwestlichen Deutschland ‚durch Fremd- und Zwergwirthschaft' zu Grunde gehe, um so größere Erwartungen hegte er noch von Oesterreich, dem ‚neu erstehenden', wo der ‚kaiserliche Standpunkt' noch heute der natürliche sei, dem Keiner so leicht sich würde entziehen können [2], und darum begrüßte er insbesondere ‚mit innigster Freude Alles was dort durch den trefflichen Grafen Thun für vaterländische Geschichtserkenntniß so ruhmwürdig ins Werk gesetzt wurde'. Als er aber das ‚neuerstandene' Oesterreich auf einer Reise ‚aus nächster Nähe' einmal kennen lernen wollte, mußte er sich, wie wir noch hören werden, gestehen, daß er ‚von Neuem um eine Lieblingshoffnung ärmer geworden', und je größer seine ‚dortige Enttäuschung', desto herber wurden nun auch seine Urtheile über die dortige ‚Wirthschaft'.

Während ihm ‚seit dem Carnevalstaumel von 1848 eigentlich Alles im politischen Niedergang begriffen und die Servilität im gräßlichen Wachsthum erschien', fand er sich selbst ‚in dem Bewußtsein gehoben, ein Republikaner zu sein'. ‚Ich lese', schrieb er an Remling, ‚über monarchisch-büreaukratische Feierlichkeiten, wobei Orden vertheilt werden u. s. w., manchmal Dinge in den Zeitungen, die mich an Regan, Goneril und Cordelia erinnern und bei denen ich plötzlich mit einiger Satisfaktion fühle, daß ich ein Republikaner bin, und honny soit qui mal y pense' [3]. Und an Kopp: ‚Besonders hat mich auch gefreut, daß Sie sich einen Republikaner nennen. Ich fühle das mit, wenn auch nur auf die negativen Vortheile einer solchen Stellung hingewiesen. Es ist nicht ohne Folgen, wenn man von Jugend auf Recht zu nehmen, wie zu geben gewohnt ist, dabei auch keine andern Oberen hat als solche, denen man nicht bloß als Mensch, sondern auch als Bürger sich gleich weiß. Das Alles gewinnt an Be-

[1] Bd. 3, 301.
[2] Vergl. Bd. 3, 201, 243.
[3] Bd. 3, 253.

deutung in einem Zeitalter, in dem auf den Fieberparoxismus die erbärmlichste Apathie gefolgt ist, in deren Sumpfluft nun der Büreaukratismus wie kaum jemals früher gedeiht‘ [1].

‚Die Büreaukratie‘, sagte er im April 1851, ‚tödtet alles Leben, und seit der Revolution ist sie noch viel schlechter geworden, da sie früher wenigstens noch einen Herrn über sich hatte, nunmehr aber allein regiert und ihre Nummern erledigt als wäre Alles im Staate nur eine große Rechnungstabelle. Bald wird man in den staatlichen Existenzen keine triebkräftigen Sprossen mehr antreffen.‘

‚Wo aber kein wirkliches Leben mehr, da natürlich auch keine Zukunft‘, und in manchen trüben Stunden bezog er diesen Satz nicht bloß auf ‚staatliche Existenzen‘ in Deutschland, sondern sogar auf das ganze deutsche Volk. ‚Mir kömmt es vor, als gingen wir in den öffentlichen Dingen einem Todtentanz entgegen, und wie es bei solchen Aussichten Einem ums Herz ist, begreift sich von selbst. Görres hat ganz gewiß mit dem Ausspruch in einer seiner letzten Stunden: „Verfaulte Völker leben nicht wieder auf“, uns Deutsche gemeint, und mit diesem Scheidegruß hat er zugleich aussprechen wollen: wie vergeblich war so Vieles von dem, was ich mit bestem Willen und noch in bester Kraft für mein Volk erstrebte. Aber gleichwohl würde er, hätte er noch länger gelebt, hätte er noch gesehen, daß Alles, was er vorausgesagt, seit 1848 sich immer mehr verwirklicht, nie aufgehört haben zu thun was er als seines Berufes erachtete, und er konnte das, denn er hatte im Innersten den sichersten Halt.‘

Ueber die erwähnten Worte von Görres schrieb er im Jahre 1851 auch an seinen ‚militärischen Freund‘, der näher darauf eingehend, und Staaten und Völker unterscheidend, ihm antwortete: ‚Der Scheidegruß des alten Görres ist von ergreifender Tiefe. Es lohnte sich aber der Mühe zu erforschen, welches ist das natürliche Lebensalter der Völker? welches das Symptom ihrer Fäulniß? welche sind von ihrer Kindheit bis zum Tode historisch an uns vorüber gegangen? Waren die Römer nach ihren großen Eroberungen noch ein Volk, oder waren diese letzteren nichts Anderes als die Einströmungen frischer Lebenselemente, die sich in der Völkerwanderung großartig wiederholten? Auf diese Weise sterben die Völker nicht, sondern sie wandeln sich um durch die successive Vermischung. Die Normannen z. B. leben nicht mehr, wann sind sie gestorben? wann waren sie faul? Die jetzigen Völker sind, wie mir scheint, nichts Anderes als Mischlinge, und dennoch muß es ein Gesetz geben für ihre Entwicklung. Sehr klein neben den Völkern erscheinen die Staaten. Diese werden faul und gehen

[1] Bd. 3, 190.

unter, viele als Säuglinge ohne Fäulniß. Hierher dürften vielleicht unsere sämmtlichen Rheinbundssouveränetäten zu rechnen sein.' Und später: ‚Der Stoff zu einem großen socialpolitischen Kriege, einer Fortsetzung des ersten Revolutionskrieges, ist überall aufgehäuft und das Ende nicht abzusehen, wenn das Feuer an irgend einem Punkte ausbricht, sei es nun am Rhein oder am Po. Das Endresultat liegt in der Fortsetzung des längst schon Begonnenen, hierunter ist auch Gott sei Dank das stetige Herunterkommen der deutschen Bundessouveränetäten zu rechnen.' — ‚Ueber die badische Revolutions-Campagne habe ich noch viele Aufschlüsse in meinen Notizen. Sie würden treffliche Belege geben zu einer historischen Parallele zwischen der alten Reichs- und modernen Bundesarmee.'

‚Es ist eben nicht bloß Etwas, sondern gar Vieles faul geworden in Deutschland', schrieb auch Rath Schlosser an Böhmer, ‚und die bloße Reaction wird nur noch größere Fäulniß hervorrufen. Wenn man nur Keime neuen Lebens entdecken könnte! Auch einem dreifach bewaffneten Auge möchte es schwer sein, solche in unsern mittleren und kleineren Staaten zu entdecken.' Auch nach Schlossers Ueberzeugung war die Kleinstaaterei, die sich das Großstaatenthum gegen alle Natur und Geschichte beigelegt, eines der größten Unglücke des deutschen Staatswesens. ‚Freiheit der innern Verwaltung', sagte er, ‚war der Grundsatz des deutschen Reiches von Gottes Gnaden, ein souveränes Freisein von aller höhern Autorität ohne Wurzeln des Lebens in sich, ist eine politische Absurdität und führt zur Abgeschmacktheit nach allen Seiten. Einheit unter solchen Bedingungen ist ebenso unmöglich als das Fortbestehen solcher Einzelnheiten, die nur im Großen und Ganzen gedeihen können. Wir brauchen einen deutschen Kaiser auf geschichtlichen Grundlagen, welcher die Selbstverwaltung der staatlichen Gemeinden handhabt, aber sie nicht auf die Thätigkeit und Selbstständigkeit nach Außen gehen läßt. Wer sich dieser lächerlichen Duodezsouveränetät zum Vortheil des Ganzen nicht entäußern kann, verdient überhaupt keine Freiheit, selbst nicht einmal in seinen innern Angelegenheiten; er weiß nicht zu leben.' Und zur Erhärtung dieses Ausspruches wies Schlosser, wie uns sein Charakterschilderer berichtet [1], auf die Uebermacht der wühlerischen Grundsätze in diesen Kleinstaaten hin, wo die Regierungen trotz der ängstlichen Sorge für ihre Selbstherrlichkeit von der schlechten Presse gleichsam mediatisirt würden, machtlos fortgerissen im Strome verkehrter Meinungen, die man in Schule und Kirche dem Volke einzuprägen bemüht sei, ‚ohne Furcht vor dem rächenden Arm der Gerechtigkeit'.

So gut wie Böhmer hatte sich Schlosser stets redlich und treu in allem Tumulte widerstrebender Meinungen für Oesterreich im reichs-

[1] Charakterbilder von Beda Weber (Frankfurt 1853) S. 108.

kaiserlichen Sinne erklärt, aber er ermahnte den Freund: ‚Wenn es auch in der Politik gegen alle Hoffnung und alle Berechnung geht, so dürfen wir uns doch nicht anmaßen mit der göttlichen Vorsehung zu rechten, die die Dinge nach andern Maßen mißt und nach andern Gesetzen regelt, als wir Sterbliche sie regeln möchten. Wir machen uns aber dieser Anmaßung schuldig, falls wir unser Gemüth durch das Wandelbare in der Geschichte und der Zeit sich verbittern lassen und den Besitz und die Gemeinschaft des Friedens anderwärts suchen, als wo er allein zu finden ist.‘

Für Böhmer war Schlosser nicht bloß in der Jugend ‚ein Leitstern‘ gewesen, sondern er sah stets noch auf ihn ‚mit der Pietät eines Jüngern gegen den Aeltern hin‘ und die Worte des ‚friedseligen‘ Greises verfehlten nie ihre Wirkung. Darum betrachtete er dessen am 22. Januar 1851 plötzlich erfolgten Tod als einen auch persönlich ungemein schweren Verlust. Er nennt ihn für Frankfurt den ‚letzten Mann von altem Schrot und Korn‘, und klagt: ‚Es ist nicht zu sagen, was wir an diesem edlen Manne verloren haben, der uns immer freundlich aufnahm und von dem man nie ohne Belehrung schied. Er war so unterrichtet über Alles, was im Leben, in Wissenschaft und Kunst vorging und seinem Urtheile durfte man vertrauen‘ [1]. ‚Schlosser‘, sagt er, ‚verband in seiner Persönlichkeit mit dem festen Kern biederer Gesinnung, wie sie unsern Vätern eigen war, zugleich die reichste Bildung der Neuzeit. Aechte Religiosität und Kirchlichkeit waren Grundzug seines Charakters, den er auch praktisch durch Wohlthun und Wohlwollen in weitem Umfange zur Geltung brachte.‘

Böhmer widmete dem Verstorbenen ‚als eine kleine Gabe der Dankbarkeit‘ einen würdigen Necrolog [2], und unterstützte die Wittwe bei der Herausgabe von dessen nachgelassenem Werk: ‚Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte‘, worüber er schrieb: ‚Die Sammlung christlicher Gedichte aus allen Jahrhunderten in Uebersetzungen und Erneuerungen, welche nun aus seinem Nachlasse erscheint, und denen noch eine Folge gehaltvoller weltlicher Gedichte aus verschiedenen Sprachen sich anschließen wird, muß als eine wahre Bereicherung unserer Literatur begrüßt werden. Wie Schlosser durch sie in die Reihe der ausgezeichnetsten Uebersetzer tritt, die den deutschen Literaturschatz wie denjenigen keines andern Volkes durch Uebertragung der trefflichsten Erzeugnisse aller Zeiten und Völker gemehrt haben, so darf hinwieder gehofft werden, daß die Höhe und Tiefe der Gesinnung der ausgezeichnetsten Sänger der Vorzeit, welchen er deutschen Ausdruck verlieh, in den empfänglichen Herzen wiederklingen werde‘ [3].

---

[1] Bd. 3, 36, 39, 43, 63.
[2] Bd. 3, 478—484.
[3] Histor.-polit. Blätter 28, 665.

Während Böhmer unter schmerzlichen Rückerinnerungen sich mit der Correktur dieses Werkes beschäftigte, brach ein neues schweres Unglück über ihn herein, indem sein Bruder, mit dem er in den letzten Jahren ‚in innigster Gemeinschaft aller Gesinnungen und Grundsätze gelebt hatte', in Folge eines Schlaganfalls am 6. Juni 1851 starb. ‚So stehe ich nun', schreibt er, ‚vereinsamter denn je in der mir fast fremd gewordenen Stadt, vereinsamter in meinem täglichen Leben, in den öden Räumen meines Hauses, wo mein Bruder in wachsender Liebe mit herzlicher Ansprache und ermuthigendem Zuruf mich erquickte.' ‚Seit dem vorigen Herbst hatte er zu der Last der gewöhnlichen Amtsgeschäfte (als Senator) noch eine mit Aufregung und Verdruß verknüpfte politische Rolle hinzunehmen müssen: dieser doppelte Druck war zu schwer. So ist er bei immer mehr gereifter Einsicht und Wirksamkeit seiner Pflicht erlegen und tritt somit in die Reihe der trefflichsten Männer, die sich für die Vaterstadt aufopferten, wie z. B. Thomas. Mit großer Rührung betrachteten wir (nämlich er und die Schwester) nach seinem Tode seine sinnvoll angelegten Sammlungen, manche Spuren verborgenen Lebens, und gedachten mit Wehmuth, wie wenig er sein Leben mit Ruhe genossen, sondern meist nur mit Eile durchhastet hat' [1]. ‚Durch ein sonderbares Geschick theile ich mit meiner Schwester den einzigen Trost ihn gepflegt zu haben und in den letzten Stunden ihm nahe gewesen zu sein. Denn gerade am Morgen seiner Erkrankung war ich nur durch Zufall noch nicht verreist und durch einen andern Zufall kam an demselben Tag meine Schwester hier an' [2]. ‚Wie sehr dieser traurige Todesfall in mein Leben eingriff, wie viele mit den herbsten Gefühlen verbundene Arbeit er mir machte, brauche ich nicht zu schildern.'

Auch dem Bruder legte er in einem Nachruf [3] einen ‚Kranz dankbarer Erinnerung auf das Grab', und arbeitete daran ‚in denselben Tagen, wo der liebe treue Universitätsfreund Pfarrer Schulz in Frankfurt verweilte, mit wirksam tröstendem Worte den Schwergebeugten emporhebend'. Böhmer weinte als er beim Abschiede dem Freunde mit den Worten: ‚So bleiben wir denn in alter Treue verbunden; komme bald wieder', die Hand drückte, aber Schulz konnte nicht mehr wiederkommen, er erkrankte plötzlich und schon wenige Monate nachher schrieb Böhmer tiefbewegt an dessen Wittwe: ‚Er war der älteste noch lebende Freund, mit dem ich in solcher Herzensvertrautheit gelebt hatte, und es war mir immer so wohlthuend gerade an ihm zu erproben, daß auch ich mir treu geblieben war. Ein wie pflichttreues Leben hat er geführt, wie rühmlich hat er im prak-

---

[1] Brief vom 17. Juni 1851 an den General von Hofmann.
[2] Brief vom 13. Juli 1851 an Kopp.
[3] Bd. 3, 485—489.

tischen Beruf das Ziel erreicht, während Andere um den Weg sich stritten. Wenn ich recht erwäge, was ich an ihm hatte und verlor, so kommt mir nun die Welt für mich ein gut Theil einsamer vor. Auch alle meine näheren Freunde hatten ihn lieb gewonnen, und die davon noch leben, haben seinen Tod mit herzlicher Theilnahme und mit wahrem Schmerz erfahren.'

Je mehr Böhmer in der Freundschaft das einzige Asyl seines Gemüthslebens suchte, desto schmerzlicher wurde er ,jedesmal ergriffen, so oft einer der Freunde von hinnen schied, und jeder Verlust weckte dann stets die Sehnsucht nach denen, die noch vorhanden und mit denen man immer näher zusammenrücken möchte'. ,Nach München', schrieb er darum im Juli 1851 an Guido Görres, ,zu Ihnen, Ihrer Familie und Ihren Freunden ziehen mich alle meine Neigungen, denn ich bin hier nun arm geworden an Menschen. Wie traurig ist es doch, daß alle diese Familien, in denen unsere Gesinnung lebte, oder doch wenigstens irgend eine Betheiligung an dem, was uns bewegte, erlöschen, wie Thomas, Schlosser und so manche andere! Hier bildet sich der Wendepunkt der Zeit ab, in der wir leben. Aber lassen Sie uns, die wir übrig blieben, die Hände treu in einander legen, so lange die Sonne uns noch leuchtet.' Er ahnte nicht, daß sie auch für Guido Görres nicht lange mehr leuchten, daß er auch mit diesem Freunde nur noch einmal im Leben zusammensein sollte. Aber es war doch noch ein frohes und brüderlich-herzliches Zusammensein.

Nachdem er nämlich im Herbst 1851 in Beckenried der Versammlung der schweizerischen Geschichtsfreunde beigewohnt, mit Aschbach die französische Schweiz bereist und in Luzern bei Kopp eingesprochen, holte er Guido Görres in München ab und fuhr mit ihm am 17. October mit dem Eilwagen dem Gebirge zu nach Tölz. Wir besitzen aus den Tagebuchblättern von Görres eine anmuthige Schilderung der ganzen Fahrt [1]. Der ,liebenswürdige Troubadour', wie Böhmer seinen Freund bezeichnete, zeigte die ganze Kindlichkeit seines Gemüthes, welche Grundzug seines Wesens war, und sprudelte über von jugendlich frischem Humor. ,Wie heiter und lieb war er', schrieb Böhmer, ,in diesen letzten Tagen, die ich mit ihm verlebte! Ueberall band er in freundlichen Reden mit den Leuten an, mit denen uns die Reise zusammenführte, und rühmte sich gegen mich mit kindlicher Zufriedenheit, wie praktisch er unsern Marsch ordne'. ,Und wie schön war die Reise. Wie frisch und kräftigend ist doch das Leben im Gebirg, wie herrlich ist der Menschenschlag, den man dort antrifft.' In Tölz und der Umgegend wohnen ,starke, schöngebaute Männer, ächtes deutsches Blut. Es ist ein herrlicher Anblick, sie am Sonntag in ,,Feier-

[1] Histor.-polit. Blätter 30, 606—612.

tagsgewand“ vor der Kirche zu sehen. Man sieht dort junge Knaben schlank wie die Tannen und von den feinsten Verhältnissen, wie auf griechischen Bildwerken, während der Bayer der Ebene gedrungener und stämmiger und grobknochiger ist. Wie so manches bayerische Städtchen, so hat auch Tölz seinen stattlichen Calvarienberg. Er liegt mit seinen hohen Kreuzen und seinem Kirchlein auf einer in die Ebene vorspringenden Anhöhe und bietet eine weite Aussicht hinaus auf die Hochebene längs dem Saume der Berge. Wir gingen hinaus; allein die grauen Nebelgestalten ossianischer Dichtung hüllten die Berge ein und zogen düster über die Ebene dahin.‘

‚Nach dem Mittagessen‘, fährt Görres fort, ‚machten wir uns zu Fuß auf nach Tegernsee. Wir wählten des Wetters oder Unwetters wegen den Weg nicht über das Joch, sondern außerhalb der Berge, über die geschwellten Wiesen zu den Füßen der Vorberge. Man glaubt sich hier in der Schweiz, so hat Alles ein alpenmäßiges Aussehen. — Es war dunkele Nacht und der See kaum kenntlich, als wir in die helle Stube des stattlichen Wirthshauses von Gemund an der Mündung des Tegernsees eintraten, wo wir uns des bayerischen Bieres erfreuten, und unter warmen Federn die kühle, octoberliche Regennacht ausruhten.‘ — ‚Heute ist der 18. October! Wer denkt daran? Kein Freudenfeuer brennt mehr zur Erinnerung an jenen Sieg unserer Befreiung, die mit dem Blute von Tausenden und Tausenden auf den Feldern von Leipzig erkauft wurde.‘

Am 23. October trennten sich die Freunde, die nach Tyrol weiter gereist waren, in Matrei, und Böhmer kehrte nach München zurück, wo er auf dem Reichsarchiv einen Urkundencodex von großer Wichtigkeit für die Wetterau [1] fand und außer diesem (bis zum 10. November) das sieben Foliobände starke Copialbuch des Erzstiftes Mainz für seine Mainzer Regesten benutzte, ‚sehnsüchtig zurückdenkend an Guido Görres‘, dem er sich ‚auf das Innigste zugethan fühlte‘. Er sollte ihn nicht mehr wieder sehen, und es blieb ihm, als er im folgenden Jahre die Trauerbotschaft von dessen Hinscheiden erhielt, die peinlichste Erinnerung, daß er unter dem Druck von Störungen verschiedener Art und bei mangelnder Kenntniß der Gefahr nicht im Stande gewesen, ‚dem liebsten Freunde noch einmal die Hand zu reichen und etwa einen letzten Wunsch zu vernehmen, dessen zugesicherte Erfüllung ihm beim Scheiden zur Beruhigung hätte gereichen können‘.

‚So trifft mich denn‘, klagt er, ‚binnen kurzer Zeit Schlag auf Schlag;

[1] Er beabsichtigte die Herausgabe eines Urkundenbuchs der Wetterau, mit deren Geschichte er sich schon in früheren Jahren beschäftigt hatte, vergl. seinen Aufsatz über die Reichslandvögte in der Wetterau (vom Jahre 1837) im Archiv für Hessische Gesch. 1, 337—350.

nachdem mir Schlosser, mein Bruder, mein guter Schulz hinweggenommen, mußte ich nun auch Guido Görres verlieren, der mir unter den noch Lebenden der theuerste war.' ‚Wie herb schneidet der Verlust dieses Guten und Liebreichen, dieses Begabten und Tüchtigen in mein Leben und in meine Vorsätze! Auch das ist mir an ihm ganz unersetzlich, daß er noch mit Träger der Erinnerung an so manche edle Hingeschiedenen war, die ihn kannten und liebten, deren Andenken ich nun nicht mehr mit ihm erneuern und ehren kann[1].' ‚Mir bleibt nun nichts übrig, als daß ich meine ganze Liebe, die ich für ihn im Herzen trug, auf seine Hinterbliebenen übertrage, die sie nicht verschmähen, vielmehr herzlich erwiedern werden.' Und so geschah es. Böhmers Briefe an die Schwester des Verstorbenen gehören wohl zu den traulichsten und ansprechendsten seiner ganzen Briefsammlung, und wenn die Mittheilung der Briefe der Schwester an ihn hätte vergönnt werden können, so würden die Leser gefunden haben, daß er mit Grund einmal an einen Freund in Baden schrieb: ‚Jeder Brief von Marie Görres erfrischt mich in meinem einsamen Leben. Da ist Traulichkeit, Tüchtigkeit und ernstes Thun, ganz nach Art des Vaters und des Bruders, die wir doch wohl unter die Zahl der Edelsten unserer Zeit aufnehmen dürfen. Sie alle sind heimgegangen.'

Und bei der Rückerinnerung an die Heimgegangenen kehrte ihm immer der Gedanke wieder: ‚Für die Edlen selbst war der Tod nur eine glückliche Erlösung aus dem Wirrwarr der Zeit.' ‚Ich freue mich nur, daß diese edlen Männer, mit denen mich ein gütiges Geschick im Leben zusammenführte, wie Freiherr vom Stein, Thomas, Clemens Brentano, die beiden Görres, Schlosser und Andere, die von deutsch-patriotischer Gesinnung so durchwärmt waren, bewahrt worden sind vor der Trauer über das bei uns sich steigernde Elend im öffentlichen Leben. Dauern die gegenwärtigen Zustände noch längere Zeit, so wird unser Loos in Zukunft das der verweichlichten Griechen sein, die einem in ihren Augen barbarischen Volke gehorchen mußten — und dann leider ein verdientes Loos.'

Aber wie wenig er auch in seinen damaligen pessimistischen Anschauungen auf eine bessere Zukunft Deutschlands hoffte, auf irgend eine Neugestaltung desselben, wie er sie in seiner Jugend geträumt hatte, und auf seinem reichsbürgerlichen Standpunkte für allein rechtlich und segenbringend erachtete, so wollte er dennoch, ‚wenn auch ohne Aussicht auf Erfolg, und gleichsam ankämpfend gegen den Strom, nach dem alten Worte: — sed victa Catoni den Traditionen der Jugend, dem ehrwürdigen alten Reich und alten Recht, den Erwartungen der Besten, die für die Größe

[1] Bd. 3, 65.

des Gesammtvaterlandes gewirkt, niemals und nirgends ungetreu werden, und auch niemals aufhören dafür zu thun, was bei geschwächter Kraft zu thun noch möglich' sei.

Als ‚große Urkundenameise', wie ihn die Lausitzer in ihrer Art von Poesie bezeichnet hatten[1], arbeitete er unverdrossen fort, suchte nach wie vor in den historischen Studien seinen ‚besten Trost' und seine ‚reichste Unterhaltung', und wenn er auch vor Vertrauten es als ‚Wahn' bezeichnete, daß ‚geschichtliche Selbstkenntniß Nationen erneuern könne'[2], so mahnte er doch unablässig zu dieser Selbstkenntniß auf und hielt es für den edelsten Beruf, insbesondere seine ‚politisch zerfahrenen rheinischen Stammesgenossen' zu richtigerer Einsicht durch männliche Geistesrichtung, wie sie dem Ernst der Historie innewohnt, heranzuziehen.

‚Sollen wir Franken am Rhein und Main', fragt er 1852, ‚wir Baiern, wir Schwaben (von den Altsachsen und den Oesterreichern zu schweigen) unsere Vorzeit nicht selbst uns erforschen, nicht selbst sie uns erzählen, nicht selbst als ächte Söhne unserer Väter die Erinnerung an das uns bewahren, was unsere Vorfahren erlitten und erstritten, was ihnen frommte und ihnen schadete, die Erinnerung, wie Alles von den ältesten Zeiten hergekommen und wie wir gestellt sind in der Gegenwart, mit Einem Wort: das Bewußtsein unseres Volksthums? Dasselbe sei jedem Andern in seinem Kreise gegönnt, aber auch uns in dem unserigen gewahrt. Ist die Erinnerung doch Vielen unter uns die einzige Hoffnung und der letzte Schatz, denn die Geschichte ist, wie die kräftigste Ermunterung und die beste Lehre, so auch, wenn das Loos alles Irdischen sich erfüllte, die würdigste Grabschrift'.

‚Ich theile als Sohn eines besonderen deutschen Stammes die Empfindungen, die Niclas Vogt in der beachtenswerthen Vorrede seiner rheinischen Geschichten niederlegte: „Der Hauptzweck dieses Werkes aber ist, meinen Landsleuten die Thaten ihrer Väter, das Andenken an ihre Größe und den Verlust ihres Wohlstandes in das Gedächtniß zurückzuführen, auf daß sie künftig diese Gabe Gottes weder für gleißende Worte, noch für sträfliche Bündnisse hingeben mögen". Mein alter, nun lange verstorbener Gönner, hat das Wort Wohlstand hier ohne Zweifel in einem weiteren, nicht bloß materiellen Sinn genommen, und die organisch entstandene, also gottgeschaffene Stammespersönlichkeit gemeint, im Gegensatze gegen ein willkürlich und oft gewaltsam aufgebautes, nur durch büreaukratische Mittel zusammengehaltenes, mechanisches Staatenthum, für welches der Ausdruck Vaterland ein schnöder Mißbrauch der Sprache wäre. Diese Persönlichkeit, wie

[1] Vergl. Bd. 3, 97.
[2] Bd. 3, 47.

beim Individuum, so bei dem Volke Grundlage des Rechtes und der Ehre, ist bei den deutschen Stämmen älter als ihre Verbindung zu einem deutsch-römischen Reich, und ihre Erhaltung war in dessen Verfassung jedem einzelnen Stamme auf die bewunderenswertheste Weise gesichert, wenn auch zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Weise. So lange die Herzogthümer dauerten, trat die Stammesverfassung des Ganzen in ihnen unmittelbar in den Vordergrund. Nach der Auflösung der Herzogthümer einigten sich die einzelnen zusammengehörigen Theile neu in den Landfriedensbündnissen, die ein noch nicht gehörig gewürdigtes Mittelglied bilden bis zu der aus ihnen hervorgegangenen Kreisverfassung. Der territorialen Zerstückelung gegenüber waren die aus dem politischen Persönlichkeitsgrundsatze entspringenden Rechtsbegriffe seit der Entstehung der Landeshoheit an das Wort Land und die vielen damit zusammengesetzten Wörter geknüpft; sie waren in den Landesverfassungen festgestellt, von den Landesherren in ihren Reversalien anerkannt, in ihren Titeln ausgesprochen. Gewahrt wurden diese Rechte beim Wechsel der Landesherrschaft in allen großen Staatsverträgen vom westphälischen bis zum Preßburger Frieden, mit Gewalt zerstört zur Zeit der französischen Herrschaft, seitdem noch übler untergraben.‘

‚Unsere Staatsrechtslehrer haben diese Rechtsansprüche unter den politischen Stürmen im Anfang des Jahrhunderts vergessen, unsere Diplomaten als Legitimität damit einseitiges Spielwerk getrieben, unsere Gutgesinnten als historisches Recht sie oberflächlich empfohlen. Allerdings gibt es, wie in der Natur und im Leben der Einzelnen, so auch im Völkerleben gewaltsame Einwirkungen, die hingenommen werden müssen, und unter dem wechselnden Mond kann und soll auch nicht Alles beim Alten bleiben. Aber die Umgestaltung sollte doch immer durch die ursprünglich eingeborene Triebkraft bewirkt, die Continuität des Lebens und des Rechtes sollte erhalten werden. Wo das nicht geschieht, wo die Stammes- und Volkspersönlichkeit getödtet, das natürlich Verbundene zerstückt und Disparates gemengt wird, da verlieren die Stämme und Völker Gehalt und Werth, wie man auch Thiere nicht achtet, die racelos sind; sie sinken herab zur matière administrative, financière et conscriptible, gleichviel welcher Büreaukratie, und schwanken fortan zwischen Despotismus und Anarchie. Denn die mechanische Mengung organischer Bruchstücke erzeugt keine neuen Organismen, sondern die gewaltsam zusammengeworfenen Theile zerfressen sich chemisch, sie reagiren, explodiren, oxydiren. Die Kräfte, die dann thätig sind, treiben keine Blüthen und Früchte, ihr Produkt ist das ärmste von Allem: ist Asche. Das sind Zustände, vor denen zwei meiner verstorbenen Freunde frühzeitig gewarnt haben. Clemens Brentano schon 1817: „Das Gefühl eine Gemeinde, eine Familie zu sein, ist erloschen. Alles ist wie

eine große, nur auf Rechnungstabellen zusammenhängende, lieblose Masse zusammengeworfen. Es ist als ob man Wein, Bier, Wasser, Milch, Branntwein, Essig, Dinte und Spülicht zusammengösse und es eine Nationalsuppe nennte.“ Und Achim von Arnim gar schon 1805: „O mein Gott, wo sind die alten Bäume, unter denen wir noch gestern ruhten, die uralten Zeichen fester Grenzen, was ist damit geschehen, was geschieht? Fast vergessen sind sie schon unter dem Volke, schmerzlich stoßen wir uns an ihren Wurzeln. Ist der Scheitel hoher Berge nur einmal ganz abgeholzt, so treibt der Regen die Erde hinunter, es wächst da kein Holz wieder. Daß Deutschland nicht so weit verwirthschaftet werde, sei unser Bemühen.“

‚In diesem Bemühen kann sich keiner durch Fremde vertreten lassen. Die Persönlichkeit unseres Stammes und Landes müssen wir auch selbstständig behaupten, auf jedem Felde, wo gestritten wird, auch auf dem der Wissenschaft. Wenn dieß von je Recht und Pflicht gewesen, so ist es heute doppeltes Recht, doppelte Pflicht, nach Allem, was Gewalt und Corruption versuchten, nach den Fortschritten, welche Uebelgesinnte in den Künsten der Bethörung machten, nach dem bösen Willen, den selbst Verbrüderte zeigten.‘

Obige Stellen sind den Trümmern einer Abhandlung: ‚Ueber nationale Persönlichkeit‘ entnommen, die er als eine Parabase für den dritten Band seiner Geschichtsquellen bestimmt hatte, und woran er Monate lang arbeitete, ohne sie fertig zu bringen. ‚Mit dem Bande selbst‘, schreibt er im August 1852, ‚kann ich ebenso wenig fertig werden; ich drucke nun schon zwei Jahre daran, und hoffte wenigstens in diesem Herbste damit zu Ende zu kommen, aber es geht nicht, ich bin lahm geworden, innerlichst verstimmt und dabei durch allerlei geschäftliche Arbeiten gestört, fast erdrückt, und so will ich nun sehen, ob's im kommenden Winter besser wird, nachdem ich mich durch eine Herbstreise erfrischt und bei meinen Freunden neue Kräftigung geholt habe.‘

So fuhr er denn am 9. September 1852 den Rhein hinab nach Coblenz. ‚Am 10. September‘, erzählt er, ‚besuchte ich den Disibodenberg. Im weiten Thal auf einem anmuthigen Hügel, zwischen Nahe und Glan, die sich an seinem Fuße vereinigen, stand das Kloster ... Von der im schönsten Rundbogenstil in den glücklichsten Verhältnissen aus Sandsteinquadern erbauten Kirche blieb nur der Sockel noch übrig; wie in einem Grundriß geht man in den Resten herum und sucht die sonst geweihten Stätten‘[1]. Nachdem er in Coblenz bei den Verwandten, in Bonn bei Aschbach und Sulpiz Boisserée und in Cöln und Düsseldorf bei alten

[1] Fontes 3, XL.

Freunden und neuen Bekannten ‚frohe Stunden genossen und von dort heitere Erinnerungen mitgebracht‘, ging er auf die Familiengüter bei Zweibrücken, erfreute sich in Speier der ‚frischen Thätigkeit des trefflichen Remling‘, und erneuerte alte freundschaftliche Beziehungen zu dem dortigen Bischof, der in ihm ‚durch sein ganzes Wesen die innigste Verehrung erweckte‘. Darauf begrüßte er in Baden-Baden die Gräfin Sponeck, die liebste Freundin seiner Eltern, durchforschte in Colmar einen interessanten Briefcodex aus dem dreizehnten Jahrhundert, arbeitete Einiges auf der Bibliothek in Straßburg [1], und verlebte am 18. October in Stuttgart bei Stälin und Kausler ‚einen der schönsten Tage der Reise und des ganzen Jahres‘. Er vergaß nicht anzumerken, daß er im Jahre vorher an demselben Tage mit dem verstorbenen Guido Görres in Tegernsee so froh beisammen gewesen. Ueber Nürnberg reiste er dann nach München, wo er fast drei Wochen blieb, während welcher er das Falkensteinische Copialbuch für die Geschichte der Wetterau ausbeutete. ‚Ich verkehrte dort sehr viel, meist auf großen Spaziergängen, mit Lasaulx und Döllinger, dann auch täglich im Görres'schen Hause, wo man eben eine Sammlung der Werke des Vaters vorbereitete. Tief bewegt besuchte ich sein Grab, wo der gewaltige Mann wohlgetroffen in demüthiger Stellung abgebildet ist, und nun auch schon neben dem seinen des Sohnes Namen steht‘ [2]. Damals dachte er ernstlich daran, seine Bibliothekarstelle in Frankfurt aufzugeben und nachdem er bereits das bayerische Indigenat erworben hatte und in Folge dessen nun als Höchstbesteuerter geborenes Mitglied zweier Distriktsräthe geworden war, nach München überzusiedeln. In München würde sich, so hoffte er, im Bunde mit den Freunden im Gebiete der historischen Wissenschaften Bedeutendes leisten lassen, wie es dem geschichtlichen Hintergrunde und dem heutigen Berufe Bayerns entspreche und erwünscht sein müsse, ‚um eine Invasion fremder Ansichten und zerstörender Tendenzen abzuhalten‘. ‚Ich meine auch solche Bestrebungen‘, sagt er, ‚die Jüngere heranziehen, die also fortleben und sich ausdehnen‘. Bald ging das Gerücht, daß der König ihm die Stelle eines Directors der Staatsbibliothek zugedacht habe, und Böhmer erklärte sich dieses Gerücht ‚leicht nach Straußischer Theorie als eine an sein Indigenatsgesuch sich anknüpfende Mythe‘. Er würde eine solche Stelle nie angenommen haben, aus Gründen, die er in einem Briefe an Döllinger näher bezeichnet [3].

---

[1] Fontes 3, XII.
[2] Ueber seine Reise vergl. Bd. 3, 73—77, 79. Fontes 3, LXVI.
[3] Bd. 3, 87—88.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, brachte er unter fortwährenden Störungen ‚doch endlich, endlich im April 1853 den dritten Band der Geschichtsquellen [1] zum Abschluß‘.

Wie der erste Band dem vierzehnten, der zweite dem dreizehnten Jahrhundert, so ist der dritte vorzugsweise dem zwölften Jahrhundert gewidmet, und enthält neben Quellen, die wie Gottfried von Cöln und Otto von St. Blasien wesentlich der allgemeinen deutschen Geschichte angehören, hauptsächlich elsäßische, mainzische, cölnische und bayerische Geschichtsdenkmäler, im Ganzen dreiundfünfzig an der Zahl. Neben der Reichs- und Landesgeschichte ist ganz besonders die Klostergeschichte vertreten, ‚deren allgemeinerer Theil schon aus diesem Bande allein mit ziemlicher Vollständigkeit geschöpft werden könnte. Da finden sich Geschichten von den Gründungen der Klöster und ihren schwankenden Anfängen, fromme Erinnerungen an die Stifter und deren Familien, wunderwirkende Heilige, gute und böse Aebte, günstige und ungünstige Bischöfe, ganz besonders aber auch gewaltsame Uebergriffe der Weltlichen in die klösterlichen Rechte, und viele Einzelschicksale dieser geistlichen Körperschaften‘. ‚Wie bunt die Reihe der hier vorgeführten Bilder durch gute und böse Zeiten ist‘, sagt Böhmer über die im vierten Abschnitt enthaltene Geschichte des Klosters Ebersheim, ‚von den Stößen und Prügeln, die der Abt, der die Weinportion schmälern will, durch Mönche und Knechte, oder die der übermüthige Bischof durch Geister erhält, bis zur Königskrone, die auch in dem Kloster geschmiedet wird, würde ich gern hier aufzählen, um zum Lesen dieses so unterhaltenden als belehrenden Stückes anzureizen, wenn der Raum es erlaubte‘. Und über die Gründungsgeschichte des Klosters Scheiern im dreiundvierzigsten Abschnitt: ‚Diese Aufzeichnung bietet ein schönes Bild des Uranfangs geistlicher Stiftungen. Sie zeigt, wie im rohen Zustand der Ort der Niederlassung so leicht gewechselt wird, dann aber, wenn größere Cultur errungen ist, für immer feststeht. Ganz besonders anziehend ist gleich zu Anfang die Besitznahme des herrenlosen Waldes, ganz ähnlich wie auch noch jetzt die nordamerikanischen Squatters durch Errichtung einer Zweighütte mit einem Feuerplatz davor, oder durch das Fällen, Anhauen oder Abringeln einiger Bäume in der Wildniß Besitz ergreifen.‘

‚Ich verweile so gern‘, schrieb er an von Humbracht, ‚bei den Geschichten der Klöster, welchen wir Gesittung und Bildung verdanken, in denen neben menschlichen Gebrechen, wie sie auch hier nicht fehlen, so viel Kraft und Seelenadel Jahrhunderte hindurch sich offenbart hat. Unter den

[1] Fontes rerum Germanicarum u. s. w. Dritter Band. Martyrium Arnoldi und andere Geschichtsquellen Deutschlands im zwölften Jahrhundert. Stuttgart 1853, LXXVIII und 642 Seiten in 8°.

Trümmern solcher gottgeweihten Stätten überfällt mich stets die tiefste Wehmuth. Wie hat man mit dem aus der Vergangenheit uns überkommenen Besitze gehaust! Strafe kann dafür nicht ausbleiben, die Strafe, die den Gottesräuber trifft, früh oder spät. Hat man doch nicht einmal Ehrfurcht vor den Ueberbleibseln der eigenen Ahnen gehegt' [1].

Unter den im dritten Bande zum erstenmal gedruckten Stücken erwähnen wir zunächst die in ihrer Urform und Vollständigkeit mitgetheilten Jahrbücher des Elsaßes, die einer einst von Göthe für die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde beschriebenen, aber von ihm als bereits gedruckt angesehenen Handschrift entstammen. ‚Wie Schade', sagte Böhmer, ‚daß Göthe den Schatz, der in seinen Händen war, nicht richtig erkannte, und so nicht auch im Bereich der vaterländischen Geschichtskunde Wiederbringer wurde, wie in so manchem Andern! Das Gewicht seines Namens hätte dann auch auf dieses Gebiet jene allgemeinere Aufmerksamkeit hingezogen, die es mehr verdient, als besitzt.'

Für die Geschichte Cölns sind die von ihm in Rom abgeschriebenen Jahrbücher von Brauweiler, von denen bisher nur Fragmente bekannt waren, am wichtigsten, und sie enthalten in ihren neuen Theilen auch einen hübschen Beitrag zur deutschen Sagengeschichte, indem sie von einem im Jahre 1140 beobachteten Riesenkampf berittener Geister erzählen, die sich die größten mit den Wurzeln ausgerupften Eichen als leichte Wurfspieße entgegenwarfen, so daß ein Fluß, über welchen eine Partei die andere verfolgte, von den niederfallenden Stämmen aufgestaut wurde. — Von besonderem Interesse ist auch eine politische Flugschrift vom Jahre 1206, welche uns in der Form eines Gespräches zwischen einem Geistlichen und einem Laien, unter verschiedenen der rheinischen Scenerie entnommenen Bildern mitten in die damaligen erzbischöflichen Wirren der rheinischen Metropole versetzt und unter anderm wichtige Angaben für die herzogliche Würde der Erzbischöfe enthält.

Von gleichem Gewicht sind die neuen Beiträge für die bayerische Ge-

[1] Vergl. Fontes 3, LI seine Worte über die wüste Wirthschaft bei der Klosteraufhebung im Nassauischen. In den Kaiserregesten von 1198—1254, S. 166 sagt er über die Gebeine der hl. Elisabeth in Marburg: ‚Eine Leuchte, die Andern zum Exempel in Liebe brannte, wie es in dem Protokoll über die Aussagen ihrer Mägde heißt; eine gloria Theutoniae, wie jetzt noch in Marburg an der Wand zu lesen; ein Trost und Schatz des vielfach armen Hessenlandes, ruhten hier andächtig verehrt die Reste der frommen Landgräfin, bis am 18. Mai 1539 (einer) ihrer Enkel erschien, den Schrein gegen das Sträuben des Deutschordenscomthur erbrach, und mit dem Wunsche, daß es lauter Kronenthaler wären, die Gebeine seiner Eltermutter dem von Collmatsch gab, der sie durch seinen Bedienten in einen mitgebrachten Futtersack stecken und auf das Schloß tragen ließ. Seitdem erlosch hier mit der Andacht auch das Andenken.'

schichte, aber am bedeutendsten ist der Gewinn für die Geschichte von Mainz, für welche (außer einer neuen Lebensbeschreibung des Erzbischofs Bardo) als Hauptstück des Bandes, von dem auch dessen besonderer Titel entnommen, das Leben und der Untergang des Erzbischofs Arnold in der umfassenden Darstellung eines Augenzeugen mitgetheilt wird, der allerdings zu Gunsten seines Helden manches Wahre verschweigt [1], aber im Allgemeinen ‚durch Sachkenntniß, weiten Blick, Zusammenhang in der Darstellung und phantasiereiche Auffassung sich bedeutend über die gewöhnlichen Chronisten des Mittelalters erhebt‘. Das Werk steht neben dem Leben Engelberts von Cäsarius von Heisterbach in unserer historischen Literatur des Mittelalters wohl ohne Gleichen da. Nachdem der Verfasser das frühere Wirken Arnolds beschrieben, der wie ‚ein zweiter Kaiser‘ waltete, ‚vor dem die Fürsten in der Reichsversammlung schwiegen‘, vor dem der Pfalzgraf bei Rhein mit seinen Genossen im winterlichen Kothe zur Strafe Hunde tragen mußte, läßt er die furchtbare Mainzer Katastrophe in ihrem ganzen Detail vor unsern Augen sich abspielen, bis der Erzbischof vor der Pforte des brennenden St. Jacobsklosters, dort wo jetzt die Citadelle liegt, erschlagen wird, und nun der Gräuelthat die Anarchie in der Stadt und das Strafgericht des Kaisers folgt. In seiner eigenen Anzeige des Bandes [2] sagt Böhmer zu obigem Werk: ‚Der Herausgeber macht die Bemerkung, wie viele deutsche Bischöfe jener früheren Zeit einem gewaltsamen Tod erlegen sind, nämlich sechzehn in drei Jahrhunderten. Er hätte noch hinzusetzen können, daß der Reichskanzler und Erzbischof Arnold ein psychologisch-merkwürdiges Beispiel jener in der Geschichte nicht ganz seltenen Erscheinung thatkräftiger Männer ist, die mit Ruhm und Erfolg auf der zweiten Stelle standen, während sie, auf die erste erhoben, sich verwickeln und stürzen. Wie sehr unsere Vaterlandsgeschichte durch solche neue Beiträge an Reichthum und Anschaulichkeit gewinnen müsse, ist an sich klar. Um so mehr ist zu wünschen, daß auch die andern gleich wichtigen und am Anfang dieses Jahrhunderts noch vorhanden gewesenen Mainzischen Geschichtsquellen [3], deren am Schluß der Vorrede gedacht wird, wieder aufgefunden werden möchten.‘

‚Sollte‘, fragt er am Schluß der Vorrede, ‚der historische Geschichtsverein in Mainz ‚nicht dadurch vor allen Dingen seinem Namen entsprechen, daß er so bedeutende Trümmer aufsuche, und wenigstens Nachricht ver-

---

[1] Wie Wegele in seiner Schrift: Arnold von Selenhofen (Jena 1855) nachgewiesen hat.

[2] In der Beilage zu Nr. 299 der Augsb. Allgem. Zeitung 1853.

[3] Vergl. darüber Böhmers Aufsatz in den Periodischen Bl. für die Mitglieder der hessischen Geschichtsvereine vom 3. April 1849.

schaffe über das, was sich minder zugänglich als in der Stadtbibliothek, im städtischen Archiv, bei den Kirchen und Stiftungen, oder auch im Privatbesitz an geschichtlichen Quellen noch erhalten haben mag?'

Böhmer war überhaupt der Ansicht, daß es die nächste und wichtigste Aufgabe eines jeden historischen Vereines sei, die Quellen der betreffenden Landesgeschichte im weitesten Umfange durch Berufene sammeln, bereitlegen und veröffentlichen zu lassen, und zugleich die Erörterung und Darstellung dieser Landesgeschichte in allen ihren Theilen und im Ganzen fest im Auge zu behalten und diese durch Aufstellung einzelner Preisfragen und Honorirung gelungener Arbeiten und deren Drucklegung zu erreichen. Weil so viele unserer historischen Vereine sich das Ziel ihrer Thätigkeit und die dahin führenden Wege nicht deutlich genug gemacht hätten, so seien sie zur bloßen Maculaturdruckerei herabgesunken, hätten literärische und pecuniäre Mittel zersplittert, Zeit und Kraft mit gehaltlosen Formalitäten vergeudet. Im Allgemeinen beklagte er, daß so vielfach, seitdem die neuere Geschichtsbearbeitung begonnen, der gute Wille thätiger gewesen sei als Einsicht und Uebersicht, daß man bei Herausgabe der Materialien so selten zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen geschieden, unnützen Ballast aufgehäuft, dagegen die wichtigsten Quellenstücke außer Acht gelassen, und daß man bei darstellenden Arbeiten sich so selten um den rechten Plan und das der Würde des Gegenstandes entsprechende rechte Maß bekümmert hätte [1]. ‚Leider gibt es mehr Sammler, die mit Eifer und Fleiß, manchmal auch ohne Verstand, das Material häufen, als solche, die mit Kraft, Einsicht und Geschmack es zu neuen Gebilden zu verbinden wissen' [2]. ‚Es fehlt eine Hodegetik zur Geschichte, eine Methodik der historischen Arbeit' [3]. ‚Plan, Maß, Richtung, Ziel müssen erörtert und festgestellt, wie bei jeder großen Unternehmung muß ein Angriffsplan entworfen werden. Daß dieß so wenig geschah, hat die Folge gehabt, daß so viel gedruckt und doch im Verhältniß dazu so wenig geleistet wurde' [4]. ‚Es ist sonderbar, daß wir ein ganzes Literaturzeitalter hinter uns haben, in dem die Kritik und das Recensirwesen erste Rollen spielten, während es doch an einer allgemeinen Erörterung fehlt, wie man irgend einen Gegenstand behandeln kann oder soll. Mir schweben dabei zwei Aussprüche vor, die ich mir einst wohl gemerkt habe. Einer Pertzens, daß es vor Allem darauf ankomme, das Wesentliche der Dinge zu erkennen und es von Nebensachen abscheidend im Auge zu behalten. Ein anderer meines hochverdienten militärischen

[1] Vergl. Bd. 3, 33, 89, 124, 203, 208.
[2] Bd. 3, 35.
[3] Bd. 3, 147, 189.
[4] Bd. 3, 89.

Oheims, daß man es dem Publikum schuldig sei, seine Gedanken auf den kürzesten Ausdruck zu bringen' [1].

,Haben die germanistischen Historiker in ihren Arbeiten die Geistesschärfe der germanistischen Philologen erreicht? Haben sie mit Bewußtsein auch nur darnach gestrebt, sie zu erreichen? Wie Ungenießbares lieferten nicht auch sonst hochverdiente Männer aus Mangel an Klarheit über das, was ihre Aufgabe sein sollte, aus Mangel an Plan' [2].

,Je größer die Aufgabe der Geschichte, desto größer auch die Pflicht, sich ein würdiges Ziel seiner Forschung zu stecken und sich darüber klar zu werden, wie man dieses Ziel erreichen kann. Bei Detailarbeiten über unbedeutende Dinge geht man nur zu leicht in einem Detail unter, welches für die allgemeine Entwicklung von gar keinem oder nur ganz geringem Werthe war. Behalte man doch auch bei Specialitäten stets die Totalität im Auge, und suche man seine Bausteine für den Ausbau des Ganzen zu verwenden.'

,Ueberhaupt möchte für die Bewältigung der geschichtlichen Aufgabe förderlicher sein, wenn für jedes Land, statt zufälliger Einzelforschungen, bei denen noch obendrein das äußere Maß so selten der mehreren oder geringeren Dignität des Gegenstandes entspricht, zunächst die Hauptgruppen, aus welchen die Ganzheit sich aufbaut, quellenmäßig zusammengestellt würden, wie das Lang als historisches Netz für Baierns Gaue und Grafschaften entwarf, und wie man das nirgends besser (aber wohl der Erweiterung fähig) ausgeführt findet, als in Stälins Wirtenbergischer Geschichte. Sagte doch auch schon Wedekind ... in diesem Sinne: „Es kann nicht fehlen, man wird endlich einsehen, daß die Kunde des Ländervereins die Grundlage unserer Landesgeschichte sein muß." Also für jedes Land: Quellenkunde, römische Periode, wo eine solche bestand, Gaugeographie, Bisthumsregesten mit der Reihe und Geschichte der Bischöfe, Klöstergeschichte nach Fundation, Vorständen, Besitzungen und Monumenten, Herrenregesten und darauf gestützte Genealogie und Folge der Herzoge, Markgrafen und Grafen, Städtegeschichte nach Entstehung und politischer Entwicklung u. s. w.' ,Möge doch allenthalben gewürdigt werden, was Boczeck, als man eine Geschichte Mährens von ihm verlangte, erwiederte: daß nämlich die Abfassung der Geschichte eines Landes ohne eine vorangehende gründliche und vom gesammten Lande geförderte Forschung (d. h. hier Aufsuchung und Bereitlegung der Quellen) ganz unmöglich sei' [3].

---

[1] Bd. 3, 376.

[2] Bd. 3, 263.

[3] Zweites Ergänzungsheft zu den Kaiserregesten von 1246—1313, S. XXXI, XXIX.

Auf die Frage, worin die eigentlichen Functionen eines Historikers beständen, und was er als eigentliches Object der Geschichte eines Volkes betrachte, antwortete er: ‚Ich habe mir die verschiedenen Functionen bei der geschichtlichen Arbeit, die aber in einander überfließen und auch verbunden werden können, so gedacht: 1) Sammlung und Bereitlegung des Materials, 2) Discussion der zweifelhaften Punkte, der Lücken u. s. w. also Forschung, 3) Darstellung des Verlaufs, welche schon das gewonnene Verständniß voraussetzt und Gegenstand von Kunstbehandlung[1] ist, 4) Beurtheilung und Verstehen, also namentlich auch Messung nach den sogenannten Entwicklungsgesetzen. Als eigentliches Object einer Geschichte denke ich mir die Volkspersönlichkeit, ihre Urzustände, ihre innere Entwicklung, ihre äußeren Verhältnisse, ihr Absterben, also ihre Lebensalter, ihre Jahreszeiten[2]. Nach dieser meiner Auffassung bleibt die politische Geschichte Kern, wie sie auch von jeher in den Geschichtsbüchern aller Völker Kern gewesen ist. Die andern geschichtlichen Lebensseiten möchte ich in die Haupterzählung nur in so weit aufnehmen, als sie für das politische Leben die Bedeutung eines Ereignisses gewinnen, also z. B. die französische Literatur vor der Revolution, gestatte ihrer Betrachtung aber in den historischen Nebenwissenschaften, in der Sitten- und Culturgeschichte den weitesten Raum. Insbesondere verspreche ich mir auch bedeutende Resultate, und ich möchte selbst sagen Genuß, von der vergleichenden Geschichte. Wie aber könnte man die geschichtliche Entwicklung verschiedener Völker vergleichen, so lange die Thatsachen der Einzelgeschichten nicht festgestellt sind? In der Geschichte der beiden classischen Völker ist hier, wie ich meine, schon sehr viel vorgearbeitet, aber die allergrößten Mängel drängten sich mir in der vaterländischen Geschichte auf, der ich mich bei fehlender Gelegenheit zu einer practischen Staatslaufbahn zuwendete. So habe ich mich denn der ersten Stufe, der Aufsuchung und Bereitlegung des Materials gewidmet, womit ich gleichsam ein Stein im Fundamente werden kann.‘

‚Und auf dem einmal betretenen Pfade werde ich unbeirrt weiter gehen‘, schrieb er im Juli 1853, ‚und will nun zunächst die Regestenmethode, die sich bei der Reichsgeschichte wirksam erwiesen, durch meine Mainzer Regesten auch einmal an einem geistlichen Fürstenthum erproben. Dieß soll meine nächste Arbeit nach meiner Herbstreise sein.‘

Aber nicht die Mainzer, sondern die Wittelsbachischen Regesten wurden seine nächste Arbeit.

---

[1] ‚Auch der Historiker soll ein Dichter sein, aber nicht erlogener Geschichten wie die Poeten der späteren Perioden, sondern ein Wahrheitsdichter, wie die alten Epiker.‘ Bd. 3, 70.

[2] ‚Die Nationen sind eben auch vergänglich wie die Individuen u. s. w.‘ Bd. 3, 153.

Während er nämlich vom 14. October bis zum 2. December 1853 in München[1] verweilte, an der Herausgabe der Görres'schen Schriften thätig mitarbeitend, befreundete er sich ‚immer mehr mit dem alten Uebersiedelungsproject und faßte den Entschluß, durch Herausgabe der Regesten des Regentenhauses bei den baierischen Geschichtsfreunden' sich ‚eine joyeuse entrée zu bereiten'. ‚Ich habe gute Freunde in München, denen ich mich stets zu Dank verpflichtet fühle', schrieb er im November 1853, ‚aber die eigentliche Magnetnadel für mich ist doch das Görres'sche Haus', und am Weihnachtsabend an Maria Görres: ‚Beim Rückblick auf die in München verbrachten sechs Wochen tritt natürlich kaum etwas Anderes so sehr in den Vordergrund als alle in Ihrem Hause mit Ihnen und den hochgeehrten Ihrigen corrigirend und plaudernd verbrachten Stunden, wo ich immer meine Freiheit hatte, sogar zur Unart wie am St. Catharinentag, die ich nun abbitte — und ich sage mit unserm graziösen Kätchen: Das waren schöne Abende. Mir waren es aber auch stärkende und tröstende durch das Bewußtsein im Laufe der Jahre so theueren Erbfreunden nicht fremd geworden zu sein, sondern nur noch verbundener durch die gemeinschaftliche schmerzliche und auch wieder süße Erinnerung an die geehrten und geliebten Personen, die aus diesem Kreis schon hinweggeschieden sind, aber in unseren Herzen fortleben.'

Am 12. Januar 1854 begann er die Wittelsbachischen Regesten und sich ‚ununterbrochen von früh bis spät, nur die Bibliothekstunden abgerechnet, daran haltend', lag das Werk schon am 4. März auf 57½ Bogen in Reinschrift vor ihm, und ging im April in die Druckerei.

Nachdem er während des Druckes im April in Carlsruhe und Stuttgart, im Mai am Rhein und auf den Familiengütern bei Zweibrücken, im Juni in München zur Besichtigung der Ausstellung[2], im Juli und August in Bonn und wieder in München gewesen, beendete er am 30. August die Vorrede und schrieb an demselben Tag einem Freunde in Wien: ‚Sie werden nun demnächst meine Regesten der Wittelsbacher erhalten, durch die ich die Methode der Kaiserregesten auch an einem weltlichen Fürstenthum zu erproben suchte. Ich möchte mit dieser Arbeit bei andern Freunden der deutschen Territorialgeschichte Nachfolge erwecken, und werde jede Berichtigung und Ergänzung meiner rasch gefertigten und darum unvollkommenen Leistung mit Freude begrüßen.'

---

[1] Dort sah er den jungen Kaiser von Oesterreich, über den er sich in einem Briefe an seinen Freund Webewer ausspricht. Bd. 3, 104.

[2] In seinen Reisenotizen heißt es: ‚Auf Frohnleichnam 1854 kündigt Dingelstedt fürs Theater an: Der Prophet, was der König verbietet; nun gibt Dingelstedt am folgenden Tage: Eine Posse als Medicin!'

Er habe sich, sagt er in der Vorrede des Werkes [1], vorerst an die gedruckten, wenngleich unvollständigen und manchmal unzuverlässigen Materialien gehalten, denn er sei auch hier, wie früher bei den Kaiserregesten von dem Gedanken ausgegangen, ‚daß es zunächst mehr darauf ankomme, nur erst einmal und baldigst eine Grundlage zu erlangen, die dann leicht berichtigt und ergänzt‘ werden könne. ‚Der größere Theil des Nutzens, den ein solches Werk in seiner Vollendung gewährt, wird auch jetzt schon geleistet: man kann in dieser organischen Aneinanderreihung den überlieferten Stoff der Hauptsache nach übersehen und beherrschen, wodurch nun der Forschung und Darstellung größere Vollständigkeit und Genauigkeit möglich gemacht, und — was ein Wesentliches — auch auferlegt wird. ‚Mein persönlicher Beruf‘, heißt es am Schluß, ‚mich mit baierischer Geschichte zu beschäftigen, so weit er nicht in wissenschaftlicher Weise durch meine Arbeit selbst begründet ist, lag auch darin, daß ich der Rheinpfalz entstammend und dorten angesessen dem Königreich Baiern näher angehöre, und daß bei öfter wiederholtem Besuche der Hauptstadt Land und Leute mir werth geworden sind. Mögen nun auch Andere, die ein Herz für Baiern und dessen Geschichte haben, meine Leistungen und meine Vorschläge freundlich aufnehmen, jene benutzen, diese unterstützen. Hoffentlich tritt mein nur der Sache selbst geltender guter Wille überall deutlich genug hervor, um mich vor Mißdeutungen zu schützen, die mir eine einläßlichere, aber nicht fruchtbarere Besprechung hier berührter Dinge auferlegen könnten.‘

Mit Freimuth hatte er nämlich sich darüber ausgesprochen, was für bayerische Geschichte, zumal in den letzten Zeiten, geleistet worden und was dafür ferner zu wünschen sei, und hatte insbesondere die elende Herausgabe der Regesta und Monumenta Boica, das schlecht bestellte bayerische Archivwesen u. s. w. scharf gerügt, ‚schonend zwar‘, sagt er, ‚gegen die Personen‘, aber ohne ‚gerade durch Anbetung der Mandarinenknöpfe‘ seine Aussprüche wohlgefälliger machen zu wollen [2].

‚Leider war in Baiern‘, schrieb er an Friedrich von Weech, ‚in den neueren Zeiten, in denen sich Methode und Form umgestaltet haben, trotz aller gelehrten Stoffanhäufungen in München, die Susceptibilität größer als die eigene Thatkraft. Dabei blieb man hängen bald an Garibald, bald an den Herkunftsgeschichten, bald an der Ruprechtsfrage u. s. w., wo man willigen Stoff fand für Phantasiebildungen, für literarische Kämpfe [3],

[1] Wittelsbachische Regesten von der Erwerbung des Herzogthums Baiern 1180 bis zu dessen erster Wiedervereinigung 1340. Stuttgart 1854, XX und 136 Seiten in 4⁰.

[2] Vergl. Bd. 3, 285.

[3] Diese vor allem waren ihm ‚in der Seele zuwider‘. In einem Briefe an Hennes vom 4. September 1851 sagt er: ‚Es ist eine überaus widrige Wahrnehmung zu sehen,

für aufgeklärte Triumphe über die Finsterniß der Anderen. Ich habe gewünscht an die ächten Quellen zu führen und war bestrebt sie zu mehren, zu reinigen und zu sammeln. Bei diesem Bemühen habe ich Zeit-, Arbeits- und Geldopfer nicht gescheut, war dabei auch durch Auffindungen begünstigt vom Glück. Hiermit glaubte ich zuletzt eine Unterlage gewonnen zu haben, die mich berechtigte, solchen gegenüber, die weniger geleistet hatten, als ich, oder auch gar nichts, mich über meine Beobachtungen auszusprechen und Rathschläge oder Wünsche damit zu verbinden‘ [1]. ‚Ich war doch auch‘, betont er in einem Briefe an den Beneficiaten Geiß in München [2], ‚nicht ohne einheimischen Beruf ein Wort mitzusprechen. Merkwürdig ist der Vergleich zwischen Wien und München. Während dort von dem Hauptarchiv unter Einwirkung meines alten Freundes Chmel, selbst noch ehe von Oben dazu ermuntert wurde, eine Erneuerung des vaterländischen Geschichtsstudiums ausging, ist in München die von Lang gekommene Anregung nicht fortgesetzt worden, sondern gleichsam erloschen. Es ist endlich die höchste Zeit planmäßig und gründlich voranzugehen. — Ich rechne darauf, daß die Tüchtigen mein Auftreten, welches keineswegs ein bloß negatives ist, mir nicht verübeln, sondern danken werden. Gewiß habe ich in Vielem das nur ausgesprochen, was sie längst schon dachten. Sie werden mit einem Genossen gern sich vereinigen, der den lebhaften Wunsch hat, daß die baierische Geschichtsforschung neubelebt mit Besonnenheit und Kraft vorschreite. Sollte es dennoch Leute geben, die meine guten Absichten verkennen wollen, und denen eine frischere Bewegung unbequem wäre, so kann ich nur wünschen, daß sie öffentlich gegen mich und die von mir vertheidigte Richtung auftreten: ich werde ihnen, wenns nöthig sein sollte, zu antworten wissen.‘

Solches Auftreten erfolgte wirklich in mehreren Blättern, und insbesondere verletzend war der Angriff eines Anonymus, der ihm eine Bescheidenheitspredigt hielt und selbst Undank vorwarf [3]. Man citirte gegen ihn ‚sogar den Geist des armen Schmeller‘, für dessen Nachlaß in München

---

wie bei manchen Menschen polemische Klopffechtereien weit größeren Eifer erregen, als die allgemeine Liebe zur Wahrheit. Diese aber möge auch ferner das Motiv unserer Bemühungen sein, nicht das selbstsüchtige der Polemik.‘ Und an einer andern Stelle: ‚Nicht durch Polemik, sondern durch Lehre und Beispiel erzieht man die Menschen, und die wahre Superiorität wendet sich mit Nachsicht und Liebe an die besseren Elemente, und weiß, daß nicht Alles mit einem Male und zu jeder Zeit sich erzwingen läßt u. s. w.‘ Bd. 3, 209. Vergl. auch Bd. 3, 203.

[1] Bd. 3, 312—313.

[2] Concept.

[3] Vergl. Bd. 3, 163.

nichts geschehen, ‚von dem selbst das vornehme Reichsarchiv das baierische Wörterbuch nicht gekauft, sondern nur geliehen hatte‘ [1].

Einige sachliche Bemerkungen Böhmers gegen die Angriffe mögen hier am Platze sein. ‚Der früher oftmals von mir‘, schreibt er, ‚privatim und nun in meiner Einleitung zu den Wittelsbachischen Regesten auch öffentlich ausgesprochene Wunsch nach einem gedruckten Handschriftencatalog der Hof- und Staatsbibliothek in München, hat eine heftige Polemik gegen mich hervorgerufen, und zwar von einem Manne, der nicht einmal seinen Namen nannte... Wollte er etwa den falschen Anschein gewinnen, als vertrete er mit seiner anmaßlichen Vertheidigung die Münchener Hof- und Staatsbibliothek, da er doch sicher nicht zu deren mir seit Jahren befreundeten Vorstehern oder Beamten gehört? Die Uebelstände, die ich gerügt habe, sind von Andern noch viel schärfer gerügt worden, und was ich Neues gesagt, beruht auf Kenntniß und Ueberlegung.‘ ‚Es würde meiner Ansicht nach für die Fortbildung der betreffenden Anstalt, wie für die Förderung der Wissenschaft und insbesondere des baierischen Geschichtsstudiums fruchtbarer sein mein gutgemeintes Votum nach dem Gewicht, das es anzusprechen haben könnte, zur Grundlage geeigneter Entschlüsse und Anträge zu machen, als es gleich einem Attentat zu befeinden, und somit die Schwierigkeiten, die den berechtigten Wünschen der activen Wissenschaft entgegenstehen, zu vermehren, statt sie, was rühmlicher wäre, zu überwinden.‘ — ‚Schon lange wird in München von der Nothwendigkeit der Errichtung einer neuen Geschichtsschule gesprochen. Man hat dazu sogar Lehrmeister aus der Fremde zu verschreiben versucht, von denen es zweifelhaft ist, ob ihr Wesen der Persönlichkeit des Volkes homogen ist, ob sie ein Herz haben für die Stellung, die es seit einem Jahrtausend eingenommen, und für seinen Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Ich bin der Meinung, daß Baiern die Kraft zur Erneuerung seiner geschichtlichen Selbstkenntniß in sich selbst finden sollte, und habe darum, nachdem ich seit zwanzig Jahren Arbeiten für baierische Geschichte geliefert habe, in der Vorrede einer neuesten, die durch ihre Eigenthümlichkeit meinen Worten einiges Gehör verschaffen konnte, einen Blick auf das geworfen, was in dem engeren Kreise, in dem ich mich selbst bewege, bisher geschehen ist und was noch fehlt. Ich habe die harten Ausdrücke von seltsamem Schlummer, von Schlendrian, die ich bei baierischen Autoritäten vor mir fand, nicht überboten, aber ich habe mich auch nicht gescheut in meiner Weise das zu sagen, was ich nach bester Ueberzeugung für nöthig hielt. Ich habe dabei jede Kränkung von Personen zu vermeiden gesucht und an die Sache selbst mich gehalten. Ein durch mehr als 33 Jahre geübter bibliothekari-

[1] Bd. 3, 148.

scher Beruf, ein über eben so viele Urkunden, als München Handschriften besitzt, herausgegebener Katalog, und das was ich bisher insbesondere für baierische Geschichte zu leisten suchte, konnte mich zur Aussprechung meines Urtheils legitimiren, meine gute Absicht mich wenigstens vor Mißdeutung schützen. Dennoch muß ich persönlichen Unglimpf erfahren.' ... ‚Ich werde des Undanks bezüchtigt und doch auch wieder ‚achtbar' genannt. Wie kann man achtbar und undankbar zugleich sein? Im Verlauf von etwa zwanzig Jahren habe ich nach beiläufigem Anschlag etwa drei Dutzend Bände dort auf der Hofbibliothek benutzt, die ich gesetzmäßig verlangt, gesetzmäßig gebraucht und gesetzmäßig zurückgegeben habe, und den Dank dafür habe ich, wie ich meine, durch wissenschaftliche Arbeiten, wozu ich die mir gebotenen Hülfsmittel benutzte, geleistet. Bei den Beamten selbst habe ich nur Freundlichkeit gefunden und nie bemerken können, daß sie irgend einen besondern Dank verlangt oder nach einem Körnchen Weihrauch geschnobert hätten. Kann man denn, um des Himmels willen, wissenschaftliche Sachinteressen nicht von Persönlichkeiten, von persönlichen Interessen trennen?' ‚Aber es geht leider in Bajuwarien, dessen Kernvolk ich so besonders liebe, in manchen Regionen noch gerade so, wie im Jahre 1810, und das kann kein gutes Ende nehmen.' ‚Im Jahre 1810 hatte der berühmte Philolog und verdiente Bibliothekar Friedrich Jacobs, damals in München, auf erhaltene Veranlassung eine Kritik des Hardtischen Katalogs der griechischen Handschriften ausgearbeitet, die voll der nützlichsten Winke und Warnungen (auch vor Mißbrauch des Fleißes!) jetzt in seinen Vermischten Schriften [1] abgedruckt ist und die Aufmerksamkeit jedes Bibliothekars verdient. Bei dem Vortrag derselben in der Bibliothekscommission glaubte sich der damalige Oberhofbibliothekar durch das ungünstige Urtheil über die unter seiner Oberaufsicht zum Druck gekommene Arbeit verletzt. Ueber den daher entstandenen Streit schrieb Jacobs etwas später an Schütz: „In der nächsten Sitzung suchte er (der Oberbibliothekar) sich zu rechtfertigen, indem er unter anderm sagte: Die Einrichtung jenes Katalogs tadeln sei ein Vergehen gegen die höchste Stelle, als welche dieselbe genehmigt hätte. Worauf ich erwiderte: Dieses sei eine Art Streit zu führen, der sich jeder rechtliche Mann und vornehmlich jeder Akademiker aus allen Kräften entgegenstellen müßte. Was denn aus der Freiheit der Deliberation werden solle, wenn man nicht einmal über die Einrichtung eines Katalogs sprechen dürfe ohne für einen ungehorsamen und aufrührerischen Bürger erklärt zu werden." Man sieht, daß die Ansichten seitdem milder geworden sind. Was damals aufrührerisch war, ist jetzt nur noch unbescheiden, also immer-

[1] Bd. 7, 420—453.
[2] Joh. Gottfr. Schütz, Darstellung seines Lebens von F. K. J. Schütz 1, 212.

hin ein Fortschritt! Hoffen wir, daß das nächstemal der Gegenstand unter Fachgenossen ganz freundlich besprochen, und daß ein guter Rath, wo es dessen in einer öffentlichen Angelegenheit bedarf, in vernünftige Erwägung werde genommen werden, daß man sich, wenn auch nicht nothwendig an der höchsten, so doch an der rechten Stelle erinnern werde, daß der Hardtische Katalog schon seinem Titel nach über alle Münchener Handschriften sich erstrecken, und nach dem Vorwort des Oberhofbibliothekars in folgenden Bänden recht bald (mox) zuerst die lateinischen, dann die deutschen, zuletzt die übrigen Handschriften bringen sollte.'

,Ich habe es eben treu und gut gemeint und muß mich nun über meine Verunglimpfung mit dem alten Spruche trösten:

,Wer will bauen an die Straßen,
Der muß die Leute reden lassen,
Es gibt deren Widersprecher gar viel,
Es geht doch wie's Gott haben will.'

,Sehen wir doch nicht', ermahnte er einen ebenfalls wegen einer wissenschaftlichen Arbeit verunglimpften Freund, ,auf Anerkennung und Weltlohn, denn das Beste, was wir besitzen, ist doch das Bewußtsein das Gute gewollt und nach Kräften gefördert zu haben. Mir blieb aus meiner Jugend die Inschrift im Gedächtniß:

,O Menschen, traut der Welt doch nicht,
Sie ist wie eine Wiege,
Wer heute Hosianna spricht,
Spricht morgen: Crucifige."

Böhmer nahm den ihm gewordenen Undank für das was er für bayerische Geschichte geleistet, ,als Ausgleichung des allzugroßen Lobes', sagt er, welches er für andere Arbeiten eingeerndtet, aber er klagte doch darüber in einem Briefe an seinen militärischen Freund, der ihm erwiderte: ,Was Sie mir von Undank geschrieben, den Sie erfahren, ist mir nichts Neues; ich habe ihn in allen Formen und Dimensionen genossen und halte dafür, daß er die letzte und oberste Classe in dem Erziehungscursus bildet, den man das Leben nennt. An den Historiker reicht so Etwas nicht hinan; er kennt ihn längst aus der Geschichte. Dafür haben wir Beide, Sie und ich, Etwas was die Menge nicht kennt, ich meine die Freude an der Natur und den Studien, und an allem, was damit zusammenhängt; dieses gibt reiche Entschädigung. Sie haben noch überdieß die Freundschaft und Anerkennung der Edelsten und Besten in der Nation.'

Von einer solchen Anerkennung erhielt Böhmer einen neuen sprechenden Beweis, als am 14. März 1856 in öffentlicher Sitzung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen seine Kaiserregesten für

eine der bedeutendsten Leistungen neuerer deutscher Geschichtsforschung erklärt und mit einem der Wedekind'schen Geschichtspreise beehrt wurden.

Diese Auszeichnung überraschte ihn höchlich, aber er war über sie auch höchlich erfreut, zunächst wegen des Ortes, aus dem sie ihm geworden, ferner in Erinnerung an den verstorbenen Preisstifter, und endlich wegen der Preisrichter, in deren Votum er einen ‚edlen Rechtssinn' erkennen und preisen mußte. Wegen des Ortes, da er der Georgia Augusta besonders durch seinen geliebtesten Lehrer Georg Sartorius einen vorzüglichen Theil seiner Bildung verdankte und in den Göttinger Gelehrten Anzeigen aus der Feder von Jacob Grimm das früheste ermunternde Wort für seine ersten Regesten erhalten hatte [1]; in Erinnerung an Wedekind, der seine Vorliebe für die vaterländische Geschichte, die er lebend so hochverdient bewährte, auch noch nach seinem Tode fruchtbar fortsetzen wollte, und der, was keinem der Preisrichter bekannt war, gerade einundzwanzig Jahre vorher, nämlich am 14. März 1835, ihm in ehrendster Weise über seine ersten Regesten geschrieben hatte; endlich wegen der Preisrichter, denen ich, sagt er, ‚fast sämmtlich persönlich unbekannt bin, die aber wohl Alle manche der von mir ausgesprochenen Ansichten nicht theilen, vielleicht sogar einigen Anstoß daran nehmen, aber dennoch so edelgesinnt waren, die übrige Arbeit dieß nicht entgelten zu lassen. Eine solche Erfahrung, wie ich sie hier mache, ist wahrhaft wohlthuend und erhebend, und erfüllt mit Verehrung vor Denen, die sie uns machen ließen' [2].

Es wurden ihm übrigens bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten nicht bloß in diesem Falle ‚eigenthümliche Erfahrungen zu Theil'. Während er sich rühmen durfte, ein Apologet des päpstlichen Stuhles zu sein, fand er in seinen der Wahrheit dienenden Forschungen nirgends so viele Behinderung, als im Vatican. Während er seinen politischen Parteistandpunkt gegen Preußen mit den schroffsten Worten äußerte, unterstützte man, wie er selbst es rühmte, seine Forschungen kaum irgendwo mit größerer Bereitwilligkeit und Einsicht, als auf preußischen Archiven, und Friedrich Wilhelm IV. ließ in persönlichem Auftrag dem ‚hochverdienten Mann der Wissenschaft' das Zollern'sche Urkundenbuch zum Geschenke anbieten. Von seiner Parabase über das Parlament am Schluß des staufischen Regestenbandes hätten mehrere der Göttinger Preisrichter, die an der Versammlung wirksamen Antheil genommen, vielleicht sogar persönlich sich verletzt fühlen können, und doch ertheilten sie ihm ‚auf Ehre und Gewissen' [3] den

[1] Vergl. S. 163.

[2] Bd. 3, 174. Vergl. seine dankbare Erinnerung an Wedekind in dem zweiten Ergänzungsheft zu den Kaiserregesten von 1246—1313, S. XXVI.

[3] Vergl. Bd. 3, 176.

wissenschaftlichen Preis, während er in Bayern, an dessen Volk er mit Liebe hing und für dessen Geschichte er mehr geleistet, wie damals irgend ein Eingeborener, nur unverdiente Angriffe erfuhr [1], ohne daß auch nur eine einzige competente Stimme sich von dort aus zu seiner Vertheidigung öffentlich hätte vernehmen lassen. Man war in München im Groll gegen ihn albern genug, bei Herausgabe des an Verwunderlichkeiten reichen ersten Bandes des Wittelsbachischen Urkundenbuches seine Wittelsbachischen Regesten nicht einmal zu citiren! Kleinliche Gesinnung! ‚So denken Männer nicht', schrieb Böhmer, ‚in denen höhere Richtungen leben. Dieß gilt z. B. auch von Ranke' [2].

Die Zuerkennung des Wedekind'schen Geschichtspreises begründete Georg Waitz in seinem als Director der Preisstiftung abgestatteten Bericht mit folgenden Worten: ‚Wenn von den Monumenta Germaniae historica, als dem Producte gemeinsamer Bestrebungen der Mitglieder und Mitarbeiter der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, namentlich in den späteren während der letzten neun Jahre erschienenen Bänden, von Jaffés Regesta Pontificum Romanorum, als einer Arbeit, die bei aller Wichtigkeit für die deutsche Geschichte doch nicht unmittelbar ihr angehört, abgesehen werden muß, so gibt es keine wissenschaftliche Leistung, welche Böhmers Kaiserregesten den ersten Platz irgend streitig machen könnte: auch Jaffé hatte in ihnen ein Vorbild, ohne das er schwerlich seine Arbeit so ausgeführt hätte. Es ist zu bekannt, welche Bedeutung jenes Werk für die deutsche Geschichtsforschung hat, als daß es nöthig wäre, sich hier ausführlich darüber auszulassen. Namentlich die zuletzt zum Theil in zweiter Bearbeitung publicirten Bände, in denen der Verfasser seinen Plan erweitert, einmal auch die Zeugnisse der Geschichtschreiber in die chronologische Reihe der Urkunden und Briefe aufgenommen, sodann auch diejenigen Actenstücke, welche nicht von den Kaisern selbst ausgegangen sind, aber zur Erläuterung ihrer oder der Reichsgeschichte beitragen, berücksichtigt und in besonderen Abtheilungen aufgeführt, auch viele bis dahin ungedruckte, durch seine eigenen Untersuchungen aufgefundene, oder von andern Forschern mitgetheilte Stücke zur Kenntniß gebracht hat, sind von dem allergrößten Werth: wie sie gewissermaßen das feste Gerippe geben für den Bau der Reichsgeschichte im Ganzen, so enthalten sie zugleich eine Reihe feiner und sorgfältiger Ausführungen im Einzelnen. Mit ganz besonderer Liebe und Sorgfalt ist aber der zuletzt erschienene Band bearbeitet, der eben den Jahren angehört, deren Leistungen dießmal dem Preisgericht vorlagen. Mit

---

[1] Abgerechnet jedoch einen sehr höflichen Dankbrief des Königs für ein überschicktes Exemplar der Wittelsbachischen Regesten. Vergl. Bd. 3, 129, 137.

[2] Bd. 3, 176.

manchen Urtheilen, die der Verfasser nebenher oder in der Vorrede ausspricht, werden Viele nicht einverstanden sein, werden meinen, daß dieselben am wenigsten in dieß Werk gehören; aber sowohl der Reichthum des hier zuerst aufgeschlossenen Materials, wie die Fülle einzelner trefflicher Bemerkungen und Untersuchungen, machen dasselbe zu einer der bedeutendsten Leistungen, deren sich die deutsche Geschichtsforschung seit lange zu erfreuen gehabt hat' [1].

,Wenn ich nun', sagt Böhmer in seinem Dankschreiben an Waitz, ,der günstigen Beurtheilung mich erfreue, die mir aus der Stiftung eines so verehrten Verstorbenen an so hochgeachteter Stelle geworden ist, darf ich nicht vergessen, wie viel mein Werk, besonders an bisher ungedruckten Stücken, der Mittheilung anderer hochverehrter Geschichtsfreunde verdankt, und daß, indem die Belohnung jetzt nur an meinen Namen sich knüpft, ich gleichsam zum Schuldner werde für das fremde Verdienst, das darin mitgeehrt wird'. Er selbst wollte nur die Ehre des Preises, nicht den Preis an sich, nämlich 500 Rthlr. in Gold, behalten. Hinlänglich begütert, glaubte er sich ,im Gewissen verpflichtet', diesem ansehnlichen Geldbeitrag eine dem Geiste der Wedekind'schen Stiftung entsprechende Bestimmung zu geben, und gleichsam im Namen des Stifters zum nochmaligen Vertheiler des Preises zu werden [2]. Sein erster Gedanke fiel dabei auf Kopp in Luzern, der, rühmt er, wie Wenige den Gebrauch der Urkunden für geschichtliche Forschung gezeigt, der die Urgeschichte der Habsburger, die Incunabeln des Kaiserhauses von Verleumdung befreit, gereinigt und in jenes Licht der Wahrheit und des Verdienstes gestellt habe, die ihnen eigen seien, der aber dort, wo es am nächsten läge, solche Leistungen zu stützen und zu ehren, keine Mittel finde, seine Sachen drucken zu lassen, geschweige denn eine Entschädigung für seine Mühen [3]. Anfangs dachte er daran (wie er einem jüngeren Freunde mittheilte) den Preis zu theilen und die eine Hälfte dem hochverdienten Herausgeber der Papstregesten zur Unterstützung der Druckkosten bei der erwünschten Weiterführung des Werkes anzubieten, schickte aber schließlich die ganze Summe in ihrer Originalverpackung und Versiegelung an Kopp, dem er schrieb: ,Ich erlaube mir, Ihnen den Preis anzubieten mit dem Wunsche, daß dadurch Ihre Reichsgeschichte gefördert werde, übrigens aber, ebenso wie ich ihn selbst erhalten habe, ohne alle Bedingung . . . mit der Bitte, des hochherzigen Stifters dabei zu gedenken,

[1] Göttinger Gel. Anzeigen, Jahrgang 1856, Nachrichten von der Universität und der königl. Gesellschaft der Wissenschaften Nr. 4, S. 92—94.

[2] Vergl. Bd. 3, 175.

[3] Vergl. Bd. 3, 182, 184.

mir aber durch etwaige Einwendungen die Freude nicht zu verderben'[1]. So war denn Kopp in der Lage, in der Vorrede zum zweiten Bande seiner Geschichtsblätter aus der Schweiz ‚einer edlen, im Stillen geübten Freundeshandlung lautes Zeugniß' zu geben, und er fand darin einen ‚mächtigen Sporn auf dem betretenen und gebilligten Pfade alle noch vorhandene Kraft für die Reichsgeschichte zu verwenden und jegliche Mußestunde gewissenhaft zu Rathe zu halten'. Und mit aller Treue und Bescheidenheit und mit wirksamstem Erfolg hat Kopp nach diesem Vorsatz gehandelt. Wie Böhmer ausbedungen, wurde bei dieser ‚Freundeshandlung' sein Name verschwiegen, und er bekam zudem die Genugthuung, daß ihm Kopp versprach, in Zukunft überhaupt seiner nur ‚mit gezügelterer Zunge' zu gedenken: das Einzige nämlich, was Böhmer je dem Freunde übel genommen, war ein ‚ungezügeltes' Beiwort, mit welchem ihn dieser früher in einem Vorwort geschmückt hatte[2]. ‚Obwohl mir, dem Einsamen', schrieb er einmal, ‚freundliche Theilnahme an meinen Arbeiten gut thut, so habe ich doch eine Art Apprehension vor meinem Namen (wie vor Spiegeln, deren ich auch nur einen zum Rasiren dulde) und kann Bücher, worin er unnöthig vorkommt, nicht lesen'[3]. Darum gestattete er auch nicht, daß in irgend einem der Werke, deren Drucklegung er großmüthig unterstützte, z. B. in dem Speierischen Urkundenbuch von Remling, in den Regesten der Trierer Erzbischöfe von Görz u. s. w. sein Name erwähnt werde; da war immer nur von einem Zweibrückischen oder von einem rheinischen Gutsbesitzer die Rede, der ‚aus Liebe zum Land und zur Wissenschaft' das Werk mit Pathenschaft bedacht habe. Auch war er gegen jede ihm angebotene ‚Zueignung' einer solchen Arbeit, denn ‚dergleichen', bemerkte er, ‚ist für mich ganz unnöthig, indem ich der Sache schon an und für sich angehöre, da ich die Förderung der vaterländischen Geschichte und in ihr der Selbstkenntniß und des Selbstgefühles unseres Volkes und seiner einzelnen Stämme und älteren politischen Abtheilungen mir zur Lebensaufgabe gemacht habe und es meine größte Freude ist, auf diesem Gebiet durch irgend eine kleine Beihülfe, wie ich sie vermag, etwas voranbringen zu helfen'[4].

Dagegen fand er es ganz angemessen und zweckdienstlich, daß einem ‚Gutsbesitzer' die materielle Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten zugeschrieben würde, ‚damit um so eher noch ein oder der andere Gutsbesitzer, in's Netz gelockt werde zu guten Thaten'[5]. Denn gerade die Gutsbesitzer

---

[1] Bd. 3, 185. Vergl. Joseph Eutych Kopp von A. Lütolf, S. 327—328.
[2] Vergl. Bd. 3, 97.
[3] Bd. 2, 279—280.
[4] Bd. 3, 288.
[5] Bd. 3, 287.

meinte er, sollten ‚als die, denen der Boden gehört, auch die Förderer und Träger der Landesgeschichte' sein [1], und es war Gegenstand seines öfteren Bedauerns, daß der Adel, außer in Mähren und bei einzelnen Gelegenheiten in Rheinland-Westfalen, nirgends für diesen Beruf Thätigkeit entwickle. ‚Hätten wir doch', äußerte er sich gegen Joseph von Humbracht, ‚auch in Deutschland einmal einen Mann, der in uneigennütziger Förderung historischer Wissenschaft sich den edlen Herzog von Luynes zum Vorbilde nähme. Wo wäre bei uns auch nur in diesem Zweige edler Hingabe an höhere Ziele noch ein zweiter Freiherr vom Stein! Was könnte z. B der Adel Oesterreichs leisten, wenn er wollte, und was leistet er?' — Er fügt hinzu: ‚Ich finde es doch eigentlich ganz natürlich, daß die Zeit nicht gerade dort noch besondere Rechte anerkennen will, wo sie nicht sieht, daß auch besondere Pflichten erfüllt werden' [2].

In den nächsten Jahren nach der Herausgabe der Wittelsbachischen Regesten arbeitete Böhmer an den Regesten der bayerischen Herzoge vom 9. bis 12. Jahrhundert, an denen der Erzbischöfe von Mainz und an dem zweiten Ergänzungsheft zu den Kaiserregesten von 1246—1313, aber ‚unter fortwährendem innern Druck, mit dem Gefühl, daß es mit Leben und Leistung immer mehr abwärts gehe, dabei gehemmt durch allerlei, was oft Monate lang von der wissenschaftlichen Lieblingsbeschäftigung abzog, innerlich nicht mehr bereichert, wie ehedem, durch Reisen und den Verkehr mit auswärtigen Freunden, bereichert nur durch bittere Erfahrungen vom Undank Solcher, denen nur Gutes erwiesen worden'. Die Verwaltung der Familiengüter, das Abschließen neuer Contrakte mit den Pächtern, welches einmal eine Beschäftigung mit cameralistischen Rechnungsarbeiten für volle vier Monate erforderte, die spätere Vertheilung dieser Güter u. s. w. ‚machte unsäglichen Kummer über den Verlust der Zeit, Noth und innere Beängstigung', und veranlaßte ‚Betrachtungen', wie sie sich auf einem auf der innern Seite der Thüre seines Cassaschrankes angeklebten Zettel vorfanden, des Inhalts: ‚Undank ist der Welt Lohn. Güte wird nicht erkannt, sondern mißbraucht. Leuten, die auf Execution kommen, ist vor allem die

---

[1] Bd. 3, 195.

[2] Er verwies öfters auf einen Brief des Freiherrn vom Stein, worin eine regere Betheiligung des Adels bei Unterstützung der Herausgabe der deutschen Quellenschriften gewünscht, und bemerkt wurde: ‚Nicht durch Hunde, Pferde, Tabakspfeifen, durch starres Vornehmthun, wird der Adel den angesprochenen ausgezeichneten Platz im Staate sich erhalten, sondern durch Bildung, Theilnahme an allem Großen und Edlen, unerschütterliche treue Anhänglichkeit an Vaterland und an die Sache des Rechts.' Steins Leben 6, 1142.

Thüre zu weisen. — Wer unabhängig sein will, wer sich absondert von der Gemeinheit, wer eine edlere Aufgabe sich stellt: ist deßhalb auch genöthigt und verpflichtet, sich die Mittel zu bewahren, die ihm Unabhängigkeit und Muße gewähren. Dummgutmüthiges Weggeben dieser Mittel wäre Verzicht auf Pflichterfüllung. Nolite sanctum dare canibus.'

‚Abnehmende Kraft und wachsende Zumuthungen, das ist mein Leben', schrieb er gegen Ende 1855, ‚und es wird so wohl weiter gehen. War ich doch in diesem Jahre, abgerechnet einige Tage im September in Fulda, im October in Baden-Baden und der Rheinpfalz, im November in Zweibrücken, gar nicht außer den Mauern meiner Vaterstadt, deren innere Angelegenheiten mich mit Sorge erfüllen.'

Während er sich in früheren Jahren um die Angelegenheiten Frankfurts wenig oder gar nicht bekümmert hatte, nahmen dieselben, insbesondere die Verfassungsfragen, schon seit der Mitte 1853 sein Interesse lebhaft in Anspruch. Eine von ihm verfaßte Beschwerdeschrift: ‚die Verfassungsangelegenheit dieser freien Stadt betreffend', wurde noch von elf, verschiedenen Confessionen und Berufsarten angehörigen Mitbürgern, unterschrieben und der deutschen Bundesversammlung eingereicht. Seitdem veröffentlichte er in den Jahren 1854—1856 in den Zeitungen eine sehr große Anzahl von Artikeln und kleineren Aufsätzen, aus denen wir, ohne hier natürlich in eine Erörterung der Streitfragen eingehen zu können, einige seinen Standpunkt besonders bezeichnende Stellen hervorheben.

So schrieb er mit Bezug auf die erwähnte Beschwerdeschrift am 30. November 1854: ‚Verfassungsveränderungen können in Frankfurt nicht dadurch zu Stande gebracht werden, daß man sie in der Stille bebrütet, daß man irgend eine gerade einflußreiche Partei dafür gewinnt, und daß man sie durch Ueberraschung in Formen legalisirt, die in Bezug auf Rechtsgültigkeit bestritten sind und die jedenfalls, wie sie nun geltend gemacht werden, nur auf Rechtsfictionen beruhen, nicht aber auf Wirklichkeit und Wahrheit. Noch ist der reichsstädtische Sinn unter Frankfurts Bürgerschaft nicht so sehr erstorben, daß dergleichen — ob in einzelnen Satzungen gut oder schlecht, ist gleichgültig — durchführbar wäre. Beklagenswerth ist es freilich, daß unsere Bürgerschaft in Parteien zerrissen ist, aber darum sind wir doch noch Alle Mitbürger und es sind nicht die Einen die Knechte, die Anderen die Herren. Auch besteht immer noch ein Boden, auf dem freie Männer, wenn auch entgegengesetzter Ansicht, sich wieder vereinigen können, nämlich der Boden des Rechts. Diesen bestimmt die angerufene Entscheidung der höchsten Stelle. Wenn es auch versucht werden konnte, diese Entscheidung gleichberechtigten Mitbürgern abzusperren, statt sie gemeinschaftlich zu erbitten; wenn sie auch im Drange von Begebenheiten, die Europa erschüttern, auf sich warten läßt; dennoch ist kein Zweifel, daß

jene höchste Behörde nicht halbwegs stehen bleiben, sondern daß sie nach ihrer Pflicht und ihrem Recht eine Entscheidung fassen, die dann der Geschichte angehören und, wie sie auch ausfalle, neuen Rechtsboden begründen wird. Welcher Theil unserer Verfassung müßte dann (aber auch erst dann) vor allen Dingen Gegenstand bessernder Erneuerung sein? — Kein Zweifel, daß dieß die politische Repräsentation der Bürgerschaft wäre, die alles Uebrige bedingt und deren jetziger Bestand von allen Behörden und von allen Parteien einstimmig und wiederholt als mangelhaft und ungenügend bezeichnet worden ist. Welcher Sinnbegabte würde auf einer Grundlage weiterbauen wollen, die er selbst als unhaltbar erkannt hat? Wir hoffen nicht zu irren, wenn wir als sehr allgemeines Verlangen bezeichnen: richtigere Gestaltung der wählenden Abtheilungen, kleinere Wahlkreise, directes Votum.'

Und im Jahre 1855: ‚Gleiches Recht und gleiche Freiheit für Alle, aber auch Ausübung des Rechtes aus Bürgerpflicht sollte doch der Grundsatz eines jeden Republikaners sein, und Republiken, worin dieser Grundsatz Kraft und Geltung verloren, gehen in sich selbst zu Grunde und werden bei nächster Gelegenheit die Beute eines Mächtigern. Sollte auch ein solches Geschick über Frankfurt hereinbrechen, wo die activen Bürger sich immer mehr in Parteien zerspalten, und die Zahl der Apathischen mit jedem Jahre zunimmt!'

‚Bei dreißig Wahlen zum Gesetzgebenden Körper in den Jahren 1816 bis 1846 (von 1838 ist die Abstimmung nicht bekannt) stimmten von 6000 bis 6800 Aufgerufene als höchste Zahl (1830) nur 764, zehnmal blieb die Abstimmung unter 300. Bei der letzten Abstimmung im October 1855 stimmten ... von 9160 nur 470. Was soll man dazu sagen? Unsere ganze städtische Verwaltung hat also in ihrer letzten Grundlage alle diese Jahre über nicht auf Wirklichkeit des Abstimmens, sondern auf Rechtsfiction, nämlich auf der Unterstellung beruht, daß die Nichtstimmenden das Votum der Stimmenden genehm hielten. Wenn aber vierzigmal fingirende Form auf fingirende Form gepfropft wird, wie viel kann da noch übrig bleiben von dem Geist und der Wahrheit des ursprünglichen Grundsatzes?

‚Und warum hat die Bürgerschaft der Mehrzahl nach die ihr zustehenden Hoheits- und Selbstverwaltungsrechte bisher nicht wirklich ausgeübt? Hat es an den Bürgern gelegen, fehlte es ihnen an Gemeinsinn? Glaubten sie, daß die Verwaltung, die Justiz, die Finanzen ihrer Vaterstadt gleichgültige Dinge für sie seien? Wußten sie nicht, daß die Mißgriffe und die Schulden, die in den gemeinsamen Angelegenheiten aus Mangel ihrer Mitwirkung etwa gemacht werden mochten, von ihnen zu büßen und zu bezahlen waren? Wäre dergleichen übersehen worden, dann verdienten wir unsere Freiheit nicht.'

Die Hauptursache der geringen Betheiligung fand er in der bisherigen verkehrten Wahlordnung und verlangte besonders die Einführung eines directen Votums, an die Worte erinnernd, welche Napoleon am 29. Juni 1803 zu dem Bürgermeister Zürichs gesprochen: ‚Frankreich habe vielfache Erfahrungen der großen Vorzüge directer Wahlen vor denen durch Wahlcollegien gemacht. Bei den ersten entscheide ein zuweilen irriges, doch meist gerades Urtheil über die Subjecte; die Wahlcollegien dagegen seien der Tummelplatz aller niedrigen Umtriebe. Hier werde das wirkliche Verdienst zurückgesetzt und müsse conventionellen Verdiensten weichen‘ [1]. Durch Einführung des directen Votums, sagt er, würde in Frankfurt ‚unendlich viel gewonnen sein, indem eine Parteimajorität in dem alsdann wegfallenden Wahlcollegium durch Ausschluß der Andersgesinnten nicht mehr ihre Einseitigkeit der ganzen Vertretung aufprägen könnte. Weil dann jeder einzelne Stimmberechtigte sich der unmittelbaren Wirksamkeit seiner Stimme versichert halten dürfte, würde ein viel größerer Antrieb zur wirklichen Abgabe derselben bestehen‘.

In einer weiteren Besprechung der beiden bürgerlichen Repräsentationen, ihrer Reformbedürftigkeit und ihrer Stellung zum Senat, heißt es unter Anderem: ‚Regierungscollegien werden durch Verminderung, repräsentirende Collegien durch Vermehrung ihrer Mitgliederzahl gestärkt. Wenn man daher den Senat halbirte, so hätte man folgerichtig die Repräsentation verdoppeln müssen. Der Senat verliert nun wesentlich seinen repräsentirenden Charakter und wird autokratischer; diesem gegenüber hätte, wenn man ein Gleichgewicht beibehalten wollte, auch die Repräsentation besser gepflegt werden müssen. Eine allzu kleine Versammlung sinkt zu leicht zur Coterie herab, die dann von einem oder ein paar Koryphäen (einem in Cöln sog. Klüngel) beherrscht wird. Umgekehrt sollte vielmehr eine solche Versammlung weit genug sein, um möglichst alle ausgezeichneteren Bürger in sich einschließen zu können, dergestalt, daß die Zahl ihrer Mitglieder nur in der Menge, die noch Ein Präsident dirigiren kann, ihre Grenze findet. Als solche werden gewöhnlich 300 Köpfe angenommen, und wirklich umschlossen die großen Räthe der deutschen und italienischen Freistädte in der Regel zwei- bis dreihundert Mitglieder. Die jetzt dahier bestehende Zahl der Repräsentanten müßte also etwa verdreifacht werden.‘

Die Schlußworte lauten: ‚Durch diese Andeutungen sollte tieferer Einsicht keine Vorschrift gegeben, sondern nur gezeigt werden, wie leicht es wäre, Besserung von Zuständen herbeizuführen, deren Mängel und Gebrechen absichtlich nicht nach ihrem ganzen Umfange geschildert, sondern mehr in den formalen Bedenken und in den greifbaren Zahlenverhältnissen

[1] Vergl. Muralt über Hans von Reinhard S. 130.

dargelegt wurden, während deren Heilung zunächst Denjenigen überlassen bleibt, welche sich mit dem Rechte, aber auch mit der Pflicht von Repräsentanten der Gesammtheit bekleidet sehen. Würden bei uns die Mängel des Wahlgesetzes noch ferner die Mehrzahl der Bürger von der Theilnahme am Gemeinsamen abhalten, und dieses Gemeinsame selbst dem unerfreulichen Kampfe der Parteien preisgegeben bleiben; würden wir ferner in der Verwaltung von republikanischem Gemeinsinn zu büreaukratischem Formalismus fortschreiten und den öffentlichen Säckel über seine Kräfte belasten: so dürften die moralischen Grundlagen unseres Gemeinwesens mehr und mehr gelockert werden, und dasselbe in seinen Parteispaltungen auch immer weniger im Stande sein, die nächste Katastrophe zu überdauern. Wir haben erst in diesen Tagen durch die Zeitungen erfahren, daß man in ehemaligen Reichsstädten, die ihrer Unabhängigkeit beraubt nun Landstädte eines Königreichs geworden sind, den fünfzigsten Jahrestag gefeiert hat, an dem sie, wie man sich ausdrückte: „aus der Calamität der reichsstädtischen Herrlichkeit gerettet“ worden sind. Mögen doch solche Worte nie von Frankfurt gesagt werden können!‘

So schrieb er im Jahre 1856 in einem Aufsatz über ‚Frankfurts dermalige Bürgervertretung‘, und es sind unseres Wissens die letzten Worte, welche er über seine Vaterstadt veröffentlichte. Als er im Jahre vor seinem Tode den Aufsatz seinem Freunde Hüffer in Bonn überschickte, bemerkte er darüber: ‚Ich hätte wohl ernstere Worte zu sagen gehabt, aber ich wollte Niemanden vor den Kopf stoßen, um die Möglichkeit zu erweitern, daß etwas hängen bliebe und fruchtbar werde. Aber diese modernen Spartaner haben sich so zu sagen gar nicht darum bekümmert‘ [1]. ‚Es geht eben in den Dingen eine innere Wandlung und Umwälzung vor sich, woran der Einzelne nichts hindern und nichts bessern kann, dabei aber, so lange es ihm noch vergönnt ist und so gut es noch geht, das Gebiet bebauen soll, auf dem er für die Zukunft arbeitet.‘ Dieser seiner Neujahrsbetrachtung vom Jahre 1857 fügte er noch hinzu: ‚Möge nur wirklich aus den Ruinen der alten Zeit neues Leben erblühen.‘

Auch im Jahre 1856 war er so wenig, wie im Jahre vorher, zu einer größeren Reise gekommen, ‚und die wenigen, wenn auch freundlichen Septembertage bei den Verwandten in Coblenz und bei Freunden in Cöln konnten nicht zu einer rechten Erfrischung für den Winter ausreichen‘. ‚Meine Hoffnungen auf auswärtige Bewegungen‘, schrieb er am 2. November an Kopp, ‚sind jetzt bis zum nächsten Frühjahr gestellt. Geht's

[1] Bd. 3, 374.

dann auch nicht, so registrire ich mich selbst zum alten Eisen und verzichte auf fernere auswärtige Selbstthätigkeit. Uebrigens hat ein sehr liebenswürdiger junger Oesterreicher (Carl Stumpf), der seit ganz Kurzem als Geschichtsprofessor nach Preßburg abgegangen ist, sehr viel beigetragen mir Frühling und Sommer erträglich zu machen.' Immer noch gingen ihm ,Auswanderungsgedanken durch den Kopf, und da dabei nach gemachten Erfahrungen München nicht mehr zur Sprache kommen konnte', so wendete er jetzt seine Blicke nach der Schweiz. ,Als vorzugsweise angenehmen Aufenthalt', sagt er in einem Briefe an Maria Görres vom 31. December 1856, ,bezeichnete ein auswärtiger Freund von mir, der ebenfalls nur den Wissenschaften lebt, sonderbarer Weise noch immer die Schweiz. Ein Bissel Radicalismus sei am Ende doch noch besser, als die Blüthe des Junkerthums und der Büreaukratie.' Er ,stellte bereits allerlei Erkundigungen an', und wie er im Jahre 1848, als er sich ,jenseits des Oceans ein Ruheplätzchen suchen wollte', viele Bücher über Nordamerika studirte, so las er im Winter 1856–1857 ,Altes und Neues über die Schweiz, da doch genauere Kenntniß der Dinge einer Einbürgerung nothwendig vorausgehen' müsse. Aber es erging ihm auch jetzt, wie im Jahre 1848, und er hätte wiederholen können: ,Ach, ich glaube, ich lese diese Bücher nur so, wie der alte Gagern sich in Wien einen ächten Tyroler Stutzen kaufte, als es dort in den Bergen losgehen sollte' [1].

Die Hauptarbeit des Winters war der Druck des zweiten Ergänzungsheftes der Kaiserregesten von 1246—1313, wofür er vorzugsweise österreichische Sachen ausgewählt, ,auch deßhalb', sagte er, ,weil es mir immer deutlicher wird, daß mein Standpunkt — wenn irgendwo — doch nur in Oesterreich fortleben kann. Hier Büreaukratismus und Kleinstaaterei, dort innere Aufreibung werden das südwestliche Deutschland immer mehr herabbringen'. Wir hörten schon früher, daß er die in Oesterreich damals neu erblühenden Geschichtsstudien trotz all' seiner düsteren Ausblicke in die Zukunft mit Freude und Hoffnung begrüßte, und wie er es für einen bedeutenden und erhebenden Beruf erklärte, dem Kaiserstaat in seinen vereinten Völkern, vom Standpunkte deutscher Bildung aus, zu historisch-politischem Betrachten und Erzählen Sinn und Mund öffnen zu helfen [2], so wollte er selbst nach Kräften dafür thätig sein und der dortigen historischen Forschung die rechten Wege weisen. Die Vorrede zu dem Ergänzungsheft enthält in dieser Beziehung wahrhaft goldene Worte. Indem er bei dieser neuen Arbeit über den Rahmen der ersten Anlage des Hauptwerkes weit hinaus ging, beabsichtigte er durch die Zusammenstellung der habsburgischen

[1] Bd. 2, 521.
[2] Vergl. Bd. 3, 179.

Grafenregesten vorzüglich eine vollständigere Würdigung des großen Gründers des Kaiserhauses, und bei Aufnahme der herzoglichen Regesten der Habsburger war es ihm vor allem darum zu thun, seinen Liebling Albrecht I. in ein neues helles Licht zu setzen. Albrechts Gestalt, schreibt er, ‚war verdunkelt, seit die sagenhafte Entstehung der Eidgenossenschaft eines Tyrannen als Hintergrund bedurfte, seit es Publicisten gab, welche die Auflösung des Reichs als germanische Freiheit priesen. Nun aber ein Forscher (Kopp), dessen Wiege am Fuße der alten Habsburg gestanden hat, mit festem Blick und kräftiger Hand den zwar nicht vom Trug, aber von der Unwissenheit gewobenen Schleier zerriß, und die wahre Entstehung der Eidgenossenschaft in dem Zerfall der deutschen Centralgewalt nachwies; seit zugleich in der deutschen Nation selbst die Sehnsucht nach engerem Verbande erwachte: ist der Tag der Wiedererstattung für Albrecht gekommen, und darf der Namen dessen, der, als die Wiederherstellung der Centralgewalt in Deutschland noch einmal versucht wurde, als Märtyrer der Einheit des Vaterlandes fiel, auf Zukunft rechnen im Herzen seines Volkes. Ich habe bereits im Vorwort zu Albrechts königlichen Regesten hierüber mich ausgesprochen. Wohlthuender aber als des Königs, ist das durch die hier vorliegenden Regesten gestützte Bild des Herzogs. Dort in den allgemeinen Reichsangelegenheiten war in der That das Ziel so zu sagen schon unerreichbar geworden und die Mühe vergebens; hier aber in dem verwilderten Oesterreich hat Pflege und Schutz der Ordnung Früchte getragen bis auf den heutigen Tag.‘

So oft er nur konnte, pries er mit warmen Worten die innige Zusammengehörigkeit [1] Oesterreichs und Deutschlands, und fand dazu im zweiten Ergänzungsheft, wo er die Nothwendigkeit einer neuen Ausgabe der Reimchronik Otakars hervorhob, besondere Veranlassung. ‚Alle deutschen Länder zusammengenommen haben vor 1400 keinen solchen Reichthum an deutsch geschriebenen Geschichtsquellen wie Oesterreich, als Blüthe und Zeugniß seines eminent deutschen Charakters, aufzuweisen. Was könnte, abgesehen von kleineren Stücken, neben die Reihe: Enenkel, Otto von Lichtenstein, Otakar, Suchenwirt, Uebertreffendes gestellt werden? Meinem Gefühl nach überwiegt der einzige Otakar schon alle andern. Dieser aber ist wesentlich der Geschichtschreiber der Etablirung des Hauses Habsburg in Oesterreich-Steiermark und insbesondere der Regierung Albrechts ... Gerade was wir an unsern Quellen am häufigsten vermissen: Zeichnung der Personen,

[1] Es war ihm diese so zur Herzenssache geworden, daß er Fontes 3, LXXIV sogar in der Zufälligkeit, daß in Oesterreich die einzige Handschrift der Narratio de electione Lotharii in regem Romanorum aufbewahrt worden ein ‚Denkzeichen‘ erkennen wollte, ‚wie innig es zu uns gehört und wir zu ihm‘.

Schilderung des Details, Farbe der Begebenheit, ist hier in Fülle vorhanden bis zum dramatisch vorgeführten Bild der Wirklichkeit.' ‚Wird nicht endlich', fragte er später bezüglich einer neuen Ausgabe Otakars seinen Freund Karajan in Wien, ‚der Gedanke im Schatten des St. Stephan sich entzünden, welch' ungehobenen Schatz hier noch Oesterreich besitzt? Auf! die Ihr ein Herz habt für Euer Land, für seine Erinnerungen, für seine Noth, für seine Glorie, für die Gestalten, die durch das Dunkel der Vergangenheit schreiten und auf die dann hier und da der edeltreue Dichter sein Streiflicht fallen läßt und ihre Schemen auch für uns noch belebt, — Ihr, denen Mellicensium decus ein Vorbild ist, erwärmt in dem Gemüth und schreitet zur That! Wollt was Ihr könnt, putzt den Rost von diesem Werk, streut seine Blätter als eine Zier und Stärkung in den verwilderten Garten der Gegenwart, daß man an den Ahnenbildern erkenne, was man war, und messe daran, was man wieder sein sollte! Es ist nicht bloß Euer Kleinod, es ist ein Kleinod der ganzen deutschen Literatur; laßt uns diese wenigstens haben, während so viel anderes fehlt, laßt's nicht liegen im Staube!' [1]

---

[1] Bd. 3, 333. Jacob Grimm schrieb ihm am 4. Juni 1857: ‚Lieber Freund. Ich danke für das Additamentum secundum, dessen Vorrede ich gleich begierig durchlesen habe. Mit vollem Recht verlegen Sie die Kraft der deutschen Literatur und Sprache im 13./14. Jahrhundert nach Oesterreich; das erhellt namentlich noch aus [dem] gewandten, geistvollen Seifrid Helbling [vergl. Bd. 3, 206—207]. Der Ottokar muß aber auch der Sprache wegen vollständig neu herausgegeben, nicht bloß ausgezogen werden. Wenn Karajan nicht mehr anbeißen will, mag ein Anderer den Mut fassen. Der Stuttgarter Verein könnte das Ganze in drei, vielleicht gar zwei Octavbänden zu zwei Spalten liefern, die zehnmal mehr werth wären als die früher einmal herausgekommenen drei Bände eines portugiesischen Cancionero, den keine Seele liest. Auch die Wiener Akademie hat ja Geld genug, alle Kosten der Ausgabe zu bestreiten.' Wir theilen hier noch folgende Stellen aus dem Briefe mit. ‚Nach Ihrem edelmüthigen Entschluß [vergl. oben S. 366—367] wird nun, was von Kopps Werke fehlt, schneller erscheinen können. Waitz, dünkt mich, geht mit der geforderten historischen Darstellung zu weit. Kopp läßt die Begebenheiten still und genau fortschreiten, wer sie verfolgen mag, wird nicht ermüden. So ist ja der ganzen Geschichte Gang mehr episch als dramatisch' [Vergl. Bd. 3, 206, 215 und J. E. Kopp von Lütolf S. 339—340.]. ‚Sie können mir vielleicht nützliche Winke geben für eine Untersuchung, die ich vorhabe. Es verdient einmal erörtert zu werden, was Hochdeutsch ist, und warum es so heißt. Von jeher gab es eine edle, gebildete, von den im Reich Waltenden gesprochene Sprache; sie ist von den Franken ausgegangen und unter allen Königen fortgesetzt worden. Selbst die sächsischen Könige können nicht anders, in Reichsgeschäften, als Fränkisch, d. h. Hochdeutsch, gesprochen haben. Das wird sich reich und fruchtbar ausführen lassen. Wann aber kam die Benennung Hochdeutsch oder hohe Sprache für dies waltende Idiom auf? Man nimmt an, der Ausdruck erscheine zuerst 1523, was aber ganz einfältig ist; wer soll ihn damals erfunden haben? Luther nicht, der sich seiner nie bedient. Ich kann ihn gleich 30 Jahre vorher aufzeigen. Der

‚Also in Allem gelte allein die That! — Die wahre Auszeichnung eines Menschen besteht darin, daß man beachte was er will und thut, ihn zurechtweise wo er gefehlt hat, und benütze zu weiterem Werk was er Gutes bietet. Andere äußerliche sogenannte Auszeichnungen sind Sache der Kinder oder der Gecken, nicht aber des Mannes, der sich fühlt und weiß was er will.‘ Nach diesem Grundsatze Böhmers erhielt ein hochstehender Wiener Freund, der an ihn die ‚schüchterne Anfrage‘ gerichtet, ob er nicht nach Vollendung des Ergänzungsheftes dem Minister Thun den Ausdruck seines Dankgefühles [1] gestatten würde, am 20. März 1857 die Antwort: ‚Ganz zufrieden bin ich, wenn der gute Wille nachsichtig beurtheilt und mir dafür so viel persönliches Wohlwollen geschenkt wird, als gerade dort vacant ist. Lassen wir es durchaus dabei, aber hoffen wir, daß in der Geschichte des Vaterlandes der Reichsstandpunkt in Oesterreich durch Alles was in diesem Fach in neuester Zeit geschehen ist und noch geschieht, jene tüchtige Vertretung finde, die er, wie ich fürchte, im Reiche selbst, nämlich in dem was der Oesterreicher so nennt, mehr und mehr verliert. Denn die Traditionen sterben aus, und ein Geschlecht wächst auf, welches nur noch Tagesinteressen kennt.‘ ‚Ihre Nachricht‘, heißt es weiter, ‚daß Pfeiffers Berufung nach Wien bevorstehe, hat mich recht gefreut. Er ist bisher fortwährend sehr thätig gewesen. Diese Eigenschaft wird er auch mit hinein nehmen, und Leben zündet sich immer wieder am Leben. So darf man Oesterreich zu dieser Erwerbung aufrichtig Glück wünschen. — Indem ich dieses an meinem Pulte schreibe, erblicke ich zur Seite die Frühlingssonne, die sich röthenden Knospen meines Mandelbaumes und darüber das lockendste Himmelsblau. Da möchte man zum Wanderstabe greifen. Vielleicht wird mir es doch noch gegeben, Wien wiederzusehen, und das erneute Oestreich, und den seit so manchem Jahr befreundeten Kreis.‘

Ueberhaupt trug er sich immer noch, ‚besonders zur Frühjahrszeit, gern mit großen Reiseplänen‘, bald nach Belgien und Frankreich, bald nach England, am liebsten nach Italien, und wenn er auch im Jahr 1857 keinen dieser Pläne durchführen konnte, ‚so war doch der Herbst dieses

---

Druck von Geßlers Rhetorik von 1493 hat auf dem Titel: „Des hochtütschen jetzlaufenden Stilums“ (Panzers Annalen S. 203). Ich vermute, daß die Canzleien des 15. und 14. Jahrhunderts bereits wußten, was Hochdeutsch war; im Latein könnte dafür lingua celsa oder stilus celsus oder sublimis stehen. Da Sie jetzt in den Regesten Karl des Vierten leben und weben, zu welcher Zeit die Canzleiform schon sehr ausgebildet war, so vermögen Sie mir leicht eine Spur anzugeben; werthvoller natürlich wäre sie aus noch älteren Epochen. Es hat keine Eile damit, ich bitte gelegentlich darum.‘

[1] Es war wohl von einem Orden die Rede. In dem vorliegenden Briefe des Freundes hat Böhmer, sehr bezeichnend, das betreffende Wort ausgeschnitten.

Jahres im Vergleich zu den beiden vorausgegangenen ein glücklicher, erfrischender Reiseherbst'.

Am 21. August fuhr er nach Stuttgart zu Stälin, mit dem er den Hohenstaufen bestieg, erneute dann in Schaffhausen mit Hurter Erinnerungen ,aus dem früheren fröhlichen und gehaltvollen Beisammensein in Frankfurt', pilgerte von Brugg aus zur Habsburg, besuchte das Kloster Königsfelden, war mehrere Tage bei Kopp und Aebi in Luzern, bestieg den Rigi, und verweilte darauf vom 4.—12. September in Zürich, wo er bei den Gebrüdern von Wyß die freundlichste Aufnahme fand und den wohlthuendsten Verkehr[1]. ,Besonders erfreut hat mich', schrieb er, ,die Besonnenheit und Tüchtigkeit des älteren Bruders Georg. Nur etwas keckere literarische Thätigkeit wünschte ich ihm, aber freilich ist er nicht gerade als Literator zur Geschichtswissenschaft gekommen. Genealogische Tafeln über die schweizerischen Grafenhäuser mit Einrückung der wichtigsten Urkundendaten, ganz wie ich mir solche gewünscht hatte, fand ich bei ihm in reinlichster Ausarbeitung vor. — Ich wünsche sehr, daß sich mit diesem trefflichen Mann ein lebhafterer und zusammenwirkenderer Verkehr eröffne.' Zu der erwähnten Arbeit hatte er im Jahre 1853 in einem Briefe an Georg von Wyß aufgemuntert und dabei besonders hervorgehoben: ,Rudolph von Habsburg, der für die Weltgeschichte einflußreichste Sohn der Schweiz, der aber auch mit seiner Grafenzeit ihr ganz angehört, sollte doch endlich mit seinem ganzen Geschlecht eine urkundlich vollständige und zuverlässige Darstellung finden. Wohnte ich in der Schweiz: dies wäre der Gegenstand, an dessen Behandlung ich meine Kräfte versuchte.' Eindringlicher noch mahnte er bei Gelegenheit der von ihm selbst angefertigten habsburgischen Grafenregesten, daß doch die Schweizer Geschichtsfreunde der der Emancipation der Urcantone und der bedeutungsvollen Entwicklung der Reichsstädte vorausgegangenen Herrenzeit (die in eine Herzogszeit unter Staufern und Zähringern und in eine Grafenzeit sich abtheile), ihre Aufmerksamkeit zuwenden möchten: und konnte sich nun ,bei Georg von Wyß überzeugen, daß das gutgemeinte Wort auf fruchtbaren Boden gefallen'. ,Und einen besseren Arbeitslohn, als sich von so Etwas überzeugen zu können, gibt es wahrlich nicht.' Männer wie Kopp, Wurstemberger, Georg von Wyß, Meyer von Knonau u. s. w. haben es oft dankend ausgesprochen, wie viel Böhmer auch für die Geschichte der Schweiz, abgesehen selbst von seinen Werken, durch briefliche oder persönliche Anregung und Belehrung geleistet habe.

In Zürich collationirte Böhmer die dortige Handschrift des Christian Küchenmeister von St. Gallen, den er in den vierten Band seiner Geschichts-

[1] Vergl. Bd. 3, 217—218, 224, 228—229.

quellen aufnehmen wollte, kehrte über Basel am 15. September für einige Wochen nach Frankfurt zurück, und verweilte dann auf einer zweiten Reise vom 7.—28. October vorzüglich in Innsbruck und München [1].

Die dritte Reise des Herbstes führte ihn nach Berlin, welches er seit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr besucht hatte, und er ‚unternahm dieselbe eigens deßhalb', sagte er, ‚um mit Pertz über Octavausgaben der Scriptoren und die von mir wieder aufzugreifende Herausgabe der Kaiserurkunden zu sprechen'. ‚Ich schlug vor: 1) die Monumente gehen in den begonnenen Abtheilungen fort, wie bisher; 2) nach einem von Pertz genehmigten Plan übernehme ich die Ausgabe der Kaiserurkunden von 919 an mit so viel Hülfe, daß jährlich ein Band erscheinen kann. Diese Ausgabe geht aber unter Pertzens Namen, dem jeder Bogen vor Abschluß zur Genehmigung oder Verwerfung vorgelegt wird.' Was das für die Ausgabe zu wählende Format betraf, so konnte er sich mit dem der ‚foliocrinolinischen Monumente' nicht befreunden, ebenso wenig wie Jacob Grimm, der ihm am 4. Juni 1857 geschrieben hatte: ‚Was Sie (in der Vorrede des zweiten Ergänzungsheftes zu den Kaiserregesten von 1246—1313) bei Gelegenheit des Herrgott und Gerbert über das verwünschte Folioformat sagen, ist mir aus der Seele geschrieben. Die Pertzischen Monumenta würden unsäglich mehr gelesen und studirt werden, könnte man sie menschlich [2] in die Hand und vor Augen nehmen. Was bildet man sich doch von der Würde eines unförmlichen Buches ein! Auch die alten Römer schrieben ihre Werke handmäßig; ein Missal, vor dem gestanden und das aus der Ferne angesehen wird, mag meinetwegen die halbe Länge eines Menschen und klafterlange Buchstaben haben.'

Böhmer erklärte sich demnach ‚lebhaft für ein handlicheres Format und schlug endlich, da es angenehm sei, sich an ein schon bekanntes anzuschließen, das Format von Mignes Patrologie vor, doch mit größeren Lettern und durchlaufenden Zeilen'. Er versprach einen Probedruck zu liefern und es freute ihn, daß er sich dabei auch auf das Format der neuen trefflichen Ausgabe der Scriptoren des Basler Concils berufen könne [3].

Außer mit Pertz verkehrte er in Berlin mit den beiden Grimm, Ranke, Trendelenburg, Jaffé u. s. w., bei denen allen er trotz seines ‚antiborussischen Standpunktes Wohlwollen und selbst herzliches Entgegenkommen fand'. ‚Eine Anzahl so bedeutender, so thätiger, so munterer Männer dürfte man schwerlich in einer zweiten Stadt Deutschlands antreffen.'

---

[1] Näheres Bd. 3, 229.

[2] Vergl. Fontes 3, VII, wo von einer ‚menschlicher Weise zu handhabenden Quellensammlung' die Rede. — Vergl. Bd. 3, 257, 262.

[3] Brief an Birk in Wien vom 24. Januar 1858. Concept.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Wolfenbüttel war er am 7. November wieder in Frankfurt, ‚aber denken Sie ja nicht‘, schrieb er vier Wochen später an Kopp, ‚daß ich nun wieder meinen Studien angehöre. Umgekehrt werde ich von zahllosen Allotrien absorbirt und sehe noch gar nicht, wann ich mich durch sie werde durchgearbeitet haben. Darüber verfließt das Leben‘. ‚Schon wieder liegt ein dicker Brief von Zweibrücken da, wo die Bauern, deren Unterthan ich viel mehr bin, als des Königs, nicht zufrieden in meinem Wald zu freveln, mir ihn nun auch noch bewachen d. h. Geld dafür von mir erpressen wollen. Ich verzichtete gern auf alle Förderung von Wissenschaft und Kunst (in Bayern), wenn nur in den gewöhnlichsten Dingen etwas mehr Ordnung und Gerechtigkeit wäre‘ [1].

Seine ganze wissenschaftliche Arbeit im Winter und Frühjahr 1858 bestand in einer Zusammenstellung der Trümmer Mainzischer Chroniken aus dem 14. Jahrhundert, in der Durchsicht und Verbesserung der Trierischen Regesten von Görz [2], in der Aufsuchung und Mittheilung einiger Beiträge zu der Geschichte der Militär-Architectur in Deutschland von Krieg von Hochfelden [3], und in der Anfertigung des Diplomatars Conrads I.,

---

[1] Bd. 3, 219.

[2] Vergl. Bd. 3, 253—255.

[3] Er führte mit Krieg eine lange Correspondenz über das Werk, welches 1859 in Stuttgart erschien. ‚Das Werk ist‘, schrieb ihm der Verfasser, ‚wenn nicht Ihr Kind, doch Ihr Enkel‘, und in der Vorrede (S. VI) spricht er seinen Dank aus gegen den Herausgeber der Kaiserregesten, ‚der unsere lange und mühsame Arbeit, von ihrem ersten Beginne an, durch historische Mittheilungen und Aufschlüsse ununterbrochen gefördert.‘ Aus den vielen Briefen Kriegs mögen folgende Worte vom 1. December 1857 hier eine Stelle finden: ‚Sehr dankbar bin ich Ihnen, theuerster Freund, für Ihr freundliches Urtheil über die neuen Bogen der Militärarchitektur. Oft kömmt mir in meiner hiesigen Einsamkeit der Gedanke, auch diese, wie alle meine Bestrebungen für das Land und das Haus, denen ich diente, seien Spreu in den Wind. Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie erfrischend die Theilnahme ist, die Sie unausgesetzt dem Werke zuwenden. Es ist mir darum zu thun, die ersten Keime unserer mittelalterlichen Cultur (mit andern Worten die Anfänge unserer, gegenwärtig im Niedergang befindlichen Gesellschaft) aus dem Schutt und dem Moder der antiken nüchtern und klar nachzuweisen. Hier komme ich mit der ganzen Berliner Schule (den Herren Kugler, Burckhardt, Lübke u. s. w.) in Streit, denn diese fabeln von einem urgermanischen Formensinn, der nie existirt hat! Das gemeinsame und einheitliche Princip der gesammten abendländischen Cultur, im Staate, im Leben und in der Kunst ist die Kirche. Das einzig Germanische findet sich in den mitgebrachten Rechtsverhältnissen; diese sind aber bei den verschiedenen Stämmen verschieden, und erfahren gleich bei der Einwanderung nicht unbedeutende Veränderungen durch die Kirche und die von ihr geförderte Machtentfaltung der Könige. Deßhalb ist mir der von Ihnen so gütig abgeschriebene Brief Hadrians an Karl den Großen so wichtig, weil er zeigt, daß auch an diesem Centralpunkte der antiken Cultur, wo doch noch Techniker und

welches als Probeheft sämmtlicher Kaiserurkunden erscheinen sollte. Bezüglich der Formatfrage war, wie Jacob Grimm, so auch Stälin seiner Ansicht, Pertz dagegen erklärte sich, noch ehe die Druckprobe zu Stande gekommen und ihm vorgelegen, unbedingt für das Folioformat [1], und so verzichtete Böhmer, der nicht in Folio arbeiten wollte, auf die Herausgabe der Kaiserurkunden in den Monumenten, und dachte nun an eine selbstständige Ausgabe derselben, die ‚mit Weglassung des Formelhaften und Abkürzung dessen, was Deutschland gar nichts angeht', gleichsam ‚ein Mittelding zwischen vollem Abdruck und Regesten' bilden würde.

Immer hoffte er noch, daß Pertz, nachdem bereits fünf Bände der Monumente (in der Ausgabe Nr. 2) im Buchhandel vergriffen, wenigstens für eine Handausgabe der Scriptoren zu bestimmen sei, aber auch in dieser Beziehung wurden seine Hoffnungen vereitelt. ‚Ich habe das Gefühl', schrieb er, ‚daß es zur Zeit an Stimmen nicht fehlen werde, die das, was mein alter verehrter Waffengenosse ein festes Beharren bei einmal gewonnenen Ueberzeugungen nennen mag, mit ganz anderen Namen bezeichnen werden' [2]. Und später: ‚Alle meine Bemühungen bei Pertz um die Herstellung einer Handausgabe waren vergeblich, so daß die Frage, ob sich die Arbeiter dafür finden, was freilich Vorbedingung ist, gar nicht zur Erörterung kam. Allerdings hat Pertz jetzt Mangel an Gehülfen: ob ihn Andere auch haben würden, ist die Frage. Es fehlt in der deutschen Geschichtsforschung an einem Mittelstand. Wir haben nur ganz Hochgelehrte und Geschichtsvereinler. Das ist sehr übel. Ich denke dabei manchmal an dasjenige, was Pfeiffer bei der Ankündigung der Germania über die Lachmannerei sagte. Ein solcher Mittelstand, der dann auch die Hochgelehrten stützen würde, ließe sich am sichersten durch eine Handausgabe der Scriptores heranziehen, die nach dem Willen des Stifters wohlfeil wäre, und nicht bloß in allen Gymnasialbibliotheken sich finden, sondern auch im Privatbesitz weit verbreitet sein könnte. Auf die Opferwilligkeit des deutschen Lehrerstandes, der ja jetzt auch die altdeutsche Lite-

---

Zünfte bestanden, in jener merkwürdigen Uebergangszeit nach der Verlegung des Regierungssitzes von Rom nach Ravenna, wo Rom unter Gregor dem Großen als Grab der beiden Apostel auf einer neuen Grundlage sich zu heben begann, die Bautechnik sich in den Händen des Clerus befand, gerade wie bei den Franken, Burgundern und Westgothen. Denn der Erzbischof Wulcharius war der Werkmeister für die Wiederherstellungen zu St. Peter, und daß dieses Amt nicht bloß ein Ehrenamt oder nur ein administratives gewesen, geht aus dem Wortlaut jenes merkwürdigen Briefes (den ich abdrucken lasse) hervor.

[1] Vergl. Bd. 3, 257. Böhmer meinte, daß vielleicht ein Zeitungsartikel eines ‚hungerigen Literaten' (vergl. Bd. 3, 250) ‚auf Pertzens Entschlüsse gewirkt' habe.

[2] Bd. 3, 264.

ratur oben hält, darf man schon rechnen, aber man muß ihm doch überhaupt möglich machen mitzuwirken, und das ist nicht der Fall, so lange die deutschen Geschichtsquellen im unbequemsten, von Allen verlassenen Folioformat 186 Rthlr. kosten, also doppelt abschrecken[1]. An einer andern Stelle: ‚Für ein kaltes, vornehmes Unternehmen in unzugänglicher Form, in unerschwinglichem Preise, welches, wie hoch es auch sonst zu ehren sein möge, den Bedürfnissen meines Volkes nicht entspricht, habe ich wenig Herz‘[2]. Und bezeichnender noch an einen Freund: ‚Mit dem, was Sie in Bezug auf die Monumenta tadeln und wünschen, bin ich durchaus einverstanden, es ist aber doch nichts zu bessern, wie Sie ja auch aus meiner Reise nach Berlin im November 1857 wissen. Pertz kann und darf sein Werk nicht verlassen‘ — was aber auch wohl noch Niemand verlangt haben dürfte — ‚und doch kann er es auch nicht fortführen, weil er durch sein Alter und sein Verdienst der jüngeren Generation, ohne deren Unterstützung sich doch nichts unternehmen läßt, fremd geworden ist‘. Fremd geworden durch Alter und Verdienst? Böhmer seinerseits trat bei zunehmendem Alter und Verdienst der jüngeren Generation immer näher und er berief sich wohl zum Erweise des Ausspruches von Johann von Müller: ‚Nichts zieht die Jugend mehr an und macht sie so bescheiden und tüchtig zugleich, als der wohlbegründete Ruhm eines Ergrauten, wenn ein solcher sie in Liebe emporhebt‘, auf Männer wie Niebuhr und Jacob Grimm. ‚So kann man denn sagen‘, fährt er über die Monumente fort, ‚daß das Unternehmen bei hinreichenden Fonds doch in's Stocken gerathen ist. Ich muß Pertz dankbar sein, daß er mich so freundlich — aber erfolglos — angehört hat, gegen ihn auftreten: darf, kann und mag ich nicht. Wenn es einmal ein Dritter thut (und schon vor Jahren bestand die Lust dazu), dann werden wir curiose Dinge zu hören bekommen, wobei übrigens‘, fügt er in seiner Abneigung gegen Polemik und in voller Würdigung der Verdienste seines Freundes hinzu, ‚die Sache selbst dennoch nicht gewinnen wird, denn es gibt immer nur Einen Pertz‘[3].

Als Böhmer am 4. September 1858 seine Herbstreise antrat, mußte er sich ‚leider sagen, daß seit der im vorigen Jahr vorausgegangenen keine Arbeit fertig geworden, und wohlgemeinte Bemühungen für die Geschichte der vaterländischen Vorzeit fruchtlos gewesen: ein Bild des abnehmenden Lebens, welches nunmehr, damit es nicht ganz ersterbe, neuer Eindrücke und

[1] Bd. 3, 344.
[2] Bd. 3, 348.
[3] Bd. 3, 408—409.

der Erfrischung durch Freundesverkehr doppelt bedürftig geworden'. Dießmal trieb ihn ‚die Sehnsucht nach Wien, um das neue Oesterreich und die alten Freunde wiederzusehen', und er verweilte drei und eine halbe Woche in der Kaiserstadt, wo er täglich auf der Hofbibliothek und im Staatsarchiv arbeitete, den Kunstdenkmälern der Vorzeit und den neueren Kunstschöpfungen eine besondere Aufmerksamkeit zuwendete, dabei auch meist in bester Gesellschaft die schönsten Ausflüge machte, und im Verkehr mit Aschbach, Birk, Chmel, Feil, Karajan, Pfeiffer u. s. w. kenntnißreiche Theilnahme, freundliches Entgegenkommen und erheiternde Geselligkeit fand. ‚In keiner andern Stadt', rühmt er, ‚habe ich so gute Gönner und so viele wohlwollende Freunde'. Auch lernte er dort ‚viele neue Leute kennen, z. B. Chlumecky, Dudik, Sickel, Baron Helfrich u. s. w. und namentlich auch Wattenbach', den er bis dahin immer verfehlt hatte, und dessen Buch über die Geschichtsquellen Deutschlands im Mittelalter, welches er in den nächsten Monaten ‚durchstudirte', alle Wünsche, die er ‚seit Jahrzehnten bezüglich eines solchen Werkes gehegt, über Erwarten befriedigte, nach Inhalt und Form mehr bot, als man bei einer ersten Leistung dieser Art hätte für möglich halten können' [1].

Von keinem der Wiener Freunde fiel ihm ‚damals der Abschied so schwer, als von Chmel, dem ältesten und liebsten Freund', den er in den übelsten Gesundheitszuständen traf. ‚Aber', sagt er, ‚das Gefühl beglückt mich doch, mich mit ihm wieder so geeinigt zu wissen, wie ehemals; wir mußten fast weinen, als wir schieden'. Und dieses Gefühl war für ihn ‚doppelt beglückend bei dem tiefen Schmerz, den der wenige Wochen später erfolgte Tod des Mannes in der Seele hervorrief'. Als er sein ‚Schärflein' nach Wien schickte, um sich an dem zum Andenken Chmels zu errichtenden Grabdenkmal zu betheiligen, schrieb er: ‚Er war doch einer der liebenswürdigsten, treuesten, edeleifrigsten Männer, der man sich aus seinem Leben erinnern kann . . . Wie schmerzlich ist es doch, daß dieser Gute in seinen äußeren Verhältnissen so vieles Bittere hat erdulden müssen, wovon er mir noch zuletzt gesprochen hat. Möge das Gefühl dessen, was man an ihm verloren, fruchtbar werden durch das Streben ihn zu ersetzen' [2].

---

[1] Vergl. sein näheres Urtheil über das treffliche Werk Bd. 3, 288—289, 296.

[2] Bd. 3, 279. Verfasser schrieb sich im December 1858 folgende Aeußerungen Böhmers auf: ‚An Chmel in Wien habe ich einen meiner ältesten Freunde verloren. Seit dem Jahre 1831 waren wir in Correspondenz, seit 1833 persönlich bekannt. In der Wiener Zeitung hieß es, daß unser Verhältniß die erste dauernde Annäherung zwischen den Historikern Oesterreichs und des übrigen Deutschlands begründet habe, und obgleich mir Solches nie eingefallen, so möchte ich doch jetzt glauben, daß diese Behauptung wirklich wahr sei. Chmel war ein ganz ungemein herzlicher Mensch, ein zuverlässiger und unermüdlicher Arbeiter, der alle moralischen Eigenschaften eines Historikers besaß. Es fehlte ihm Etwas an Ueberblick und Erfassung des Wesentlichen, aber er war guten Rath-

Von dem bessern Geiste, der durch die einsichtige und hochherzige Thätigkeit des Grafen Thun in das österreichische Unterrichtswesen gekommen, versprach er sich reiche Früchte für die Zukunft [1], ‚aber', schreibt er, ‚wie schwer ist es, daß etwas Tüchtiges aufkomme, wo es im Allgemeinen an der sittlichen Kraft fehlt, und eine egoistische und vergnügungslustige Hauptstadt feinere und tiefere Stimmungen überbrauset'. ‚Die Finanznoth und die daraus folgende Finanzschwindelei haben für den ganzen Charakter der Bevölkerung die übelsten Folgen gehabt. Vierzig Millionen beträgt das Deficit, unendlich sind die Finanzoperationen, hier Verarmen, dort schnelles Reichwerden und umgekehrt, Lotto und Lotterie an allen Ecken angeschlagen, Theater, Musik, Tanz, Liederlichkeit und Elend bunt gemischt'.

Ueberhaupt erfüllten ihn seine ‚Beobachtungen über die Zustände Neu-Oesterreichs mit tiefster Betrübniß', er fühlte sich ‚von Neuem um eine Lieblingshoffnung ärmer geworden, und die Zukunft des Kaiserstaates erschien' ihm ‚bedrohlicher wie je'. ‚Die Finanzen', klagt er, ‚sind so schlecht wie vorher... die innere Organisation fand ich in vollkommener Stockung, weil man an den entscheidenden Stellen über Gemeinde- und Gewerbegesetz keinen Entschluß zu fassen vermochte... Der Kaiser bekümmert sich nicht um die Civilverwaltung, sondern bloß um die Armee, und diese Sorge besteht dann wieder in Nichts, als im Exercirenlassen hungernder Soldaten, die jeden dritten Tag auf die Wache müssen, an den zwei andern Tagen aber 10 Stunden exerciren. Die Offiziere haben massenweise den Abschied genommen, und unter den Soldaten ist eine Sterblichkeit wie im Kriege. Man hat mich versichert, daß die Armee heute durchaus nicht mehr das ist, was sie noch vor ein paar Jahren war... Und doch ist es die Armee, die Oesterreich gerettet hat und es erhalten muß! Ich habe darüber viel

---

schlägen stets zugänglich; Alles, was er gab, gab er mit Liebe. Unter den vielen trefflichen Geschichtsfreunden Wiens fühlte ich mich Niemanden innerlich näher als ihm. Ich kann gar nicht sagen, wie wohlthuend mir die Erinnerung ist, in Wien noch vor seinem Ende in alter Treue und Anhänglichkeit mit ihm zusammen gewesen zu sein. Beim Abschied, wo wir nur mit Mühe unsere Rührung bemeistern konnten, bat er mich noch, ihm recht bald zu schreiben. Ich habe es leider nicht gethan, obgleich ich seinen kränklichen Zustand kannte, denn der Drang, in welchem ich hier lebe, nimmt mich mir selbst. — Kaiser Franz, der ihn in St. Florian kennen gelernt, hatte ihn selbst nach Wien berufen, und er stand dort in allgemeinster Achtung; aber die Archivdirektorsstelle, welche ihm nach seinen Verdiensten gebührt hätte, und welche sonst immer von einem Gelehrten bekleidet wurde, hat man ihm nicht gegeben, sondern Unberufene ihm vorgezogen und vorgesetzt, was dem Freunde fortwährend Last und Kummer verursachte.'

[1] Darum war er später über den Rücktritt dieses Ministers so betrübt, und ärgerte sich über die Leute, die im Unterrichtswesen ‚dermal in Oesterreich die Faiseurs vorstellen. Das kann in unsern Zeiten nicht so bleiben: möchte nur die Besserung nicht gar zu bittere Erfahrungen kosten'. Bd. 3. 345.

Einzelnes erfahren, gesehen aber habe ich, daß eine zum Exerciren ausrückende Truppenabtheilung bei ihrer Rückkehr um 2 Uhr Nachmittags einen sehr großen Theil ihres Bestandes auf Stundenweit als traîneurs hinter sich hatte, ob aus Schwäche der nicht gehörig genährten Leute, oder weil man ihnen Schuhe gegeben hatte, in denen sie nicht gehen konnten, weiß ich nicht. Ein mit mir fahrender Linzer Herr sagte, als ich meine Verwunderung über diese noch nie gesehene Erscheinung äußerte: „Es sind halt Rekruten." Wie wird es nun gehen bei dem Kriege, der unvermeidlich bevorzustehen scheint, und von dem wir nicht wissen, wo er enden wird? Freilich meinte ein Sachverständiger, daß ein Krieg für die Tüchtigkeit des Heeres bei dem guten Willen der Mannschaft wirken werde, daß er aber bald zu wünschen sei, damit das Heer nicht noch tiefer sinke. Ich aber, der zu Besorgnissen geneigt bin, denke mit Schrecken daran, was Bernhardi in Tolls Leben von den Oesterreichern 1813 vor Dresden sagt, wo sie nach fünf Tagen Feldzug keine Schuhe, kein Brod und keine Munition mehr hatten.' Der italienische Feldzug des nächsten Jahres zeigte leider, wie sehr diese Besorgnisse begründet waren.

Am 14. October fuhr Böhmer von Wien nach Prag, wo er Palacky besuchte und zwei Abende und einen ganzen Morgen bei Höfler zubrachte, dann blieb er noch zwei Tage in Dresden und kehrte am 20. October nach Frankfurt zurück [1].

‚Nun möchte man arbeiten', schreibt er, ‚aber da liegen wieder einunddreißig Briefe, die beantwortet sein wollen. Welch' ein Kreuz! So verstreicht nun wieder Woche auf Woche ohne stetige fruchtreiche Thätigkeit, und inzwischen gehen nun auch alle die erfrischenden Eindrücke, welche man von der Reise heimgebracht, verloren'. ‚Meines Theils merke ich bei noch leidlicher Rüstigkeit doch immer mehr, wie ich dem Alter mich nähere, besonders in Augenblicken, in denen mein altes Herzleiden wieder auftaucht und mir Alles verleidet. Ich denke daher daran, mich noch weiter von äußerlichen Berufen zurückzuziehen' [2], und an Maria Görres: ‚In den zwei Monaten seit meiner Rückkehr habe ich wohl in den Abendstunden manches Wissenschaftliche gelesen, selbst aber, außer der Wegräumung der

---

[1] Ueber seine Herbstreise vergl. Bd. 3, 265—270, 271—272, 279, 282, 296.

[2] So im Concept eines Briefes vom 23. Januar 1859 an Arnold Amsler in Wildegg, den Sohn seines verstorbenen Freundes Samuel Amsler. Am Schlusse heißt es: ‚Während ich so am Ziele stehe, steht Ihr Brüder Amsler am Anfang; während ich in die Enge mich zurückziehe, strebt Ihr ins Weite. Das ist ganz in der Ordnung. Möge es Euch wohl gelingen, und möchtet Ihr fortschreiten in Thätigkeit und Tüchtigkeit zur eignen Befriedigung und zur Freude Eurer Mutter.'

mitgebrachten Ausbeute, noch gar nichts gethan. Hinderniß war mir theils meine Correspondenz, worunter die Zweibrückische besonders lästig ist... theils meine Bibliotheksarbeiten, indem ich vieles nachzuarbeiten hatte, während auch die laufende Arbeit sich mehrt. Ich fühle mir doch die Frage aufgenöthigt, ob es nicht fruchtbarer wäre, meine Zeit ausschließlich den Regestenarbeiten zu widmen, in denen ich nun schon so lange nicht mehr vorwärts komme' [1].

Aber wie oft er auch daran dachte, seine Bibliothekarstelle niederzulegen, so hielt er sie gleichwohl, trotz der vielen damit verbundenen mechanischen Arbeiten noch immer ,gleichsam als einen Anker fest, um doch irgendwo fest zu Hause zu sein, als einen festen Punkt, um den das übrige Leben sich dreht' [2]. Er ,dachte so besonders in Erinnerung an ein Wort und eine Mahnung des Vaters, daß man ohne bestimmten äußern Beruf so leicht im Leben haltlos werde'. ,Ich habe immer so gern', betheuerte er, ,nach den Vorschriften gehandelt, die ich aus dem Munde des Vaters vernommen, und selbst beim äußersten Druck war es mir stets eine Beruhigung, wenn ich mir sagen durfte, das Uebernommene sei wie aus Gehorsam gegen den Vater übernommen. Und auf solchem Handeln, meine ich, ruht Segen, wenn man auch selbst ihn nicht sieht. Aber wenn auch das nicht wäre: der Vater nannte den Gehorsam gegen die Eltern eine Familientradition, und wer einer solchen ungetreu wird, ist seiner Vorfahren nicht würdig. Und einen größeren Schimpf, als diesen, gibt es für den Menschen nicht.'

Im Frühjahr 1859 griff er wieder die Regesten Carls IV. auf, die er bis auf ungefähr dreitausend Urkundenauszüge vervollständigte. ,Nachdem dann die alle Arbeit störenden heftigen Gemüthserschütterungen, die der Krieg in Italien und die Niederlage Oesterreichs hervorgerufen, sich allmählich beruhigt', trat ihm ,der Gedanke immer näher, daß der Einzelne bei Lage der Dinge sich um Politik gar nicht mehr bekümmern', und allein ,in der Wissenschaft Raum zu freudigerer Wirksamkeit' suchen solle.

,Zugleich aber', gestand er einem Freund, ,erwacht dabei das seit Jahren zurückgedrängte Bedürfniß, mich mehr mit dem innern Leben zu beschäftigen. Es wird wohl Zeit dazu. Die beste Beruhigung sollte man doch im Innern tragen, und die höchsten Fragen liegen doch eigentlich am nächsten. Aber es wird Einem dabei so schwer.' ,Keineswegs schwer', wurde ihm erwiedert, ,wenn man nur einmal den kühnen Sprung über den breiten Graben, von dem Lessing spricht, mannhaft wagen will, mannhaft und

---

[1] Bd. 3, 277—278.
[2] Bd. 3, 320.

ohne Menschenfurcht. Jenseits des Grabens liegt das Paradies des Glaubens, und in diesem Paradiese kannst Du schaffen und arbeiten nach Herzenslust, je mehr, desto besser. Es ist so sonderbar, daß so Viele meinen, der tiefe innige Glaube an Jesus und seine Kirche und die höhere Contemplation, wie wir, auch in der Welt stehend, sie üben sollen, behindere das active Leben, während dieses, nach Lehre der Geschichte, dadurch nur gefördert wird. Waren nicht die gläubigen Zeitalter, was auch Göthe eingesteht, die vorzugsweise fruchtbaren? waren nicht die höchsten Träger und Förderer der Wissenschaften zugleich auch die gläubigsten Menschen? Du selbst hast mir einmal gesagt, Freiherr vom Stein habe sich geäußert, nur der Glaube sei ihm in seinem wechselvollen und rastlos thätigen Leben Halt und Compaß gewesen, und immer neuer Antrieb zur Thätigkeit. Stein aber betete jeden Tag um Erhaltung und Stärkung des Glaubens, und ohne das geht es nicht, denn der Glaube ist eine Gnade, und man muß wirklich ernsthaft wollen, daß sie uns zu Theil werde. Möge doch auch unserer eigenen Seele und ihrem Frieden zu Gute kommen, was immer wir Großes in der Wirksamkeit der Kirche zu erkennen und in Kunst und Wissenschaft zu fördern suchen.'

Zu weiterer Förderung der Wissenschaft dachte Böhmer im Sommer 1859 an die Gründung einer historischen Zeitschrift, als deren Redacteur er sich nennen wollte [1], und notirte sich als ‚Wissenschaftliche Arbeiten, die ich unternehmen könnte', unter andern die bis auf die letzte Redaction fertigen Regesten Carls IV., ein drittes Ergänzungsheft zu den Regesten Ludwigs des Bayern mit Einziehung der Chroniken oder ohne diese, ferner Regesten der Vorwittelsbachischen Bayernherzöge, den vierten Band der Geschichtsquellen, die Mainzer Regesten, ein Urkundenbuch von Wetzlar, von Kirchheim und Stauf, ein Leben Gregors IX., Regesten der Bischöfe von Worms, eine Brief- und Documentensammlung zur deutschen Geschichte, Leges Imperii seit den Capitularien, Acta Imperii von 919 bis 1197 etwa 3600 Urkunden im Umfange von fünf Bänden der Geschichtsquellen, eine deutsche Geschichte des Mittelalters u. s. w. ‚Projecte genug', schrieb er, ‚aber mit wie vielen derselben werde ich noch zur Ausführung gelangen können, der ich nun in einem ganzen Jahrzehnt seit 1849 nur den dritten Fontesband (1853), die Wittelsbachischen Regesten (1854) und ein Ergänzungsheft von etwa fünfzehn Bogen zu den Kaiserregesten (1857) zu Stande brachte, und mein jetziges kleines Opus nur als ein unbedeutendes Probeheft betrachten kann'.

Es war das für eine Ausgabe der Kaiserurkunden (in schmalem Mittel-

[1] Vergl. Näheres Bd. 3, 281, 297, 300, 311.

quart) früher erwähnte Probeheft, welches die Urkunden Conrads I. enthielt, und, als bloßer ‚Versuch‘, nicht in den Buchhandel kam, sondern nur ‚den Freunden und Kennern des Gegenstandes, vor allen G. H. Pertz, zu geneigter Beurtheilung und Würdigung vorgelegt‘ wurde [1]. So heißt es am Schluß der Vorrede, worin Böhmer die bei der Arbeit befolgten Grundsätze bespricht. Sein Appell an Pertz war vergeblich, ‚gleichwohl aber‘, schrieb er nach Jahresfrist, ‚bleibe ich bei meinem Entschluß, nach der gegebenen Probe zunächst die Urkunden der sächsischen Periode zu ediren, wenn nur die Kraft noch ausreicht, wenn nur nicht mein vergeblicher Appell an Pertz meine letzten gedruckten Worte enthält!‘ Es waren in der That leider die letzten Worte, die er drucken ließ.

VIII.

Letzte Lebensjahre.

(1859—1863.)

Nach Versendung des Probeheftes der Kaiserurkunden an verschiedene befreundete Gelehrte suchte Böhmer am 26. September 1859 seinen ‚lieben, edeltreuen‘ Hübsch in Carlsruhe auf, machte mit Krieg von Hochfelden in der Umgegend von Baden-Baden mehrere kleinere Ausflüge, und ‚begrüßte darauf die Waffenbrüder in der Schweiz, vorzüglich in Basel, Bern und Luzern [2], und das letzte Reiseziel wurde, wohin das Herz trieb, München‘, wo er den Freunden gern aussprechen wollte, ‚wie sehr das bayerische Volk durch die schönen Sprüche, womit es in den Zeitungen die Gaben für die im italienischen Krieg verwundeten Oesterreicher begleitet‘, seine ‚volle Sympathie von Neuem gewonnen‘ habe. In München war er ‚wie gewöhnlich am liebsten im Görres'schen Hause‘, und seine Reisenotizen geben des Genaueren an, was dort von Tag zu Tag bei und mit den Kindern vorgefallen z. B. daß er heute ‚die kleine Sophie zuerst gesehen‘, an einem andern Abend Gespräche mit den Kindern geführt, an einem dritten, vierten u. s. w. sich mit deren Schularbeiten beschäftigt, an deren Lustigkeit sich erfreut habe, daß von einem der Kinder das Märchen vom Schneewittchen gut erzählt, daß ein Geburtsfest gefeiert worden: Aufzeichnungen, die für Böhmer ungemein charakteristisch sind. ‚Bei Kindern‘, schrieb er einmal, ‚geht mir's Herz auf, und nichts rührt mich mehr, als die Her-

---

[1] Acta Conradi I. regis. Die Urkunden König Conrads I. 911—918. Frankfurt 1859, 38 Seiten in schmalem Quart. Vergl. darüber G. Waitz: ‚Wie soll man Urkunden ediren‘ in v. Sybels Histor. Zeitschrift 4, 438—448.

[2] Vergl. Näheres Bd. 3, 308—310.

zenseinfalt und das Gottvertrauen der Kinder. Ich zehre lange an solchen Erinnerungen und Eindrücken, und denke an die Worte von Guido:

Kinderunschuld! Himmelsblume!
Die auf öder Erde blüht,
Eine Rose auf der Haide,
Die der kalte Wind umzieht' [1].

‚Man fühlt solches um so tiefer, je mehr man sich im Leben genöthigt geglaubt hat, die Ansprüche des Gemüthes zurückzudrängen im Eifer für äußere Thätigkeit: und doch bleibt diese mein einziger Halt und wenn sie zu Ende geht, geht bei mir Alles zu Ende.' ‚Aber was ist ein Leben, dem die Heiterkeit des Gemüthes fehlt. Die Quelle dieser Heiterkeit liegt nicht in der Arbeit allein, auch nicht bloß darin, daß man ein unschuldiges Leben zu führen sucht.' ‚Meine Arbeitshast ist nicht vom Guten: heute hastig, morgen abgespannt; gedrückt von nichtigen Dingen.'

Aehnliche Klagen äußerte er nach seiner Rückkehr von der Herbstreise auch in mehreren Briefen. ‚Am 28. October traf ich wieder hier ein', schrieb er am zweiten Weihnachtstage 1859 an Hurter, ‚und habe — meine Zeit seitdem verloren. Hoffentlich bringen die langen Tage mehr Lust und Erfolg, denn im Allgemeinen bin ich müde, gleichgültig und von den ordinärsten Dingen absorbirt' [2].

‚Aber warum haben Sie nicht Entschlossenheit, ich möchte sagen, Hartherzigkeit genug, um durch ungehörige Ansprüche Fremder und durch fremdartige Geschäfte Ihre Zeit und gute Laune sich nicht vergeuden zu lassen', mahnte ihn ein Freund aus der Schweiz, und Krieg von Hochfelden, dem er über seine Reise und die Verstimmung seines Gemüthes berichtet hatte, schrieb: ‚Mit großer Freude bin ich an Ihrer Hand liebe Gegenden wieder durchwandelt und habe mich der alten Freunde und Bekannten, Wurstembergers, Stürlers, den ich in Bern kennen gelernt, Kopps und des trefflichen Georgs von Wyß wieder erfreut. Eine große Quelle literarischen Lebens ist Ihnen, theuerster Freund, denn doch die Leitung der Frankfurter Bibliothek, die ihren Ruhm, und was noch mehr ist, ihre Tüchtigkeit, hauptsächlich Ihnen verdankt. Wie klar und ruhig können Sie die ganze geistige Bewegung und Richtung der Zeit überschauen. Aber eine Bemerkung mögen Sie dem für Ihre Heiterkeit besorgten Freunde gestatten: Ich glaube, Sie wissen die immense Superiorität Ihrer Stellung (nicht nur durch Ihren Ruf, sondern auch durch Ihre finanzielle Unabhängigkeit) nicht genug zu würdigen, um Alles in bester Form abzustreifen, was Sie, wie Sie sich ausdrücken, hetzt und drückt, das Gute aber zu behalten.

---

[1] Gedichte von Guido Görres 223.
[2] Bd. 3, 310.

Man lebt nur einmal, und namentlich wenn man seine Furche gepflügt hat wie Sie, darf man, wenn es dem Abend zugeht, auf Ruhe und Erheiterung Anspruch machen.'

Böhmer unterstrich sich den letzten Satz mit dickem Roth, wie er es bei Briefstellen zu thun pflegte, die für ihn eine persönliche Mahnung enthielten, und er faßte im Januar 1860 von Neuem ‚wirklich den Entschluß', sich ‚immer mehr von allem Aeußerlichen zurückzuziehen, um in den noch verbleibenden Tagen das vivere ingenio ernster zu berücksichtigen und die Zeit der Beendigung begonnener wissenschaftlicher Arbeiten und einem mehr innerlichen Leben zu widmen'. Aber, obgleich er sich im Winter mehr noch, wie früher, zurückzog, auch die seit lange her gewohnten ziemlich regelmäßigen Besuche in der Familie Wedewer und Harnier einstellte und an Hurter schreibt: ‚Ich hab's nun so weit gebracht, daß ich nicht leicht mehr in ein Freundeshaus gehe' [1], so ‚blieb es doch mit allem Uebrigen leider beim Alten'.

‚Ich habe', sagt er am 8. Februar 1860 in einem Briefe an Arnold, ‚(auch in diesem Winter) keine Frucht erzeugt, auf die ich mit Beruhigung blicken könnte als Entschädigung für die abgelaufene Zeit. Ja es wurden mir Gefälligkeitsdienste angesonnen, die manchmal mir den Kopf verwirrten. Jetzt bin ich wieder etwas freier, doch ist im Trübsinn, den mir der Drang erzeugte und der mich lähmte, noch nicht einmal jeder im Herbst zu Hause vorgefundene Brief beantwortet. Nichts Anderes habe ich gethan, als daß ich den letzterschienenen Band der Monumenta Germaniae durcharbeitete und mich wieder recht tief in Johann von Müllers Briefwechsel hineingelesen habe. Es ist für die Richtungen, die auch die meinen sind, in keinem andern Buche so viel Wärme, Anregung, auch Belehrung. So auf dem Studium fußend, reicht das Streben auch hinüber in das Leben, in die Berührung mit so vielen damaligen bedeutenden Männern, in den Geisterkampf jener Zeit' [2]. ‚Wenn wir auch bei ihm Kritik vermissen und manchmal die Ungeschicklichkeit bedauern müssen, mit der er arbeitet (zu seiner Entschuldigung oft unter den ungünstigsten Umständen), so kenne ich doch nichts Anregenderes, als diese Briefe in gewisser Hinsicht sind. An Herz und Gemüth, an kraftvollem Ausdruck und tiefen Blicken hat es ihm nicht gefehlt' [3]. ‚Müllers große Charakterschwächen bleiben Keinem verborgen, und er mußte schwer sie büßen, aber sein großes Herz zieht mich immer von Neuem an, und es ist so wohlthuend, überall bei ihm bemerken zu können, wie freudig und uneigennützig er jede Leistung eines Andern begrüßt.'

[1] Bd. 3, 326.
[2] Bd. 3, 315—316.
[3] Bd. 3, 323.

Es würde Böhmer ‚innerlich gehoben haben', wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, solche Bemerkungen auch bezüglich seiner projectirten Ausgabe der Kaiserurkunden bei dem Manne zu machen, den er selbst fortwährend so freudig und uneigennützig unterstützt hatte! Aber dieß war ihm nicht vergönnt. ‚Freilich', schreibt er am 3. April 1860 an Wattenbach, dem er über das Unternehmen berichtete, ‚wird das in Berlin nicht begünstigt, wo ich nun schon zum dritten Male um Rücksendung meiner mehr als 400 Kaiserurkundenabschriften von 900—1100 vergeblich gebeten habe, die doch auch ein Stück von meinem Leben und schon mehr als zehn Jahre außer meinen Händen sind! Ich habe schon, um keine Susceptibilität zu erregen, daran gedacht, die Kaiserurkunden nur in 100 Exemplaren zum Verschenken abdrucken zu lassen; aber was darf der denken, der nichts thut? Da scheitert wieder Alles' [1].

‚Es gibt', sagte er im Juli, für den ehrlichen wissenschaftlichen Forscher keinen wichtigeren Satz, als sich vor den kalten Höhen egoistischer Großwissenschaft zu hüten und sich in seinen Arbeiten vollste Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu bewahren. Nach jenen Höhen habe ich nie gestrebt; wie viel mehr hätte ich aber im Leben leisten können, wenn ich immer mich unabhängig gehalten. In meinem jetzigen Alter bleibt mir nichts übrig als Geduld, Resignation, Ordnung dessen, was ich noch selbstständig ordnen kann.' Und in einer Aufzeichnung vom 17. August: ‚Meine nächsten Vorsätze, wie ich sie in den ernstesten Augenblicken gefaßt und mir zur Pflicht gemacht habe, sind: Ordnung meiner Angelegenheiten; Entfernung oder Cassirung unnöthiger Sachen und Papiere; Uebersichtlichkeit über den verbleibenden Rest, damit mein Sinn freier wird und die Ueberzeugung entsteht, daß auch, wenn ich nicht mehr bin, Alles möglichst leicht sich ordnen läßt und meinem Willen gemäß.'

Während er aber mit der Ausführung dieser Vorsätze begonnen, erhielt er auf einmal im Herbste sein Eigenthum an Kaiserurkundenabschriften aus Berlin zurück, und nun ließ er ‚alles Uebrige liegen', und warf sich ‚mit einer gewissen Arbeitswuth (labor improbus) auf die Herausgabe der sächsischen Kaiserurkunden, vielmehr auf Vorbereitung des Manuscriptes' für den Druck, und hoffte, den ersten Band, welcher Heinrich I. und Otto I. umfassen sollte, schon im nächsten Januar der Presse übergeben zu können. Er stand damals eine Stunde früher, wie gewöhnlich, nämlich schon um fünf Uhr auf, gönnte sich nicht einmal mehr die Zeit zu seinem gewohnten täglichen Spaziergang und vergaß gänzlich seinen leidenden körperlichen Zustand, der sich im November und Dezember von Tag zu Tag verschlimmerte. Dazu kamen noch die ihn tief erschütternden Trauerkunden von dem Tode

---

[1] Bd. 3, 332.

seines Oheims, Generals von Hofmann, den er als Bildner seiner Jugend verehrte, und des Generals Krieg von Hochfelden, mit dem er länger als ein Jahrzehnt in einem Verhältniß innigsten Einverständnisses und größter Traulichkeit gestanden hatte [1]. ‚Ich habe nun schon seit fünf Nächten nicht eine Minute geschlafen', sagte er am 20. Dezember zu einem Freunde, ‚und doch geht's mit der Arbeit immer vorwärts', aber auch seine starke Natur mußte so unterliegen. Am 22. Dezember stürzte er, rückkehrend von der Bibliothek, auf der Straße, und, nachdem er sich mit Mühe nach Hause geschleppt hatte, noch einmal auf seinem Zimmer nieder und verlor die Besinnung, und zugleich waren alle Funktionen seines Unterleibs gelähmt. Die Aerzte gaben Anfangs alle Hoffnung auf Besserung auf, und er selbst ‚ergab sich ruhig in das Unvermeidliche'.

Was ihn während seiner Krankheit innerlich beschäftigte, mögen folgende Aeußerungen, wie sie damals aufgeschrieben wurden, zeigen. Nachdem er die Mittheilung gemacht, daß er in seinem Testamente den Freunden Arnold, Ficker und dem Verfasser dieses Werkes die Ordnung und Herausgabe seines literarischen Nachlasses übertragen habe, sagte er: ‚Die drei Genossen sollen sich als mein alter ego ansehen und in Eintracht handeln. Arnold hat gegen mich stets Pietät und Treue bewiesen und er gehörte zu den liebsten meiner jüngern Freunde. Er ist ungemein tüchtig. Ebenso Ficker, der außer dem, was er literarisch leistet, durch Heranbildung von Schülern im Kaiserstaat fruchtreichen Samen ausstreut. Ich hätte gern einen seiner Schüler als Gehülfen bei mir gehabt.' ‚Hätte ich die Urkunden und auch die Regesten des sächsischen Kaiserhauses vollenden können, so würden sie ein Werk, meiner würdig, geworden sein, und auf sie, auf die Regesten Carls IV. und die der Erzbischöfe von Mainz soll bei Herausgabe meines Nachlasses hauptsächlich Rücksicht genommen werden.' —

‚Ich hoffe auf Gottes Barmherzigkeit, die Keinen, der sich als Sünder bekennt, zurückstößt. Es war eine Sünde, daß ich das Vaterland abgöttisch verehrte, aber für mich selbst habe ich nie etwas Anderes erstrebt, als die Achtung der Bessern. Wie hing ich von Jugend auf an Kaiser und Reich! Die Geschicke Oesterreichs durchschneiden mir das Herz. Dort hat man seit dem Congreß von 1815 ein Attentat begangen gegen den menschlichen Geist, was nicht ungestraft bleiben kann und sich rächen muß. Aber der Kern des Volkes ist dort noch gut und tüchtig.'

‚Nach Geburt und Erziehung stand ich nicht im Glaubensbekenntniß der alten Kirche, aber ich habe niemals gegen sie protestirt, vielmehr sie stets als Mutter betrachtet, der wir das Beste, was wir besitzen, verdanken.

[1] Vergl. Bd. 3, 346—347, 350—351, 353.

An den großen Männern des Mittelalters habe ich mich stets gehoben gefühlt. Freilich genügt es der Seele nicht, wenn man die Kirche bloß in ihrer Wirksamkeit als Weltmacht betrachtet.' ,Möchte doch die Kirche immer mehr die verlorene Herrschaft über die Geister wieder gewinnen und auch wieder zur geistigen Weltmacht emporsteigen. Als ich einmal mit Clemens Brentano hierüber sprach, sagte er, daß Opfer und Gebet vorzugsweise die Waffen der Kirche seien, und daß sie, mit diesen ausgerüstet, die Welt erobere. Aber hat denn die Kirche in ihren großen Zeiten die Wissenschaften vernachlässigt? Ist nicht auch die Wissenschaft, wenn sie ohne Stolz die Wahrheit aufsucht, Opfer und Gebet? Die geistliche Macht sollte auch die vorherrschend geistige Macht sein. In der Pflege und Förderung der Wissenschaften von kirchlicher Seite liegt, meines Erachtens, ein Hauptbeförderungsmittel der Wiedervereinigung der Confessionen' [1].

Am 27. Dezember: ,Hier liegt eine Summe für die religiöse Genossenschaft in ... und diese ist für ... den bedürftigen Freund. Schreiben Sie diesem, daß er für mich bete (dieß wiederholte er mehrmals), aber, falls ich wieder gesund werden sollte, mir niemals davon sprechen oder mir danken dürfe. In solchen Dingen ist aller Dank ein Abbruch des Guten.'

Am 5. Januar 1861: ,Wie ergreift mich jetzt in meiner Hülfslosigkeit so manches Wort der Bibel ... wie friedlich mag es denen in solcher Lage zu Muthe sein, die an den Heiland fest und innig geglaubt haben und nun das Wort überlegen: Kommet Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. — Die Nacht über kam mir die

---

[1] Die Nothwendigkeit dieser Pflege und Förderung war sein Ceterum censeo, wie sich aus vielen Stellen seiner Briefe an befreundete Katholiken ergibt. Z. B. ,Ich sprach oben von kirchlichen unabhängigen Lehranstalten. Sie thun der Kirche mehr als alles Andere Noth, aber sie müßten von Männern wirklicher Wissenschaft geleitet werden und nicht bloß einen guten Clerus für die Seelsorge heranbilden, sondern auch Samen ausstreuen zur Förderung und Blüthe gediegener wissenschaftlicher Forschung.' ,Wenn nur die Geistlichkeit, besonders die höhere, für das Salz der Wissenschaft zur Würze des kirchlichen Lebens mehr Sorge tragen wollte! Da fehlts noch sehr.' ,Irgend ein planmäßiges Vorgehen zur Förderung geschichtlicher Wahrheitserkenntniß habe ich auf Seiten der kirchlichen Behörden nie recht bemerken können, wie sehr ich auch Einzelbestrebungen Einzelner ehre.' ,Das Ordensleben in der Kirche müßte neue Sprossen treiben, nicht bloß ascetische, sondern besonders auch wissenschaftliche (und die Wissenschaft hat in den großen Jahrhunderten des Mittelalters sich mit der Ascese gut vertragen), und wäre ich Bischof von Mainz, so schlüge ich auf einer Versammlung der Bischöfe die Gründung eines großen wissenschaftlichen Ordens vor. Die ausgeraubte Kirche hat allerdings keine Mittel mehr, aber bei großen Zwecken wächst stets die Zahl der Edeldenkenden, die sie zu fördern suchen.' Bd. 3, 98, 120, 156, 263. Vergl. die früher mitgetheilten Aeußerungen S. 211—214.

Geschichte Josephs nicht aus dem Sinn; wie ergreifend ist es: den Brüdern, die Strafe verdient hatten, gibt er Brod.‘ Er sprach diese Worte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Stimme, und fügte noch hinzu: ‚Für die großen Grundsätze von Recht und Sittlichkeit habe ich immer zu kämpfen gesucht, so gut ich armer Wurm es vermochte. Aber alles Große wurzelt im Christenthum, und es ist mir so leid, daß ich seit langer Zeit mich mit den religiösen Wahrheiten so wenig beschäftigt habe. Werde ich wieder gesund, so soll es damit anders werden.‘

Dazu forderten ihn auch, als er wider Erwarten wirklich binnen wenigen Monaten so gesundete, daß er sich in seinen Briefen als ‚Wiedererstandener‘ bezeichnen konnte, mehrere auswärtige Freunde auf. So schrieb ihm Heinrich Hübsch am 24. Februar 1861: ‚Ach, lieber Freund, ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß Dich die Nähe des Todes veranlaßt haben möchte zu dem Vorsatze, Dich für den Rest des Lebens ernstlicher als bisher mit Dir selbst und den letzten Dingen zu befassen. Ist es doch, wie ich an mir selbst erfahren habe, vom Unglauben — d. h. vom stolzen Widerwillen gegen Mysterien und Wunder — zum Glauben nur ein Sprung, der allerdings guten Willen voraussetzt, wozu aber der Mensch, wenn ihm seine weltlichen Beschäftigungen Zeit zur Meditation lassen, kommen muß, und zwar auf zwei Wegen. Einmal aus sich selbst heraus: denn das Gewissen, das doch kein Mensch als Trug aufgeben kann, läßt sich rationalistisch nicht begreifen, sondern beruht auf einem tiefern Mysterium. Und zweitens kann die Culturgeschichte überzeugen, daß die Menschen nichts Ueberirdisches aus sich selbst wissen, was nicht von Gott irgendwo geoffenbart worden ist. Das Gewissen des größten Geistes des Alterthums, des sogenannten göttlichen Plato (ob er gleich aus der mosaischen Offenbarung schöpfen konnte), sträubte sich nicht vor der Tödtung überflüssiger Kinder. Ein armer Judenjüngling mit zwölf Fischern, die kaum lesen und schreiben konnten, hat ihn zu Schanden gemacht. Doch ich will nachlassen, zu predigen und Dinge zu sagen, die Du Dir alle selbst sagen kannst, wenn Du willst.‘

Und in dem Briefe eines andern Freundes, worauf Böhmer selbst die Worte schrieb: ‚Ein ernster Mahnruf‘, hieß es am 27. Mai: ‚Sie selbst verriethen mir, welche Briefe in der Clemens Brentano'schen Briefsammlung an Sie gerichtet seien. Erinnern Sie sich nun doch, was dieser Ihnen so zugethane Freund Ihnen an's Herz gelegt, daß alles Registermachen über die ewig fortstürmende Zeit Nichts fruchte, wenn man die Fülle der Zeit nicht erfasse und in sich wirken lasse, daß Sie nie ein Genügen, eine Wahrheit, eine einzige, ewige, unendliche, Alles erfüllende Aufgabe und Lösung finden, daß Sie vergebens arbeiten und sich abmühen würden, falls Sie sich nicht mit der ewigen Wahrheit beschäftigen und der erkannten

Wahrheit, wenn nicht widerstreben, doch ausweichen wollten. Mehr als einmal sagten Sie, daß Sie in den wissenschaftlichen Forschungen Ihr eigentliches Leben gesucht und zuletzt dieselben nur aus Resignation betrieben hätten: aber wie lange glauben Sie überhaupt diese noch betreiben zu können? Die Wissenschaft in Ehren, vor Allem diejenige Wissenschaft, die mit solchem Drang nach Erkenntniß des Wahren, was in der Vergangenheit geworden und gewesen, betrieben wird, wie dieser Drang Ihnen eigen; aber das im Leben Gewordene und Gewesene kann so wenig wie das Werdende der Seele genügen, wenn sie nicht dabei das Leben selbst, die Quelle alles Lebens aufsucht und an ihr ihren Durst sich stillt. Die Wissenschaft in Ehren, aber nicht sie rettet die Welt und die Seelen der Einzelnen, sondern der Glaube.‘

Ein ‚ernster Mahnruf‘ allerdings, aber ‚soll ich denn nicht‘, meinte Böhmer, ‚nun, da meine körperliche Kraft wieder zunimmt, Alles an möglichste Vollendung meiner wissenschaftlichen Arbeiten setzen müssen? Es war bei mir immer so; je kräftiger ich mich fühlte, desto weniger dachte ich an mich und an meine eigenen inneren Bedürfnisse.‘ ‚Ein sonderbarer Grundsatz,‘ erwiderte ihm ein protestantischer Freund, ‚da doch unser innerer Friede unsere nächste (wenn Sie wollen wissenschaftliche) Arbeit sein sollte. Lassen Sie doch diese zunächst sich angelegen sein.‘ Auch Hübsch, gegen den Böhmer für die ‚theologische Mahnung‘ seinen Dank ausgesprochen und sich bereit erklärt hatte, ‚ein dahin zielendes Buch, etwa Gratry's Studien‘ zu lesen, schrieb ihm am 27. Juni: ‚Es sollte mich sehr freuen, wenn Du Dich ernstlich mit Theologie befassen würdest. Dazu wären aber die philosophischen Studien über das Christenthum von Aug. Nicolas, die in allen Sprachen übersetzt sind, der Vollständigkeit wegen geeigneter. Aber halte Wort, lieber Freund, es handelt sich um Deine Seele.‘

Aber Böhmer kam zu keinen ernsten theologischen Studien, da er sich von seinen ‚historisch-wissenschaftlichen Arbeiten nicht trennen konnte‘, und von demselben Tage, an welchem er obigen Brief von Hübsch empfing, findet sich über diese Arbeiten folgende Aufzeichnung: ‚1861 Juni 28 in Aussicht genommene Zeitfolge: drittes Ergänzungsheft zu Ludwig dem Baiern; Regesten Carls IV.; Mainzische Regesten; Fontes 4ter Band; Vor-Wittelsbachisch-Baierische Regesten: Alles ohne fremde Bücher‘ auszuführen. Außerdem wollte er die vor der Krankheit zur Herausgabe der sächsischen Kaiserurkunden begonnenen Arbeiten wieder aufnehmen und Dr. Cornelius Will sollte ihm dabei behülflich sein. ‚Ich habe es doch wieder‘, freute er sich im August, ‚auf täglich sechs Arbeitsstunden gebracht, abgerechnet die Zeit, die ich auf leichtere Lectüre verwende‘, und unter ‚leichtere Lectüre‘ verstand er bis jetzt immer noch nicht bloß die Beschäftigung mit alter Literatur oder mit neuern literarischen Erscheinungen, son-

dern auch die mit ernst wissenschaftlichen Schriften, die ‚nicht direct mit der eigenen productiven Thätigkeit in Beziehung standen.'

‚An manchen Tagen' fühlte er sich ‚förmlich verjüngt', machte im Sommer und Frühherbst mit einem Freunde wöchentlich wieder ein- oder zweimal seine gewohnten stundenlangen Lieblingsspaziergänge im Frankfurter Wald, wo er dann wohl auch seine alten Liedchen pfiff, wie sie ihm aus der Heidelberger Universitätszeit in Erinnerung geblieben, oder oft lange Stellen aus befreundeten Dichtern citirte, unter andern besonders gern das Gedicht von Clemens Brentano:

‚Durch den Wald mit raschen Schritten
Trage ich die Laute hin,
Freude singt was Leid gelitten,
Schweres Herz hat leichten Sinn ꝛc.'

Am 8. September ‚unternahm' er in der Gesellschaft von Hüffer und der Familie Wedewer einen Ausflug in den Taunus und bestieg den Feldberg, 2600' hoch, und ‚die Freude', schrieb Hüffer, ‚daß seine Kräfte sich weit ausgiebiger zeigten, als er selbst erwartet hatte, hob ihn über sich selbst. Nie habe ich ihn so mittheilsam und liebenswürdig gesehen.' Auch im October ging er ‚noch öfters kräftigen Fußes stundenweit nach Bergen oder Cronberg,' und hielt für das nächste Jahr die Hoffnung fest, ganz Mitteleuropa ‚nochmals auf den Flügeln der Neuzeit durchkreuzen zu können', aber schon im November verfiel er von Neuem in einen kränklichen Zustand, aus dem er sich seitdem nicht mehr befreien konnte. Trotz der Mahnungen des Arztes, sich vor geistigen Anstrengungen zu hüten, saß er ‚den Winter über fast täglich in den gewohnten Stunden am Studirtisch', und wendete für die Regesten der Erzbischöfe von Mainz seine Aufmerksamkeit vorzugsweise dem fünfzehnten Jahrhunderte zu, mit dem er sich ‚bei dieser Veranlassung zum ersten Male und mit steigendem Interesse beschäftigte.' ‚Wie nun nach dem Zerfall des Kaiserthums,' schrieb er an Kopp, ‚auch der des Papstthums folgte, dieses sich aber wieder restaurirte, die constitutionellen Fragen zwischen Papst und Concil, das selbstständige Auftreten der deutschen Churfürsten: dieses und Anderes schien mir der Betrachtung sehr würdig, und auch die auftretenden Persönlichkeiten, so weit ich sie kennen gelernt habe, schienen mir anziehender, als die des sechszehnten Jahrhunderts, gegen welche ich Widerwillen hege'[1]. Seine Vorliebe ‚galt von nun an ganz der Mainzer Geschichte', und er erbat sich vom Provinzialarchiv zu Münster die ersten fünf Bände von Kindlingers auf diese Geschichte bezüglichen Urkundenabschriften, die ihm gegen Ende Mai 1862 mit größter Bereitwilligkeit zugestellt wurden. In den

[1] Bd. 3, 370.

nächsten Monaten schrieb er aus diesen Bänden 142 ihm bisher unbekannte Urkunden ab und collationirte die bereits gedruckten Stücke, aber ‚freilich kostet mir', klagte er im Juni, ‚jede Abschrift das Dreifache der Zeit, wie früher, und der Kopf wird mir bei der Arbeit so schwer, daß ich oft mit der einen Hand ihn stützen muß, während ich mit der andern schreibe. Doch das Ruhigsitzen und bloße Lesen wird mir noch schwerer.' ‚Ich bin alt, krank, schwach und lahm, wie Ihnen schon meine Handschrift zeigt', äußerte er am 9. Juli in einem Briefe an seinen langjährigen Bekannten, den Frankfurter Senator Schulin, der ihm einige Hefte Collectaneen über die Ortschaften der freien Stadt zugeschickt hatte. ‚Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Ihrem Wunsche um Bemerkungen über Ihre mit so vieler Liebe und Sorgfalt gefertigte Arbeit nicht besser entsprechen kann. . . . Aber beglückwünschen darf und will ich Sie, daß Sie aus einer langjährigen Thätigkeit mit einem so schönen Denkmal der Hingabe scheiden, die Sie derselben gewidmet hatten. Das ist mir für meine Verhältnisse leider nicht gegeben.'

Aber war nicht schon sein Frankfurter Urkundenbuch allein das schönste Denkmal seiner Thätigkeit für die Vaterstadt? Seine Worte an Schulin — und Böhmer wog die Worte, die er sprach oder schrieb und meinte sie im vollen Sinne so, wie er sie gebrauchte — lassen sich nur aus dem Selbstbekenntniß erklären: ‚Wie schwer es mir auch, nicht zu meinem Heile, geworden ist, den steifen Doctornacken, von dem Clemens Brentano einst gesprochen, unter die geoffenbarten religiösen Wahrheiten zu beugen, so viel darf ich sagen, daß ich in meinen Arbeiten nie ein Selbstgenügen gekannt, sondern es ernst genommen mit dem Ausspruch der Bibel: Wenn ihr Alles nach Vermögen gethan haben werdet, so betrachtet euch als unnütze Knechte. Wissenschaftlicher Hochmuthsdünkel und selbstseliges Hinschauen auf Geleistetes war mir so widerwärtig, wie mir nur irgend etwas im Leben widerwärtig gewesen. Berechtigtes Selbstgefühl ist davon himmelweit verschieden, und ich will mir solches durch Thätigkeit zu sichern trachten, so lange ich nur eben die Feder führen kann.'

‚Ueber der Arbeit, mit der ich mich stets noch wie verwachsen fühle, muß ich mich selbst vergessen.' Darum sprach er noch, obwohl er wirklich ‚alt, krank, schwach und lahm' geworden, am 23. Juli 1862 davon: ‚Ich will herausgeben: 1) Mainzische Regesten in zwei Abtheilungen: a) der Erzbischöfe vollständig bis 1512, wofür ich bis jetzt gegen 3000 Extracte gesammelt habe; b) der Kirchen und Umgegend von Mainz vollständig bis in's 12., ausgewählt bis in's 13. Jahrhundert. 2) Mainzisches Urkundenbuch vollständig bis in's 12., ausgewählt bis in's 13. Jahrhundert' [1]. Und diese Pläne be-

[1] Bd. 3, 386.

schäftigten ihn noch wenige Monate vor seinem Tode [1], und ‚um für ihre Durchführung freier zu werden, wurde bei zunehmendem Schwächezustand endlich der zwar unbedingt nothwendig gewordene, aber doch immer noch schwere Entschluß gefaßt, die Enthebung von der Bibliothekariatsstelle nachzusuchen'. Am 4. September 1862 reichte er dem Senate der freien Stadt folgendes Ansuchen ein:

‚Hoher Senat! Seit ich am 19. April 1822 zuerst für den Dienst der hiesigen Stadtbibliothek verpflichtet worden bin, verblieb ich dieser Anstalt länger als einer ihrer gleichzeitigen oder früheren Beamten, und war ich über vierzig Jahre lang bei Allem betheiligt, was dieselbe an Gehalt, an Ordnung und an Zugänglichkeit gewonnen hat. Wie ungern ich nun auch von einem Berufe mich trenne, dem ich mit voller Neigung angehört und dem ich einen so großen Theil meiner besten Lebensjahre gewidmet habe: so kann ich doch nicht zweifeln, daß für mich der Zeitpunkt zum Ausscheiden aus demselben gekommen ist. Denn während einerseits die Arbeit durch die Erhöhung der jährlichen Fonds, durch den immer beschränkter werdenden Raum und durch noch andere Umstände umfangsreicher und schwieriger geworden ist, haben andererseits meine Kräfte durch Alter und Kränklichkeit in der Weise abgenommen, daß sie für die Aufgabe nicht mehr ausreichen, und daß ich im vorigen wie auch im gegenwärtigen Jahre meine Thätigkeit für Wochen und Monate sogar ganz einstellen mußte, ohne für die Zukunft dauernde Besserung hoffen zu dürfen. Wenn ich aber solchergestalt den mir aufgelegten Pflichten nicht mehr genügen kann, und daher auch das Interesse des Dienstes eine Aenderung erheischen dürfte: so hege ich doch den lebhaften Wunsch, der Anstalt, mit der ich so lange verwachsen war, noch nicht ganz fremd zu werden, und namentlich auf sie gestützt nach dem Maß meiner noch übrigen Kräfte diejenigen wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzen zu können, durch welche ich bisher der mir verliehenen Anstellung vor der gelehrten Welt Ehre zu machen suchte. Diese Arbeiten waren aber, nach ihrer die betreffende Literatur in ausgedehntester Weise in Anspruch nehmenden Eigenthümlichkeit, nur möglich durch den unbeschränkten Zutritt zum Bücherschatze, wie derselbe Bibliothekaren frei steht, und der mir demnach, wenn ich diese Arbeiten soll fortsetzen können, auch ferner vergönnt sein müßte. Indem ich sonach am Schlusse einer langen Laufbahn Hohem Senat für das mir geschenkte nicht geringe Vertrauen und für die von Hochdessen Herren Bibliotheksdeputirten meinem guten Willen stets gewährte Nachsicht meinen tiefgefühlten Dank darzubringen mich beehre, verbinde ich damit die gehorsamste Bitte:

---

[1] Vergl. Bd. 3, 407.

‚Hoher Senat geruhe, mich der mir bisher übertragen gewesenen Functionen eines ersten Bibliothekars nach Maßgabe der Dienstpragmatik vom 6. October 1829 hochgeneigtest entheben, mir aber behufs wissenschaftlicher Arbeiten den Acceß zur Stadtbibliothek noch ferner gütigst belassen zu wollen‘ [1].

‚Mit beruhigtem Gefühl‘, schrieb er am Tage der Einreichung seines Entlassungsgesuchs, ‚kann ich auf meine vierzigjährige bibliothekarische Thätigkeit zurückblicken, denn ich habe nach Vermögen für das Interesse und die wissenschaftliche Fortbildung der Anstalt zu wirken, und so zu leisten gesucht, was ich im Jahre 1822 bei der provisorischen und im Jahre 1830 bei der definitiven Anstellung versprochen habe [2]. Nun bin ich von vielen Verpflichtungen und Sorgen befreit und wieder ganz mein eigener Herr.‘

---

[1] Hierauf im Senat beschlossen: am 19. September 1862: ‚Reproponatur‘. Am 8. Januar 1864: ‚Als durch das inzwischen erfolgte Ableben des Imploranten erledigt, zu den Acten.‘ — Copie des obigen und des folgenden Schriftstückes erhielt ich durch die Güte des Herrn Senator Dr. Speltz, der als Chef der katholischen Unterrichtsbehörde in unserer ehemals freien Stadt meinen wissenschaftlichen Studien seit 1854 so vielfache Aufmunterung und Förderung zu Theil werden ließ, daß ich mich ihm für immer dankbarst verpflichtet fühlen werde.

[2] Sein charakteristisches Gesuch vom 23. September 1830 um definitive Anstellung lautete:

‚Hoher Senat! Im April 1822 wurde ich neben den Herren Doctoren Göntgen und Rehganum provisorisch bei der Stadtbibliothek angestellt.

Da die Anschaffung neuer Bücher dem Herrn Dr. Göntgen ausschließlich übertragen war, so umfaßte meine Thätigkeit vorzüglich folgende Gegenstände:

1) Uebernahme und Beaufsichtigung der Stifts- und Klosterbibliotheken bis solche im Jahr 1826 mit der Stadtbibliothek vereinigt wurden. 2) Eine vorzügliche Theilnahme an den innern Einrichtungen des neuen Stadtbibliothekgebäudes und der innerhalb vier Wochen bewirkten Ueberbringung und neuen Aufstellung der Bücher. 3) Ausschließliche Beaufsichtigung des Einbindens der neuen Bücher und Besorgung des Aufstellens, Registrirens und Katalogisirens. 4) Concurrenz beim Ausleihgeschäft.

Was ich in diesen besonderen Fächern und sonst im Allgemeinen geleistet, kann auf der Stadtbibliothek leicht wahrgenommen werden, und ist außerdem der 2c. Behörde aus einer Reihe von Berichten, welche fast das ganze Bibliothekgeschäft umfassen, wohl bewußt.

Wie ich übernommene Pflichten zu erfüllen bemüht bin, ist Einem Hohen Senate noch unmittelbarer bekannt aus meinem Antheil an der in den Jahren 1825 und 1826 vorgenommenen Umgestaltung des Stadtarchivs.

Der Vaterstadt und der gelehrten Welt werde ich als Früchte dieser Anstellungen demnächst einen Codex diplomaticus Moenofrancofurtanus, wie solchen keine andere deutsche Stadt besitzt, und ein Repertorium über die gedruckten Kaiserurkunden vorlegen, welches der deutschen Geschichte des Mittelalters eine bisher entbehrte Grundlage gibt. Was die Wissenschaften durch diese Arbeiten gewinnen, werden sie dem Schutze zu danken haben, den ein Hoher Senat mir gewährte.

Wenn ich vor acht und einem halben Jahre die nothwendigen Eigenschaften zu besitzen glaubte, um auf der Stadtbibliothek verwendet werden zu können, so habe ich solche

Aber an demselben 4. September brach er ‚gleichsam zusammen‘, lag wieder mehrere Wochen zu Bett und mußte bis Ende October fortwährend und den ganzen Winter hindurch die meiste Zeit das Zimmer hüten, dabei stets an solcher Appetitlosigkeit leidend, daß er ‚fast nur Wasser und Milch, Kaffee und etwas Suppe genoß‘.

Dennoch hielt er, so gut es noch möglich, ‚die hergebrachte Tagesordnung fest, weil ohne diese der Geist unter dem körperlichen Drück und Elend so leicht‘ erlahme. Nach wie vor besorgte er seine ‚Pflege selbst‘. ‚Aber‘, klagt er am 3. April 1863, ‚wie langsam ging das Alles! Wie griff es mich an, mein Bett nur von einem Zimmer in's andere zu rollen!‘[1] Von jeher nämlich betrachtete er, ‚gleich einem Klosterbruder die Sorge für Bett und Stube als persönliche Obliegenheit‘: er selbst lüftete das Bettzeug, klopfte zu bestimmter Zeit die Matraze aus, kehrte seine Schlaf- und Studirstube, reinigte die Bücher vom Staub, legte sich Feuer ein u. s. w., ‚was Alles nothwendig war, damit kein Frauenzimmer auf die Zimmer zu kommen brauche‘. Als eine durch die Krankheit herbeigeführte Störung der Hausordnung galt ihm, daß er nicht mehr, was er stets als nöthige Erholung und Bewegung angesehen, das für den Tag erforderliche Brennholz selbst spalten und hinauftragen konnte. Während des von ihm selbst präparirten Frühstücks sah er einige Zeitungen durch, und gönnte dann ‚nach altem Hausgebrauch‘ der großen Hauskatze ‚ein kurzes Spiel‘, wobei aber in Folge der Krankheit die Veränderung eintrat, daß es nicht

---

mittlerweile durch fortgesetztes Studium der bibliothekarischen Wissenschaften und die vieljährige practische Uebung besser begründet und vielfach erweitert.

Die drei Fächer, welche auf der Stadtbibliothek fast allein benutzt werden: Sprachenkunde, Jurisprudenz und Geschichte, sind zugleich diejenigen, mit welchen ich durch Studium und Neigung vorzüglich vertraut bin.

Der vorhandene Büchervorrath und das bisherige Bibliotheksgeschäft sind mir auf's genauste bekannt.

Hiernach wage ich es, bei nunmehriger definitiver Besetzung der Bibliothekarstellen mich gehorsamst anzumelden.

Hoher Senat! Ich habe mein Leben den Wissenschaften gewidmet und werde daher die Bibliothek nicht als ein Nebengeschäft ansehen. Bei einer Besoldung, welche keine Entschädigung für den Zeitaufwand gewährte, habe ich derselben über acht Jahre lang mit Pflichttreue, mit Liebe, mit Aufopferung gedient. Ich habe derselben ungleich mehr Zeit und Arbeit gewidmet, als das Gesetz forderte. Ich habe weniger an das Provisorische meiner Anstellung gedacht, als daran, wie ich der Bibliothek nützen, wie ich sie nützlich machen könnte.

Diese Vergangenheit und die dabei erworbene genauste Kenntniß der Anstalt sind die Bürgschaften, welche ich der Zukunft darbiete. Eine freie Lage gestattet mir, meine Widmung mit gleichem Eifer fortzusetzen. Sie wird noch fruchtbarer sein, wenn die neue Organisation mir einen Antheil am Anschaffungsgeschäfte gewährt.‘

[1] Bd. 3, 401.

mehr, wie gebräuchlich, im Hausgärtchen oder auf dem Vorplatze, sondern im Zimmer stattfand. ‚Auch bei meinem Bruder‘, erzählte Böhmer, ‚gehörte es zu den Eigenthümlichkeiten des Junggesellenthums, eine eigene Katze zu besitzen, und es gab eine Zeit, wo zwischen seiner und meiner Katze so viele Streitigkeiten vorkamen, daß der Hausfrieden bedroht war. Da schaffte mein guter Bruder zum besondern Beweis seiner Güte gegen mich seine Katze ab, und so bekam die meinige das alleinige Hausrecht‘, welches sich bis dahin erstreckte, daß sie in seinem Studirzimmer sich aufhalten und auf dem Schreibpult liegen durfte.

Dieses kleine Studirzimmer, im Hinterhause gelegen, bot ihm den Ausblick in das Hausgärtchen und auf den Kastanienbaum, den er zum Andenken an seinen ersten Spaziergang am Main in der Jugend gepflanzt hatte[1], und wenn es ihm auch ‚besonders im Winter oft gar traurig vorkam, weil Monate lang kein Sonnenstrahl hereinfiel und nur an schönen Tagen der Sonnenschein am Giebel des Nachbarhauses begrüßt werden konnte‘, so mochte er es doch mit keinem andern Zimmer im Hause vertauschen, weil er hier alle seine größeren Arbeiten angefertigt und seit Jahrzehnten seine besten Freunde bei sich gesehen hatte. An den Wänden hingen in einfachen Rahmen die Kupferstichportraits mehrerer Freunde, mit denen bisweilen ‚ein Wechsel vorgenommen wurde, so aber, daß der Bruder, Freiherr vom Stein und J. Görres meist ihren Platz behaupteten‘. Unveränderlich behauptete denselben ‚der Goldmann‘ Thomas, von dem ein Bild im Schreibpulte lag ‚zur täglichen Erinnerung in nächster Nähe und zur öfteren Erwägung der Worte der Unterschrift‘, welche lauteten: ‚Ich neige jeder Zeit zum Erhalten, und halte das Zerstören jedenfalls für eine Impietät, die durch Noth entschuldigt, aber nie gerechtfertigt werden kann.‘ Jacob Grimm nannte einst das Zimmerchen ‚ein so ungemein trauliches, wo dieselbe Ordnung, Sauberkeit und edle Einfachheit, wie im Haupt und Herzen des Bewohners vorhanden‘.

Die äußere Ordnung und Sauberkeit war bei Böhmer, wie bei dem Rathe Schlosser, dem er sie als besondere Eigenschaft nachrühmte, das Symbol innerer Reinheit und gewissenhafter Pflichterfüllung, und darum trat sie, mit edler Einfachheit verbunden, in seinem ganzen Wesen, auch in seiner Kleidung hervor. Was er in jüngeren Jahren einmal an Carl Barth geschrieben: ‚Altväterlich einfache, stets reine Kleider, vor allem stets reine Wäsche und reine Hände auch auf dem Zimmer, darauf halte ich aus Grundsatz mit ängstlicher Pünktlichkeit‘, blieb ihm Grundsatz für's Leben, und auch noch während seiner Krankheitsjahre suchte er ihn zu befolgen. Altväterlich war allerdings stets seine ganze Kleidung bis herab

[1] Vergl S. 9.

auf die Schuhe mit Riemchen, für die Sommer und Winter keinen Unterschied machten, und er hielt so strenge auf den ‚alten Gebrauch‘, daß er einmal einem Schneider eine neue Weste, die etwas kürzer ausgefallen war, als ‚der Vater seine Westen zu tragen pflegte‘, mit den Worten zurückgab: ‚Nicht Sie, mein Herr, haben für meine Mode zu sorgen, die mache ich mir selbst.‘ Darum mußte auch sein kurzer Arbeitsrock stets gerade so angefertigt sein, wie er ihn als Student getragen, und aus seiner Studentenzeit schrieb sich auch ‚der Gebrauch‘ her, im Sommer bisweilen in einem weißleinenen Kittel zu arbeiten, oder, ‚wenn's scharf ging‘, sogar in Hemdsärmeln, und er erzählte mit Humor, daß er in solchem ‚Aufzug‘ eines Tages von einer befreundeten alten Dame und einem Prälaten überrascht worden (es durfte nämlich Niemand bei ihm vorher angemeldet werden), wobei es für ihn doppelt schwierig gewesen, sich ‚aus der Affaire zu ziehen‘, weil zum Unglück die Katze, die auf dem Schreibpult gelegen, der Dame entgegengesprungen sei und sie erschreckt habe.

Erst während seiner Krankheit bequemte er sich ‚wegen der stets kalten Beine‘ dazu, ‚den Schlafrock des Gelehrten‘ zu tragen, der sonst in seinen Augen zu den verhaßten neuen, weichlichen Modeerfindungen gehört hatte, und er betrachtete es als besonderes Zeichen körperlicher Herabgekommenheit, daß er auf dem Sopha sitzen mußte, während er in gesunden Tagen im Zimmer bei der Arbeit und auch bei der Lectüre am Schreibpulte gestanden oder auf einem Stuhle ohne Arm- und Rückenlehne gesessen, und das Sopha lediglich zu einem kurzen Ausruhen nach einer längeren Fußtour zu gebrauchen gewohnt gewesen war.

Wie überhaupt die Krankheit auf ihn eingewirkt, zeigte schon auf den ersten Blick seine äußere Erscheinung. Seine kräftige männliche Gestalt war der Schwäche des Greisenalters verfallen und es wurde ihm unmöglich, der so lange treu beobachteten Weisung des Vaters: ‚Halte kerzengerade den hochgewachsenen Körper‘ fürder noch nachzukommen; sein schöner Kopf, den der unserm Buch nach Steinles Zeichnung beigegebene Stich gelungen vorführt, und der zwischen weniger entwickelten Schultern mächtig hervorragte, war gebeugt, und nur selten noch warf er ihn, wie er früher bei manchen Anlässen zu thun pflegte, in den Nacken: seine große, edelgeformte, sonst so reine Stirne war umdüstert und mit Falten durchzogen: die Augen hatten ihren Glanz verloren und um den feingebildeten Mund lag nicht mehr der Ausdruck von Trutz und Verzagtheit, die sich dort so lange bekämpft hatten, sondern nur noch von Wehmuth: sein früherer Gang in kurzen raschen Schritten, den er von Jugend auf Draußen wie im Hause beibehalten, war schleichend geworden, und mehr noch, wie früher, waren die Arme mit den Ellenbogen an die Hüften gezogen und die Hände herabhängend.

‚Ich bin‘, sagte er, ‚wie ein Bild des Jammers‘, aber, so oft er noch geistig angeregt sprach, wurde er wie neu belebt und das ängstlich Unbeholfene, welches auch in den Jahren seiner besten Kraft bisweilen bei ihm sich bemerklich machte, legte er dann unbewußt völlig ab und seine Bewegungen erschienen wie gelöst, fast ideal. So war es immer und es ist dieß wohl Allen, die mit ihm in näherem Verkehre gestanden, aufgefallen, aber auch leicht erklärlich gewesen. Denn was ihn in geistig angeregten Gesprächen beschäftigte, wirkte auf den ganzen Menschen. ‚Im Gespräche mit Böhmer‘, schrieb einmal Cornelius, ‚hatte man den ganzen Böhmer vor sich‘, vor sich in seinem reichen Wissen, seiner Klarheit und Schärfe, seiner rückhaltslosen rheinischen Offenheit und, was das Traulichste, in der vollen Wärme seines Gemüths. Gehaltvoll war jeder Satz, den er sprach. Was er vom Historiker verlangte, daß er das Wesentliche der Dinge von den Nebensachen unterscheide, sein Ziel unverrückt im Auge behalte, seine Gedanken auf den kürzesten Ausdruck bringe und die Worte in ihrem ächten Sinne gebrauche, galt ihm auch als Aufgabe ernsteren Gesprächs, und es war in seinem Munde die schärfste Verurtheilung, wenn er über Jemanden sich äußerte: ‚er spricht wie ein Wirbelwind‘, ‚führt seine Gedanken binnen einer Viertelstunde durch aller Herren Länder spazieren‘, ‚bleibt im Detail stecken‘ und Aehnliches. An Stelle von Büffons bekanntem Wort setzte er: ‚Das Gespräch ist der Mensch‘. ‚Sein Vater‘, sagte er, habe ihm gelehrt, ‚man müsse sprechen: wahr, kurz und klar, zum Gewinn für Herz und Sinn‘. Dabei hatte bei ihm alles Belehrende nie etwas Docirendes, sondern ergab sich wie von selbst und als wollte er die Früchte seiner geistigen Arbeit, die im Gespräche fortwirkte, nur sich selber zueignen; in eigener begeisterter Ueberzeugung anticipirte er gleichsam die Eindrücke, welche die Rede in den Hörern hervorrief.

Und den reichsten Gewinn zogen daraus jüngere Freunde. ‚In meiner Jugend‘, wiederholte er oft, ‚war ich am liebsten mit ältern Männern im Verkehr, selbst alt geworden, wendete ich mich am liebsten an die Jugend‘. Er verwies wohl, was wir schon früher erwähnten, auf Niebuhr, der im Alter das jugendliche Gelübde, die Jugend durch Liebe zu heben, erfüllt habe, wie zum Dank für das Wohlwollen und die Anregung, die er als Jüngling empfangen, ‚und Niebuhr empfing weniger als ich‘. ‚Die Jugend fühlt wie durch Instinkt, ob man ihr bloßes Wissen beibringen, oder ihr Leben geben, gleichsam ein Stück vom Herzen ihr schenken will; ob der Lehrer sich selbst noch als einen Lernenden betrachtet, oder ob ihm, weil er fertig, nach Göthes Wort nichts mehr recht zu machen, als was er selber macht. In diesem Unterschied der Lehrer liegt der wesentliche Unterschied in dem Erfolg ihres Wirkens.‘ So sagte er in seinem letzten Lebensjahre zu einem befreundeten akade-

mischen Lehrer, der ihn besuchte, und äußerte, wie früher oftmals, im berechtigten Gefühle dessen, was er selbst als Lehrer für einen weiten Kreis von Studirenden hätte leisten können, Reue darüber, daß er nicht die akademische Laufbahn betreten hätte. ‚Das bloße Wissen, selbst das reichste, hat keine zündende Kraft, nur das Herz entzündet', und dann folgten die Lieblingsworte: „Wohl denen, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlen", denn dann sind sie ärmer als Lazarus, der wenigstens noch die Gabe hatte, bitten zu können.'

‚Wer im Alter', sagte er ein andermal, ‚kalt ist und von einer bloß verständig-nüchternen Sinnesweise, ist zu beklagen, aber viel mehr ein Jüngling von solcher Sinnesweise, weil ein solcher unfehlbar ein Philister wird'. ‚Nichts wichtiger für die Jugend, als wenn sie Ideale hat und daran glaubt. Eine bloß realistisch gesinnte Jugend ist verloren. Das widerwärtig-moderne sich Richten und Handeln nach bloßen Grundsätzen sogenannter Nützlichkeit zeugt keine Charaktere, so wenig wie der bloße Gefühlsdusel moderner Pietisterei und die moderne Vergötterung des absoluten Staates, die im Heidenthum erst in den verkommenen Zeiten des Cäsarismus zur Herrschaft kam, Charaktere erzeugen kann.'

‚Ich habe das Gefühl, daß ich nie Etwas im Leben geleistet haben würde, wenn ich nicht Männer gefunden hätte, in denen ich in jugendlicher Begeisterung wie eine Art von Verkörperung jener Ideale erblickte, die mich erfüllten. Ich war in dieser Hinsicht im Leben ausnehmend beglückt.' Und wenn er hierauf näher zu sprechen kam, so traten ihm die einzelnen, durch bedeutende Männer beeinflußten Momente seiner Entwicklung [1], wie wir sie vielfach auf Grund solcher Gespräche aus dieser und früherer Zeit in der Biographie darzustellen versuchten, lebendiger vor die Seele, und kurz vor seinem Tode tauchte noch einmal sein Plan wieder auf, seine persönlichen Erlebnisse mit Georg Sartorius, mit den hervorragendsten deutschen Künstlern in Rom, mit Thomas und seinem Freundekreis, mit Freiherrn vom Stein, Clemens Brentano, Görres u. s. w. ausführlicher aufzuzeichnen, und in Verbindung damit die bedeutendsten Briefsammlungen

[1] Mit besonderer Gunst hob er dabei stets die Einwirkung seiner Kunststudien hervor, während er sich, wie in seinen Regesten (vergl. S. 35—36), über seine juristischen Studien, vorzüglich über das Studium des Corpus juris nur ungünstig aussprach. Und doch ist Döllinger gewiß im Recht, wenn er in seiner am 28. November 1863 in der bayerischen Akademie auf Böhmer gehaltenen Rede sagt: ‚Ich meine, die eigenen Schriften Böhmers liefern den Beweis, daß das römische Recht mit seiner scharfen Analyse der Begriffe und seiner streng logisch fortschreitenden Consequenz eine treffliche Gymnastik des Geistes sei. Gerade in den schriftstellerischen Vorzügen Böhmers, der Klarheit und prägnanten Kürze des Ausdrucks, der Präcision und Abrundung des Gedankens läßt sich, meine ich, der Einfluß seiner juristischen Bildung erkennen.'

seit Johann von Müller zu charakterisiren, und daraus die große Umbildungsepoche, die sich allmählich vollzogen, nachzuweisen. ‚Man lernt die großen Todten aus ihren Briefen am besten kennen und muß an dem geistigen Kampfe, den sie muthig gekämpft und an den hohen Zielen, die sie verfolgt haben, sich emporziehen und aus ihnen Kraft, Muth und Selbstverläugnung schöpfen.‘ Lebhaft äußerte er sich darüber bei Gelegenheit des damals neu erschienenen Briefwechsels von Sulpiz Boisserée[1], den er ‚als ein God-send begrüßte‘, und aus dem er ‚ein Stück eigener begeisterter Lebensjahre recapitulirte, gleichsam zum Trost‘, schrieb er im April 1863, ‚bei meiner gegenwärtigen Herabgekommenheit, die von Tag zu Tag zunimmt‘.

Als ‚eine besonders unangenehme Folge dieser Herabgekommenheit‘ bezeichnete er schon viel früher: ‚das nun nothwendig gewordene Aufhören der gemüthlichen Mittwochs-Abende, wodurch es in meinem Zimmer nun noch stiller und einförmiger geworden ist, wie je zuvor.‘

An den Mittwochen nämlich sah er Abends regelmäßig einige Freunde (von den hiesigen waren der Kunsthistoriker Passavant, der Maler Steinle und Professor Wedewer die ältesten Theilnehmer) bei sich, und er blieb dieser Gewohnheit bis zu seiner Krankheit auch dann noch treu, als er es in seiner Zurückgezogenheit schon ‚so weit gebracht‘ hatte, daß er selbst nicht leicht mehr in ein Freundeshaus ging. Er war dann in dem kleinen Kreise, wo er sich verstanden wußte, stets der heiterste Gesellschafter, und ‚trieb Junggesellenthum‘, neckte und scherzte und machte in kindlicher Liebenswürdigkeit seine Gewohnheitsspässe, die in ihrer regelmäßigen Wiederkehr doppelt ergötzten, weil er dabei immer eine neue Seite hervorzukehren wußte. Selten ging ein solcher Abend vorüber, ohne daß nicht der eine oder andere Freund die Zielscheibe seines Humors geworden; aber er verletzte nie, da sein feines Gefühl stets die rechten Grenzlinien des Scherzes beobachtete. Daß je an einem Abend über Religion oder Politik gestritten worden, ist uns nicht erinnerlich; aber wenn er, wie es durch auswärtigen Besuch öfters geschah, Freunde beisammen hatte, die in der Wissenschaft oder Kunst verschiedenen Richtungen angehörten, so ließ er es sich angelegen sein, sie zum Streite zu bringen, und lachte, wenn ihm Solches gelang, weidlich wie ein Schalk. Lange noch erzählte er davon, wie er einmal einen Romanisten und Germanisten und ein andermal den Erzeklektiker Hübsch und den Erzgothiker Reichensperger an einander gehetzt habe zu einem erbitterten Hahnenkampf, der aber doch nur bis zum Abendessen dauerte, wo ‚der gute Rheinwein oder Traminer‘ allen Streit versöhnte. Böhmer

[1] Vergl. Bd. 3, 401, 403, 405, 407.

selbst trank an den Mittwochen, oder wenn sonst Freunde bei ihm waren, seine drei Gläser, während er für sich allein, außer auf Reisen, niemals Wein gebrauchte, ‚denn so war es alter Hausgebrauch, so hatte es auch der Vater gehalten.‘

Derselbe Hausgebrauch schrieb vor: ‚So oft Freunde an dem Essen Theil nehmen, werden in bürgerlich-trefflicher Zubereitung drei Schüsseln aufgetragen‘; dagegen genügte, wenn er allein war, Suppe, gewöhnlich nur Eine Fleischspeise beim Gemüse und etwas Compot, und man sah ihn wohl in ängstlicher Verlegenheit, wenn einmal ganz unerwartet unmittelbar vor Tisch ein Freund ankam, ‚für den die Küche doch nicht ausreichte.‘

Wie war er überhaupt bei seinem Reichthum so genüglich und einfach! Nie vergaß er die Mahnung seines Vaters, daß es zur rechten Lebenszufriedenheit gehöre, auch bei bedeutendem Besitz ‚nur Weniges selbst zu bedürfen‘, und mit Sarkasmus geißelte er das luxuriöse Auftreten, insbesondere wo es sich bei Männern der Wissenschaft zeigte. Auf einer Reise trennte er sich einst von einem ‚berühmten Gelehrten‘, weil dieser einen Bedienten gebrauchte und überall in Gasthöfen ersten Ranges logiren wollte, wogegen er nur Gasthöfe zweiten oder gar dritten Ranges wählte. ‚Wie hat doch‘, sagte er, ‚Ruhm und Besitz diesen Mann so arm gemacht, da er ihm so viele Bedürfnisse kostet!‘

‚Möglichste Bedürfnißlosigkeit für mich selbst sei mir Gesetz‘, hatte er im Jahre 1823 geschrieben, ‚und darin stets Fortschritte zu machen, erachte ich für Pflicht‘, und dieß wurde ihm Richtschnur für's Leben, und er verfuhr darnach, worüber wir zu seiner weitern Charakteristik hier einige Worte beifügen wollen, auch mit Rücksicht auf die christliche Wohlthätigkeit, die er im reichsten Maße im Verborgenen übte. Er war von Hause aus so gut gestellt, daß er viele Almosen spenden konnte; aber er wollte nicht bloß von seinem Reichthum geben, sondern nach dem Grundsatz des Vaters handeln: ‚Almosen bringt nur dann rechten Segen, wenn der Geber sich selbsten unnöthiger Bedürfnisse entwöhnt und aus christlicher Liebe das hingibt, was er sich selbsten entzogen hat‘ [1]. Als er einmal im Frühjahr nach einem Spaziergang im Frankfurter Wald mit einem Freunde in Isenburg eingekehrt war, erzählte der Wirth von einem Tagelöhner, der in Folge eines Sturzes vom Baume gestorben sei und eine ganz hülflose Familie zurückgelassen habe. Böhmer sagte kein Wort, aber nachdem der Wirth fortgegangen, bat er den Freund: ‚Suchen Sie doch diese zwölf Gulden in die Hände der Wittwe zu bringen. So viel ungefähr habe ich mir im Winter an Holz abgespart.‘ Bei Gaben, die in Zeitungen verzeichnet wurden, hat man seinen Namen nie gelesen. Solche Verzeichnisse

[1] Vergl. S. 8.

erschienen ihm ebenso widerlich, wie das Ausschreiben von Bällen, Concerten u. s. w. für milde Zwecke, worin er nur Zeichen ‚moderner Selbstsucht und Verlogenheit‘ erkennen wollte. ‚Dieses verwünschte moderne Wesen, welches sogar die Wohlthätigkeit zur Carricatur macht, frißt‘, sagte er, ‚an den Herzwurzeln unseres Volkes, und es wäre belehrend, nachzuweisen, wann und wie es aus der Fremde importirt worden, denn so Etwas ist nichts weniger als deutsch.‘

Er gab, wie gesagt, nur im Verborgenen, nahm sich (wie sehr er auch ‚im öffentlichen Leben Oeffentlichkeit überall für ersprießlich und nothwendig‘ hielt) mit aller Strenge Taulers Wort zu Herzen, daß die Mildthätigkeit nur dann für Geber und Empfänger wahrhaft segensreich wirke, wenn außer Gott Niemand davon wisse. Darum durfte in Wahrheit von ihm behauptet werden, daß Alles, was von seinen Wohlthaten in die Oeffentlichkeit gedrungen, ‚ohne sein Zuthun und Wissen, gegen seine Absicht und seinen Sinn bekannt geworden‘ [1] sei. Die Briefe, womit er die Gaben an bedürftig gewordene Familien verstorbener Freunde oder nur entfernterer Bekannten, deren Wollen und Thun er geehrt hatte, begleitete, zeugen von rührender Zartheit seines Gemüthes: er erscheint fast wie ein Bittender, indem er gibt, und hat nur den einen Wunsch, daß Alles unbekannt bleibe, daß Niemand erfahre von dem, was er als Freund sich ‚herauszunehmen wage.‘

Wie ihm ‚die Freundschaft eigentlich Alles auf Erden‘ war, so suchte er auch sein Bedürfniß, wohlzuthun, mit seinen verstorbenen Freunden in eine innige Beziehung zu bringen. Jemand, der seit Ende 1854 bis zu seinem Tode ihm nahe stand und auf dessen Verschwiegenheit er rechnen durfte, erhielt von ihm während dieses Zeitraums jährlich vier- oder fünfmal Summen von dreißig, fünfzig, hundert, einigemal von zweihundert Gulden für unbemittelte Schüler, für verschämte Notharme, kirchliche Genossenschaften, denen der Krankendienst oblag, milde Stiftungen verschiedener Art, und er erfuhr erst später, daß solche Gaben an Gedächtnißtagen verabreicht worden, die Böhmer vorzugsweise theuer waren, z. B. am Todestage seines Vaters, an dem von Thomas, Clemens Brentano u. s. w. Er wurde darauf aufmerksam, als Böhmer ihm einmal sagte: ‚Ich gehe nie auf den Kirchhof, weil mich dort die vielen modern-heidnischen Monumente anekeln; ich habe meinen Kirchhof im Herzen und lebe mit meinen Verstorbenen fort, und wie könnte man besser mit ihnen fortleben, als indem man in Erinnerung an sie durch milde Gaben fortzusetzen sucht, was sie selbst im

[1] So Pfarrer Dr. Steitz in seiner Rede am Grabe Böhmers, abgedruckt in den Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt, Bd. 2, 335—339.

Leben thaten.‘ So betrachtete er auch seine großmüthigen Unterstützungen wissenschaftlicher Werke, von denen die Briefsammlung manches Zeugniß bringt, wie das ‚Abtragen einer Ehrenschuld an Thomas‘, der ihn dazu ermuntert hatte und auch bei viel geringern Mitteln ihm mit gutem Beispiel darin vorangegangen war.

‚Mein liebstes Leben‘, äußerte er im April 1863, ‚lebe ich nur noch mit meinen heimgegangenen Freunden, deren Zahl mit jedem Jahre zunimmt. Das Hinsterben aller ältern Freunde ist ein Bild eigener Vergänglichkeit und mahnt an das eigene Ende. Nun ist auch Hübsch nicht mehr, mein ältester Freund seit dem Tode von Schulz.‘ Hübsch starb am 3. April 1863, und am Tage vorher hatte Böhmer ihm noch ‚den innigsten Gruß in Erinnerung an eine so lange, den größten Theil des bewußten Lebens umfassende und veredelnde Freundschaft‘ ausdrücken lassen, und er hatte sich die Frage gestellt: ‚Wie könnte ich noch etwas für ihn thun? Wie gern würde ich aus seinem Munde noch einen letzten Auftrag als theueres Vermächtniß empfangen! Ach, ich Armer, der ich nicht einmal mein Zimmer mehr verlassen kann!‘ Er weinte, als ihm die Todesnachricht zukam, und sich an seine letzte italienische Reise, die er mit dem Freunde gemacht hatte, erinnernd, sagte er: ‚Hübsch kehrte in Frieden von Rom zurück (er war nämlich dort im Jahre 1850 in die Gemeinschaft der Kirche zurückgetreten), ich in Unfrieden, weil man mich dort in meinen Arbeiten so behindert hatte.‘ ‚In seinen letzten Augenblicken hat er großen Starkmuth bewiesen. Auch General von Krieg starb mit der Standhaftigkeit eines Kriegers. Als dieser Freund auf seinem Todesbette Jemand aus der Umgebung wehklagend sich äußern hörte, wie es dem Sterbenden wohl zu Muthe sein möchte, redete er ihn an: Ich habe weder Furcht noch Schmerz, denn ich sterbe als Kind der katholischen Kirche.‘

‚Ich kannte ihn‘, schrieb Böhmer über Hübsch am 28. April, ‚so lange als unsern Schulz, nämlich seit dem Winter 1813/14, wir lebten also 49 Jahre in treuer Freundschaft und regem Verkehr, da ich an seiner kunstwissenschaftlichen Thätigkeit unausgesetzt den lebhaftesten Antheil nahm. Er war ein ebenso tüchtiger Charakter und Künstler, als ein heiterer und liebenswürdiger Mann, noch von dem Schlage, wie sie dieses Jahrhundert nicht mehr erzeugt. Ein Mann von ähnlichem Werth wie Schulz, aber er lebte mehr im äußerlichen und bewegten Leben als dieser, bei dem Stille und Innerlichkeit vorherrschten. Beide waren meine liebsten Freunde von Heidelberg her, deren ich immer in Treue und Sehnsucht eingedenk bleiben werde‘ [1]. Und an Arnold in demselben Monat: ‚So viele gute Bekannte und theure Freunde sind mir in der allerletzten Zeit gestorben, daß ich

---

[1] Bd. 3, 412.

recht das Bedürfniß fühle, mit den übrig gebliebenen, so weit es geht, näher zusammenzurücken. Selbst der Tod von Personen, die wir achteten und kannten, ohne gerade mit ihnen in fortgesetztem täglichem Verkehr zu stehen, entvölkert uns die Welt, wie viel mehr das Scheiden wahrer Freunde, mit denen immer ein Stück von uns selbst brach und todt wird' [1].

Mit dem Juni 1863 nahm seine Hinfälligkeit fortwährend zu und so oft man bei ihm war, konnte man bemerken, daß er Mühe hatte, seine Unterleibsschmerzen, die ihn seit Jahr und Tag quälten und immer heftiger wurden, äußerlich zu verbergen, und manche erregte und bittere Aeußerung, hin und wieder wohl gar zu seiner späteren doppelten Reue gegen den einen oder andern Vertrauten von Nah oder Fern gerichtet, diente zum Beweis, daß ihm die Beherrschung seiner körperlichen Leiden, mit denen sich ‚manche wachsende Seelennoth' verband, nicht immer gelang. ‚Ich bin', wiederholte er mehrmals, ‚wie ein Bild des Jammers', und dennoch wendete er in seinem unbezwinglich gewordenen Drange nach äußerer Beschäftigung auch jetzt noch den neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der historischen Literatur Aufmerksamkeit und Theilnahme zu [2], wogegen die politischen Vorgänge der Zeit schon seit lange ihn innerlich nicht mehr in Anspruch nahmen. Er blicke, schrieb er an Maria Görres, den Wellenschlag der Weltereignisse nur noch wie vom Ufer aus in der sicheren Ruhe des Alters an, ohne sich nach irgend einer Richtung hinreißen zu lassen: ‚ich habe gelernt, daß Alles eitel ist' [3], aber es verdient besonderer Erwähnung, daß er, der bei zunehmendem Alter Jahre hindurch, wie wir hörten, an Erneuerung und Fortentwicklung seiner Nation gezweifelt hatte und bei dem vorhandenen Chaos der deutschen Dinge an Bürgerkrieg und fremde Einmischung glaubend [4] Alles, was bis dahin geschehe, nur für ‚interimistisch' hielt und darum auch z. B. auf den deutschen Fürstentag in Frankfurt nicht die geringsten Hoffnungen baute, gleichwohl kurz vor seinem Ende sich von Neuem gefestigt fand in seinem früheren Vertrauen auf das Volk, auf den noch gesunden Kern des Volkes, auf dessen neue Lebensbethätigkeit und darum bessere Zukunft. Wie er in voller Jugendkraft es ausgesprochen: ‚Ich glaube noch immer an mein Volk' [5], so sagte er im Monat vor seinem Tode: ‚Ich rechne nur noch auf's Volk', und fügte als eingefleischter reichsbürgerlicher Republikaner hinzu: ‚Auf einen

[1] Bd. 3, 406.

[2] Dieß ergibt sich auch aus dem Gespräche, welches er wenige Wochen vor seinem Tode mit Alfred von Reumont hatte. Vergl. dessen S. 336 citirten Necrolog Böhmers.

[3] Bd. 3, 397.

[4] Vergl. Bd. 3, 394.

[5] Vergl. S. 114.

großen Kriegshelden aus dem Volke'[1]. Die darauf folgenden Worte bekunden, daß sein Gemüth neben dem Edelsteine dieses Vertrauens auf den bessern Theil der Nation noch eine Eigenschaft barg, welche gleichsam die Folie bildete, wodurch der reine Glanz jenes Kleinods erhöht wurde.

Seit Ende August stand er in der Pflege eines barmherzigen Bruders aus der Genossenschaft der Brüder zu Montabaur, und er betrachtete es wie einen Dank der Kirche für die von ihm auf so manchen Blättern seiner Werke ihr gewordene Ehrenrettung, für seine Verherrlichung ihrer weltgeschichtlichen Mission und seine Anhänglichkeit an ihre Institutionen, daß es ihm am Ende seines Lebens vergönnt sei, ‚an einem lebendigen Beispiele' kennen zu lernen, was kirchlicherseits ‚durch werkthätige, aufopfernde Liebe einem hülfsbedürftigen, gebrechlichen Kranken' erwiesen werde[2].

Die letzten Zeilen, welche er in seinem Leben schrieb, sprechen einen von einer reichen Gabe großmüthiger Wohlthätigkeit begleiteten Gegendank für diese Pflege aus[3], und noch an seinem Sterbetage, dem 22. October 1863, äußerte er sich gegen einen Freund: ‚Ich begreife, daß die Welt am ehesten wieder durch die christliche Charitas erobert werden kann und muß.' ‚Ich bitte Alle,' sagte er noch, ‚die ich im Leben durch Bitterkeit verletzt habe, um Verzeihung.' Seine alte Haushälterin, die mit dem barmherzigen Bruder bei seinem gegen drei Uhr Nachmittags (in derselben Tagesstunde, in welcher er am 22. April 1795 geboren worden) erfolgten Tode zugegen war, erzählte, daß er in seinen letzten Augenblicken die Worte: Deutschland, Volk, Vaterland im Munde geführt habe.

‚Für Volk und Vaterland: sei der Wahlspruch meines Lebens. Ich will Deutscher bleiben durch und durch, will mich nähren an der alten Treue und an der alten Freiheit, an der Kernhaftigkeit und schlichten Einfalt der Vorfahren, und ich will durch Förderung historischer Wahrheitserkenntniß thun, was ich kann, um das Erbtheil der Vergangenheit hinüberzuretten in eine bessere Zeit: das ist mein Gelübde', so hatte er im Jahre 1829 beim Beginn seiner Kaiserregesten geschrieben, und diesem Gelübde blieb er für alle Zukunft im Leben und in der Wissenschaft getreu. ‚Böhmer war der reinste Patriot', versichert Döllinger in seinem schon erwähnten Nachruf, ‚die deutscheste Seele, die mir je vorgekommen; ich glaube, er hat auf jeden, der ihn näher kannte, den Eindruck gemacht, daß sein ganzes Wesen und Streben aufgehe in den Gedanken an das deutsche Gesammtvaterland, in dem Wirken für dessen Ehre und Gedeihen. Blieb er ja doch zeitlebens unvermählt, um frei von Familienbanden und

[1] Bd. 3, 414.
[2] Vergl. Bd. 3, 414.
[3] Bd. 3, 414 Nr. 558.

Sorgen mit ungetheilter Kraft seinem Volke dienen zu können. . . . Er habe, sagte er, für sich den Beruf gefunden, das vaterländische Bewußtsein überhaupt und für alle Fälle zu stärken, so weit er es vermöge, namentlich durch geschichtliche Studien. . . . Wenige Gelehrte haben wohl in so hohem Grade, wie Böhmer, den Eindruck eines völlig reinen, von jeder Selbstsucht, jeder Nebenabsicht freien Strebens gemacht. Ich glaube, daß jeder, der in nähere Berührung mit ihm gekommen, dieß bezeugen wird. Er war freilich sehr günstig von Haus aus gestellt: Aemter, Ehrenstellen, Auszeichnungen, Gelderwerb, das Alles konnte für ihn, den völlig freien, unabhängigen Mann und Bürger einer Freistadt, nichts Verlockendes haben. Er hatte auch weder Kinder noch Vettern zu versorgen. Er wollte einfach nur seiner Nation, Deutschland nach bestem Willen und Gewissen dienen. Von der hohen und schrankenlosen Freiheit der Wissenschaft, hinter welchem Abstractum sich gewisse minder wohlklingende Concreta zu verbergen pflegen, hat er nie geredet. Aber wie freute er sich, wenn ein gutes, gründliches und tendenzloses Buch über deutsche Geschichte erschienen war. Mit welcher herzlichen, neidlosen Anerkennung sprach er dann mit jedem über den Verfasser und dessen Leistung.' ‚In ihm ist', sagte Pfarrer Steitz in seiner würdigen und schönen Rede am Grabe Böhmers, ‚wie vor wenigen Wochen in seinem vieljährigen Freunde Jacob Grimm, einer jener Männer dahingegangen, von denen wir sagen dürfen, daß in ihnen auf dem Höhepunkt ihrer Kraft eine ganze Zeit sich gespiegelt hat und mit ihnen unwiederbringlich hinabsinkt.' Verzichtend auf eigene Ehren und auf alle sogenannten Lebensgenüsse, hintansetzend sogar ‚jene innerliche ruhige Beschäftigung mit dem, was', wie er einmal schrieb, ‚dem eigenen Frieden zunächst am meisten gefrommt haben würde', hat Böhmer sein ganzes Leben der Ehre des Vaterlandes, der Förderung der vaterländischen Geschichte und in ihr der Selbsterkenntniß und des Selbstgefühls unseres Volkes und seiner einzelnen Stämme in mühsamen, selbstverleugnenden Arbeiten zum Opfer gebracht, und hat in diesen Arbeiten so Großartiges geleistet, daß sein Name in bleibenden Ehren fortleben wird, so lange man noch die Geschichte unseres Volkes schreibt.

Erster Anhang.

Promemoria,

die dritte Abtheilung der Monumenta betreffend[1].

Folgendes ist das Resultat der Anfang April 1831 zwischen Herrn Archivrath Dr. Pertz und Dr. Böhmer zu Hannover stattgefundenen Besprechungen.

A.

Directorium über die Kaiserurkunden.

1) Von 911—1313. Dr. Böhmer verfertigt zu dem bereits gedruckten Text noch ein Register, welches nach den Hauptsachen und den Ortsnamen dergestalt eingerichtet ist, daß z. B. unter Mainz alle das Erzstift, die dortigen Kirchen und die Stadt betreffenden Urkunden eingetragen werden. Ein vollkommeneres Register bleibt dem Diplomatar vorbehalten.

2) Von 1313—1500 bleibt die Arbeit vorerst ausgesetzt.

3) Vor 911, also während der carolingischen Periode, wird ein Urkundendirectorium nicht für unumgänglich nöthig gehalten, doch wird Dr. Böhmer ein solches verfertigen, wenn es ihm möglich ist.

B.

Diplomatarium der Kaiser.

1) Alle Kaiser- und Königsurkunden vor 911, welche hierher gehören, bilden einen ersten Band für sich, welchen Herr Dr. Pertz besorgen wird.

2) Für die folgenden Zeiten werden die Urkunden bis zum Beginn der Hohenstaufen (bis 1137) ungefähr zwei Bände ausmachen. Für diese wird von jetzt an gesammelt.

3) Vorbereitungen hierzu sind:

a. Ersuchen an die Regierungen Deutschlands und der Schweiz um

---

[1] Zu S. 159. Vergl. Böhmers Brief an Freiherrn vom Stein vom 16. Mai 1831. Bd. 2, 192.

Mittheilung der in ihren Archiven befindlichen Kaiserurkunden überhaupt bis 1313, zunächst aber bis 1137.

b. Eigene Nachforschungen in den ehemaligen deutschen und burgundischen Archiven Frankreichs, in jenen deutschen Archiven, wo man selbst suchen muß, um etwas zu erhalten, in den öffentlichen Bibliotheken, welche handschriftliche Diplomatarien enthalten ꝛc.

c. Fortwährende Vervollständigung des Directoriums und Abschrift solcher Urkunden aus gedruckten Werken, welche ganz genau sind oder wo man keine Aussicht hat, die Originalien benutzen zu können.

4) Der Schluß der Vorarbeiten wird ausgesprochen, sobald man im Stande ist die vorhandenen Drucke um ein Bedeutendes zu verbessern und wann neue Beiträge gerade zunächst nicht mehr zu erwarten stehen. Man hofft diesen Zeitpunkt Ende 1832 zu erreichen, dergestalt daß der Druck im März 1833 beginnen könne.

5) Die Behandlung des Textes ist folgende: Es wird überall auf eine treue und leicht zu übersehende Darstellung im Druck hingearbeitet. Jede Urkunde erhält eine möglichst kurze, aber doch charakteristische Ueberschrift, mit Angabe des Datums nach jetzigem Kalender. Die Anmerkungen, welche sich auf unmittelbare Erklärung und Ergänzung des Textes zu beziehen haben, werden möglichst kurz sein. Was man dabei nicht in Randbemerkungen beibringen oder überhaupt den diplomatischen Hülfswissenschaften überlassen will, kann in vielen Fällen einen Platz im Register finden.

6) Von 911 an übernimmt diese Arbeit Dr. Böhmer in beständigem Einverständnisse mit dem Redacteur der Gesammtausgabe Herrn Dr. Pertz, welcher das Manuscript vor dem Druck noch einer besonderen Revision unterwerfen wird.

Zweiter Anhang.

Katholische Stiftung für deutsche Geschichte [1].

[1844.]

A.

Motive und Erläuterungen.

Da ich keine Notherben habe und da meine nächsten Verwandten wohlhabend sind, so bleibt mir, nachdem ich meinen Bruder zum Erben ein-

[1] Zu S. 249—252.

gesetzt, entferntere Verwandte mit einem Vermächtniß und Freunde mit Andenken bedacht habe, noch eine ziemliche Summe zur freien Verfügung übrig, die ich frommen Zwecken widmen möchte. Ich verstehe jedoch darunter nicht bloß die Milderung des Elends, welche Allen nahe liegt, sondern nach meiner individuellen Stellung vorzüglich auch die Erziehung der Menschen zum Rechten durch die Kenntniß der Wahrheit.

Die geschichtsforschenden Bemühungen, denen ich die meiste Zeit meines Lebens gewidmet habe, standen mit meinen religiösen Ueberzeugungen in Verbindung. Sie sollten kein Werk des Eigennutzes, der Eitelkeit oder der Neugierde sein, sondern gingen vielmehr aus Vaterlandsliebe und Pflichtgefühl hervor.

Ich glaubte, daß Jeder, der vor der Mehrzahl seiner Mitmenschen es voraus hat, nicht dem täglichen Brod nachgehen zu müssen, auch verpflichtet sei, seine Zeit und Kraft den allgemeinen Zwecken zu widmen, daß er durch solchen nützlichen Dienst die Bevorzugung, deren er genießt, gewissermaßen abverdienen müsse, und nur nach so gethaner Arbeit derselben ohne Schaden seiner Seele genießen könne. Dahin rechnete ich nun aber auch Erforschung der vaterländischen Geschichte. In der Geschichte einer Nation scheint mir auch ihr Selbstbewußtsein zu liegen, und das „Erkenne dich selbst" scheint mir nicht bloß auf die Individuen anwendbar, sondern auch auf die Nationen, zumal dann, wenn deren äußere Zustände gewaltsam erschüttert wurden und wenn dadurch die ursprüngliche Persönlichkeit derselben (welche doch kein willkürliches Menschenwerk ist) Verdunkelungen erlitten hat. In solchen Umständen befinden wir uns, und kein Gebildeter kann es vermeiden, über die öffentlichen Zustände von Kirche und Staat wenigstens Meinungen zu hegen, für die er doch eben so verantwortlich ist wie Andere für ihr Handeln. Was soll hier nun leitend sein? Ein vollkommenes und absolut gültiges Gesetz für irdische Zustände kann weder erdacht, noch geltend gemacht werden. Das Rechtsgefühl weist uns auf die Anerkennung des unbestrittenen Besitzstandes und auf die Beachtung des thatsächlich Ueberkommenen hin, und dieses vermögen wir hinwieder in den größeren Verhältnissen nur aus der Geschichte verstehen zu lernen. Nun sind die meisten Menschen so rasch bei der Hand mit ihrem Urtheil und geben sich doch so wenig Mühe, die Thatsachen zu erforschen, auf welche es sich stützen muß. Diesem Beispiel wollte ich nicht folgen, sondern ich wollte lieber die Thatsachen recht genau kennen lernen und dann erst unterscheiden, was recht und was unrecht ist. Ich habe gefunden, daß diese Methode eine Kraft besitzt, welche die Seele von Leidenschaften reinigt. Denn die rechte Kenntniß der Geschichte gibt zum Haß viel weniger Stoff, als vielmehr zum Schmerz über die Unvollkommenheit der irdischen Dinge und zu besseren Entschlüssen für die Zukunft. So habe ich denn immer

geglaubt, daß die Erkenntniß des Wahren auch zur Verwirklichung des Guten führen werde. Ich meine darum auch ganz natürlich und pflichtmäßig zu handeln, wenn ich, den Führungen folgend, die mir selbst geworden sind, solchen Bemühungen über mein Leben hinaus Fortdauer zu geben suche.

Allein dieß muß doch noch näher bestimmt werden. Nicht jede Lehre verdient Unterstützung, nicht jede Meinung Verbreitung. Es ist auch schon Geschichte zum Nachtheil der Wahrheit und zur Bethörung der Menschen geschrieben worden. Selbst die am meisten verbreiteten Geschichtsbücher kranken noch heute an solchen Uebeln. Hier bedarf es einer Leitung, und diese finde ich in der Vorsorge, daß die von mir zu errichtende Stiftung im römisch-katholisch-kirchlichen Sinne verwaltet werden solle.

Offenbar kann ich bei den Protestanten, wie sie jetzt sind, eine solche Leitung nicht finden. Denn sie stellen ja die religiöse Ueberzeugung der sogenannten freien Forschung, d. h. der Willkür jedes Einzelnen anheim, und gestatten die allerverschiedenartigsten Ansichten, wenn solche nur von dem Katholicismus verschieden sind. Ich aber glaube, daß bei etwas mehr Bescheidenheit und Selbstverläugnung Seitens der Reformatoren, und insbesondere auch ohne Einmischung politischer Fronderie, die Kirchentrennung gar wohl hätte vermieden werden können, und finde, daß das wirklich Gute, welches die Reformatoren anstrebten, jetzt weit mehr in der katholischen Kirche zu Hause ist, als bei ihren eignen Nachfolgern.

Wie ich hiernach keinen Anstand nehmen kann, meine Stiftung unter die Obhut katholischer Ueberzeugung zu stellen, sondern vielmehr gewissenhaft glaube, daß ich ihr gar in keiner andern Weise eine dauernd heilsame Richtung zu geben vermag, so finde ich mich darin auch noch ganz besonders bestärkt, daß die katholische Kirche die Geschichtsforschung von jeher so angesehen hat, wie ich meine geschichtliche Stiftung angesehen haben möchte. Sie hat solche Studien nicht nur ihren Religiosen zur Pflicht gemacht, sondern diese haben die Aufgabe auch in einer Weise gelöst, daß ich gar keine besseren Vorbilder dessen, was ich erzielen möchte, aufzustellen weiß, als in den Werken der Oratorianer, der Mauriner und Sanblasianer vorliegen, wohlverstanden, daß diese Vorbilder dem jetzigen Stand der Dinge anzupassen sind.

Ich glaube aber auch, daß meine Stiftung — so klein an äußern Mitteln sie auch ist — von der katholischen Kirche freundlich auf- und angenommen werden kann, denn indem diese ihr Eigenthum und ihre Klöster größtentheils einbüßte, hat sie auch die Mittel zu solchen Studien verloren, aus denen ihre Diener sonst einen Theil jener Kräftigung sogen, deren sie auch heutzutage, wo sich Alles mehr und mehr zu einem Geisterkampf gestaltet, ganz vorzüglich bedürften; eine Geisteskräftigung, welche

ich denselben um so mehr verliehen sehen möchte, als es mir vorkommt, daß der Kampf der katholischen Kirche sich bei uns immer mehr zum unmittelbaren Kampf für das Christenthum überhaupt gestalten werde.

Dieß sind die Ansichten, von welchen ich bei meiner katholisch-kirchlichen Stiftung für Geschichte ausgehe.

Ich verlege dieselbe nach München (oder eventuell nach Innsbruck), weil dort das katholische Wesen unter keiner akatholischen Bevormundung steht und sich am freiesten entwickeln kann, sodann weil sich dort vorzugsweise die geistigen Kräfte vorfinden werden, deren die Stiftung zu ihrer Leitung bedarf.

Mit dieser Leitung betraue ich eine Anzahl mir bekannter und von mir hochgeachteter Personen, denen ich, überzeugt von ihrer Einsicht und Gewissenhaftigkeit, und in Erwägung, daß Einiges den Ortsverhältnissen anzupassen sein dürfte, für einmal die Befugniß beilege, auch noch statutarische Verfügungen zu machen, die dann auch für die Zukunft gelten sollen. Diese ersten Verwalter werden dann auch die Genehmigung der Regierung nachzusuchen haben, an welcher ich in einer Stadt nicht zweifle, in der ja eben ein Benedictinerkloster gebaut wird.

Die gewöhnliche Zahl der Verwalter soll aus fünf in München wohnenden Personen bestehen, welche ja noch beliebig andere zu Rathe ziehen können. Sie sollen sich bei Eines Abgang selbst ergänzen. Alle sollen römisch-katholischen Glaubens und sachverständige Freunde der Geschichte sein. Es soll unter den fünfen wenigstens ein katholischer Geistlicher und ein katholisches Mitglied der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften sich befinden. Getreue Verwaltung der Stiftung sollen sie mittelst Handgelöbniß versprechen. Sie sollen jährlich wenigstens zwei regelmäßige Sitzungen halten. Da Liebe zur Sache bei ihnen vorausgesetzt wird, so werden sie unentgeltlich functioniren. Doch habe ich nichts gegen die Verabreichung eines kleinen Präsenzgeldes, so daß alle Nebenausgaben an die Verwaltung den zehnten Theil der Einnahme nicht übersteigen.

Als Grundlage vermache ich ein Kapital [1], dessen Zinsen jährlich zur Verfügung kommen. Dieses Kapital soll mit ähnlicher Vorsicht wie bei Pupillengeldern auf unterpfändlichen Grundbesitz sicher und dauernd angelegt werden. Wegen Anordnung einer jährlichen Rechnungsrevision mögen die ersten Verwalter das Nöthige festsetzen. Wegen diesen besonderen Bemühungen sollen sie den ersten Jahresertrag unter sich als Legat vertheilen. Gegen Dritte verbindliche Vorverfügungen über künftige Zinsen sollen nicht leicht und selbst ausnahmsweise nie für mehr als drei künftige Jahre getroffen werden. Zuschuß zum Druck der Arbeit eines Verwaltungsmit-

[1] Ist in keinem der vorliegenden Schriftstücke benannt.

gliedes soll ausnahmsweise verwilligt werden können, wenn alle Stimmen einig sind, niemals aber Honorar.

Zur Erreichung der Zwecke der Stiftung scheint mir eigener Verlag nicht anzuempfehlen. Folgendes wird räthlicher sein:

1) Zuschüsse an Buchhändler, damit irgend ein Werk in einer angemessenen Exemplarenzahl gedruckt und käuflich gemacht werden könne.

2) Honorirung einzelner Gelehrten, um eine gewisse Arbeit zu liefern, für deren Druck dann gesorgt werden muß.

3) Aussetzung von Preisen für die beste Lösung einer Frage, die für die Entwickelung der Stiftung selbst von Wichtigkeit ist.

4) Prämienvertheilung für irgend ein sehr verdienstliches Werk, welches dem Verfasser sonst keine Frucht gebracht hat.

Die beiden letzten Wirksamkeiten scheinen mir jedoch mehr nur als Ausnahmen zulässig, und im Ganzen möchte nach dem Vorbild meiner eigenen Arbeiten die Thätigkeit mehr auf Ordnung und Bereitlegung des Stoffes, als auf dessen darstellende Bearbeitung zu richten sein, da letztere schon an sich ein größeres Publicum hat und daher einer besonderen Unterstützung nicht bedarf, während die Kräfte, um solche Bearbeitungen liefern zu können, gerade am sichersten auf dem erst angedeuteten Wege der geordneten und gereinigten Darlegung des urkundlichen Materials erworben werden. Dieß ist ein Hauptpunkt. Wenn auch die erste Einlage gering ist, so kann sie doch reiche Erndten bringen, wenn der Ertrag wieder als Saamen in die Furche gelegt wird.

Indem ich mir vorbehalte, über geeignete Themata mich vielleicht noch sonst näher auszusprechen, so bezeichne ich hier als solche:

Preisaufgabe über die Annales ecclesiastici des Baronius und seiner Fortsetzer. Ueber die Veranlassung dieses Riesenwerkes, die Persönlichkeit seiner verschiedenen Verfasser, die Quellen, die dazu zu Gebote standen, besonders die päbstlichen Regesten, die Methode mit der es gearbeitet ist, die Mittel und Wege, wie das darin besonders in den von Raynald gearbeiteten Theilen enthaltene urkundliche Material durch Regesten mehr erschlossen werden könnte.

Fortsetzung und Erweiterung aller von mir begonnenen Arbeiten.

Zuschuß zur Herausgabe der 3ten Bände von Ried, Neugart, Grandidier.

Wittelsbach-baierische Regesten bis wo sie in die Regesten Ludwigs des Baiern verlaufen.

Regesten der einzelnen deutschen Bisthümer als Grundlage einer Germania sacra.

Herausgabe der ältesten und wichtigsten baierischen Necrologien mit Weglassung aller Personen unter dem Rang eines Abtes oder Ritters, wenn deren zu viele sind.

Preisaufgabe über das, was die deutsche katholische Geistlichkeit, einschließlich der deutschen Jesuiten, bis auf die neueste Zeit (also bis auf Harzheim, Würdtwein, Ried, Günther) in dem hier gemeinten Sinne geleistet hat.

Preisaufgabe für eine Lebensbeschreibung des großen Jesuiten Adam Scholl aus Cöln, und dergleichen.

Später ist beigeschrieben:

Alles aufgegeben und ungültig.

Frankfurt, 2. October 1849. Fr. Böhmer.

Alles Vorstehende ist cassirt und dient nur noch zur Nachricht über aufgegebene Projecte.

Frankfurt, den 10. März 1855.

Dr. Joh. Friedr. Böhmer.

B.

Statuten der katholischen Stiftung für geschichtliche Studien.

§ 1. Namen.

Die unter Voraussetzung der vom Staate hoffentlich gern zu ertheilenden Genehmigung von mir errichtete und dotirte selbstständige Stiftung soll den Namen führen: Römisch-katholische Stiftung für geschichtliche Studien.

§ 2. Zweck.

Ihr Zweck ist im Allgemeinen: mit Rücksicht auf den dermaligen Standpunkt der Wissenschaften ähnliche Leistungen im Fache der kirchen- und vaterländischen Geschichte zu befördern, wie solche von den frühesten Zeiten her aus den katholischen Klöstern durch fromme und gelehrte Männer, zuletzt noch bei uns am Schlusse des vorigen Jahrhunderts aus St. Blasien, hervorgegangen sind. Diese uralte und durch ihre ausbildende Rückwirkung höchst wichtige Thätigkeit der Kirche soll hier gleichsam eine neue Constituirung und Dotirung erhalten [1].

§ 3. Sitz.

Der Sitz dieser Stiftung und ihrer Verwaltung ist München. Sollte jedoch wider Erwarten deren dortige Ansiedelung und Wirksamkeit jetzt oder je Hindernisse finden, so ist das Ferdinandeum in Innsbruck dergestalt substituirt, daß es das Stiftungskapital anzusprechen und mit dessen

[1] Vergl. Böhmers Briefe an Remling vom 6. Februar und 7. März 1845. Bd. 2, 407—408.

Ertrag die stiftungsmäßigen Zwecke nach Thunlichkeit zu erstreben und dabei den Rath der vom Stifter ernannten ersten Verwalter anzuhören hat.

§ 4. Verwaltung.

Die Verwaltung besteht für die Zukunft aus fünf sachverständigen Männern römisch-katholischer Religion, welche in München wohnen. Darunter soll sich jedesmal ein Mitglied des dortigen Clerus und eins der dortigen Akademie der Wissenschaften befinden. Jedes Mitglied hat handtreulich die Beobachtung der Statuten anzugeloben. Ein dirigirender Secretär ist ex gremio zu ernennen. Wenigstens zwei jährliche Sitzungen sind regelmäßig im Frühjahr und Herbst zu halten. In der Sitzung, in welcher die Jahresrechnung geschlossen wird, müssen Alle anwesend sein. Die Verwaltung ist unentgeltlich, doch soll als Recognition jedes Mitglied jährlich einen Ducaten und dasjenige, welches das Protocoll führt und (so ferne sich dazu kein öffentliches Local findet) die Stiftungspapiere bewahrt, jährlich noch zwei weitere Ducaten erhalten. Ueber die Wirksamkeit der Stiftung hat die Verwaltung spätestens alle drei Jahre öffentliche Mittheilung zu machen.

§ 5. Erste Einrichtung.

Für die erste Einrichtung ernennt jedoch der Stifter so viele Personen als ihm gut dünkt, welche dann bis auf jene Normalzahl zusammensterben mögen, so ferne sich nur immer ein Geistlicher und ein Mitglied der Akademie darunter befindet. Diese vom Stifter selbst Ernannten sollen jedoch nicht bloß Verwalter, sondern insbesondere auch Stellvertreter und Bevollmächtigte des Stifters sein, um für einmal und dann geltend für immer Folgendes zu erwirken und vorzusorgen:

a. Die Genehmigung der Stiftung durch die Regierung.

b. Die Behörde, vor welcher die Beobachtung der Statuten handtreulich angelobt wird.

c. Die Einrichtung einer Kassenführung, einer sichernden Aufbewahrung der Werthpapiere, einer Rechnungsrevision.

d. Die Entscheidung der Frage, ob die Verwaltung bloß durch Cooption oder allenfalls auch so zu ergänzen sei, daß die höchste geistliche Behörde und die historische Klasse der Akademie je ein Mitglied aus ihrem Gremium ernennen, wo dann nur noch drei Mitgliederstellen durch freie Wahl zu ersetzen bleiben.

e. Ueberhaupt ist es denselben anheimgegeben, wenn sie es gut finden, dieser Stiftung nach dem im § 2 aufgestellten Begriff eine noch mehr kirchliche Gestaltung zu geben, doch immer mit Beibehaltung ihres selbstständigen Charakters; desgleichen noch anderes was

nöthig oder nützlich scheint zu verfügen, namentlich auch in sofern die Stiftung wider Erwarten sofort nach Innsbruck verlegt werden müßte.

f. Für diese Bemühungen bei der ersten Einrichtung sind die Zinsen des ersten Jahres als Honorar bestimmt.

§ 6. Vermögen.

Anlagen in Liegenschaften sind immer die sichersten, geben aber am wenigsten Ertrag und erfordern am meisten Verwaltung. Es wird demnach im gegebenen Fall am Besten sein, das Kapital in nicht allzukleinen Partien auf gerichtliche Hypotheken von doppelter durch Sachverständige anerkannten Sicherheit anzulegen, und darauf zu sehen, daß die Anlage Dauer verspreche, wobei überall mit derselben Sorgfalt zu verfahren wäre wie bei Pupillengeldern. In jedem zehnten Jahr soll der reine Jahresertrag nicht verausgabt, sondern zum Kapital geschlagen werden. Die Zinsen des Kapitals kommen successiv, wie sie eingehen, zur Verfügung für den Zweck der Stiftung. Gegen Dritte verbindliche Vordispositionen sollen auf alle Weise vermieden werden und selbst in Ausnahmsfällen, wenn alle Verwalter einstimmen, nur auf die nächsten drei Jahreserträgnisse verbindlich getroffen werden können.

§ 7. Art der Wirksamkeit.

Da der Stiftung nur beschränkte Mittel zu Gebote stehen, so kommt alles auf eine zweckmäßige Verwendung derselben an. Deßhalb wird festgesetzt:

a. Alle Verwendungen müssen der Art sein, daß das Resultat auch durch den Druck vervielfältigt und allgemein zugänglich werde.

b. Eigner Buchhändlerischer Verlag soll durchaus nicht stattfinden. Es ist vielmehr in der Regel auf dem Weg des Zuschusses und der Unterstützung zu verfahren, damit auch fremdes Kapital und selbstständiger Fleiß zur Mitwirkung gezogen werden.

c. Zum Drucke einer Arbeit eines Verwaltungsmitgliedes kann nur ausnahmsweise ein Zuschuß verwilligt werden, wenn alle Verwalter einig sind, niemals aber ein Honorar.

d. Im Zweifel ist die Unterstützung immer solchen Arbeiten zuzuwenden, welche von Geistlichen geliefert werden.

§ 8. Gegenstand der Unterstützung.

Darstellende und abhandelnde Schriften sollen nur in sofern Gegenstand der Unterstützung aus der Stiftung sein, als sie deren Zweck (wie z. B. Literarhistorisches über die klösterlichen Geschichtsstudien) selbst aufhellen. Sonst gilt es vor anderen mehr der philologischen Vereinigung,

der Ordnung und der Bereitlegung des Stoffes in der Art wie dergleichen von den Oratorianern, Maurinern und St. Blasianern geleistet und auch von dem Stifter in seinen eignen Arbeiten erstrebt worden ist. Auf diesem Wege bilden sich am sichersten die rechten Kräfte zu darstellenden Arbeiten, die deßhalb keiner besonderen Ermunterung bedürfen, weil sie schon durch den Absatz beim größeren Publicum hinreichend unterstützt werden. Zuschüsse, damit die in der Handschrift daliegenden dritten Bände von Ried, Neugart und Grandidier gedruckt werden können, würden am Deutlichsten zeigen, daß man an die frühere achtbare Thätigkeit der Geistlichen sich anschließen will. Sollte der Stifter noch selbst über geschichtliche Agenda sich irgendwie äußern, so wäre das zu beachten.

§ 9. Erste Verwalter und Einrichter.

Die erste Einrichtung und dann die Verwaltung gütigst übernehmen zu wollen bittet der Stifter die nachfolgenden Herrn:

von Aretin, Reichsherold,
Döllinger, Professor der Theologie,
Görres, Professor,
Görres, Dr. Guido,
Höfler, Professor,
Phillips, Professor,
Windischmann, Domcapitular.

Zu allfälligem Berather in schwierigen Geschäftsfällen empfiehlt er noch seinen Bruder Herrn Senator Dr. Böhmer in Frankfurt.

Frankfurt, den 10. September 1844.

Dr. J. F. Böhmer.

Später ist hinzugefügt:

Liebgehabte aber aufgegebene Gedanken, weil ich keinen tüchtigen Vollzug zu schaffen weiß.

Den 4. April 1847. Fr. Böhmer.

Alles hier Geschriebene ist längst von mir cassirt und dient nur noch zur Nachricht.

Frankfurt, den 10. März 1855. Dr. Joh. Friedr. Böhmer.

C.

Erläuterung über das Vermächtniß für das Ferdinandeum zu Innsbruck [1].

Wie Kirchlichkeit, Vaterlandsliebe und Tapferkeit den Tyrolern vor anderen deutschen Ländern eigen sind, haben sie theils auf's Glorreichste

[1] Vergl. Böhmers Brief an Pertz vom 4. Juni 1844. Bd. 2, 380.

in der neueren Geschichte bewährt, theils habe ich es selbst im Lande beobachtet. Da ich nun bedachte, daß ich diesen Eigenschaften dort mehr begegnete als in meiner Vaterstadt, welche in religiöser Hinsicht indifferent und in politischer zerrüttet ist, so kam ich auf den Gedanken dorthin in dem Fache, zu dem mich nun einmal die Vorsehung geführt, eine lebendige Stiftung zu machen.

Ich sage eine lebendige, weil zwar allerdings an eine schon bestehende und reiche Sammlung geknüpft, aber doch nicht selbst zur Vermehrung der Sammlung, sondern zur Mittheilung gesammelter Thatsachen und Kenntnisse bestimmt, dadurch in lebendiger Wechselwirkung mit dem Publicum und zugleich unter seiner Controle.

Die neueren historischen Vereine schaffen zu viel Stückwerk, womit wenig gewonnen wird, darum stelle ich hier eine Aufgabe, die auf die Hauptsache und auf das Ganze geht.

Ueber das was ich wünsche hat Herr Anton Emmert in dem Aufsatze Monumenta Tirolensia (bei Chmel, Geschichtsforscher 1, 566) gut gemeinte Gedanken geäußert.

Ich bin nun der Meinung, daß sich für's Erste an's Einzelne gehalten werden müsse. Da sind denn die Urkunden der Grafen von Tyrol und der Bischöfe von Brixen die Hauptsache. Es wäre wohl am Besten auch hier mit Regesten anzufangen. Durch diese Arbeit wächst die Einsicht der Arbeiter und die Theilnahme beim Publicum, wie ich selbst erfahren habe. Ueber die Art der Ausführung gewähren meine Leistungen Vorbilder. Gar wichtig ist dabei, daß die größeren Serien von Urkunden, welche aus einer und derselben Kanzlei hervorgegangen sind, zusammengehalten und nicht mit Fremdem untermischt werden, was leider bisher alle Diejenigen thaten, welche Regesten nach mir herausgegeben haben.

Auch glaube ich nicht, daß eine solche Arbeit von Vielen zugleich gemacht werden könne. Einem sollte sie übertragen sein, der dann Gehülfen haben mag.

Von den Regesten und den Urkundenbüchern der Grafen von Tyrol und der Bischöfe von Brixen könnte man successive zu Anderem fortschreiten. Während dieser Arbeit wird sich leicht zeigen was das nächst Wichtige ist.

Die Vorkenntnisse zur Arbeit ergeben sich theils von selbst wie Paläographie 2c., theils sind es Rechtskenntnisse, dergleichen sich jetzt aus Grimm's Rechtsalterthümern, Kraut's Grundriß und dergleichen Büchern schöpfen lassen.

Das Kapital, welches ich dem Ferdinandeum vermache, müßte in oder auf Grundstücke angelegt werden. Daß hier die größte Sorgfalt, gleichwie bei Pupillengeldern, erforderlich ist, versteht sich von selbst. Ich wünsche, daß über die Verwaltung des Kapitals gewisse den dortigen ört=

lichen Verhältnissen angepaßte Grundsätze festgestellt würden, die dann für die Zukunft maßgebend sein mögen. Diese Grundsätze wären zu veröffentlichen, auch immer in gewissen Zeiträumen — etwa alle drei Jahre — eine öffentliche Rechnung abzulegen. Verbindliche Verpflichtungen in Bezug auf künftig fällig werdende Zinsen sollten möglichst vermieden werden. In keinem Falle sollen solche länger als auf drei Jahre hin getroffen werden können.

Daß jetzt in Beziehung auf die Eingangs erwähnten Eigenschaften auch in Tyrol eine Gährung eingetreten ist, weiß ich wohl, und sehe auch voraus, daß solche zunehmen werde. Allein ich traue auf die Tüchtigkeit des Volkes, daß doch zuletzt Glaube und Sinnesart der Väter die Oberhand behalten werde.

Am Rande steht:
Aufgegeben und ungültig.
Frankfurt, den 2. October 1849. Fr. Böhmer.

Dritter Anhang.

I. Coup-d'œil sur les publications historiques en Europe

par rapport aux Archives[1].

La révolution française, avec les guerres et les changements de dynastie, de territoire et de constitution, qui en ont été la suite dans la majeure partie de l'Europe, a bouleversé l'état ancien des Archives en même tems qu'elle en a changé la condition. Antérieurement, pendant que l'état des choses reposait encore entièrement sur des bases historiques, les Archives n'étaient pas seulement dispersées par suite de la multiplicité de leurs possesseurs ecclésiastiques et séculiers, mais aussi étaient plus ou moins inaccessibles, parce qu'elles contenaient les titres de droits et de possession des propriétaires qui croyaient avoir des raisons pour les tenir secrets.

Depuis la paix de 1815, tout a changé. Les Archives sont beaucoup plus centralisées qu'elles n'étaient antérieurement, et toutes les raisons ont cessé, qui jusqu'ici empêchaient d'appliquer l'invention de l'imprimerie à la publication de ce qu'elles renferment. Elles font partie maintenant des monuments historiques de chaque pays. Ce grand changement les a rendues accessibles à tous, et rien n'en-

---

[1] Zu S. 336. — Die Incorrectheiten im Französischen blieben stehen.

trave plus leur publication, laquelle se présente plutôt comme une nécessité dans l'intérêt des sciences, et comme un devoir patriotique de la part de l'état, des sociétés savantes, et des particuliers amis de leur patrie. C'est ce qui a donné lieu à des publications diverses dans presque tous les pays de l'Europe.

Ces publications sont d'un caractère varié. L'on peut distinguer:

1⁰ des Descriptions d'Archives, qui servent de guide pour faire connaître où elles existent, et ce qu'elles contiennent;

2⁰ des Inventaires raisonnés des textes manuscrits et autres répertoires qui se trouvent aux Archives pour en faciliter l'usage;

3⁰ des Extraits chronologiques des Diplômes, Chartes et Instruments qui s'y trouvent (*Regesta*);

4⁰ des Codes diplomatiques contenant les pièces d'un intérêt majeur.

Ces publications se distinguent d'autres publications scientifiques précisément par ceci qu'elles ne reposent pas sur des recherches faites dans le vaste champ de la littérature, mais qu'elles s'attachent uniquement au contenu des Archives; qu'elles ne contiennent que des matériaux, et pas des raisonnements.

Il est vrai, cependant, que quelquefois on a jugé bon d'outrepasser ces bornes, principalement là où la publication était l'entreprise d'un particulier ou d'une société particulière. D'ailleurs, il est clair, que ces sortes de publications sont d'une qualité très différente. Les numéros 1 et 2 pourront être peu volumineux, et cependant très utiles à ceux qui vont faire des recherches aux Archives. Le numéro 3 fait connaître pièce par pièce les originaux qui se trouvent aux Archives. Le numéro 4 reproduit le contenu entier des pièces d'une importance majeure, et les sauve pour toujours du danger d'être perdues. Il est inutile d'observer que de telles publications sont en même tems des garanties pour la conservation fidèle des Archives.

Si un gouvernement bienveillant et éclairé voulait faire quelque chose pour les grands souvenirs de son pays renfermés dans ses Archives, il faudrait commencer par donner à ces Archives une organisation correspondante, et mettre à leur tête un savant propre à comprendre et à exécuter ces vues généreuses. Puis il faudrait l'allocation d'une somme d'argent modique, tant pour les publications au moyen desquelles on pense enrichir le matériel historique du pays, que pour l'achat de livres aidant à connaître ce qui a été fait en cette matière en d'autres pays, afin d'apprécier les méthodes qui ont été suivies, et d'en prendre la meilleure pour modèle.

Je vais jeter un coup-d'œil sur ces publications.

ANGLETERRE.

Ici le grand Rymer a été le premier archiviste qui ait publié les documents les plus importants du pays, il y a deux siècles environ. Les grands résultats qu'il a obtenus peuvent consoler un peu de ce que les sommes immenses que l'état a confiées pour le même but, dans la première moitié de ce siècle, à la *Commission of Records,* ont été aussi mal employées. La Société pour l'histoire d'Angleterre a fait publier pendant le cours de ces dernières années, par monsieur Kemble, un *Codex diplomaticus Anglo-Saxonicus* en cinq ou six volumes, qui est du plus haut intérêt.

ESPAGNE.

Le roi Ferdinand VII a fait faire beaucoup pour l'histoire de ce pays. Outre l'impression du *Fuero Juzgo,* du *Viage literario* de Villanueva et de la continuation de la *España sagrada,* qui a été exécutée aux frais du public, on a publié deux grandes collections, l'une des Priviléges des différentes provinces du Royaume, à commencer par Alava, Guipuscoa etc., et l'autre des Actes et Rapports sur les découvertes maritimes que firent les Espagnols depuis le commencement du seizième siècle. Le rédacteur de cette dernière collection était Navarrète.

FRANCE.

Les nombreuses publications historiques qui se poursuivent en France aux frais du gouvernement, sont généralement connues. Je me borne donc à citer l'*Inventaire des Cartulaires qui se trouvent dans les Archives départementales,* volume in-4^{0}, qui a été rédigé et publié par une commission ministérielle. Cet Inventaire est classé par ordre de départements, et contient: 1^{0} l'indication de l'endroit et des Archives où se trouvent les cartulaires; 2^{0} le titre du cartulaire; 3^{0} la forme et la matière du cartulaire; 4^{0} le tems où il a été écrit; 5^{0} le tems qu'il embrasse. En effet, c'est une publication d'un grand intérêt.

BELGIQUE.

Depuis l'établissement de ce nouveau Royaume, ses Archives se sont, pour ainsi dire, rajeunies sous la direction intelligente de l'archiviste du Royaume, monsieur Gachard. Les différents rapports qu'il a faits au ministère sur l'état des Archives du pays, et sur les

actes relatifs à l'histoire de la Belgique qui se trouvent dans les Archives de la France et de l'Espagne, sont des modèles pour de tels travaux. En outre, il a publié deux volumes très intéressants, dont l'un contient l'*Inventaire raisonné de tous les Cartulaires*, et l'autre celui *de toutes les Cartes et Plans* qui se trouvent aux Archives du Royaume. Un grand travail de *Regesta Belgica* a été commencé il y a plusieurs années. Beaucoup de notices intéressantes relatives à ces matières se trouvent dans un journal, dans lequel la commission nommée par le gouvernement pour la publication de Chroniques Belges (et dont Mr. Gachard est membre) publie ses délibérations et les rapports qui lui sont adressés. En général, le mouvement historique qui s'est manifesté en Belgique depuis l'établissement de son indépendance politique, est du plus haut intérêt, et non certainement sans rapport avec l'attitude respectable que ce pays a gardée pendant les troubles des dernières années.

DANEMARK.

L'Académie des Sciences a fait publier, il y a environ cinq ans, un volume in-4⁰, contenant les *Regesta* des diplômes imprimés de ce Royaume, depuis sa fondation jusqu'à environ l'an 1400.

SUÈDE.

Il a paru, il y a une vingtaine d'années, en deux gros volumes in-4⁰, un *Diplomatarium Suecianum*, rédigé par monsieur Liljegren, archiviste du Royaume, qui depuis est mort. C'est un ouvrage très-respectable, quoique un peu incommode à consulter, parce que l'interponction insuffisante des originaux a été reproduite avec un trop grand scrupule.

RUSSIE.

La Russie a fait publier, en trois volumes, la Correspondance relative à ce pays, qui a été tirée des Archives du Vatican. L'année passée, l'Académie a proposé un prix, qui sera obtenu par celui qui présentera le meilleur *Recueil de Regesta de l'empire Byzantin*, relatif à la Russie.

POLOGNE.

Il y a deux ans que les archivistes de Varsovie ont commencé un grand Code diplomatique du Royaume, dont le premier volume, qui a paru, est très bien exécuté.

ALLEMAGNE.

La Société pour l'histoire allemande du moyen-âge est une Société scientifique, qui ne s'attache pas à telles ou telles Archives, mais se propose de publier la Collection chronologique de tous les diplômes des empereurs et rois depuis Charlemagne. Les *Regesta Imperii,* publiés par messieurs Böhmer et Chmel, sont, pour ainsi dire, le canevas de cette grande entreprise, pour laquelle les travaux préparatifs se continuent sans interruption.

AUTRICHE.

Un Code diplomatique de l'Autriche supérieure, dont l'Empereur, les Etats du pays, et une Société savante qui existe à Linz, se sont partagé les frais, s'imprime en ce moment. Un Code diplomatique de la Moravie a été publié en quatre volumes in-4^{0} par monsieur Boczek, aux frais d'un grand seigneur du pays, feu monsieur le comte Mitrocosky. En Bohème, monsieur Palacky, historiographe des Etats du Royaume, est occupé depuis longtems à recueillir le matériel d'un Code diplomatique du Royaume, duquel les Etats font les frais. A Vienne, l'Académie des sciences a fait commencer l'impression des *Regesta des anciens Margraves d'Autriche,* par monsieur de Meiller, et d'un *Code diplomatique des années* 1246 *à* 1276, que l'archiviste de l'Empire, monsieur Chmel, a tiré des Archives de l'Etat.

PRUSSE.

Un *Codex diplomaticus Prussicus,* c'est-à-dire de l'ancien pays de l'ordre Teutonique, a été publié, avec l'aide d'une allocation du gouvernement, par monsieur Voigt, archiviste du Royaume à Königsberg. Monsieur Lacomblet, archiviste à Dusseldorf, a publié avec l'aide de la noblesse du pays les deux premiers volumes d'un Code diplomatique du Bas-Rhin. Les *Regesta Westphaliae,* avec un recueil des pièces inédites, se publient aux frais de la Société pour l'histoire de Westphalie, dont le siége est à Munster.

BAVIÈRE.

La publication des *Monumenta Boica,* commencée dans le siècle passé, se continue aux frais de l'Académie des sciences. On est maintenant occupé de la publication des Chartes des évêchés; le Cartulaire de celui d'Augsbourg vient d'être fini. Les *Regesta Boica,* contenant les extraits de tous les originaux qui se trouvent aux

Archives du Royaume, forment maintenant une collection d'une douzaine de volumes in-4^0, publiés aux frais de l'Etat, et allant jusqu'au commencement du quinzième siècle.

WURTEMBERG.

Le premier volume du grand *Codex diplomaticus* de ce pays, dont les frais ont été faits au moyen d'une allocation de la part du gouvernement, consentie par les Etats, vient de paraître.

VILLES LIBRES.

On a publié les premiers volumes des Codes diplomatiques de Francfort par Böhmer, de Hambourg par Lappenberg, et de Lubeck par une Société de savants. Ces trois ouvrages ont été faits sur le même modèle, et les magistrats des villes y ont contribué par des souscriptions.

SUISSE.

La Société pour l'histoire de la Suisse fait successivement imprimer à ses frais les *Regesta* des différentes Archives. Monsieur de Mohr à Coire est le rédacteur en chef de cette entreprise. Le premier cahier contient les *Regesta* du Monastère d'Einsiedeln; le deuxième, ceux des différents couvents et monastères supprimés du canton de Berne, etc.

Il serait facile d'énumérer encore bien d'autres publications semblables. Toutes celles citées jusqu'ici sont en vente. Il sera possible de se procurer un certain nombre de ces publications sans frais, quand on aura quelque publication pareille qui pourrait être donnée en échange, et qu'on aura trouvé un moyen de communication régulière avec une place centrale de l'Allemagne, telle que Leipzig.

Florence, 22 mai 1850.

Fr. Böhmer.

II. Quelques pensées sur les Archives de la Toscane.

Invité à écrire quelques pensées sur l'état des Archives de la Toscane, je dois faire remarquer avant tout que je ne connais ces Archives que par les livres d'histoire, par certaines notices que m'a communiquées feu mon ami Gaye, et par le coup-d'œil que j'ai pu jeter sur quelques Archives de Florence en 1837, 1840 et 1850.

D'ailleurs, je n'ai nullement la prétention de pouvoir dire quelque chose sur cette matière, que les savans de Toscane n'auront pas su faire tout aussi bien ou mieux, avant moi.

La condition des Archives dans presque tous les pays de l'Europe a été entièrement changée de nos jours.

Antérieurement, les Archives étaient partagées entre un beaucoup plus grand nombre de possesseurs. Les corporations religieuses et séculières, qui les possédaient, crurent, avec ou sans raison, que les Archives contenaient des secrets; elles avaient peur que la publication de leur contenu ne pût porter atteinte aux propriétés et aux droits dont ils jouissaient; elles trouvaient dangereux d'en faire des communications qui pouvaient blesser leurs intérêts. La conséquence de cet état de choses était que les Archives se trouvaient généralement bien gardées, mais peu accessibles.

Maintenant tout cela a changé. Un grand nombre de corporations religieuses, qui possédaient les Archives les plus anciennes, a été supprimé, et leurs Archives ont été dispersées, ou réunies aux Archives de l'état. Les corporations séculières ne sont plus si jalouses de leurs Archives, parce qu'elles ont beaucoup perdu de leur ancienne indépendance. Les titres de propriété ont été mieux réglés, et les droits de toute sorte qu'on peut avoir à exercer de nos jours, ne dépendent plus exclusivement des anciennes chartes. L'existence de l'état même, et sa composition de parties originairement indépendantes, repose plutôt sur les derniers traités de paix, que sur les faits historiques auxquels il doit son existence et son développement. De là, il s'est fait que les Archives ne sont plus réputées si secrètes qu'antérieurement, mais aussi qu'elles sont beaucoup moins gardées; ce qui est d'autant plus dangereux que la manie des collections d'autographes a fait de nos jours d'une certaine classe de documents un objet de commerce.

Ce grand changement de condition des Archives a dû nécessairement changer de même la position de l'état vis-à-vis les Archives.

Antérieurement, le gouvernement pouvait laisser les Archives des corporations sous la garde exclusive de leurs possesseurs qui en étaient si jaloux; et il pouvait se contenter de faire garder et administrer les siennes par des jurisconsultes capables de faire valoir les anciens titres pour la conservation et le recouvrement des droits de l'état.

Maintenant ce dernier point de vue a entièrement cessé pour la partie ancienne des Archives, il a diminué pour la partie moderne, il n'existe peut-être que pour certaines relations de la maison régnante, et pour les affaires courantes, dont les pièces et les cahiers ordinaire-

ment ne se trouvent pas aux Archives, mais dans les bureaux de l'administration.

Mais en même tems, depuis la centralisation des Archives les plus anciennes et les plus importantes dans la main de l'état, depuis leur détachement, pour ainsi dire, de la vie pratique, et depuis les progrès qu'ont faits de nos jours la publicité et la science, un point de vue tout nouveau s'est fait valoir: *les Archives de l'Etat sont maintenant,* en même tems qu'elles servent à l'administration, *les conservatoires des grands souvenirs du pays; elles entrent sous ce rapport dans la même catégorie que les autres collections scientifiques et artistiques de l'état, et par cette raison même elles demandent aussi une administration semblable.*

Les fonctions du gouvernement vis-à-vis des Archives se divisent d'après ce principe en deux grandes branches: la conservation et l'utilisation.

La *conservation* se partage en deux fonctions différentes, selon que les Archives sont propriété directe ou seulement indirecte de l'état, telles que les Archives des communautés et des autres corporations.

Relativement aux Archives qui sont propriété directe de l'état, le gouvernement doit les faire conserver et administrer dans le sens le plus large, tandis que sur les autres Archives il n'exerce qu'un droit de surveillance. Le gouvernement doit établir ses Archives dans un local propre à ce but; il doit les faire inventorier et tenir en ordre par des hommes capables. Quant aux autres Archives, il doit les faire visiter de tems en tems, et s'assurer qu'elles ne sont pas négligées par leurs propriétaires directs. Dans le cas où des pièces qui devaient faire partie des Archives en auraient été dispersées, l'état doit chercher à les recouvrer avec tout le soin possible, et même en les achetant, s'il n'existe plus un autre moyen pour obtenir leur restitution.

L'*usage* et l'*utilisation* des Archives peut avoir lieu par rapport à des questions d'intérêt de l'état et des particuliers, ou par rapport à des questions scientifiques. Sur la première classe d'utilisation il y a eu partout des règles tracées depuis longtems, et l'on pourra se borner à les revoir. Aussi l'utilisation pour des buts scientifiques n'est pas une chose toute nouvelle, mais une chose laquelle, après les changements de condition qu'ont subis les Archives, se représente sous un aspect nouveau, parce que désormais c'est un but principal.

L'usage scientifique des Archives peut être envisagé par rapport aux matières sur lesquelles il doit s'étendre, et par rapport aux personnes auxquelles il doit être permis.

Sous le premier rapport, il serait peut-être bon de fixer un certain terme ou une limite jusqu'où le contenu des Archives doit être regardé comme matière historique. Il paraît qu'en Toscane ce terme pourra être fixé à l'an 1737, de manière que tout ce qui est antérieur, s'il n'y a pas d'exception pour raison particulière, doit être réputé matière historique.

Sous le second rapport, il nous paraît qu'on pourrait permettre l'usage des Archives à tous les savans que le caractère et les connaissances rendent dignes de confiance et d'estime, et dont les recherches dépassent les limites de ce qui a été imprimé. Il nous paraît qu'on ne devrait pas faire trop de difficultés sous ce rapport, et encore moins demander des taxes pour un usage qui doit être réputé d'utilité publique; pourvu que les personnes, auxquelles on accordera cette permission, n'en fassent usage que dans le local qui sera destiné à ce but, et sous la surveillance des employés.

Mais le gouvernement ne doit pas se borner à faciliter l'exploitation des Archives pour les particuliers, comme il permet l'entrée dans ses bibliothèques, ses galeries de tableaux et ses musées. Il ne suffit pas de rendre accessibles les Archives, il faut aussi dire ce qui y existe, parce qu'on ne peut faire usage d'une collection manuscrite, comme l'on fait usage d'une collection imprimée pour laquelle l'histoire littéraire sert de guide. En effet, le gouvernement doit aller encore un pas plus en avant: il ne doit pas laisser la publication des pièces les plus intéressantes aux soins exclusifs des particuliers, qui ordinairement ne sont pas dans la position et n'ont pas les moyens pour exécuter dignement une telle entreprise: le gouvernement doit l'entreprendre lui-même dans l'intérêt de l'instruction publique, des sciences historiques et de la gloire du pays.

C'est dans ce sens que presque tous les gouvernements de l'Europe ont fait faire dans les derniers tems des publications de documents historiques, qui ont été du plus haut intérêt pour les sciences. Parmi les états italiens, qui se sont distingués sous ce rapport, on peut citer la Sardaigne, Naples et Lucques. Quant aux pays étrangers, la Belgique doit être citée de préférence, parce qu'elle offre sous divers rapports le plus de ressemblance avec la Toscane. Il n'y a pas lieu de douter que la protection, que le gouvernement belge a accordée aux études historiques solides, ait aidé à faire gagner à ce pays l'attitude honorable, qui l'a distingué pendant les troubles qui viennent d'affliger d'autres pays de l'Europe.

Les publications dont il s'agit ici, sont d'un caractère varié. Ce pourra être:

1⁰ des Rapports sur l'histoire, la classification, le contenu etc. de tel ou tel dépôt;

2⁰ des Inventaires raisonnés de cartulaires, de plans et d'autres pièces semblables qui se trouvent aux Archives;

3⁰ des Extraits chronologiques des diplômes, chartes et instruments, qui se trouvent en original (*Regesta*);

4⁰ des Collections de pièces d'un intérêt majeur, reproduites dans leur entier (*Code diplomatique*).

S'il ne peut être douteux combien un pays qui renferme de grands souvenirs historiques doit s'honorer par de telles publications, il est d'un autre côté facile de comprendre que ces publications donnent aussi la meilleure garantie pour la conservation des trésors historiques qui se trouvent encore aux Archives. Malheureusement cela touche un point très essentiel par rapport aux Archives de la Toscane, parce qu'il est de notoriété publique que des vols ont été commis dans ces Archives, de nos jours, d'une manière aussi effrénée que coupable. Les ventes publiques d'autographes qui ne peuvent provenir que des Archives de la Toscane, et les feuilles qu'on trouve manquantes dans un si grand nombre de cahiers, fournissent les preuves irrécusables de cette assertion fâcheuse. Il est de la dernière urgence que tous les employés, qui se sont permis des distractions aussi criminelles, et tous les autres qui, par leur négligence, ne les ont pas empêchées, soient éloignés des Archives, de manière qu'il n'y reste que des hommes dont la probité et la vigilance ne peuvent être révoquées en doute.

Relativement au local qu'ils occupent, l'*Archivio diplomatico* et l'*Archivio Mediceo* ne laissent pas beaucoup à désirer, hors ceci qu'il n'y a pas de communication directe entre les deux Archives. L'*Archivio delle Riformagioni* (c'est-à-dire, ces anciennes Archives d'Etat de la république de Florence, auxquelles ont été réunis encore d'autres dépôts) est d'autant plus mal placé. Le local est si restreint qu'il ne paraît pas permettre la réorganisation nécessaire de cette partie des Archives. Comme il ne peut être douteux qu'il ne soit très convenable de réunir ces trois Archives sous une seule direction, il s'ensuit qu'il sera nécessaire de procurer à leur totalité un nouveau local plus spacieux, auquel ne doivent pas manquer les communications intérieures. Il est désirable que dans ce local nouveau les chambres destinées au travail soient séparées des salles destinées à contenir les pièces.

Dans l'*Archivio diplomatico,* les chartes originales sur parchemin, qui le composent, ont été mises en ordre chronologique sans égard

à leur provenance, pendant que les inventaires (*spogli*), qui sont faits avec beaucoup de soin, sont divisés d'après les corporations religieuses et séculières, auxquelles les pièces ont jadis appartenu. Il me paraît qu'on ne devrait pas changer cet ordre une fois établi, mais qu'on devait y ajouter un inventaire par ordre chronologique, lequel pourra former la base des *Regesta Florentina,* de manière qu'on n'ait qu'à y ajouter les extraits des choses qui se trouvent dans les autres dépôts de cette ville, pour avoir une totalité.

Dans l'*Archivio Mediceo,* on a de même observé l'ordre chronologique, et l'on travaille maintenant à un inventaire détaillé des pièces, qui ne laissera rien à désirer.

Tandis que ces deux Archives se trouvent dans un état si satisfaisant, les Archives du gouvernement de l'ancienne république de Florence, qu'on nomme l'*Archivio delle Riformagioni,* présentent le plus grand désordre. Il a été peut-être indispensable de conserver certaines dénominations anciennes qui, maintenant, ne sont pas très intelligibles, mais on ne peut excuser qu'on ait réuni des pièces de toutes sortes de matières et de tout tems dans les volumes, pour lesquels il est absolument impossible de trouver une autre dénomination que celle de *Miscellanea,* dénomination qui ne devrait jamais exister dans des Archives. Quelque porté que l'on soit à respecter l'état ancien des choses, et à éviter des bouleversemens qui toujours absorbent beaucoup de tems, il faudra reconnaître ici la nécessité de refaire cette partie, laquelle en effet ne présente maintenant que l'image d'une confusion complète.

Il faudra séparer:

1⁰ les documens originaux sur parchemin, qu'on doit mettre en ordre chronologique pour faire partie des *Regesta;*

2⁰ les pièces qui ne sont pas documents, mais qui forment des séries, telles que Correspondances etc. (ce que les Allemands appellent *Acten,* en les distinguant des pièces mentionnées sous le numéro 1, qu'ils nomment *Urkunden).* Celles-ci, il faudra les séparer par ordre de matière, et réunir tout ce qui touche la même matière par ordre chronologique. Chaque liasse, formée de cette manière, doit avoir son titre avec une notice sur son contenu;

3⁰ les livres qui dès le commencement ont été reliés, tels que procès-verbaux des magistrats, livres de statuts etc. Chacun de ces livres doit avoir son titre, chaque feuille son numéro, et l'on doit ajouter, à la fin ou au commencement, une notice sur les feuilles qui peut-être ont été dérobées, de manière que rien ne puisse désormais être soustrait du volume, sans être remarqué.

Il va sans dire que ces trois Archives, quoique réunies pour ne former qu'un seul dépôt principal de l'Etat, ne cesseraient pas, par leur nature même, de former des subdivisions distinctes, dont chacune pourra avoir son chef; mais l'administration sera toujours de beaucoup simplifiée par cette réunion. Il me semble qu'on ferait bien de mettre à la tête de ce grand établissement un chef principal, comme cela a été pratiqué à Naples. Ce chef aura une triple fonction: 1° la présidence aux Archives de l'Etat; 2° la surveillance sur les autres Archives publiques du pays, qui n'appartiennent pas directement à l'état; 3° la direction des travaux historiques dont le gouvernement se propose la publication. Ce doit être un savant, capable par son caractère et par ses connaissances d'éveiller le nouvel esprit qui doit animer les employés, de diriger les développements que l'administration des Archives doit prendre, et de représenter dignement par ses propres travaux littéraires, vis-à-vis du monde savant, la place qui lui sera confiée. Heureusement un tel savant ne manque pas à la Toscane.

Quant aux autres employés, auxquels il faudra donner l'organisation nécessaire, il s'entend que chacun, outre une écriture lisible, doit posséder une connaissance suffisante de la langue latine, du droit public et de l'histoire du pays. Il est très désirable de ne choisir que des personnes qui réunissent à l'inclination pour l'histoire du pays, le zèle d'en perfectionner la connaissance. Il ne faudra donc nommer aux grades supérieurs que des personnes qui aient donné, par des travaux littéraires, des gages qu'elles possédent les qualités requises.

Il est probable qu'en réunissant ces trois Archives, et en leur accordant un emplacement convenable, le nombre des employés pourra être diminué. Les recherches qu'on ne pourra se dispenser de faire sur les soustractions qui ont eu lieu, pourront enseigner les améliorations qu'on doit apporter à l'organisation. En général, il paraît à propos que le nombre des employés subalternes soit réduit aux personnes indispensables, mais aussi que l'on donne à celles-ci une rétribution suffisante pour les rendre moins accessibles à la corruption.

Si la Toscane ne doit pas rester en arrière des autres pays, et si elle veut favoriser le point de vue scientifique énoncé ci-dessus, il faudra, outre l'allocation destinée au payement des voyages d'inspection, deux autres fonds annuels, l'un pour l'achat de livres, et l'autre pour frais d'impression.

Car, si des travaux scientifiques doivent être exécutés aux Archives, il est indispensable d'y avoir sous la main les codes diplomatiques et les livres d'histoire, tant ceux du pays qu'un choix de ceux qui

ont paru à l'étranger; les derniers pour apprendre à connaître les meilleures méthodes qui ont été suivies jusqu'ici pour de pareilles publications. Dans l'espérance qu'on pourra obtenir une partie de ces livres par échange, dès qu'on aura soi-même quelque chose à offrir, peut-être cent *francesconi* par année seront suffisants dans le commencement, et pourront être réduits de moitié après quelques années.

Quant aux frais d'impression, il est à remarquer qu'une année ne présentera pas autant de matières à imprimer que l'autre, et que la vente des livres qu'on aura fait imprimer, produira une rente qui pourra être employée pour des impressions nouvelles. En évitant tout luxe, qui serait ici très déplacé, les frais de 20 à 30 feuilles d'impression paraissent suffire par année; bien entendu que ce qui n'aura pas été dépensé dans l'année courante, pourra être employé pour imprimer d'autant plus dans les années suivantes.

Il ne paraît pas nécessaire de fixer d'avance tout ce qui a rapport à ces publications. Les remarques qu'on aura l'occasion de faire pendant le travail, pourront servir d'instruction et de guide pour sa continuation. Il paraît naturel que le Code diplomatique de la Toscane ne soit commencé qu'après qu'on aura acquis par les Regestes une vue générale sur toutes les matières. Ce sera une question à discuter s'il y a lieu de ne faire qu'une seule série de Regestes embrassant tout le pays, ou bien si l'on en formera plusieurs groupes, tels que Florence, Sienne, Lucques, etc. En attendant, on pourra réunir tout ce qui est antérieur à l'an 1000, pour en former un premier volume, parce que la partie la plus ancienne pourra être réunie sans inconvénient. Les extraits pourront être très courts, principalement pour les pièces qui ne sont pas d'une grande importance, mais il sera essentiel de mentionner toutes les dates chronologiques de l'original. Les impressions antérieures de ces pièces, s'il en existe, pourront être citées, si leur recherche ne coûte pas trop de tems. L'extrait devra toujours être fait dans la langue de l'original, et devra représenter l'ordre primitif qui a été suivi dans sa rédaction, de manière qu'on commencera toujours par le nom du personnage qui a donné le diplôme, ou qui paraît comme premier acteur dans l'instrument.

Il s'entend que la partie plus moderne des Archives doit être reproduite d'une autre manière que la partie ancienne; qu'il y aura une méthode différente pour les correspondances du 16^{me} siècle et pour les chartes du 12^{me}. C'est aussi ce qu'on a pratiqué en France, où, par exemple, les anciens Cartulaires ont été traités par monsieur Guérard d'une autre manière que les négociations relatives à la succession d'Espagne par monsieur Mignet. Cependant, je ne crois

pas qu'on doive imiter les introductions trop longues des savants français, et je pense aussi que l'on devrait faire une impression plus compacte.

Des rapports sur l'état des Archives de la Toscane en général et en particulier, sur le local où elles se trouvent, sur leur contenu, sur l'ordre de distribution qui y règne etc. seront vraisemblablement les travaux par l'impression desquels on pourra commencer. Il paraît très utile de recommander la fondation d'un journal, où tous ces rapports pourront être imprimés l'un après l'autre, de manière qu'ils ne se perdent pas et qu'ils puissent servir, dès le moment de leur publication, de guide aux savants dans leurs recherches, et mettre en quelque sorte les travaux à exécuter sous le contrôle du public érudit.

Florence, 27 mai 1850.

Fr. Böhmer.

III. An Professor F. Bonaini in Pisa über die Organisation der Archive Toscanas [1] und die Förderung der historischen Studien in Italien. Florenz 1850.

Monsieur! Les observations que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser en date du 25 mai, sur les améliorations que l'on pourrait faire à l'organisation des Archives de la Toscane, m'ont fait le plus grand plaisir, et je serais entièrement consolé sur l'avenir historique de la Toscane, si votre gouvernement, qui a tant de bonne volonté, et qui a fait tant de bonnes choses pour le bien-être matériel et intellectuel du pays, adoptait de tels principes.

La somme d'environ 42,000 livres, que le gouvernement de la Toscane dépense annuellement pour ses Archives, fait foi des bonnes intentions qu'il a; il s'agirait seulement de mieux faire valoir cette somme.

Je suis entièrement de votre opinion, qu'on devrait laisser les Archives de l'Etat, de Sienne et de Lucques dans leur emplacement respectif, là où ils se sont fixés dès leur origine; parce que la centralisation doit avoir ses bornes, parce qu'il est dangereux de transporter sur le même point tant de trésors, dont la perte serait irréparable, parce que les Archives de Florence ne présentent ni le local nécessaire, ni l'ordre désirable pour recevoir des accroissements.

---

[1] Vergl. den Brief an Chmel über die Lombardo-Venetianischen Archive Bd. 3, 29—30.

D'un autre côté, je ne comprends pas pourquoi il y a ici dans un même édifice trois Archives différentes. Il est facile de concevoir que, si ces Archives étaient réunies et ne formaient que les sections d'un seul grand dépôt, le nombre des employés pourrait être réduit; parce qu'alors, dans des cas d'absence, les employés d'une section pourraient se charger des affaires courantes d'une autre.

Quand des Archives ont un bon local et qu'elles sont mises en bon ordre, quand elles ne reçoivent plus beaucoup d'augmentations, et qu'elles n'ont pas trop de relation avec les affaires courantes, le nombre des employés doit être, à ce qu'il me semble, très restreint. Il est difficile de mettre de l'ordre dans des Archives, mais il est facile de garder un bon ordre une fois établi.

Sans doute le choix des employés mérite d'autant plus de soins que l'action de l'archiviste est en quelque sorte une action occulte, qui ne peut être contrôlée si aisément que l'action d'autres employés. C'est précisément sous ce rapport que j'attends beaucoup du zèle d'un bon directeur, et des travaux historiques qu'on devrait exécuter aux Archives, lesquels, en attirant les bonnes têtes, les mettent en même tems sous le contrôle public, et les font participer au mouvement scientifique général. Ce sont précisément ces raisons qui, en Allemagne, ont eu l'influence la plus heureuse par rapport aux archivistes et aux bibliothécaires.

S'il était possible de réunir aux Archives une Ecole où les principes de la paléographie, du droit public et de l'histoire du pays fussent enseignés, je trouverais cela excellent, et je ne doute nullement que dans ce pays-ci une telle Ecole ne porte encore plus de fruits que l'Ecole des chartes à Paris. Cette Ecole pourrait aussi faire l'éducation des bibliothécaires, comme cela se pratique à Paris.

Permettez-moi de rappeler à cette occasion l'utilité de la connaissance de la langue allemande. Vous savez, Monsieur, combien j'aime l'Italie, combien j'admire le talent et le mérite de ses habitants; cependant je ne saurais les excuser de ne pas se donner la peine d'apprendre notre langue. Il est vrai que cela coûte un peu de fatigue; mais avec la peine que l'homme se donne croissent aussi ses forces, et c'est précisément l'usage que l'on doit faire du talent, de surmonter les difficultés. Il faut se souvenir que maintenant les savants n'écrivent plus dans une même langue latine, mais dans la langue de leur pays; et que la famille européenne se rapproche de jour en jour davantage par l'amélioration des communications. Ne serait-ce pas de la faiblesse, de vouloir se passer des fruits que produit

une littérature telle que celle de l'Allemagne, seulement pour éviter un peu de peine?

A Naples, on demande aux employés des Archives la connaissance de la langue grecque, dont on peut se passer en Toscane. Tant de siècles de notre histoire nous sont communs, et sur le terrain de la littérature historique les Italiens ne devraient pas se passer de ce qu'ont fait les Allemands pour les tems antérieurs au siècle du Dante; ils ne devraient pas se passer de ce qu'ils ont fait en matière de recherches (*Forschung*), qui est leur force.

Il est vrai que, pour recueillir tous les fruits que la connaissance de notre langue pourrait procurer aux Italiens, il leur faudrait aussi avoir des livres allemands dans leurs Bibliothèques publiques. Espérons que le tems n'est pas éloigné où le gouvernement sentira le besoin de les mettre au courant des sciences de tous les pays.

Le Journal historique pour la Toscane, dont j'ai eu l'honneur de parler avec vous, ne porterait nullement atteinte à l'estimable *Archivio Storico.*

En premier lieu, il ne traiterait que de l'histoire de la Toscane; en second lieu, il serait exclusivement voué à la recherche des sources historiques, à leur critique, à leur pondération. Nous avons trop de journaux de ce genre en Allemagne; la France a le *Bulletin de l'Ecole des chartes,* et d'autres revues périodiques dans les provinces; l'Italie n'en a aucun. Quels fruits un tel journal ne pourrait-il pas porter dans ce pays si riche en souvenirs et peuplé d'hommes de talent! Je trouve que La Farina a été un peu sur cette voie. Il serait peut-être profitable de traduire quelques bons exemples de MM. Pertz et Grimm. Sans doute l'Italie aura aussi des choses pareilles, mais qui sont maintenant dispersées dans les actes des Académies que je ne connais pas, et qui ne peuvent produire l'effet qu'elles produiraient réunies dans un même recueil, où elles ne seraient pas mêlées avec des sujets étrangers. Il me paraît que monsieur Barsocchini a écrit de ces *petits* traités instructifs et intéressants. Ce journal pourra aussi s'occuper de la partie la plus ancienne de la langue italienne, à laquelle on n'a pas encore, si je ne me trompe, consacré les soins paléographiques et philologiques nécessaires. Je doute s'il existe une bonne édition des *Rime del primo secolo,* qui cependant ne restent pas en arrière des peintures antiques. A-t-on jamais traité avec critique le texte de Jacopone? Connaît-on le mérite, et même l'existence des anciens livres de chansons qui sont en manuscrit?

Je ne sais s'il ne serait pas mieux de traiter avec un libraire

sur la fondation de ce Journal archéologique et historique de la Toscane, plutôt que de s'en faire soi-même l'éditeur: un tel journal serait aussi acheté en d'autres pays. Mais il faudra être sur ses gardes afin de n'y laisser passer que des dissertations peu étendues: en dehors des rapports officiels sur les Archives de la Toscane, on pourrait aussi imprimer, de tems à autre, des notices sur ce qui s'est fait en d'autres pays.

Brunetti a combiné dans son Code diplomatique: 1⁰ les anciennes sources; 2⁰ ses propres commentaires; ce qui me paraît une grande faute, parce que ces deux choses sont trop différentes. Les premières restent toujours comme elles sont, tandis que les secondes dépendent de l'état des sciences. Les premières sont pour ainsi dire les granits qui supportent l'histoire, et les autres la verdure qui change tous les ans. Cependant il me paraît digne de mettre en question, si cet ouvrage, une fois existant, ne mériterait pas d'être fini?

Pardonnez, Monsieur, la hâte avec laquelle tout cela est pensé et écrit; déchirez, s'il vous plaît, ce papier après l'avoir lu; mais conservez-moi votre amitié, que je serai heureux de mériter.

Florence, 1er juin 1850. Tout à vous

Fr. Böhmer.

En partant de Florence, je suis infiniment affligé de n'avoir pas rendu à monsieur Passerini la visite dont il m'a honoré, mais je ne savais pas sa demeure, et j'étais toujours si fatigué le soir! Si vous vouliez bien offrir à ce monsieur, ainsi qu'à monsieur Moisè mes compliments très sincères, en m'excusant, vous m'obligeriez beaucoup.

Vierter Anhang.

Aeußerungen Böhmers im Gespräch [1].

Görres hat in den Heidelberger Jahrbüchern von 1809 eine Recension von ‚Des Knaben Wunderhorn' geschrieben, welche eine Art Eintheilung der Lieder enthält und die hauptsächlichsten zugleich kurz charakterisirt. Sie gehört mit zum Besten, was uns die Feder dieses großen Mannes geschenkt hat, und ich habe sie zur Zeit fast wörtlich auswendig gewußt. Wie Schade, daß wir noch immer keine Sammlung der kleinen litera-

[1] Aus des Verfassers Aufzeichnungen von 1854—1863. Der größte Theil dieser Aufzeichnungen wurde für die Biographie benutzt.

rischen Aufsätze von Görres besitzen. — In unsern gangbaren Literaturgeschichten wird der so reiche ‚Heidelberger Kreis', wozu Görres, Clemens Brentano, Achim von Arnim u. s. w. gehörten, ganz stiefmütterlich behandelt, und doch war damals dort die eigentliche ‚Tafelrunde der deutschen Patrioten'. In Heidelberg, sagte mir einmal Freiherr vom Stein, habe sich ein guter Theil des deutschen Feuers entzündet, welches später die Franzosen verzehrte. — Die ersten zehn Jahrgänge der Heidelberger Jahrbücher enthalten einen ungemein reichen literarischen Schatz.

Die Ablieferung von Pflichtexemplaren für öffentliche Bibliotheken kömmt mir wie eine einem einzelnen Gewerbe auferlegte ganz unwürdige Steuer vor, hart und drückend besonders deßhalb, weil gerade die besseren literarischen Arbeiten doch am wenigsten Ertrag gewähren. Ein bayerischer Freund von mir gab in Mainz ein wissenschaftliches Werk heraus, er beanspruchte und bekam nicht das geringste Honorar, und der Druck des Werkes war nur möglich, weil ich die Hälfte der Druckkosten zahlte, und nun wurden von Bayern und Hessen-Darmstadt dem Verfasser und Verleger zusammen nicht weniger als fünf Exemplare abgepreßt. Das ist doch ein Unfug, der zu beseitigen wäre.

Das von Aegidius Colonna für Philipp den Schönen verfaßte Werk: ‚De regimine principum', worin ich dieser Tage wieder gelesen, gehört zu den wichtigsten politischen Schriften des Mittelalters, und ist auch für das damalige Kriegswesen von Interesse. Das Buch ist so gut wie gar nicht bekannt, und es wäre eine lohnende und verdienstliche Aufgabe, darauf aufmerksam zu machen durch eine Schrift nach Art der von Schacht über Otakar von Horneck herausgegebenen.

Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die deutsche Wissenschaft sich aus den Banden der lateinischen Gelehrsamkeit losriß, wurden gleichzeitig die Katholiken aus dem literärischen Verkehr gedrängt; keine Literaturzeitung war in ihrer Hand; auf den katholischen Universitäten wie Cöln und Mainz herrschte ein durchaus unkatholischer Geist; dann wurde die Kirche ihrer Güter und ihrer Anstalten beraubt, und was man ihr ließ, wußte man als Waffe gegen sie selbst zu gebrauchen, wofür besonders die Freiburger Universität zum Belege dienen kann. Man muß Dieses und Anderes wohl berücksichtigen, um sich die gegenwärtige Stellung der Katholiken in der Wissenschaft zu erklären. Sie galten lange als ein

secundum genus und gingen selbst überall bei den Protestanten zum Bettel; das Cölner Ereigniß vom Jahre 1837 war eine ihnen heilsame Cur. Wenn sie doch nur überall auf eigenen Füßen stehen und sich fortbewegen, nicht aber auf staatliche Hülfe oder Protection sich verlassen wollten. Nichts schlimmer für die Kirche, als die Protection des modernen Staatsabsolutismus, mit dem sich die neue Generation Gottlob nicht mehr vertragen will, und dessen odium dann zugleich auf sie zurückfällt. Leben gedeiht nur in der Freiheit. — Es ist mir wahrhaft widerlich, noch immer in manchen Büchern eine Anpreisung des verwünschten, fluchwürdigen Bourbonismus zu finden, dieses größten Feindes der menschlichen Gesittung, der die Kirche in goldene Ketten schlug, der die Religion und Kirche nur als Maske, oder als Schminke für sein lasterhaft entstelltes Gesicht gebrauchte. — Die Katholiken hatten in Deutschland in unserer Zeit eine Anzahl großer Tendenzmänner, welche das kirchliche Bewußtsein geweckt haben, deren Wirken aber zu keinen bleibenden Thaten für die Wissenschaft führte; gleich nach ihrem Tode gehörten sie bloß noch der Literatur an. — Auf katholischen Anstalten geschieht zu wenig für Heranbildung einer tüchtigen Schule; man sollte nicht bloß Brod geben, welches zwar sättigt, aber keine Triebkraft hat, man sollte auch Korn ausstreuen zu neuer hundertfältiger Frucht. — Da sprach ich vor Kurzem einen katholischen Gelehrten, der es ganz gleichgültig fand, ob man katholische oder protestantische Chemiker, Mathematiker u. s. w. auf den Universitäten anstelle, da Chemie oder Mathematik weder katholisch noch protestantisch sei. Als wenn es sich darum handele. Hört man auf, solche Stellen mit Katholiken zu besetzen, so wird es bald überhaupt keine katholischen Mathematiker und Chemiker mehr geben. Ich meine die Katholiken sollten doch wenigstens selbst es fühlen, wie sehr sie schon herabgedrückt sind.

Aus dem Briefwechsel Georg Forsters habe ich mancherlei, auch auf die damalige allgemeine Zeitgeschichte bezügliche Kenntnisse geschöpft. Forster hatte von Jugend auf große Anschauungen gehabt, aber nichts schulmäßig gelernt. Er war ein edelgesinnter Abenteurer. Nachdem er schon zu den Franzosen übergegangen war, nahm er noch Geld von Herzberg. Seinem Schwiegervater Heyne, der ihn zur Treue gegen sein Vaterland ermahnte, setzte er seine höhere menschheitliche Auffassung entgegen; nachdem er aber in Paris die französischen Freiheitshelden kennen gelernt hatte, verachtete er sie und bereute sein früheres Thun. Gegen Johann von Müller war er äußerst zudringlich, wie denn dieser überhaupt in seinem Leben viele zudringliche Freunde hatte. Als geistig Erregter und nichts gründlich Wissender war Forster mit Steffens verwandt.

Steffens war ein redseliger Däne, der sehr viele Leute kennen lernte, die er, so weit er sie zu fassen vermochte, was nicht immer der Fall war, in seinen zehn Bänden: ‚Was ich erlebte', recht gut schildert. Er war frühzeitiger Anhänger der Schelling'schen Naturphilosophie, worüber er das positive Lernen vernachläßigt zu haben scheint, so daß er im Alter, als jene aus der Mode gekommen war, nicht mehr viel mitzutheilen hatte. Er steckte die meiste Zeit in Schulden und war eigentlich nie in geordneten Verhältnissen, aber doch in der Jugend, wenn er gerade ein wenig Geld hatte, Besitzer eines Pferdes oder von einem Bedienten begleitet, reiste auch mal mit der Familie in Extrapost nach Süddeutschland u. s. w. So Etwas gehörte mit zur Zeit, in der er lebte.

Ich las dieser Tage die Lebensbeschreibung des hiesigen Seniors Fresenius. Man sieht daraus, in wie hohem Ansehen hier noch im Anfang unseres Jahrhunderts die lutherische Geistlichkeit stand. Auch die Leichenrede auf Fresenius ist merkwürdig. Ueberhaupt sind die Leichenreden aus dem vorigen Jahrhundert eine sehr beachtenswerthe Quelle für die Sitten- und Culturgeschichte, wenn man sie nur richtig zu gebrauchen weiß.

Vor Kurzem (Mai 1855) erhielt ich den 6. Band des Mährischen Urkundenbuchs, dessen Vorrede mich besonders durch die Darstellung der Entstehung und des Fortgangs des trefflichen Unternehmens angezogen hat. Ehre dem mährischen Adel! Solche Unternehmungen haben nicht bloß eine Anregung der Geister zum Besseren zur Folge, sondern auch den Ausbau der Landesgeschichte, und, was am höchsten anzuschlagen, eine auf tiefere Einsicht beruhende Vaterlandsliebe. Vor Pater Dudiks Leistungen habe ich allen Respekt.

Graf Hartigs Schrift über die Genesis der Revolution in Oesterreich ist viel klarer und hat viel mehr positiven Inhalt, als alle anderen neueren politischen Schriften, die mir zu Händen gekommen sind, und deren Zahl ist ziemlich groß.

An dem Fest der ‚Grundsteinlegung zum Fortbau des Cölner Domes', wie man das nannte, obgleich es doch zu einem Fortbau keines Grundsteins bedarf, hat mich zur Zeit (Sept. 1842) gar Manches geärgert. An die Wahl eines Heiligen- oder Festtages hatte dabei Niemand gedacht,

obgleich eine solche Wahl dem Gebrauche der Kirche entsprochen hätte. In der sogenannten Grundsteinlegungsurkunde ist von den Heiligen, dem Schutzpatron der Kirche keine Rede, und die darin ausgesprochenen Segenswünsche kommen vom deutschen Vaterland, nicht von der Kirche. Unter den Unterschriften waren fast drei Viertel Protestanten, auch Russen und Anglicaner, und der Erzbischof von Cöln nahm dabei einen der letzten Plätze ein, nach den Ministern, Generalen u. s. w.; ein Russe ging ihm voraus und ein Protestant folgte ihm. Merkwürdig war auch, daß der Erzbischof in seiner Rede das Fest als ein Fest der Religion bezeichnete; kein Wort davon, daß es ein Fest der Kirche sei. Hat er Anstand genommen das gefürchtete Wort: Kirche auszusprechen?

Sehr wünschenswerth wäre eine Monographie über den bekannten Abt Trithemius. Seine ascetischen Schriften enthalten gar Vieles zur Charakteristik der religiösen Zustände im 15. Jahrhundert. — Er war einer der größten Bücherkenner seiner Zeit.

Es ist sonderbar, wie wenig bisher auch von den Katholiken die großen päpstlichen Staatsschriften des Mittelalters für die Geschichte der Päpste benutzt worden sind. Wie viel reicher würde unsere Kaisergeschichte sein, wenn wir von jedem Kaiser eine beim Antritt seiner Regierung abgefaßte Proclamation besäßen, worin die Lage und die Bedürfnisse des Reiches besprochen würden u. s. w. Für die Geschichte der Päpste haben wir solche Quellen in den großen Encycliken [1], wie sie von jedem Papste in einem der wichtigsten Momente seines Lebens, nämlich bei seiner Erhebung auf den hl. Stuhl veröffentlicht wurden: viele derselben geben die reichsten Aufschlüsse über persönliche Anschauungen und Richtungen der Päpste, über kirchliche Zustände u. s. w.

In Gegenwart eines protestantischen Freundes über Hurters Uebertritt: Ich habe ihn sehr gut begriffen. Hurter ist einer jener Geister, die, ganz im Sinne des Augsburger Religionsfriedens, einer künftigen Wiedervereinigung vorhergehen müssen. Diese Gesinnung, welche insbesondere auch den Werth kirchlicher Form und Verfassung würdigt, die innerhalb des Protestantismus so sehr verfallen sind, ist ja jetzt unter den besser Denkenden allenthalben verbreitet. Als Symptome sind dahin sogar die ver-

[1] Vergl. Bd. 3, 275.

geblichen Liturgieverbesserungsversuche zu rechnen. — Selbst angenommen, Hurter sei zu seinem Schritt mehr von Außen gedrängt, als von Herzen gezogen worden, so ist doch derselbe, dem Charakter des Mannes nach, nicht aus irgend welchen egoistischen Beweggründen herzuleiten.

Die Städte im Mittelalter waren bei weitem nicht so bevölkert, als in neuern Büchern, z. B. auch von Arnold, angenommen wird. Die damalige Bevölkerung z. B. von Mainz würde nach den darüber vorhandenen genauern Nachrichten, die ich einmal zusammenstellen könnte, sich kaum auf ⅓ der gewöhnlich angenommenen Zahl herausstellen. Man muß zur richtigen Berechnung nicht bloß den damaligen Umfang der Städte in Betracht ziehen, sondern auch, daß in jedem Haus meist nur Eine Familie wohnte, daß die meisten Leute Viehstand hatten und dafür Räumlichkeiten gebrauchten, daß ein sehr großer Flächenraum durch die Gebäulichkeiten, Gärten u. s. w. der Stifter und Klöster eingenommen wurde; endlich auch, daß es sehr viele Getreidemagazine in den Städten gab, worin aus der ganzen umliegenden Gegend bei der damaligen Unsicherheit des platten Landes die Lebensmittel aufgespeichert wurden.

Es fehlt uns noch eine Geschichte der allgemeinen und besondern Landfrieden, ihres Umfanges, ihrer Dauer und ihrer Erneuerung, wie sie vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert als Zwischenglied zwischen der Herzogthums- und der Kreisverfassung bestanden. Die besondere Rubrik, die ich dafür in den Regesten Ludwigs des Bayern eröffnet habe, gibt eine Vorstellung von dem Reichthum des dafür vorhandenen und noch lange nicht erschöpften Materials.

Rühmte (Anfangs März 1856) die Verdienste Kopps, dem seine Leistungen um so mehr zur Ehre anzurechnen seien, weil er bei beschränkten äußeren Glücksgütern aus reiner Liebe zur historischen Wahrheit allen Fleiß, alle Mittel und Zeit seinen Forschungen widme und sogar kostspielige Reisen nicht scheue. — Er denke daran für Kopp sich in Wien an geeigneter Stelle zu verwenden, damit dieser, der die Geschichte der Wiegenzeit der Habsburger und die Anfänge ihrer Größe aufgehellt und nach Verdienst gewürdigt, wenigstens für seine Kosten eine Entschädigung erhalte. Könne Kopp seine Sachen wirklich nicht mehr weiter drucken, so werde er in Zukunft Pathenschaft bei dessen Werken übernehmen. — Die Habsburger hätten schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Geschichte

ihres Hauses, besonders in dessen ältesten und daher auch dunkelsten Zeiten namentlich durch die beiden Benedictiner Herrgott und Gerbert beleuchten lassen; deren sehr gediegene und prachtvolle Werke seien auf kaiserliche Kosten herausgegeben. Auch in neuerer Zeit habe Fürst Lichnowsky zur Deckung der Kosten bei Herausgabe seiner Geschichte des Hauses Habsburg aus dem kaiserlichen Cabinet einen jährlichen Beitrag von 3000 Gulden erhalten, und Lichnowsky habe ihm einmal geschrieben, daß mit der Unterstützung zugleich die großmüthige Weisung verbunden gewesen, sich etwa dadurch nicht zu irgend einem unverdienten oder übertriebenen Lob, oder zur Verschweigung von Tadel, wo er an seinem Ort, für verpflichtet zu erachten. — Auch für die Habsburger gelte in vieler Beziehung das Wort von Pertz über die päpstliche Curie: ihre beste Vertheidigung sei die Enthüllung ihres Seins.

Bei meiner Bearbeitung des zweiten Ergänzungsheftes (Herbst 1856) zu den Kaiserregesten von 1246—1313 ist meine Bewunderung der Reimchronik des Otakar und ihres HauptHelden Albrecht I. noch bedeutend gestiegen. Eines solchen Herrn Diener zu sein, scheint mir nicht geringer als republikanische Freiheit. — In Oesterreich geschieht so wenig für eine im edleren Sinne populär gehaltene Geschichtsdarstellung der Größen des habsburgischen Kaiserhauses. Nicht einmal über Maria Theresia haben sie dort ein irgend genügendes Buch. Wie oft habe ich einzelnen Freunden in Wien dieß vorgehalten. — In der letzten Zeit kömmt mir von diesen Freunden nur so selten mehr ein schriftliches Zeugniß fortdauernder Theilnahme. Ach, und das Leben geht doch so schnell dahin, man sollte sich wohl einmal einen Gruß zurufen, so lange noch die Sonne uns scheint. — Herrgotts Genealogie, mit der ich jetzt näher bekannt geworden, ist doch wohl noch bis heute die verdienstvollste genealogische Geschichte, die es gibt. Wäre doch das Werk nur in Oktav gedruckt. — Herrgott war seiner Zeit fast um ein Jahrhundert vorausgeeilt; er that, was man erst neuerdings wieder begonnen: durchsuchte die Archive, hielt auf möglichst umfassende Sammlung der Urkunden, auf deren chronologische Ordnung, auf guten Abdruck u. s. w. Seitdem in neuerer Zeit die Geschichte fast ganz in protestantische Hände gekommen, sind seine Verdienste, wie die anderer katholischer Gelehrten vergessen worden, und die Katholiken selbst, die überhaupt so wenig Antheil an der Literärgeschichte genommen, haben sich nicht darum bekümmert.

Wenn wieder einmal so viel Zeit verlaufen ist, als zwischen meiner ersten und zweiten Bearbeitung der Regesten liegt, so steht hoffentlich die Erkenntniß der vaterländischen Geschichte auf einem ganz andern und viel

höhern Standpunkt, und man wird dann meine erneuerten Kaiserregesten ebenso verbessern können, wie ich selbst deren erste Ausgabe verbesserte. Auch wird man dann, was jetzt erst noch durchgefochten werden muß, Männer wie Albrecht I. zu den größten Männern unserer Vergangenheit rechnen. Seit Tschudi machte man aus Albrecht zur höchsten Ungebühr einen Tyrannen, während man seit Schiller seinem Vater Rudolph eine Popularität beilegt, die dieser in seinem Leben, nach Ausweis der Quellen, durchaus nicht in so hohem Maße besaß, wie wohlthätig auch sein Wirken für Deutschland gewesen.

Die kleineren historischen Aufsätze von Kopp sind ganz besonders empfehlenswerth. Darin ist kein Wort zu wenig und zu viel, jedes ist in seinem rechten Sinne gebraucht, eine große Summe von Beobachtungen ist in aller Kürze dargestellt, und gewöhnlich ist der Sache ihr ganzer Gehalt auch wirklich abgewonnen. Alle Geschichtsfreunde, deren guter Wille, besonders unter den Vereinsleuten, oft so nachläßig und breit im Ausdruck ist, sollten sich Arbeiten, wie Kopp, auch Pertz, sie geliefert, zum Muster dienen lassen.

März 1857: In den merkwürdigen Memoiren der Königin Friderike von Schweden hat die Verfasserin (Fräulein von Scharnhorst, Oberhofmeisterin in Oldenburg), freilich nicht Alles gesagt, was sie wußte. Die Idee der Vehseliteratur liegt in der Richtung der Zeit und wird immer reicher und gründlicher werden. Diese Art Literatur wird mächtig beitragen zu den Ereignissen, die sich, wenn auch langsam, überall vorbereiten.

Der (am 14. April 1857) verstorbene Dr. Carl Passavant war mit mir der letzte aus der Intimität des Thomas'schen Kreises. In der letzten Zeit fiel mir eine gewisse Hast an ihm auf. Ich hatte ihm Lasaulx's Geschichtsphilosophie geliehen, und wir sprachen mancherlei zusammen über die Manier, die sich auch in speculativen Gegenständen an frühere Aussprüche hält und sie mosaikartig zusammenträgt. Als er mir das Büchlein wiederbrachte, sagte er: Nun wünsche ich noch, daß wir uns einander öfter sehen, und dabei erinnerten wir uns an die 39 Jahre unserer Bekanntschaft. Wenn ich auch Passavant bisweilen scherzend einen Feinschmecker edler Gefühle genannt habe, so hielt ich doch stets viel auf ihn, denn er war ein reiner, edler Mensch, der seine Bildung in Zeiten empfangen, wo es in Deutschland noch Hoffnungen gab, wo die Jugend noch Ideale kannte.

Bei Herausgabe von Briefwechseln sollte man ohne Engherzigkeit und Prüderie verfahren. Für uns ist es von doppelter Wichtigkeit die Urtheile hervorragender Männer über Zustände und Persönlichkeiten kennen zu lernen, weil wir kein öffentliches Leben besessen haben, und die Tagesmeinung gar zu sehr nur von käuflichen Zeitungsschreibern bestimmt ward. Briefwechsel und Biographien, worin alle Augenblicke von einem X oder Y, also für den Leser von einem gewissen Herrn Niemand die Rede ist, ziehen mich nicht an und ich lege sie bald aus der Hand. In einzelnen Fällen mögen bei Verschweigung von Namen Rücksichten geboten sein, die man gelten lassen muß, aber im Allgemeinen will man bei dieser Art von Literatur doch keine unbekannten Größen, sondern wirkliche Personen vor sich haben, die man dann selbst beurtheilen und deren Urtheile man nach dem Werth, den sie als Personen beanspruchen dürfen, abwägen kann. Wie viel bedeutender würde z. B. das von Professor Perthes in Bonn herausgegebene Leben seines Vaters sein, wenn in den darin mitgetheilten Briefen mehr Namen genannt wären. Für mich ist das Buch nur da anziehend, wo ich weiß, von wem die Rede ist, also insbesondere, wo der alte treffliche Perthes selbst auftritt, oder seine erste Frau u. s. w.

Es wäre eine würdige Aufgabe, insbesondere für einen Frankfurter, eine Lebensbeschreibung oder auch nur eine Charakteristik unseres großen Daniel von Olenschlager zu liefern und dessen Stellung in der historischen Wissenschaft zu fixiren. Er stand in reichem und anregendem persönlichen Verkehr. Aus seiner Geschichte des Interregnums nach dem Tode Carls VI. kann man den politischen Standpunkt kennen lernen, den damals die Reichsstädte gegenüber dem Reich einnahmen.

Man sollte die so selten gewordenen deutschen Flugschriften aus der Zeit der französischen Mordbrennereien in der Pfalz, z. B. ‚Der französische Attila‘ und ‚Der Deutschland verderbende Greuel und Abgott Ludwig XIV. u. s. w.‘ in einer besondern Sammlung herausgeben. Das wäre ein wirklich patriotisches Unternehmen.

J. Mösers Aufsatz ‚Zur Vertheidigung des sogenannten Aberglaubens unserer Vorfahren‘, ist ein wahres Prachtstück, ächt deutsch, weil heiter und ernst, kräftig und milde.

Mai 1857: Vaulabelle's Histoire de deux restaurations ist wohl das bedeutendste Werk über neueste Geschichte, obgleich der Verfasser die ausländischen Quellen, abgesehen von Wellingtons Depeschen, so gut wie gar nicht benutzt hat. Ich kann gar nicht sagen mit welchem Interesse ich die vielen dicken Bände durcharbeite. Besonders vortrefflich sind die Charakterschilderungen und die daran geknüpften Betrachtungen, die oft an Tacitus erinnern. Wie lebendig tritt da z. B. Chateaubriand vor uns hin. Weil er einen so großen literarischen Ruf hatte, so wurde Alles beachtet, was er sagte, aber wenn er als Publicist der talentvollste Vertheidiger des monarchischen Principes war, so verschwand dieser Vorzug in den Geschäften; er war ohnmächtig in der Praxis. Es vereinigt ein Mensch eben nur selten verschiedene Talente in gleich hohem Grade in sich. Die gemeine Meinung, die sonst Specialitäten anerkennt, die z. B. von keinem Componisten verlangt, daß er auch der Executant sei, die von keinem Blumenmaler ein Geschichtsbild verlangt, traut merkwürdiger Weise einem guten Schriftsteller auch die praktische Ausführung seiner Ideen zu. In Wirklichkeit brachte Chateaubriand nur seine Person in den geheimen Rath; er war ohne Initiative und ohne Entscheidung, aber nach Außen erregte er Aufsehen. Ganz Aehnliches finden wir bei Johann von Müller. — Eine von Vaulabelle mitgetheilte Rede von Royer-Collard aus dem Jahre 1822 handelt meisterhaft über den alten und den neuen Staat. Jener hatte eine Menge innerer Einrichtungen, unabhängiger Magistrate und Würden in sich, die man hätte reformiren sollen, wo sie schadhaft geworden, aber nicht ausrotten sollen, wie die Revolution es that.

Das Streben des modernen Radicalismus geht darauf aus: an Stelle der Religion den bloßen Cultus des Genius einzuführen, die Ehe zu einem bloßen Contract, die Obrigkeit zu einer Creatur des sogenannten Volkswillens, d. h. der Faktionen und Kammermajoritäten zu machen, und das Eigenthum dem sogenannten öffentlichen Wohl zur Verfügung zu stellen. Die sociale Frage ist die eigentliche Frage der Zukunft und sie rückt uns immer näher.

Ende Juli 1857 brachte die Beilage der Allgemeinen Zeitung durch mehrere Nummern einen (mit W gezeichneten) sehr bedeutenden Aufsatz über deutsche Geschichtschreibung und Kritik, worin die wichtigsten Fragen über das Wesen und das Ziel der Geschichte angeregt werden.

Mit größtem Interesse habe er (Januar 1858) ‚das Puppenhaus‘ von C. Jügel gelesen, welches in das alte Frankfurter Leben lebendig einführe. Manche der darin geschilderten Personen seien zwar zu hoch gestellt, von andern damals Hervorragenden scheine der Verfasser weniger gewußt zu haben, aber dieß könne das große Verdienst des Buches nicht schmälern; der Verfasser spreche eine Fülle von guten Gedanken aus und rege zu psychologischen Betrachtungen an. Vortrefflich sei die Darstellung dessen, was Frankfurt in den Kriegszeiten erduldet und ertragen habe, ohne andere Hülfe als den Gemeingeist der Bürgerschaft. Damals sei gehandelt worden, und es sei sehr fraglich, ob die Eloquenz, welche gegenwärtig hier eine Hauptrolle spiele, in Zeiten neuer Noth ausreichen, und praktische Gesinnung, die in solchen Fällen allein helfen könne, bewähren würde.

März 1858: Die Nachricht von dem Tode des Dr. Merz hat mich schmerzlich bewegt. Er war ein Gegenstück der mit Geräusch auftretenden kirchlichen Fahnenschwinger, die gewöhnlich wenig Positives leisten; er war still, tüchtig und thätig, auch darum unschätzbar, weil er ein Kind des Landes (Bayern) war, in welchem er wirkte, und das bei seiner eigenthümlichen Passivität so wenige Führer zeugt, so wenige Lehrer, die Schüler ziehen.

Roschers Aufsatz: ‚Umrisse zur Naturlehre der drei Staatsformen‘ im 7. Bande von Schmidts Zeitschrift für Geschichte ist in seiner Art eine der bedeutendsten Erscheinungen, die ich kenne. So Etwas möchte ich geschrieben haben. Ich habe diese Abhandlung wenigstens drei- oder viermal gelesen, und immer mit neuem Gewinn; jede Lectüre regte in mir neue Gedanken an: Leben aus dem bewußten Leben des Verfassers. Von wie vielen Arbeiten neuerer Schriftsteller könnte man Solches aussagen?

Mit der Münchener Akademie habe ich nie in Beziehung gestanden, außer daß ich ein einzigesmal einer Sitzung beiwohnte, in der ich — der Freistädter — der ‚hohen Versammlung‘ als ‚Hofrath‘ vorgestellt wurde. Weil aber so viel über bayerische Geschichte geschrieben oder gesprochen wurde, so glaubte auch ich bei Herausgabe der Wittelsbachischen Regesten meine Meinung über den Gegenstand sagen zu dürfen, und um so mehr, weil das, was ich auf dem Archiv und der Bibliothek gewünscht oder gerathen hatte, stets überhört worden war. Ich war doch dazu auch be-

rechtigt als einer der höchstbesteuerten bayerischen Grundbesitzer, und durch meine wissenschaftlichen Leistungen für bayerische Geschichte und die dabei gebrachten Opfer an Arbeit und Geld. Insbesondere glaubte ich mit den Regesten selbst etwas wesentlich Nöthiges, einen für anderthalb Jahrhundert der bayerischen Geschichte unentbehrlichen Schlüssel geboten zu haben. Aber wie wurde ich von der offiziellen Geschichtswissenschaft in München, der einzigen, die dort zu floriren scheint, behandelt! Ich war eben in meiner Vorrede zu wenig „Hofrath' gewesen, um bei dem einen oder andern der dortigen Herrn, dem mein Thun zum Vorwurf gereichen mochte für Nichtsthun oder verkehrtes Thun, dieß mittelst göttlicher Verehrung des Mandarinenknopfes abzubüßen. Von etwa einem Dutzend Geschenkexemplaren der Regesten, die ich nach München schickte, wurden mir nur zwei verdankt, obgleich man alle behielt, was ja für mich höchst schmeichelhaft war. Man griff mich öffentlich aber anonym als einen Attentäter an, und die Geschichtscommission ignorirte das Werk gänzlich, obgleich doch wohl das Wittelsbachische Urkundenbuch ohne meine Anregung gar nicht entstanden wäre. — Mich dauert eigentlich Bayern in seinem Verhältniß zur Geschichtswissenschaft. Wir haben dort noch ein halbmittelalterliches Volk, dessen Cultur naturgemäß in den Händen seiner Geistlichkeit ruhen müßte. Aber die wissenschaftlichen Institute dieser Geistlichkeit wurden im Anfang des Jahrhunderts von den Illuminaten und Büreaukraten verwüstet, so daß sie sich nicht nach dem besseren Geist der Neuzeit verjüngen konnten. Nun ruft man Fremde herbei, die in dem Lande nicht wurzeln können, wo nun die Uebercultur von Oben nicht gedeiht, während von Unten der Nachwuchs aufhört. Sehr schlimm war es auch, daß in der ganzen Zeit Bayern keinen Geschichtslehrer hatte, und doch ist dort noch Nationalgefühl genug vorhanden, um neue Blüten zu zeugen.

Meine Erörterungen in der Vorrede der Wittelsbachischen Regesten schrieb ich auch in der Absicht, jüngere Leute vor falschen Autoritäten, die gerade in der bayerischen Geschichte so sehr geschadet haben, und vor Fascinationen zu schützen, und sie auf die rechte Bahn zu führen.

Wenn unsere Zeit uns die Billigkeit auch gegen einander widersprechende Richtungen möglich macht und empfiehlt, so ist denn doch derselben auch wieder eine Grenze gezogen durch die persönliche Ueberzeugung vom Rechten, vom Irrigen und Verkehrten, und die daraus hervorgehende Pflicht. Ich möchte in solchen Dingen nicht so weit gehen, wie einer unserer größten Historiker Johann von Müller gegangen, der dadurch mit der bekannten Haltungslosigkeit im Leben büßte. Praktisch muß, wenn man sich nicht zur Nullität verdammen will, zwischen Parteien gewählt werden, bei denen

man vielleicht auf beiden Seiten Excesse erkennt. Ich für meine Person bin aber sehr zufrieden nach meiner Stellung eher ein im vertrauten Kreise Betrachtender sein zu dürfen, als ein zum Auftreten und Handeln Berufener.

Ich lese eben (Januar 1859) Rapps Geschichte des Tyrolerkrieges von 1809, eine höchst schätzenswerthe Schrift. Die Plünderungen und Mordbrennereien der Bayern, wie sie hier geschildert werden, erregen Entsetzen. Auch die unverantwortliche Nachlässigkeit der österreichischen Regierung, die nicht einmal den treuen Tyrolern den Abschluß des Friedens gehörig bekannt machte, was so traurige Folgen nach sich zog, lernt man aus dem Buch kennen. — Nach der ersten Befreiung ihres Landes wurde von den Tyrolern Rath gehalten, was zum Dank dafür zu geschehen sei, und der deßfallsige das Volk ungemein charakterisirende Beschluß lautete: Das Herz-Jesu-Fest solle fürder zu den kirchlichen Hauptfesten Tyrols gehören und im Kalender roth bezeichnet werden. Bayerische Mordbrenner hatten einen Tyroler schändlichst mißhandelt, ihm das Herz aus dem Leibe gerissen u. s. w., und dennoch geschah ihnen, als sie von den Tyrolern gefangen genommen wurden, nichts Böses; sie selbst rühmten, wie gut sie behandelt worden seien. Ueberhaupt ist der Tyrolerkrieg reich an Zügen von Kraft und Edelmuth des dortigen Volkes, welches noch ganz wie ein mittelalterliches Volk auftritt. Sein glorreicher Befreiungskampf erregte übrigens bei den damaligen Größen der Literatur keine Sympathien. Göthe schrieb zur Zeit desselben die Wahlverwandschaften, und aus seinem Briefwechsel mit Schiller und aus den drei Bänden des Herder'schen Briefwechsels ersieht man deutlich, wie wenig sich im Allgemeinen diese Männer um die Schmach und die Gefahren des Vaterlandes bekümmerten. Und doch hätten sie sich aus ihrer classischen Ruhe schon deßhalb aufscheuchen lassen sollen, weil durch die Franzosen nicht bloß die politische Unabhängigkeit Deutschlands in Frage gestellt, sondern auch die Sprache bedroht war, in der sie ihre Werke schrieben.

Februar 1859: Lesen Sie doch im letzten Heft von Kolatschets 'Stimmen der Zeit' den ausgezeichneten Aufsatz über Gustav Diezel, dessen Geschick mir so zu Herzen geht. Er, der einzige aus der Reihe der Democratie hervorgegangene Schriftsteller, der von bloßen Raisonnements und von pessimistisch negirender Kritik zu einer positiven staatsmännischen, auf die realen Verhältnisse eingehenden Politik fortgeschritten war, starb in kümmerlichen Verhältnissen. Hätte ich von seiner Lage früher gewußt, so würde ich den trefflichen Mann in einer Weise unterstützt haben, daß er

es mit seiner Ehre wohl verträglich gefunden haben würde, meine Hülfe anzunehmen. Er hatte das ganze liberale deutsche Philisterthum gegen sich, weil er in dessen Abneigung gegen das sogenannte Pfaffenthum und gegen sogenannten Geistesdruck keinen vollgültigen Beweis politischer und bürgerlicher Tüchtigkeit erblicken wollte. Seine Schrift über die katholische Kirche enthält die tiefsten Gedanken. Er stand auf Seiten Oesterreichs, als er aber 1857 nach Wien kam, wurde er von der dortigen hohen Polizei ausgewiesen. An gewissen Orten in Deutschland hat eben die Dummheit noch eine ganz besondere Herberge.

Mit der wissenschaftlichen Büreaukratie geht es in Deutschland zu Ende, wie mit der Büreaukratie überhaupt. Es wächst die Zahl der Gebildeten, welche die Leute nicht nach ihrem Mandarinenknopf oder ihren Prätensionen, sondern nach ihren Leistungen beurtheilen; vor deren Forum Jeder so viel gilt als er werth ist durch Fleiß und Geschick, und wo die offizielle Wissenschaft nicht selten zu unterst steht.

Die Begründung und Ausbildung der Geschichte der einzelnen Länder erwarte ich nicht sowohl von den Regierungen, von den Wissenschaftsakademien und den Dilettantenvereinen, als vielmehr von der Wirksamkeit derer, welchen das Land gehört, also den größeren Grundbesitzern, und von der Mitwirkung Aller, deren Bildungsstufe ein Bedürfniß nach Geschichtskenntniß fühlt.

Mai 1859: Auch Damberger ist nun gestorben, ein ganz tüchtiger Mann, der aber noch viel Besseres würde geleistet haben, wenn er in einigem genossenschaftlichen Verkehr mit Historikern gestanden. Bei einem Besuche, den er mir einmal machte, sah ich aus den Gesprächen über sehr verschiedene Dinge, wie gründlich unterrichtet er war, wie sehr er bei seinen Studien die neuern Forschungen auch der Gegner beachtete, aber er klagte selbst über einseitiges Alleinstehen. Ich fragte ihn bei dieser Gelegenheit, mit welchem Rechte er mich in seiner Geschichte einen Protestanten genannt hätte? Wo hätte ich denn jemals gegen die Kirche protestirt? — Mit seiner Beurtheilung Ludwigs des Bayern bin ich gar nicht einverstanden. Der bayerische Local-Patriotismus hat ihm da arg mitgespielt. — Daß man so oft katholischerseits in den Zeitungen u. s. w. katholische Werke so im Allgemeinen lobhudelt und die Verfasser nicht bloß beräuchert, sondern ihnen das Weihrauchfaß gleichsam um den Kopf schlägt, ist mir ebenso widerwärtig, wie das gewöhnliche Ketzergericht über solche Werke in protestantischen Blättern.

Von Macaulay habe ich eine große Anzahl seiner Essays und zwei Bände der englischen Geschichte gelesen, aber ich komme darin nicht recht mehr voran. Er ist auf historischem Gebiet der großartigste moderne Virtuos und vertritt dabei überall das moderne Nützlichkeitsprincip, und vorzüglich aus diesen seinen Eigenschaften erkläre ich mir, daß er so übertrieben bewundert wird.

So viele deutsche Historiker sprechen von Spanien als von der eigentlichen Heimath des Aberglaubens und der Geisterverfinsterung, und doch war man zur Zeit, wo in Deutschland noch alle Welt an Zauberei und allen möglichen Teufelsspuck glaubte, und wo allerorts noch die Hexenbrände rauchten, in Spanien schon aufgeklärt genug diese Dinge als Pöbelwahn öffentlich zu verspotten. Solche Erscheinungen sollte man doch sehr beachten. Man findet darüber vortreffliche Bemerkungen in Schacks Geschichte der dramatischen Literatur in Spanien.

Paul Gerhard war mir schon in meinen Jünglingsjahren vorzüglich deßhalb eine so anziehende Persönlichkeit, weil er zu den Ersten gehörte, welche innerhalb des Protestantismus die unveräußerlichen Rechte der freigebornen Kirche gegen den Druck und die Willkür der Staatsgewalt vertheidigten.

Nun kömmt schon wieder (Herbst 1859) ein norddeutscher Historiker nach Tübingen. Also gehen auch dort die Dinge gerade so wie in Bayern. Früher gehörten weise Meister zu den Ausfuhrartikeln der Schwaben, jetzt fehlt es ihnen sogar für das Vaterländische an Leuten. — Die katholische Facultät in Tübingen ist Gottlob noch eine wissenschaftliche Pflanzschule, die tüchtige Schüler heranzieht; in dieser Hinsicht wohl eine der eifrigsten und einflußreichsten unter den katholisch-theologischen Facultäten in Deutschland.

Unter allen unsern mittelalterlichen Dichtungen machen mir (Gottfried von Straßburg immer ausgenommen) Hartmanns Armer Heinrich und das Lied auf den hl. Anno die meiste Freude. Wie stark ist das in diesem Liede waltende Nationalgefühl, wie stark das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme. Ich bin immer tief er-

griffen von den Worten, mit welchen dort die Folgen der deutschen Zwietracht geschildert werden.

Während man bisher in Deutschland mit den alten Burgruinen meistens nur Romantik getrieben, hat nun Krieg von Hochfelden in seiner Geschichte der Militärarchitectur diese Denkmäler unserer Vorzeit nach ihrer militärischen Bestimmung, ihrer fortificatorischen Anordnung u. s. w. genau untersucht und eine vollständige Geschichte des Burgenbaus schon seit den Zeiten der römischen Herrschaft aufgestellt. Das Werk verdient die vollste Beachtung nicht bloß der Militärs, sondern auch der Geschichtsforscher, denen hier uralte bis jetzt unverstandene Urkunden erschlossen worden, der Architecten, der Philologen, und aller Freunde unserer noch jungen Culturgeschichte.

Eine Anstalt wie das Germanische Museum hätte entweder von einem reichen Schenker, wie z. B. der hiesige Städel war, oder aber von einem umfassend und gründlich Gelehrten gestiftet werden müssen. Beides ist nicht der Fall. Statt dessen ist die Anstalt in ihrem Entstehen mit dem künftigen Ankauf der werthvollen oder nicht werthvollen Aufsessischen Sammlungen behaftet, braucht viel Geld, und muß zu diesem Zwecke Wege gehen und Mittel gebrauchen, die erforderlich sind, das große Publicum zu gewinnen. Keine namhaften Gelehrten, nicht einmal die historischen Vereine, die doch einer centralen Festigung bedürften, haben sich angeschlossen. Es ist bei der Anstalt soviel Mechanisch-Büreaukratisches eingeflossen, daß es mir manchmal vorgekommen ist, als sollten alle Historiker Deutschlands hier im letzten Zweck zu einer Geschichtsforschungsfabrik vereinigt werden, bei der dann die Reibung der Maschinerie den besten Theil der Kraft verzehren würde. Ich bin aber nicht im Geringsten Gegner dessen, was guter Wille bauen möchte, nur ist zum gedeihlichen Werk guter Wille allein nicht ausreichend. — Sehr wichtig wäre es, wenn in Nürnberg eine deutsch-historische Bibliothek entstehen könnte. Da wir in Süddeutschland nun einmal keine große Hauptstadt haben und da die Landeshauptstädte mit allerhand Einseitigkeiten behaftet sind, mit Engigkeit und Ueblerem, so wäre es gar gut, wenn freie wissenschaftliche Centra gewonnen werden könnten. Dafür würde sich Nürnberg gewiß nicht weniger eignen als Frankfurt, wenn es nur die Mittel hätte.

Mein (am 30. November 1860) verstorbener Oheim General von Hofmann war einer der ersten, die ich als Männer von politischem Blick über Geschichte sprechen hörte; ihm verdanke ich die Einsicht, daß auch der Historiker sich tüchtige militärische Kenntnisse aneignen müsse, worüber ich einmal in meinen Regesten gesprochen. Seine eigenen militärischen Schriften sind wahre Muster in ihrer Art. Er hatte Raumers Hohenstaufen ganz durchgelesen und wußte sich Personen und Ereignisse jener Zeit so klar vorzuführen, als gehörten sie der Gegenwart an. Einem Historiker, sagte er, der solches nicht vermöge, fehle eine seiner wesentlichsten Eigenschaften. —

Ich meinerseits habe zwar aus Raumers Hohenstaufen keine recht klaren Einblicke gewinnen können; es fehlte mir darin der Faden, woran sich die Ereignisse fortgesponnen; das Buch ist breit und ohne rechte Schneide, aber man unterschätzt es jetzt im Allgemeinen eben so sehr, wie man es früher überschätzte. Raumer hat große Verdienste, weil er in weiten Kreisen anregend gewirkt hat; die Ausfälle Schlossers gegen ihn waren mir von Anfang an widerwärtig und Stenzels Urtheil war einseitig.

Ich bin keineswegs der Meinung, daß Quellenherausgabe und Erörterung des einzelnen Gehaltes der Quellen unmittelbar verbunden werden müsse. Die Bereitlegung der Quellenschriften, dieser Urgranite, auf denen die Geschichtsforschung ruht, ist eine ganz besondere Function, zu trennen von Erörterungen, welche dem Bereich der Meinungen angehören, bei denen Irrthümer, Mängel und Fehlgriffe nicht zu vermeiden sind. —

In Hinsicht auf die in den Kaiserurkunden vorkommenden Personen fehlen uns hauptsächlich noch Serien der Grafen und Herzoge, in Bezug auf die Orte eine Gaugeographie, worin die alten Namen in die neuen übersetzt würden. Achtungswerth sind die Gaubeschreibungen von Lamei in den Acta Palat., nur fehlt ihnen ein alphabetisches Verzeichniß der Orte, während sie sonst als Muster dienen könnten. Bis zu einer brauchbaren, vollständigen Gaugeographie sollte man wenigstens ein Verzeichniß der bis jetzt bearbeiteten Gaue haben. — Sehr interessant müßte die Aufstellung des Güterbestandes der Magdeburger Kirche sein. Das Hauptverdienst haben für jene Gegenden immer noch die vor mehr als 30 Jahren erschienenen Arbeiten von Schultes (der nur Amtsadjunct war und aus eigenen Mitteln drucken lassen mußte) und von K. von Leutsch, der mit Ordnung und Methode vorging; und dennoch ward das, was er begonnen, nicht weiter ausgeführt.

Mit immer größerer Lust beschäftige ich mich mit den sächsischen Kaiserurkunden. Wer die vielen darin enthaltenen Bezüge gehörig versteht und sie auszunutzen weiß, kann der Geschichte jener Zeit ein neues Gesicht geben. — Die noch vorhandene Masse der Kaiserurkunden ist sehr gering im Vergleich zu der ursprünglich in der Reichscanzlei ausgefertigten. Zunächst sind uns fast alle Missive verloren gegangen. Wie groß deren Zahl war, zeigt z. B. ein Blick auf Gerberts Briefe, und doch enthalten diese mehr persönliche Correspondenz, wie bedeutend mag erst die amtliche gewesen sein? Ferner fehlen fast alle für weltliche Personen ausgestellten Urkunden. Was wir davon besitzen, ist nur dadurch erhalten, daß die in diesen Urkunden vorkommenden Güter und mit ihnen die Urkunden selbst schon frühzeitig in geistlichen Besitz kamen. Darum ist es immer wichtig zu wissen, in welchem Archiv einer Kirche oder eines Klosters sich eine solche an Weltliche gegebene Urkunde vorgefunden hat.

April 1861: Mörikofer hat in seiner schweizerischen Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts Johann von Müllers handschriftlichen Nachlaß benutzt und sagt darüber manches Bemerkenswerthe. In Gegenwart des ganzen Hofes erklärte der König von Westfalen: er wolle keine Gelehrten mehr, er wolle Halle verbrennen, die Universitäten zerstören, er wolle nur Soldaten und Ignoranten u. s. w. Da legte Müller seine Stelle als Generaldirector des öffentlichen Unterrichtes nieder (die darüber mitgetheilten Briefe an den König und Minister sind seiner würdig) und starb wenige Wochen später an gebrochenem Herzen. Müllers Ende könnte wohl auch seine Gegner mit ihm aussöhnen. Im Jahre 1807 hatte Alexander von Humboldt ihm den Rath ertheilt, nicht nach Tübingen zu gehen, sondern bei Napoleon dahin wirken zu lassen, daß er ihm eine Stelle gäbe! — Durch seinen Großvater, einen Landpfarrer, erhielt Müller bei einer sonst theologischen Erziehung frühzeitig die Richtung auf's Historische. In Göttingen studirte er Theologie und war mit seinen Professoren persönlich befreundet, neben den Theologen aber auch mit Schlözer. Gerade damals als in Nordamerika und Frankreich das Wetterleuchten der großen Ereignisse begann, kam er nach Genf, wo er den Umgang von Staatsmännern, wie Tronchin und Saladin, der noch mit Montesquieu persönlich befreundet war, von dem Naturforscher Bonnet u. s. w. genoß und mit jungen Engländern politischen Standes vielfachen Verkehr hatte. So wurde er Geschichtschreiber.

Ich theile ganz den von Kampschulte in der Vorrede des zweiten Theils seiner Geschichte der Erfurter Universität ausgesprochenen Wunsch nach einer Sammlung der kleineren, besonders der antireformatorischen Schriften des sechszehnten Jahrhunderts. Kampschulte selbst wäre zu einer solchen Arbeit berufen und könnte sich schon durch Anfertigung eines genauen Verzeichnisses dieser Schriften und durch Entwerfung eines Grundplanes zu ihrer Herausgabe ein wirkliches Verdienst erwerben.

Kaulbach hat das größte Talent, aber kein Gemüth, und darum ist er so manierirt. Seine Göthe-Gallerie ist zu modern, z. B. Iphigenie, Gretchens Kirchgang u. s. w. Gretchen hat ganz den Anstrich einer modernen Stadtdame, und es sollte doch ein deutsches Mädchen aus dem Jahrhundert sein, worin die Scene spielt.

März 1862: Bei der Aufhebung von Kloster Rheinau hat mich nur gewundert, daß, da man nun einmal nach dem Recht nicht mehr fragt, diese altkatholische Stiftung unter den reformirten Zürichern noch so viele Fürsprecher gefunden hat. Ich möchte darin ein Zeichen erblicken, daß auch die Rechtspartei in unserer Revolutionszeit erstarkt. Möglich geworden ist übrigens diese Aufhebung nur durch die Freigebung der im Badischen sequestrirt gewesenen Klostergüter. — Dieses Baden, in dem trotz allem noch so viele gute Elemente sind, ist, wie Schleswig-Holstein, für Deutschland ein Schicksalsland. — Mehr als Eine deutsche Dynastie hat ihre Existenz verwirkt.

Durch Zufall fiel mir dieser Tage ein Convolut Mainzer Zeitungen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts in die Hände, und ich war erstaunt über die cynischen Ausfälle, die ich darin gegen verschiedene kirchliche Einrichtungen, gegen die päpstliche Curie u. s. w. fand. So etwas durfte also dort unter den Augen der Erzbischöfe (die sich aber nur mehr Kurfürsten nannten) gedruckt werden. Aber die Dinge waren ja in Mainz so weit gekommen, daß der Erzbischof in Gegenwart von Damen sich Heinse's Ardinghello, den gemeinsten aller Romane, die je in deutscher Sprache geschrieben worden, vom Verfasser selbst vorlesen ließ. Es geschah wie aus Barmherzigkeit Gottes gegen die Kirche, daß die deutschen Kurhöfe sammt ihrem Gesippe zerstört wurden.

Da werden nun in öffentlichen Blättern Stimmen laut, welche verlangen, daß man sogar den Friedrich von Gentz, einen nach Ausweis seiner eigenen Tagebücher durch Lüderlichkeit, Verschwendung und gemeine Leidenschaften verächtlichen Menschen, für einen deutschen Patrioten halten soll. Mir erscheinen solche Stimmen nur als Symptome, daß man noch immer darauf ausgeht, das bloße Talent als einen Gegenstand der Verehrung aufzustellen, ohne Rücksicht auf männlichen Charakter, auf innere Zucht, vor allem auf Reinheit des Gemüthes. Dieser Gentz war so wichtig, weil er so stilfertig war, weil er so prächtige Aufsätze schreiben konnte, was keiner von den hohen Herren, die natürlich Nichts gelernt hatten, vermochte. Seine Tagebücher sind übrigens für den Historiker von größter Wichtigkeit, weil sie allem Anschein nach höchst aufrichtig sind. Sie gehören zur Pathologie des Zeitalters.

Werde ich wieder gesund, so gehe ich nach Schaffhausen, um die dortige noch ungedruckte, reiche Correspondenz von Johann von Müller aus der Zeit der Emser Punktationen des Näheren einzusehen und daraus die wichtigsten Stücke abzuschreiben. Man lernt die damalige so interessante Zeit am Besten aus den Briefwechseln kennen, und aufrichtiger, wie Johann von Müller, kann Niemand schreiben.

Ergreifend schön ist das Verhältniß Müllers zu seiner Familie, insbesondere zu seiner Mutter, wie man es aus seinen Briefen kennen lernt. Ich denke oft an sein Wort, daß ihm nach dem Tode der Mutter das Leben viel gleichgültiger geworden sei, weil er nun nicht mehr vor deren Augen leben könne. — Woltmanns Buch über Müller ist ein gänzlich verfehltes Buch. Nur wer Gemüth hat, kann Müller verstehen und den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung seiner Schwächen gewinnen, Woltmann aber hatte kein Gemüth.

De Maistre sagt irgendwo, auf die Frage: Pourquoi l'innocence souffre dans le monde, ließe sich manche Antwort geben, die einfachste und rührendste Antwort sei: elle souffre pour vous, si vous le voulez. — Ich hatte eine Zeit, wo ich mit besonderer Vorliebe die Schriften von de Maistre studirte. Er war einer der tiefsten und originellsten Geister unseres Jahrhunderts; seine volle Würdigung gehört noch der Zukunft an, die auch seine Excentricitäten unbefangener beurtheilen wird.

Namenregister

für

die drei Bände.

A.

Abeken II. 308.
Abel K. v. I. 263. II. 401, 474, 479, 491, 492.
Abel O. III. 32, 74, 76, 80, 113, 298.
Adam v. Bremen I. 129, 186.
Adamus Adami I. 334.
Adolph v. Nassau (König) I. 245, 269. II. 255, 344, 365, 367, 373, 381, 383, 451, 499. III. 40, 102, 270, 305, 387, 398, 454.
Adrian I. Papst I. 379.
Adrian IV. Papst II. 461. III. 277.
Aebi I. 377. II. 319, 418. III. 93, 205, 309, 382.
Aegidi L. K. III. 98.
Aeneas Silvius I. 66, 122. II. 85.
Agincourt de Seroux II. 128, 131.
Agnes (Königin) II. 319. III. 205.
Agrippina I. 162.
Ahlefeldt Frau v. I. 195. III. 236.
Alava I. 424.
Albert B. v. Liefland III. 33.
Albertus Aquensis II. 379, 482.
Albertus Argentinensis II. 151. III. 331.
Albertus Bohemus II. 278, 342, 360, 390, 435.
Albertus Magnus II. 353, 362, 364.
Albertus Stadensis II. 437. III. 188, 240.
Albrecht I. (Herzog und König) I. 185, 217, 245, 269, 374, 444, 445. II. 255, 276, 292, 360, 363, 365, 367, 373, 381, 383, 384, 417, 422, 438, 451. III. 13, 72, 134, 166, 167, 182, 184, 206, 207, 223, 270, 271, 296, 398, 403, 404, 447, 454.
Albrecht III. v. Oesterreich I. 237.
Albrecht IV. v. Oesterreich III. 232.
Albrecht v. Straßburg I. 237.
Albrecht W. E. II. 204.
Alcuin II. 284.
Alexander III. Papst I. 215. II. 461, 497.
Alphons v. Castilien III. 68, 454, 458.
Amari M. II. 495. III. 180.
Amsler A. I. 384.
Amsler S. I. 53, 62, 64, 65, 74, 77, 142, 145, 198, 219, 243, 262, 266, 384. II. 55, 68, 69, 70, 73, 74, 75, 83, 91, 98, 101, 109, 110, 116, 122, 124, 149, 328, 357, 371, 386, 457.
Anastasius II. 236.
Ancillon v. II. 217.
Andreä II. 426.
Anjou Karl v. III. 12.
Anno Erzb. v. Cöln II. 132.
Annolied I. 452. II. 119.
Antonius v. Padua III. 275.
Antraigues Graf v. II. 350.
Appell II. 486.
Aretin v. I. 199, 243, 420. II. 357, 396, 425, 487.
Argelatus III. 200.
Arler P. II. 81.
Armansperg v. II. 491.
Arndt E. M. II. 22.
Arneth M. II. 210.
Arnfeld II. 351.
Arnim A. v. I. 101, 102, 108, 149, 216, 232, 350, 439. II. 284, 287, 398, 471, 472. III. 50, 148, 256, 367, 398.
Arnold v. Selenhofen Erzb. v. Mainz I. 231, 270, 309, 354. II. 524, 528. III. 243, 244.
Arnold W. I. 324, 389, 391, 407, 443. III. 34, 77, 80, 86, 104, 106, 114, 120, 129, 148, 152, 154, 158, 183, 187, 190, 214, 245, 283, 315, 323, 326, 342, 355, 407.
Arnoldi B. v. Trier III. 235.
Arnoldi II. 484.
Arnoldi v. II. 132.
Aroden III. 329.
Arrivabene II. 300.
Artaria II. 148.
Arundel III. 244.
Arx II. 183, 184.
Aschbach J. I. 95, 190, 191, 265, 345, 350, 382. II. 172, 266, 276, 283, 303, 322, 324, 327, 349, 374, 447, 498. III. 51, 119, 129, 178,

Digitized by Google

214, 248, 271, 272, 309, 370, 371, 382.
Auerswald v. II. 520.
Aufseß Frhr. v. II. 468. III. 73, 106, 213, 389.
Augereau Marschall v. I. 14, 16.
Augustus (Kaiser) I. 220, 307.
Avenarius II. 324.
Aventin II. 343.
Avrmann III. 382.
Azeglio v. III. 372.

B.

Baader Fr. III. 296.
Bach Frhr. v. III. 269.
Bachofen I. 290. II. 460.
Baer J. II. 430.
Bassi III. 108.
Baggesen II. 15.
Bähr J. Ch. II. 325. III. 120, 400.
Bahrdt K. F. III. 384.
Balderich v. Noyon I. 186.
Balduin Erzb. v. Trier I. 260. III. 102, 393.
Ballenberger II. 240, 243.
Baluze II. 334.
Bardo Erzb. v. Mainz I. 234, 309, 354. II. 528.
Baronius I. 210, 211, 327. II. 275, 303, 307, 352. III. 368.
Barsochini I. 437. II. 252. III. 7.
Bärsch II. 163.
Barth C. I. 53, 55, 64, 65, 74, 77, 82, 83, 89, 96, 98, 104, 326, 400. II. 52, 55, 59, 61, 65, 70, 71, 72, 79, 82, 88, 89, 90, 92, 96, 97, 98, 100, 108, 109, 110, 115, 116, 117, 122, 123, 125, 150, 166, 186. III. 103.
Barthold F. W. I. 164, 287, II. 434.
Bartoli III. 435.
Bärwald III. 230.
Basile II. 472.
Batton J. G. I. 186, 187. II. 105, 226. III. 428, 433.
Batt'sche Sammlung III. 253.
Bauer II. 19.
Baumgärtner II. 365, 403.
Baur II. 274. III. 2.
Bazancourt III. 335.
Becker II. 324.
Becker III. 146.
Becker III. 252.
Beckmann II. 33.
Beham Albert s. Albertus Bohemus.
Beidtel III. 154.
Beka III. 249.
Belcredi III. 164.
Belmonte III. 16, 108.
Benecke III. 216.
Benedek v. III. 299.
Benedikt XII. Papst II. 334.
Benedikt XIV. Papst I. 212, 332. III. 159.
Benkart II. 49.
Benozzo Gozzoli II. 134. III. 22.
Bensen III. 404.
Benzel-Sternau III. 471.
Berengar II. 304.
Bergen (Schelme v.) III. 117.
Berghaus III. 123.
Bergmann I. 35. II. 1, 3.
Bergmann J. I. 243, 358, 376, 516.
Berk III. 437.
Berkheim v. II. 25.
Berlichingen G. v. I. 48, 57, 91.
Bernet II. 391, 463, 464.
Bernhardi v. I. 384. III. 283.
Bernward B. v. Hildesheim III. 262.
Bertani I. 336. III. 261.
Berthold, Bruder III. 13, 395, 396.
Bertin II. 198.
Bertram J. B. I. 51, 138. III. 404, 405, 408.
Beseler I. 306. II. 473.
Besnard v. II. 22.
Bessel I. 213.
Bethmann II. 236, 291, 296, 305, 308, 322, 329, 330, 356, 388, 389. III. 77, 108, 262.
Bethmann v. Holweg II. 138. III. 47.
Bettendorf I. 99.
Beust, Graf II. 137, 216.
Beyer H. II. 355, 431, 470. 481, 483, 512. III. 72, 278, 333.
Beyerbach I. 16.
Beyme II. 53.
Bianchi II. 470.
Biener I. 168.
Bilstein G. v. III. 434.
Binder II. 340.
Bini II. 252. III. 7.
Binterim II. 346.
Birk I. 378, 382. II. 422, 467, 471, 494. III. 14, 182, 272.
Blanc Louis II. 385.
Blücher v. II. 49.
Bluhme F. I. 161, 167. II. 127, 136, 138, 165, 212, 319.
Blum R. I. 306.
Blumenbach I. 38. II. 8.
Bluntschli III. 34.
Boccaz III. 10.
Boczeck I. 356, 426. II. 423. III. 164, 165, 195.
Bodelschwingh v. II. 501. III. 235.
Bodmann II. 173, 183, 184, 189, 231, 282, 283, 437, 524. III. 113, 171, 204, 314, 315, 440, 461.
Boemund Erzb. v. Trier III. 102.
Bögner J. W. III. 179.
Böhm J. I. 108, 175.
Böhmer Ch. Fr. I. 7.
Böhmer C. L. I. 1, 4—8, 13—16, 20, 33, 41, 43. III. 485.
Böhmer F. I. 7.
Böhmer J. I. 4.
Böhmer J. F. G. I. 7, 344, 347, 420. III. 442, 485—489.
Boisserée M. I. 67, 76, 101, 137, 199, 232. II. 124, 221. III. 63, 210, 404, 405, 408.
Boisserée S. I. 51, 67, 76, 81, 95, 101, 137—140, 160, 199, 232, 243, 271, 288, 350, 404. II. 124, 222, 252, 254, 369, 525, 526, 531. III. 49, 210, 401, 402, 404, 405, 408.
Boisserée S. Frau III. 231, 271, 409.
Boisserée'sche Kunstsammlung I. 49—51, 67, 101, 137—140. II. 28, 45, 60, 68, 119.
Boland W. v. III. 407.
Bonaini F. I. 326, 336, 337, 435. II. 532. III. 7, 9, 20, 22, 74, 107, 162, 261.
Bonaparte I. 315.
Bonifaz hl. III. 163, 231.
Bonifaz VIII. Papst II. 524. III. 13.
Bonnet I. 455.
Bonstetten II. 15, 21, 329. III. 402.
Bossuet I. 132. II. 157, 158.
Böttinger I. 181.
Bouquet I. 333. II. 136, 210.
Bouterweck II. 3.
Bramante II. 130, 134, 149.

Digitized by Google

Brandis Ch. A. I. 83.
Brandis, Graf v. II. 380.
Braun II. 118.
Bredow I. 129.
Bréholles-Huillard I. 320, 321, 328. II. 474, 495. III. 85, 113, 152, 180, 201, 212, 213, 239, 250, 257.
Brene, Grafen v. III. 117.
Brenner (Baron v.) III. 389.
Brentano B. I. 148, 149. II. 270, 474.
Brentano Ch. II. 288, 387.
Brentano Cl. I. 18, 19, 26, 84, 94, 101—111, 122, 132, 143—147, 149, 193—195, 212, 219, 225—229, 232, 243, 263, 292, 348, 392, 393, 395, 403, 406, 439. II. 135, 137, 140, 143, 146, 156, 157, 158, 159, 162, 166, 167, 168, 170, 173, 175, 222, 233, 240, 242, 245, 247, 253, 285, 286, 293, 310, 328, 350, 351, 369, 385, 386, 387, 394, 398, 403, 404, 414, 428, 431, 440, 443, 471, 472, 474, 486, 510. III. 50, 140, 147, 154, 155, 183, 235, 237, 242, 374, 379, 388, 401, 404, 408.
Brentano E. III. 50.
Brentano G. I. 149. II. 162.
Brentano S. I. 228.
Brentano (Familie) III. 470.
Brequigny III. 257.
Bretschneider II. 288, 473.
Brissonius I. 162.
Bromme II. 520.
Brönner II. 148.
Bruck v. III. 269.
Brühl M. III. 111.
Brunet J. Ch. II. 479.
Brunetti A. I. 438. II. 251.
Bruno G. III. 480.
Bruno v. Olmütz I. 254. II. 446. III. 165, 403.
Buccino N. I. 320, 327, 336. III. 18, 107, 108.
Buchholz Fr. v. I. 129. II. 138, 168, 221. III. 289, 434.
Büchler I. 334. II. 162.
Buchner I. 209. III. 66, 249, 285, 312, 329, 330.
Buck II. 88.
Büdinger M. III. 230, 246.
Bünau I. 154.
Bunsen C. K. J. II. 136, 234, 369, 398, 404, 417, 466.
Burckhardt J. I. 379. III. 393.
Burckhardt L. A. III. 357.
Buri III. 419.
Büsching II. 320. III. 221.
Buttmann II. 127.

C.

Calderon I. 107, 148, 149, 226. II. 118, 141, 386, 472.
Calixt II. Papst II. 305.
Calmet II. 168.
Cambridge, Herzog v. II. 309.
Campanella III. 108.
Campe II. 173, 174.
Canisius II. 488.
Capponi G. v. III. 150, 235.
Captoni II. 250.
Caraffa I. 211.
Carli III. 179.
Carlowitz v. II. 137, 161, 162, 165.
Carové II. 180, 181.
Carstens II. 142.
Cäsar Jul. I. 168, 182, 183, 238. II. 438.
Cäsarius v. Heisterbach I. 269, 270, 337, 354. II. 289, 296, 531. III. 20, 21, 296, 366, 379, 391.
Cast II. 475.
Castiglione II. 320.
Cellini B. II. 48.
Champollion-Figeac II. 197.
Chateaubriand v. I. 447. III. 405.
Chilberich (König) III. 216.
Chelius v. I. 260.
Cherrier de I. 321.
Chlodovech (König) III. 216.
Chlumecky v. I. 382. III. 164, 173, 195, 267, 271, 403, 404.
Chmel J. I. 180—182, 210, 221, 267, 294, 360, 382, 426. II. 199, 209, 211, 221, 223, 225, 227, 229, 264, 265, 276, 281, 290, 292, 297, 359, 366, 383, 394, 407, 416, 418, 436, 448, 451, 455, 463, 467, 489, 493, 494, 495, 496, 504, 514, 516, 521. III. 11, 29, 39, 52, 71, 72, 81, 93, 96, 132, 145, 170, 171, 172, 178, 183, 187, 188, 190, 205, 241, 247, 248, 266, 271, 279, 284, 293, 308, 322, 348, 351, 375, 398, 399, 404, 467.
Christian Erzb. v. Mainz II. 524. III. 418.
Chunrad (Pfaffe) I. 92.
Chunrad Schirensis III. 121.
Cibrario L. I. 336. II. 224, 500. III. 182.
Cicognara II. 82.
Cid der I. 96.
Clara St. III. 275.
Claude Lorrain II. 56.
Claudius I. 24, 45, 118. II. 41.
Clemens V. Papst II. 373.
Clemens XIII. Papst I. 331, 332.
Clemens (Bruder) III. 414.
Clermont (Familie) II. 324.
Cleß I. 55. II. 28, 29, 30, 32, 187, 352.
Cohn III. 173.
Colatti II. 251.
Cölestin V. Papst II. 373.
Collin II. 25.
Collmatsch der v. I. 353.
Colonna A. I. 439.
Conrad I. (König) I. 153, 162, 268, 379, 387. III. 234, 243, 248, 251, 304, 340.
Conrad II. (König) I. 129, 264. II. 83.
Conrad III. (König) II. 361, 490, 497, 524.
Conrad IV. (König) II. 361, 439, 462, 464, 488, 505. III. 32, 41, 68, 214, 239, 240, 312, 444.
Conrad Erzb. v. Cöln II. 362.
Conrad v. Würzburg I. 90. II. 381.
Conrad v. Zabern II. 101.
Conradin I. 291. II. 417, 455, 488, 493. III. 12, 13, 31, 41, 134, 163, 191, 240.
Consalvi I. 333. II. 307.
Constanze III. 12.
Conta v. II. 216.
Contzen II. 245. III. 104, 106, 135, 271, 273, 342, 378, 379, 382, 383.
Cooper II. 217.
Corcia N. I. 320, 328. III. 18.
Corday Charl. II. 65.
Corden II. 126.
Coremann II. 481.
Cornelius P. v. I. 53, 54,

58, 61, 65, 66, 74, 402. II. 40, 42, 43, 62, 79, 96, 110, 114, 122, 123, 141, 174, 187.
Cornill A. I. 62, 66, 100, 134.
Cornill H. I. 101. II. 49, 101.
Cornill O. I. 325, 326, 338. III. 15, 21, 28, 45, 109.
Corsini, Fürst II. 39.
Cortez II. 515.
Cosmas Pragensis II. 151.
Cossa, Archivar III. 30.
Costenoble II. 77, 111.
Cotta v. II. 70, 71, 72, 73, 74, 346, 370, 389, 402, 418, 426, 486, 493, 531. III. 11, 94, 161.
Creizenach Th. I. 92.
Creuzer G. F. I. 28.
Crusius II. 362.
Culemann II. 331.
Culmbach H. v. II. 93.
Cüstine (General v.) I. 3.
Czech II. 423.
Czech III. 134.

D.

Dachsburg, Albert v. II. 465.
Daguerre III. 48.
Dahl II. 138.
Dahlmann F. C. I. 159, 286, 306. II. 191, 336, 338, 473, 498.
Dahn F. III. 366.
Dalberg, Carl v. I. 14, 15, 17, 18, 32, 33, 53. III. 25, 429.
Damberger I. 451.
Daniels v. III. 67, 217, 251.
Dante I. 182, 226, 331, 338, 437. II. 102, 118, 141, 227, 386.
Danzel III. 152.
Datt III. 437.
Daub K. I. 28, 45.
Daunou III. 223.
Delisle III. 257, 340.
Detken III. 16, 18.
Deutinger III. 330, 331.
Dieffenbach II. 364.
Diemer II. 344. III. 272.
Diepenbrock M. v. I. 110, 133, 149, 150, 151. III. 243.
Dieringer III. 183.
Diessenhofen, Heinrich v. I. 231. II. 334, 339. III. 31, 205, 298.
Dieterich I. 52, 61. II. 73.
Diether Erzb. v. Trier III. 102.
Dietz II. 327, 396.
Diezel G. I. 450. III. 114, 183, 367.
Dingelstedt F. I. 358. II. 402. III. 302.
Dirksen II. 229.
Dissen I. 35. II. 8.
Ditmar v. Merseburg I. 129, 186. II. 278, 281.
Dobner III. 102.
Docen II. 132, 138.
Dodechin III. 418.
Dohm Ch. W. v. I. 11.
Döllinger J. v. I. 132, 301, 310, 351, 403, 409, 420. II. 400, 520, 531. III. 24, 42, 51, 53, 74, 77, 79, 87, 104, 112, 125, 209, 229, 230, 310, 349, 371, 373, 404.
Dominikus hl. I. 319. III. 275.
Dominikus III. 102, 393.
Donndorf II. 351.
Dönniges II. 264, 275, 292, 311, 384, 394, 449. III. 51, 56, 59.
Döring Ph. J. I. 1.
Dresch v. II. 163.
Dreyhaupt III. 438.
Dronke II. 470. III. 363.
Drovetti II. 116.
Droysen III. 104.
Duchesne III. 9, 13.
Dudik B. I. 382, 441. III. 158, 159, 164, 165, 222, 267, 271.
Dümge II. 132, 450.
Dümmler E. III. 392.
Dümont III. 30.
Düntzer II. 526.
Durandi Speculum III. 240.
Dürer A. I. 64, 65, 82, 109. II. 55, 60, 63, 64, 73, 82, 89, 91, 93, 116, 123, 125, 134, 135, 141, 156, 171, 173, 174, 175, 176. III. 198, 241.

E.

Eberhard C. I. 53, 55, 61, 62, 77. II. 71, 76, 79, 93, 115, 135, 147, 148, 357.
Eberhard Fr. I. 77. II. 147, 148.
Eberhard v. Wirtenberg II. 363.
Ebert II. 305. III. 250.
Eckardt (Mystiker) I. 215. III. 227.
Eckertz III. 342.
Effinger II. 326.
Egenolf III. 84.
Ehrmann I. 139.
Eichendorff J. I. 30.
Eichhof v. I. 204. II. 341.
Eichhorn I. 191, 247. II. 23, 217, 220, 297, 449. III. 76, 86, 238.
Eichmann II. 349.
Eickemeyer II. 294.
Eigenbrodt v. II. 256, 273.
Eilers G. I. 14.
Einhard I. 129. II. 123, 153, 269. II. 410.
Elgger II. 412. III. 25.
Elisabeth hl. I. 320, 353. III. 129, 130, 138, 275.
Ellenhard II. 418.
Emmert A. I. 421. II. 266.
Enenkel I. 374. II. 377. III. 161.
Engelbert hl. v. Cöln I. 269, 270, 354. II. 421. III. 21.
Engelhardt II. 151.
Enghien, Herzog v. II. 295.
Ennen L. I. 82. III. 342.
Enzius, König II. 300, 302, 455.
Erasmus I. 301. II. 158, 175.
Erb I. 27.
Erben'sche Regesten III. 268.
Erhard II. 256.
Ernst III. 3.
Eschenbach W. v. II. 219.
Esebeck H. v. I. 7.
Espartero II. 332.
Espe II. 247.
Este B. v. III. 435.
Eugen IV. Papst II. 239.
Eugen v. Wirtenberg III. 101.
Euler L. H. I. 230. II. 325, 476.
Eyb L. v. III. 462.
Eyck J. und H. van I. 50. II. 60, 64, 68, 72, 134.
Eyssen II. 302, 466.

F.

Faber I. 20.
Fabricius F. W. III. 349, 359.
Fahne III. 191.
Falk I. 286.
Falkenstein H. v. III. 68.
Falkenstein'sches Copialbuch III. 74, 76.

Fallmerayer II. 459. III. 230.
Feder III. 139.
Feil I. 294, 382. II. 504, 514. III. 14, 69, 71, 133, 183, 272, 352, 371, 382, 396, 398, 399, 403, 404.
Felsing H. I. 77. III. 102.
Ferdinand I. (Kaiser) III. 434.
Ferdinand II. (Kaiser) III. 26, 264.
Ferdinand VII. (v. Spanien) I. 424.
Fernach J. P. v. II. 81.
Ferrario III. 6, 30.
Feßler II. 521.
Fettmilch III. 429.
Fichard J. C. v. I. 92, 95, 96, 122, 123, 124, 125, 130, 158, 186, 187, 230, 266. II. 121, 124, 127, 132, 133, 137, 139, 178, 179, 180, 184, 186, 187, 188, 193, 226, 241, 254, 306, 330, 372, 442. III. 63, 85, 117, 122, 216, 382, 417, 419, 420, 421, 427, 428, 439, 440, 476.
Fichardus J. III. 426.
Fichte J. G. I. 118.
Ficker J. I. 231, 324, 391. II. 530. III. 8, 105, 106, 107, 114, 119, 122, 134, 135, 136, 142, 186, 190, 193, 198, 215, 217, 219, 229, 244, 247, 248, 251, 262, 267, 280, 295, 297, 300, 310, 317, 327, 328, 332, 338, 341, 344, 352, 356, 357, 371, 377, 381, 382, 387, 394, 403.
Ficker J. Frau III. 276.
Fickler II. 499. III 327
Fiesole I. 64. II. 111.
Filz II. 241.
Fiorillo J. D. I. 38, 77. II. 17, 26, 39, 70, 91, 99, 142.
Firnhaber Fr. I. 7.
Firnhaber II. 467. III. 111.
Fischer II. 283. III. 233.
Fischer II. 513.
Fischer J. I. 283. III. 192.
Fissingen R. v. II. 81.
Flora de III. 108.
Floß H. III. 4, 276, 277.
Fohr II. 77, 108.
Föhringer II. 236, 309.
Fontenelle B. I. 161.
Forberg II. 168.
Forsboom-Goldner A. I. 101, 265.
Förstemann III. 114.
Förster III. 22, 258, 259.
Forster G. I. 440.
Fouqué H. A. I. 19, 102. II. 243.
Franklin II. 37.
Franz II. (Kaiser) I. 15, 42, 58, 59, 171, 175, 383. II. 213, 341. 520. III. 32, 75.
Franz Joseph I. (Kaiser) III. 414.
Franziskus St. I. 319. III. 275, 481.
Freher II. 488. III. 13.
Freidank III. 138.
Freimund A. II. 433.
Fresenius (Senior) I. 441.
Freudenberg C. F. I. 7.
Frey I. 252. II. 408, 426, 502. III. 66, 468.
Frey II. 82.
Freyberg v. I. 208. II. 300.
Freytag G. W. F. I. 146.
Friedberg A. III. 362.
Friedemann Fr. T. II. 313, 470, 480, 481, 513. III. 2, 93, 116, 161, 278, 295, 363, 461.
Friederike v. Schweden I. 445.
Friedrich I. (Kaiser) I. 129, 224, 260, 268. II. 154, 188, 196, 301, 302, 438, 461, 465, 470, 497, 524. III. 9, 10, 13, 106, 118, 142, 250, 277, 422.
Friedrich II. (Kaiser) I. 164, 248, 249, 268, 312, 314—317, 320, 321, 322, 326, 334, 454, 455. II. 196, 213, 217, 244, 249, 300, 305, 342, 346, 360, 362, 365, 366, 390, 395, 396, 405, 406, 428, 430, 432, 434, 435, 438, 454, 457, 462, 464, 475, 476, 488, 494, 495, 497, 501, 505, 506, 508, 518, 522. III. 7, 8, 12, 13, 18, 32, 78, 85, 89, 105, 106, 113, 118, 142, 152, 160, 208, 212, 240, 298, 339, 434.
Friedrich III. (Kaiser) II. 210, 223, 232, 239, 265, 276, 281, 291, 297, 439, 467. III. 146, 435.
Friedrich II. v. Preußen I. 149. II. 482. III. 166, 301, 351.
Friedrich v. Antiochien II. 455.
Friedrich v. Oesterreich II. 381, 384.
Friedrich der Schöne I. 207, 208. II. 195, 201, 238, 275, 280, 290, 353, 383. III. 29, 42, 72, 81, 166, 190, 454, 456.
Friedrich der Streitbare II. 438, 494.
Friedrich der Winterkönig II. 356.
Friedrich Wilhelm II. von Preußen I. 4.
Friedrich Wilhelm IV. von Preußen I. 203, 364.
Fries II. 15.
Fries III. 436.
Fröbel J. I. 174, 300, 302.
Froissart II. 440.
Füglistaller II. 463, 510.
Fumagalli III. 179.
Funk J. F. II. 223.
Fürth II. 344.
Fuß II. 510.
Füßlin I. 118.

G.

Gabelkhover O. II. 362. III. 31.
Gachard I. 424, 425. II. 276, 291, 470, 481, 483, 484, 512.
Gagern Fr. v. I. 303.
Gagern, Hans v. I. 373. II. 294, 521. III. 55, 144.
Gagern, Heinrich v. I. 304. II. 525. III. 26.
Gagern, Max v. I. 200. II. 245, 308, 332, 336, 342, 358, 369, 498.
Gajus II. 300.
Galvani II. 301, 302.
Gamper II. 186.
Gar Th. II. 531. III. 6.
Garzilli III. 108.
Gaspari I. 173.
Gatterer II. 312. III. 51, 460.
Gattula III. 118.
Gau II. 61, 123, 140, 148, 149, 150.
Gaupp II. 473. III. 78.
Gaye I. 427. II. 252, 301, 302, 327. III. 150.
Geiß I. 360. II. 359. III. 274, 312.
Geissel II. 255.
Gelenius I. 269, 270. II. 422.
Gemeiner III. 68, 81, 238.
Gemünden H. v. II. 81.
Genovesi III. 108.

Digitized by Google

Gentz Fr. v. I. 114, 457. III. 316, 367, 377, 380, 388.
Georgi III. 257.
Georgisch I. 154. II. 506. III. 345.
Gérard II. 123.
Gerber III. 184.
Gerbert, Papst I. 455.
Gerbert, Fürstabt II. 210.
Gerbert M. I. 186, 378, 444. III. 200.
Gerlach I. 290. II. 460.
Gerold III. 167.
Geroldseck W. v. III. 216.
Gersdorf II. 247, 288.
Gervinus G. I. 108. III. 61, 154, 202.
Gewold II. 488. III. 312.
Geymüller II. 341.
Gfrörer A. F. I. 241, 242, 287. II. 434, 448, 449, 452, 454, 501, 521. III. 318, 325, 338, 342, 372.
Ghiberti I. 80.
Gian Bellin I. 69.
Giech, Gräfin III. 75.
Giehne II. 343. III. 323.
Giesebrecht W. I. 164, 256. III. 136, 183, 230, 319, 325, 342.
Gieseler J. K. II. 495, 501.
Gildemeister II. 396.
Gingins I. 224. II. 324. 327.
Giotto II. 91.
Giraud III. 163, 166.
Giulay v. III. 299.
Giulini III. 179.
Glasey II. 196. III. 419.
Glaser II. 274.
Gmür III. 6.
Gneisenau N. v. III. 387.
Godehard v. Hildesheim III. 262.
Gödecke III. 353.
Godwi II. 398.
Goldast II. 437, 461.
Gontard III. 236.
Gonzaga (Familie) II. 298, 300, 302, 303, 305.
Göntgen I. 398. II. 105, 106.
Gorani J. I. 3.
Görres G. I. 108, 194, 214, 226, 244, 261, 292, 299, 300, 337, 345, 346, 347, 351, 388, 420. II. 166, 221, 241, 244, 285, 286, 287, 306, 310, 335, 347, 358, 386, 389, 394, 399, 404, 414, 431, 440, 471, 486, 522, 523. III. 20, 23, 48, 51, 53, 61, 64, 65, 73, 74, 76, 79, 88, 92, 126, 144, 177, 219, 220, 230, 231, 235, 275, 373, 379.
Görres G. Frau I. 292.
Görres J. v. I. 18, 51, 83, 101, 103, 105, 108, 113, 118, 127, 128, 138, 141, 168, 199, 219, 232, 243, 262, 282, 283, 284, 294, 295, 341, 347, 358, 400, 403, 420, 438, 439. II. 66, 67, 166, 334, 357, 388, 396, 401, 403, 425, 511. III. 79, 92, 111, 144, 192, 220, 229, 235, 242, 367, 385, 401, 409.
Görres K. I. 358. III. 158, 162, 373.
Görres M. I. 229, 263, 358, 373, 384, 408. II. 523. III. 53, 64, 92, 110, 126, 128, 136, 138, 142, 156, 162, 168, 175, 198, 217, 230, 235, 242, 256, 265, 274, 289, 310, 320, 348, 373, 396, 401, 409.
Görres S. I. 387. III. 373.
Görtz J. v. II. 285.
Görtz (Familie v.) III. 123.
Görz A. I. 324, 367, 379. III. 253, 278, 287, 334, 343, 411.
Göschen III. 227.
Göthe W. I. 2, 7, 19, 38, 46, 48, 50, 51, 57, 58, 76, 79, 81, 84, 90, 91, 94, 102, 107, 118, 138, 147, 148, 156, 160, 227, 307, 353, 386, 450, 456. II. 26, 27, 39, 40, 48, 49, 51, 62, 76, 80, 94, 98, 99, 100, 109, 117, 119, 163, 245, 250, 402, 465, 476, 486, 514. III. 39, 148, 374, 381, 383, 384, 388, 400, 402, 405, 478.
Gottfried v. Cöln I. 352. II. 342. III. 3, 63.
Gottfried v. Ensmingen I. 282. II. 406, 411, 418, 422. III. 217, 364.
Gottfried Hagen I. 128, 271. II. 126, 127, 131, 132, 193, 195, 531.
Gottfried v. Straßburg I. 89, 90, 147, 189, 452. II. 100, 119, 195. III. 138.
Götling K. W. I. 92. II. 67, 100, 465.
Götzinger III. 202.
Gozzi I. 107. II. 387.
Grabau II. 271.
Graff II. 169, 368.
Grandidier I. 416, 420.
Grauert III. 77.
Gregor I., Papst I. 380. II. 177. III. 177.
Gregor VII., Papst I. 211, 215. II. 524.
Gregor IX., Papst I. 212, 316, 317, 319, 386, 396. II. 495. III. 20.
Gregor X., Papst II. 446. III. 275.
Gregor v. Tours I. 186. II. 503. III. 216.
Greith II. 249. 306. III. 6.
Grell II. 92.
Gries II. 118, 472.
Grillparzer III. 69.
Grimm J. I. 76, 90, 92, 101, 152, 159, 163, 166, 168, 170, 178, 187, 217, 232, 256, 259, 260, 263, 286, 288, 292, 313, 335, 364, 375, 378, 380, 381, 400, 410, 421, 437. II. 191, 204, 205, 225, 230, 269, 282, 309, 312, 313, 409, 410, 411, 428, 434, 463, 473, 493, 521. III. 27, 84, 92, 106, 171, 174, 175, 206, 215, 218, 228, 257, 317, 332, 348, 385, 389, 396, 405, 437, 439.
Grimm W. I. 76, 101, 232, 286, 288, 378. II. 191, 225, 288, 410, 434, 473. III. 92, 138, 218, 228, 317, 389.
Grolmann II. 53.
Gronau I. 11.
Groote E. v. II. 126, 127, 129, 131, 133, 193, 482. III. 82.
Grotefend G. F. I. 21. II. 6.
Gruber III. 114.
Grupen III. 438.
Guacci III. 108.
Guaita v. I. 139. II. 228.
Guden II. 408. III. 418, 419.
Guérard I. 434.
Guillimann II. 342.
Guipuscoa I. 424.
Guizot II. 332. III. 281.
Gumpold B. v. Mantua II. 309.
Günther Ligurinus II. 85.
Günther W. I. 417. II. 185, 192. III. 124, 422.
Gwinner Ph. F. I. 19.
Gwinner W. (G. W.) III. 489.

Digitized by Google

H.

Habel I. 170. II. 189, 282, 283. III. 313, 314.
Häberlin C. B. III. 136, 487.
Hackert I. 83. II. 52.
Habermann I. 8, 13. II. 102, 103.
Hadrian, s. Adrian.
Hafis I. 298. II. 99, 141, 509.
Hagen Fr. H. v. der I. 92, 232. II. 132.
Hagenbach I. 290. II. 458, 460.
Hagenbach Ph. v. II. 390.
Hahn II. 277, 307, 316, 331, 421.
Hahn-Hahn Ida v. III. 251.
Haller A. v. II. 209.
Haller K. L. v. II. 501. III. 430.
Halm II. 335. III. 70.
Haltaus II. 214, 363. III. 438.
Hamann II. 99.
Hamlet I. 239. III. 112.
Hammer-Purgstall v. II. 80, 94.
Hannibal II. 525.
Hanno, s. Anno.
Hansiz II. 390.
Hardegger III. 352, 371.
Hardenberg II. 53, 62. III. 247.
Harder II. 273.
Hardt I. 362, 363.
Harnier E. L. I. 389. III. 31.
Harnier E. L., Frau III. 17, 317.
Harnier L. I. 38, 57. II. 15, 89.
Hartig, Graf I. 441.
Hartmann von der Au I. 90, 452. II. 98, 120.
Harzheim I. 417.
Hase II. 228.
Hassenpflug v. III. 127, 139.
Hattstadt C. W. v. III. 40.
Hauck II. 421.
Haueisen Th. I. 327, 336. II. 303, 466. III. 5, 8, 17, 19.
Haug II. 364.
Haugwitz v. III. 380.
Haupt M. I. 92, 193. II. 236, 344, 466. III. 95, 228, 333.
Häusler I. 224. II. 276, 324, 326, 360, 451, 460. III. 83.
Häusler (Sohn) III. 284, 342.
Häusser L. II. 435, 436, 439, 447, 471. III. 141, 202, 253, 325.
Hebel II. 40.
Hecker II. 517.
Heeren I. 38. II. 8.
Hegel C. III. 120, 121, 158, 317, 361.
Hegel G. W. I. 118.
Heger II. 89, 93, 186.
Hegner I. 262. II. 463.
Heid II. 347.
Heinefetter I. 107.
Heinrich I. (König) I. 390. III. 257.
Heinrich II. (Kaiser) I. 366.
Heinrich III. II. 196. III. 213, 454.
Heinrich IV. I. 59, 185, 186, 248, 268, 454. II. 141, 219, 438.
Heinrich V. II. 305, 496, 497. III. 454.
Heinrich VI. I. 248. II. 497. III. 122, 173, 435.
Heinrich VII. I. 153, 162, 196. II. 252, 264, 275, 292, 300, 311, 353, 367, 381, 384, 438, 488, 508, 518, 532. III. 12, 32, 33, 105, 152, 239, 389, 398, 454.
Heinrich (VII) I. 267, 312.
Heinrich B. v. Constanz II. 464.
Heinrich der Löwe III. 74, 136, 147, 173, 241.
Heinrich v. Niederbayern III. 40, 107, 233.
Heinrich v. Meissen III. 2.
Heinrich v. Otingen II. 357.
Heinrich B. v. Straßburg II. 465.
Heinrich Ch. G. III. 136, 146.
Heinse I. 456.
Heise I. 31, 35, 36. III. 217.
Heise II. 308.
Heizelin II. 30.
Helbling S. I. 375. II. 377, 384. III. 206.
Helffrich A. II. 428. III. 392.
Helfrich v. I. 382. III. 271.
Helmsdörfer II. 322, 323, 324.
Hemling H. I. 50. II. 33, 72.
Henke III. 130.
Henne III. 338.
Hennes J. H. I. 252, 257, 259, 261, 262, 275, 281, 339, 359. II. 374, 382, 389, 394, 409, 410, 411, 439, 498, 524. III. 5, 127, 244, 263, 334, 371, 381, 468.
Henschel II. 181.
Herberger III. 125.
Herder I. 46, 108, 450. II. 119, 150.
Herling I. 24.
Hermann (Maler) I. 53.
Hermann Corner III. 206.
Hermann v. Nieder-Altaich I. 234, 266, 267. II. 317, 357, 360, 461.
Hermbstädt II. 18.
Herrgott I. 378, 444. III. 149, 151, 166, 200.
Herrmann II. 282.
Herrmann III. 137.
Hert II. 322, 342, 349.
Herway II. 160.
Herwig II. 212.
Herzberg v. I. 14, 440.
Hesiod II. 373.
Heß II. 109.
Heß Ed. v. III. 194, 284, 376.
Heß H. III. 404.
Heß v. (General) III. 100, 299.
Hesse II. 236.
Hessemer II. 190.
Heuble II. 287.
Heumann III. 242.
Heyd III. 250.
Heyne Ch. G. I. 440.
Hildibold v. Worms III. 422.
Hillin, Erzb. v. Trier III. 277.
Hiort II. 61.
Hirsch II. 366.
Hirt II. 111, 128, 150.
Hirtz II. 68.
Hiseli II. 327.
Hitdorf II. 149.
Höfer I. 177. II. 217, 233.
Hoff J. N. I. 77. II. 69, 101, 110, 125, 149, 150, 169.
Hoff K. II. 149.
Hoffmann A. II. 294.
Hoffmann E. Th. I. 55.
Hoffmann v. Fallersleben I. 92. II. 289.
Hoffmann III. 243.
Höfler C. I. 243, 262, 287, 384, 420. II. 245, 334, 336, 342, 346, 357, 362, 364, 389, 395, 404, 405, 433, 435, 436, 437, 439, 446, 447, 452, 471, 528, 529, 530. III. 7, 106, 222, 250, 266, 268, 298, 373.
Hofmann II. 113.
Hofmann-Chappuis v. III. 399.
Hofmann C. F. v. I. 6, 7, 11, 18, 26, 34, 123. III. 485.
Hofmann G. v. I. 9, 43, 274, 344, 391, 454. III. 54, 100, 335, 346, 350, 376.
Hofmann G. v. Frau I. 73, 285. III. 346, 358, 391.
Hofmann J. III. 252, 257, 258.
30

Hofmann J. W. v. I. 6.
Hoffstatt II. 243.
Hohenegger II. 340.
Hohenlohe Fürst v. II. 94.
Hohenlohe-Schillingsfürst III. 70.
Holbein I. 50. II. 228.
Hölderlin II. 284.
Holzer III. 287.
Holzhausen v. II. 64.
Holzschuh Th. II. 418.
Holzschuher II. 134, 135.
Homer II. 72, 118, 170, 530.
Homeyer I. 286. II. 240.
Hönninghausen II. 340.
Honorius III. Papst I. 316, 319. II. 495.
Hontheim II. 481. III. 124.
Hoof II. 482.
Höpfner II. 486.
Horaz I. 88, 118. II. 509. III. 256.
Hormayr J. Frhr. v. I. 164, 282. II. 238, 265, 309, 317, 318, 328, 375, 423, 438, 464, 505, 509, 512. III. 81, 88, 123, 136, 179, 188, 274, 283, 308, 340, 378, 388.
Horny II. 71, 83, 88, 92.
Horrack v. II. 320.
Hottinger II. 276.
Huber III. 341, 371.
Hübsch H. I. 28, 77, 136, 137, 141, 142, 155, 159, 160, 170, 176, 132, 242, 280, 325, 387, 393, 394, 404, 407. II. 77, 86, 89, 93, 111, 112, 114, 122, 123, 124, 128, 143, 149, 150, 166, 169, 171, 175, 176, 177, 191, 206, 228, 237, 335, 336, 339, 348, 485. III. 6, 11, 15, 20, 23, 28, 46, 108, 153, 162, 176, 253, 308, 352, 412.
Hüffer H. I. 227, 324, 372, 395. III. 158, 262, 374, 377.
Hüffer Frau Geheimerath III. 20.
Hügel J. A. v. I. 33.
Hugo I. 36.
Hugo II. 230, 266.
Hugo v. Reutlingen II. 360.
Huguenin II. 291.
Hüllmann III. 86.
Humboldt A. v. I. 455. III. 324.
Humboldt W. v. II. 53. III. 44, 367, 404.
Humbracht J. v. I. 13, 19, 308, 352, 367. II. 135, 501. III. 140, 168.
Hume I. 29.
Hummel II. 130.
Hund II. 512. III. 434.
Hurter Chr. II. 457.
Hurter Fr. (Historiker) I. 197, 200, 442, 443. II. 248, 254, 256, 286, 293, 294, 333, 335, 336, 338, 402, 403, 406, 412, 416, 423, 429, 437, 458. III. 26.
Hurter Fr. (Buchhändler) I. 110, 265, 273, 275, 297, 299, 377, 388, 389. II. 273, 286, 310, 323, 324, 326, 329, 331, 333, 339, 348, 357, 369, 386, 393, 394, 397, 399, 412, 420, 424, 429, 457, 466, 478, 493, 500, 501, 514, 516. III. 1, 25, 43, 58, 74, 130, 153, 198, 201, 219, 228, 258, 281, 308, 323, 329, 353, 372, 404.
Huschberg I. 208, 252, II. 283. III. 308.
Hutten U. v. I. 60. II. 36.

J.

Jäck I. 181.
Jacobi Th. II. 290, 309, 311. III. 183, 196.
Jacobs Fr. I. 362. III. 139.
Jacobson II. 3.
Jacopone I. 150—152, 437.
Jaffé Ph. I. 214, 365, 378. II. 366, 461, 500. III. 14, 142, 159, 277, 337, 365, 367.
Jäger A. II. 399. III. 141, 187, 190, 349, 436.
Jäger K. II. 178, 182, 183, 184, 211, 214, 215, 267, 315, 363. III. 113.
Jahn II. 518.
Janssen J. III. 117, 141, 154, 155, 173, 177, 181, 208, 212, 214, 226, 251, 262, 263, 276, 281, 290, 295, 300, 335, 341, 354, 355, 356, 367, 370, 376, 378, 382, 388, 390, 407, 413.
Janssen K. III. 264.
Jarcke E. I. 276. II. 221, 409, 424, 515, 522.
Jassoy II. 121.
Jaup II. 456.
Idatius II. 172.
Jean Paul I. 29, 30, 262. II. 54, 65, 333.
Ignatius (Bruder) III. 414.
Imhof A. III. 388.
Imhof (v. Marburg) S. III. 450, 451.
Imhof II. 141.
Im-Thurm II. 369.
Innocenz III., Papst I. 211, 215, 316, 319, 320. II. 196, 336, 393, 402, 403, 434, 488, 497, 501. III. 14, 74, 142, 442, 443.
Innocenz IV., Papst II. 405, 499. III. 317, 319.
Joannis II. 374, 375, 524, 525. III. 244, 419.
Johann VIII., Papst I. 211.
Johann XXII., Papst I. 208.
Johann, König v. Böhmen I. 207, 208, 217. II. 275, 281, 288, 290, 291, 292, 309, 311, 527. III. 106, 249.
Johann Parricida II. 381. III. 206.
Johann B. v. Straßburg II. 383.
Johann v. Victring I. 237, 267.
Johann v. Winterthur I. 237.
Jordanes II. 264.
Jörg E. III. 111, 183, 276, 290, 373, 396, 401.
Joseph (König) III. 154.
Isenburg J. v. III. 435.
Isering III. 184.
Isidorus I. 334.
Ittner II. 160, 393, 403.
Jügel C. I. 18, 19, 448. II. 148, 181, 420. III. 236.
Jugler III. 196.
Jugurtha III. 41.
Julius N. A. I. 151. II. 217, 520.
Jung II. 280, 460, 478.
Jung M. I. 94.
Jungen M. zum II. 179. III. 129, 426.
Junghans W. III. 216.
Jürgens K. III. 409.
Jusdorf II. 2.
Justinian III. 277.

K.

Kalkreuth II. 295.
Kaltenbäck II. 265.
Kampschulte I. 456.
Kamptz v. II. 217.

Kanne J. A. II. 86.
Kapf II. 28, 29, 187, 352.
Karajan Th. G. v. I. 294, 375, 382. II. 360, 366, 377, 382, 384, 422, 471, 493, 494, 496, 498, 504, 514, 519, 521. III. 14, 39, 53, 160, 166, 168, 183, 206, 243, 272, 332, 382, 396, 461.
Karl Albert, König II. 257. III. 71, 180.
Karl v. Anjou II. 372.
Karl der Dicke III. 209, 422.
Karl der Große I. 24, 92, 129, 175, 214, 379. II. 116, 123, 153, 154, 188, 210, 214, 269, 301, 321, 410. III. 12, 145, 157, 198, 209, 453.
Karl IV. (Kaiser) I. 217, 238, 284, 376, 385, 386, 391, 394. II. 196, 201, 238, 290, 291, 325, 335, 374, 438, 439, 516. III. 72, 158, 173, 209, 214, 215, 232, 248, 272, 284, 295, 298, 304, 308, 311, 331, 371, 376, 380, 395, 419, 450, 451, 454.
Karl V. (Kaiser) I. 289. II. 291. III. 139, 146.
Karl VI. (Kaiser) I. 446.
Karl v. Braunschweig II. 402.
Karl X. v. Frankreich II. 355.
Karlmann III. 157.
Karlstadt II. 175.
Kassandra I. 204, 298. II. 519.
Katona III. 306.
Katzenelnbogen, Grafen v. II. 316.
Kaufmann A. I. 308, 324, 337. II. 518, 525, 526, 530. III. 3, 8, 20, 246, 306, 379, 391.
Kaulbach I. 456. II. 340. III. 46, 218.
Kausler I. 351. II. 214, 308, 315, 321, 375, 390, 439, 469. III. 73.
Keitz A. III. 363.
Keller II. 508.
Keller III. 183.
Keller III. 229, 310, 335.
Kemble I. 424.
Keppler III. 47.
Kerner J. I. 105.
Keßler II. 88.
Kestner II. 182, 316, 327.
Kettenbeil II. 379, 482.
Keza S. v. II. 437.
Kindlinger I. 395. II. 184, 185. III. 86, 386, 398, 406.
Kircheisen II. 53.
Kirchheim II. 477. III. 97, 297.
Kirchhof II. 282.
Kirchhofer I. 200.
Kirchner II. 113. III. 425, 429.
Kirchner J. I. 83, 86, 98. II. 49, 89, 92, 93, 174, 334.
Klee I. 219. II. 285.
Kleinmayern II. 470. III. 274, 375.
Klettenberg Fräul. v. III. 39.
Klingemann II. 242, 471.
Klingenberg II. 342.
Klinkowström II. 420.
Klopp O. III. 353.
Klopstock II. 97.
Klüber II. 22. III. 437.
Klüpfel K. II. 349, 479, 509.
Knechtel II. 228. III. 81.
Knipschild II. 467.
Knoblauch J. III. 450.
Knust I. 265. II. 284, 285, 296, 309, 314, 321, 323, 324, 327, 330, 331, 332.
Koch J. A. I. 53, 55. II. 135, 140, 142, 156.
Koch-Sternfeld J. E. v. III. 284, 292, 303, 375.
Kocher II. 72.
Köhler I. 178.
Kolatscheck I. 450.
Köllner II. 481. III. 330, 383, 407.
Kompst II. 294.
Königshofen's Chronik I. 121, 128, 129. II. 126, 151.
Kopp Fr. III. 200.
Kopp J. E. I. 197, 198, 220, 243, 246, 247, 259, 260, 262, 281, 287, 288, 290, 310, 335, 337, 340, 344, 345, 366, 367, 372, 374, 375, 377, 379, 388, 395, 443, 445. II. 253, 254, 274, 280, 292, 304, 305, 307, 311, 318, 327, 342, 358, 361, 365, 367, 376, 381, 387, 389, 390, 394, 397, 402, 404, 405, 411, 413, 420, 422, 424, 435, 440, 446, 451, 452, 455, 457, 458, 459, 468, 473, 475, 489, 496, 497, 498, 503, 506, 507, 510, 513, 516, 518, 521. III. 4, 5, 11, 14, 21, 27, 29, 31, 32, 38, 52, 57, 63, 66, 69, 75, 89, 93, 94, 96, 97, 104, 125, 136, 148, 165, 167, 172, 175, 177, 181, 182, 184, 187, 189, 198, 199, 200, 205, 215, 217, 222, 224, 229, 233, 245, 258, 271, 290, 294, 305, 309, 321, 335, 337, 350, 357, 370, 372, 380, 386, 397, 403, 404, 437.
Körner Th. II. 348.
Kortüm II. 321, 451, 471, 508.
Koster II. 235.
Kotzebue I. 61. III. 78.
Kramer G. I. 17.
Kranach L. II. 175.
Kratz III. 61.
Kraut W. Th. I. 421. II. 473. III. 377.
Krebs II. 133.
Krebs J. III. 298, 299.
Kremer J. M. II. 481. III. 383, 407.
Kreyßig III. 437.
Krieg v. Hochfelden I. 242, 379, 387, 388, 391, 407, 453. II. 342, 348, 350, 352, 402, 419, 452, 516, 521. III. 23, 55, 56, 60, 100, 101, 113, 131, 153, 163, 166, 177, 181, 215, 224, 228, 229, 245, 258, 268, 300, 309, 326, 335, 346, 350, 351, 353, 360, 377, 381, 460.
Krieg v. Hochfelden, Frau III. 346.
Krieg, Chronist II. 342.
Kuchenbecker III. 419.
Küchenmeister Ch. I. 377. III. 200, 201, 229.
Kugler F. I. 379.
Kulik II. 506. III. 276.
Kulpis III. 457, 460.
Kunisch I. 129. III. 70.
Kunstmann II. 306, 398.
Künßberger I. 38.
Küntzel III. 103.
Kürenberger der III. 399.
Kurz II. 211, 383. III. 168, 182.

L.

Labbé II. 296.
Lachmann K. II. 298. III. 61, 138, 385.
Lacomblet Th. J. I. 215, 426.

II. 483. III. 4, 76, 211, 306, 342.
Lafarina I. 437. III. 7.
Lambacher II. 422.
Lambeccius II. 232, 266.
Lambert von Aschaffenburg (Hersfeld) I. 122, 129, 235. II. 83, 85, 132, 331. III. 369.
Lamei I. 454. II. 183, 215.
Lamennais de II. 225.
Lancizolle v. II. 223. III. 191, 246.
Landau II. 254. III. 127, 170, 171, 313—315.
Lanfranchi I. 336. II. 253.
Lang C. H. v. I. 164, 178, 356, 360. II. 512. III. 111, 112, 136, 171, 239, 302, 388.
Lange II. 485. III. 130, 377.
Languet H. II. 105.
Lanz I. 289.
Lappenberg J. M. I. 163, 187, 228, 247, 260, 261, 286, 288, 290, 202, 313, 427. III. 39, 151, 176, 216.
Lasaulx E. v. I. 198, 239, 310, 351. II. 334, 373, 474, 487, 492, 508, 523. III. 23, 54, 58, 62, 74, 76, 79, 92, 104, 227, 230, 256, 321, 349, 359, 381, 445.
Lasaulx J. C. v. II. 129, 130, 143.
Latomus III. 432.
Laureani II. 307. III. 8, 9.
Laurent II. 336.
Lavater II. 460.
Lebret II. 138.
Lebrun II. 56.
Ledebur L. K. v. I. 176—178. II. 215, 217, 232, 233, 266. III. 170, 400.
Leeb II. 181.
Legipontus III. 124.
Lehmann III. 202, 203, 400.
Lehmann Chr. II. 445. III. 203, 225.
Lehne II. 294.
Leibnitz I. 122, 161. II. 184, 205, 331, 350, 352, 356, 390, 448.
Leiningen, Fürst v. II. 446.
Leo H. I. 83, 86, 191, 192, 322. II. 123, 127, 136, 143, 257. III. 193.
Leo VIII. Papst III. 276.
Leodegar (Pater) I. 224.
Leonhard K. C. v. I. 14, 33.
Leonhardi III. 470.
Leopold I. (Kaiser) I. 173.
Leopold v. Oesterreich II. 494. III. 32, 149, 166, 167, 172, 182, 193, 204, 444.
Lerchenfeld Frhr. v. II. 161, 185. III. 59.
Lersch II. 525, 526.
Lersner A. v. I. 20. III. 419, 420, 425, 426, 433, 436.
Lessing G. E. I. 385.
Lesueur II. 56.
Leu II. 416.
Leutsch v. I. 32. II. 2.
Leutsch K. v. I. 454.
Libri II. 277.
Libussa III. 12.
Lichnowsky, Fürst v. I. 229, 444. II. 265, 302, 346, 365, 371, 383, 394, 407, 470. III. 166, 167, 168, 182, 200, 272.
Lichnowsky, Fürst v. II. 520.
Lichtenberger I. 28, 30, 34, 35. II. 3, 8, 24, 25, 27, 348.
Lieb III. 330.
Lieben III. 438.
Liebig III. 48, 355.
Liebenau v. III. 31, 93, 151, 234, 382, 387, 403.
Liemann II. 148.
Lieversberg's Kunstsammlung I. 100. II. 135.
Liljegren I. 425. II. 484.
Linde v. III. 67.
Lindenborn I. 38.
Linder E. I. 200, 299. II. 328, 351, 369, 398, 510. III. 218.
Lisch III. 249.
Litta, Graf II. 226, 227, 257. III. 224.
Lix II. 86.
Lochner III. 73, 249.
Löher Fr. II. 434, 435. III. 338.
Lola Montez II. 474. III. 302, 303.
Lombard v. III. 380.
Lombardi II. 302.
Longard III. 177.
Lope de Vega I. 150.
Lorenz O. III. 178, 180, 279.
Lothar III. (Kaiser) I. 264. II. 366, 497. III. 118, 281, 454.
Löw v. II. 248.
Löwenich, Frau v. II. 29.
Lübke I. 379.
Lucchesini III. 380.
Luden H. II. 15, 311.
Ludewig III. 438.
Ludwig der Fromme II. 213.
Ludwig der Deutsche II. 355.
Ludwig der Bayer I. 95, 152, 162, 186, 189, 190, 201, 207—209, 211, 214—217, 220, 224, 238, 284, 324, 386, 394, 416, 443, 451. II. 195, 196, 201, 231, 238, 241, 245, 265, 269, 274, 275, 277, 278, 280, 290, 291, 299, 300, 301, 302, 309, 311, 312, 314, 317, 318, 319, 321, 329, 353, 354, 364, 373, 439, 440, 474, 496, 527. III. 42, 81, 93, 106, 149, 151, 173, 206, 248, 269, 276, 286, 311—313, 361, 379, 450, 454, 456.
Ludwig der Strenge v. Bayern III. 134, 151, 163, 233, 239, 286.
Ludwig v. Brandenburg III. 123.
Ludwig, Pfalzgraf II. 437.
Ludwig v. Thüringen III. 60.
Ludwig IX. v. Frankreich III. 119.
Ludwig XIV. v. Frankreich I. 446.
Ludwig XVIII. v. Frankreich III. 58.
Ludwig Philipp v. Frankreich III. 1.
Ludwig I. v. Bayern III. 59, 113, 397.
Luigi Marini III. 108.
Lund II. 51.
Lünemann II. 8.
Lünig II. 467. III. 134, 173, 345, 438.
Lüntzel II. 308.
Lupi III. 179.
Lupold v. Bebenburg I. 238. III. 262.
Luther II. 80, 175, 427.
Luthy III. 189.
Lütolf A. I. 246, 367, 375.
Lützelburg III. 123.
Luynes, Herzog v. I. 328, 367. II. 475. III. 180, 201.
Lykurg III. 137.

M.

Maaser II. 444.
Mabillon I. 175, 196. II. 136, 164.

Macaulay I. 452.
Machiavelli I. 315. III. 234.
Mack v. I. 204. II. 51, 400.
Magnus v. Reichersberg I. 282. II. 488.
Mai A. I. 333, 334.
Maillordez III. 25.
Maistre de J. I. 247, 457.
Manessische Handschrift II. 119, 132.
Manfred (König) II. 455. III. 7, 8, 12.
Mansi I. 327.
Manz I. 297.
Mappes Walter III. 13.
Marburg L. v. III. 451.
Marc Anton II. 116.
Marc Aurel I. 238.
Marheineke I. 247.
Maria Louise, Kaiserin II. 252.
Marianus Scotus II. 117. III. 418.
Maria Theresia I. 444.
Marie de France II. 141.
Marin II. 250.
Märker III. 342.
Marschall v. II. 484.
Martinengo III. 389.
Martinus Polonus II. 344.
Marty II. 324.
Massenbach Chr. v. II. 20.
Massimi, Fürst II. 42.
Maßmann H. F. II. 344. III. 31, 245.
Mathias Neoburgensis II. 151.
Mathilde v. Tuscien I. 59.
Mathiä I. 13, 20, 21. II. 105.
Matile I. 224. II. 324, 327, 489.
Matthison II. 15, 444.
Maurer (de Constant) H. I. 195, 197, 207, 243, 262, 291. II. 272, 333, 337, 342, 350, 357, 367, 371, 384, 389, 392, 397, 404, 414, 425, 427, 440, 456, 473.
Maurer v. II. 491.
Mayer R. III. 309.
Max I. v. Bayern I. 199.
Maximilian I. (Kaiser) I. 67, 78. II. 199, 201. III. 70, 93, 146, 457.
Maximilian, Erzherzog von Oesterreich III. 139.
Max Joseph v. Bayern I. 14.
Medem v. II. 485.
Meermann II. 132. III. 223.
Mejaan'sche Bibliothek II. 504.
Meichelbeck III. 274.
Meiller v. I. 426. II. 470. III. 29, 272.
Meinert II. 264.
Meinhold III. 25, 44.
Meinrad hl. III. 50.
Meister II. 11.
Meißen H. v. III. 438.
Melanchthon II. 158.
Melber II. 49.
Melchiorri I. 329.
Melly II. 463, 469, 470.
Menzel K. A. I. 247, 287. II. 164, 372, 434. III. 193.
Menzel's (W.) Literaturblatt III. 256.
Mereau II. 242.
Merian M. I. 64, 78.
Merian S. II. 145.
Merkel III. 27, 154.
Merz I. 448.
Metternich, Fürst v. I. 59, 127. II. 225, 228, 230, 253, 341, 389. III. 14, 44, 413.
Metzger II. 51, 52.
Metzler J. W. I. 13, 16, 18, 20, 44, 92, 93, 123, 158, 170, 186. III. 317.
Mewlana Dschami I. 90. II. 80.
Meyer E. H. I. 261.
Meyer G. v. I. 29, 34, 96. II. 80, 116, 145, 157, 164, 166, 171, 185, 243, 323.
Meyer J. F. v. I. 91.
Meyer Tob. II. 8.
Meyer II. 184, 185, 188.
Meyer v. Knonau G. (Vater u. Sohn) I. 197, 220, 377. II. 248, 256, 276, 292, 304, 305, 324, 326, 336, 341, 359. III. 32, 229, 232, 291, 310.
Meyer v. Knonau G. (Frau) III. 291.
Meynert III. 194.
Mezger J. J. III. 282, 325, 326, 354.
Michaelis I. 190.
Michel Angelo I. 98. II. 47, 55, 68.
Michelsen II. 473. III. 114, 116, 397, 398.
Mieg v. III. 141.
Migne I. 378. III. 278.
Mignet I. 434.
Milanesi III. 7.
Milarch II. 243.
Mitrocosky v. I. 426.
Mittermaier K. J. I. 286. II. 456, 509.
Möhler II. 473.
Mohr Th. v. II. 95, 327. III. 1, 372, 427.
Moisé I. 438.
Molini II. 303.
Molitor J. II. 38.
Molitor W. II. 446. III. 153, 414.
Moller I. 232. II. 77, 80, 89, 93, 94, 95, 129.
Molza III. 9, 159, 395.
Mommsen Th. III. 298.
Mone F. III. 250.
Mone F. J. I. 193. II. 267, 397, 447, 469, 502, 531. III. 27, 138, 184, 303.
Montalembert Ch. F. Graf v. II. 439.
Montalembert'sches System II. 63.
Montesquieu I. 455.
Montgelas M. J. Graf v. II. 5, 492.
Montezuma II. 515.
Moore Th. II. 341.
Moover E. F. II. 344. III. 124, 245, 255, 293.
Morbio III. 6.
Morell, Gall I. 325. II. 305. III. 5.
Moreto III. 46.
Mörikofer I. 455. III. 353.
Moritz J. A. III. 429, 430.
Moritz J. F. III. 429.
Moritz II. 300, 438. III. 81.
Moritz v. Sachsen I. 259.
Mörkens III. 290.
Moser J. J. III. 221, 460.
Möser J. I. 446. III. 437.
Mosler C. I. 53, 61, 66, 72, 77, 84—86, 113, 142, 155. II. 40, 42, 55, 61, 62, 64, 65, 69, 71, 72, 84, 85, 143, 187, 190, 191, 193, 195, 289.
Mosler R. I. 324. III. 127, 198, 319, 366, 384.
Muchar II. 495.
Muck F. A. I. 327. III. 16.
Muffat III. 150, 376.
Mülinen v. II. 276, 294. III. 224, 229, 245, 309, 381.
Müller Heinr. II. 88.
Müller, Hermann II. 284, 334, 342. III. 26.
Müller J. G. II. 106.
Müller Joh. v. I. 15, 36, 38, 39, 47, 74, 76, 118,

Digitized by Google

121, 130, 176, 183, 211, 215, 381, 389, 404, 440, 447, 449, 455, 457. II. 14, 15, 21, 248, 294, 329, 333, 337, 350, 360, 370, 500. III. 119, 295, 306, 316, 318, 319, 321, 323, 325, 326, 331, 340, 369, 374, 388, 401, 402, 405, 430.
Müller B. I. 10, 25, 58, 66. II. 107, 166.
Müller II. 441, 444.
Müller II. 100.
Müller, Kupferstecher II. 83.
Münch E. I. 132. III. 242.
Münch, Graf II. 260.
Münden Chr. III. 84.
Münster, Graf v. II. 278, 328, 402.
Müntler I. 52.
Münzenberg v. III. 117.
Muratori I. 196, 327, 333. II. 136, 160, 203. III. 223, 261, 306, 368, 435.
Murr II. 82. III. 242.
Muskatblüt III. 82.
Müsset A. de II. 327.
Mylius II. 249. III. 22.

N.

Näcke II. 71, 73, 75, 76, 98.
Nagler Frhr. v. II. 160, 161, 173, 184, 185, 186, 189.
Napiersky v. III. 33.
Napoleon I. I. 13—18, 20, 26, 33, 42, 47, 170, 304, 455. II. 225, 501. III. 61, 154, 324, 335, 371, 387, 394, 479.
Napoleon III. III. 55, 58, 201, 291, 324, 336.
Naumann II. 266, 291.
Navarrete I. 424.
Neander II. 495, 501.
Nero (Kaiser) II. 438.
Neudörfer II. 89, 94.
Neugart I. 416, 420. III. 377.
Nibby I. 329.
Nick III. 410.
Nicolas A. I. 394.
Nicolaus IV. Papst III. 12.
Nicolaus v. Butronto II. 381.
Nicolaus Minorita I. 217. II. 290, 293, 304, 305, 319.
Nicolini III. 39.
Niebuhr B. G. I. 10, 54, 220, 307, 333, 381, 402. II. 137.
Niedermayer A. I. 324. III. 318, 342, 355, 407.
Niendorf E. v. I. 105.
Niethammer III. 112.
Nietsch I. 41, 47. II. 32.
Nietzsch II. 240.
Nithard II. 269.
Nobbe II. 195, 213.
Noppius, Johann II. 440.
Nothnagel III. 427.
Nothomb I. 191.

O.

Ochs III. 83.
Oechsle II. 389, 390.
Oefele II. 278, 343, 360, 362.
Oehler II. 305, 312, 438.
Oesterreicher I. 181, 208.
Oetter III. 242, 460.
Oettingen, Graf v. II. 117.
Oettingen-Wallerstein II. 491.
Oldenburg II. 394.
Olenschlager J. D. v. I. 209, 446. III. 370, 419, 435.
Oliver I. 215.
Olivier I. 53. II. 57, 89, 90, 92, 93, 98, 101, 102, 110, 431.
Ompteda v. II. 65.
Orcagna II. 87. III. 452.
Orioli III. 9.
Orleans E. Charl. v. II. 367.
Orth J. Ph. III. 84, 417, 419, 421, 427, 436.
Otto I. (Kaiser) I. 390. III. 276.
Otto II. I. 164. II. 213, III. 422, 434, 453.
Otto III. II. 231, 372.
Otto IV. II. 195, 423, 428, 432, 488. III. 367, 312, 315, 455.
Otto v. Bayern II. 360. III. 81.
Otto v. Freising I. 129. II. 151, 465, 507.
Otto v. Lichtenstein I. 374.
Otto v. St. Blasien I. 352.
Otto II. 326.
Ottokar v. Böhmen II. 355, 359, 362, 367, 373, 407, 416, 417, 423, 437, 506. III. 7, 12, 40, 68, 70, 71, 72, 76, 149, 153, 166, 167, 173, 190, 204.
Ottokar (v. Horneck) I. 237, 374, 375, 439, 444. II. 138, 360, 377, 382. III. 134, 161, 166, 182, 209, 271, 332, 454.
Overbeck F. I. 53, 136, 404, 483. II. 42, 69, 71, 73, 75, 76, 104, 108, 111, 115, 122, 125, 135.
Overcamp v. II. 137, 221, 243.
Ow v. III. 311.
Ozanam I. 151.

P.

Paganini III. 408.
Palacky F. I. 384, 426. II. 319, 355, 366, 382, 383, 396, 406, 423, 436, 437, 447, 464, 489, 492, 496, 511, 516, 528. III. 77, 93, 106, 180, 222, 266, 267.
Palladio A. II. 56.
Palmerston, Viscount III. 60, 397.
Paltram III. 76.
Panhuys, Frau v. II. 145.
Panizi III. 180.
Papencordt II. 308, 327, 379.
Passavant J. D. I. 53, 61, 62, 64, 65, 66, 71, 77, 78, 80, 81, 85, 100, 133, 137, 141, 198, 263, 266, 404. II. 43, 45, 52, 60, 61, 68, 70, 72, 75, 81, 88, 94, 98, 101, 105, 111, 113, 114, 122, 129, 134, 140, 148, 169, 171, 173, 174, 176, 177, 178, 180, 186, 190, 322, 332, 349, 386, 428. III. 23, 28, 46, 60, 153, 214, 262, 326, 392, 442.
Passavant J. K. I. 100, 445, II. 81, 428. III. 74, 243, 932.
Passavant J. K. Frau III. 231.
Passavant Ph. I. 100. II. 49, 70, 125, 182.
Passionei I. 331, 332, 438.
Pauer v. III. 126.
Paul Gerhard I. 452. III. 351.
Pauli III. 149.
Paulus Diaconus II. 165. III. 80.
Pausanias, Deutscher II. 84, 128.
Pelzel II. 201, 418. III. 72, 209.
Perthes C. Th. I. 446.
Perthes F. I. 15, 111, 138, 178, 190, 192, 446. II. 286, 310, 350, 351, 353. III. 170.
Perthes J. III. 123.

Pertz G. H. I. 33, 43, 122—131, 155, 159, 161, 167, 180, 181, 185—187, 191, 196, 201, 211, 213, 223, 229—231, 240—243, 252, 258, 269, 277, 286, 288, 319, 321, 334, 355, 378, 380, 381, 387, 411, 412, 437, 444, 445. II. 123, 132, 133, 136, 137, 138, 139, 140, 143, 147, 150, 151, 153, 159, 164, 165, 166, 168, 172, 182, 185, 186, 187, 189, 191, 193, 194, 196, 197, 199, 200, 204, 205, 208, 209, 212, 215, 219, 221, 222, 224, 225, 232, 235, 244, 246, 255, 264, 267, 275, 277, 278, 280, 282, 285, 287, 289, 290, 291, 292, 293, 295, 296, 298, 299, 304, 307, 312, 315, 316, 319, 321, 322, 323, 327, 328, 329, 331, 332, 336, 343, 350, 351, 357, 360, 364, 372, 376, 378, 382, 389, 390, 398, 404, 405, 406, 409, 417, 418, 421, 429, 432, 442, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 455, 457, 460, 468, 473, 476, 479, 494, 503, 511, 521. III. 8, 27, 32, 37, 69, 71, 72, 74, 92, 105, 106, 119, 134, 144, 145, 154, 159, 180, 197, 212, 214, 217, 218, 219, 222, 223, 231, 234, 239, 248, 249, 250, 257, 261, 262, 263, 278, 286, 306, 333, 340, 342, 344, 347, 350, 368, 371, 376, 382, 387, 394, 398, 403, 405, 406, 409, 480.
Pertz C. III. 157, 258, 261, 347.
Perugino II. 124, 472.
Pestalozzi I. 46.
Peter, Erzb. v. Mainz II. 281, 381. III. 244, 389.
Peter v. Savoi III. 182, 223.
Peter v. Vinea I. 224, 334. II. 462, 495.
Peter v. Zittau I. 237. III. 102, 105.
Peters II. 323.
Petrarca III. 72.
Petrucci III. 22.
Peucker v. II. 526. III. 336.
Pez I. 294. II. 280, 489, 504. III. 166, 182, 193, 272.
Pezzana III. 180, 261.
Pfaff II. 223. III. 202.
Pfeffel II. 460.
Pfeffinger I. 168.
Pfeiffer E. I. 28, 30, 34, 41, 46, 58, 87—89. II. 16, 24, 25, 27, 30, 32, 33, 37, 156, 157.
Pfeiffer F. I. 243, 324, 376, 380, 382. II. 349, 369. III. 31, 138, 170, 227, 272, 332, 344, 395, 399.
Pfeilschiffter v. II. 243.
Pfister I. 130. II. 422. III. 74.
Pfizer I. 304.
Philipp der Großmüthige II. 340. III. 36.
Philipp v. Hessen-Homburg I. 33.
Philipp v. Schwaben I. 267, 291, 312. II. 418, 423, 429, 432. III. 76.
Philipp der Schöne I. 439.
Phillips G. I. 292, 420. II. 204, 487, 488, 493, 494, 497. III. 50, 65, 445, 175, 220, 233, 237, 251, 266.
Piatti II. 301, 302, 303. III. 7, 9.
Pilat I. 114.
Pinturicchio I. 66.
Piper III. 105.
Pipin (König) III. 157, 158.
Piranesi I. 52. II. 141, 149.
Pirkheimer'sche Familie II. 141, 158.
Pirkheimer Charitas I. 132. II. 141. III. 106, 241, 242.
Pirkheimer W. I. 132. II. 82. III. 242.
Pius II. Papst I. 66.
Platen-Hallermünde A. Graf v. I. 83, 86. III. 94, 374.
Plato I. 98, 393. III. 47.
Plattner E. Z. I. 53, 62, 65, 66.
Podiebrad G. v. II. 396.
Polonier Th. II. 82.
Poppe II. 1.
Poussin II. 56.
Pratill II. 267, 506.
Prießnitz II. 395.
Priscian II. 20.
Prokesch v. III. 77.
Ptolemäus v. Lucca II. 334.
Pugin II. 485.
Pulkawa III. 189.
Pustkuchen I. 91.
Pythagoras III. 47.

Q.

Quad M. II. 104.
Quandt v. II. 57, 86.
Querard II. 479.
Quiquerez II. 327.
Quix II. 188, 192, 297, 308, 440, 441, 453.

R.

Racynski, Graf v. I. 54.
Radewich I. 129. II. 461. III. 433.
Radowitz J. v. I. 203. II. 420, 466. III. 43.
Rafn II. 173.
Rahel A. F. III. 367.
Raiser II. 379.
Rambach II. 119.
Ramboux I. 53, 62, 65, 77. II. 96, 101, 123, 141, 147.
Raming v. III. 253.
Ranke L. I. 283, 288, 378. II. 286, 311, 373, 473. III. 7, 88, 130, 157, 176, 179, 187, 192, 218, 316, 320.
Raphael I. 64, 263. II. 39, 47, 55, 57, 60, 76, 77, 82, 87, 125, 130, 134, 141, 190, 332, 472.
Rapp I. 450. III. 283.
Raspe, Heinrich (König) II. 314, 315, 359, 376. III. 239.
Räß I. 110. II. 171.
Rau II. 392. III. 80.
Rauch I. 148. II. 175, 411, 417.
Raudot III. 101.
Raulin II. 177.
Raumer F. v. I. 164, 235, 454. II. 127, 346, 373, 400, 430, 501, 520. III. 7, 8, 222.
Raumer G. W. v. I. 176—179. II. 217, 222, 230, 255, 266, 279.
Raynald I. 210, 211, 217, 326, 327. II. 245, 275, 307, 352, 487, 495. III. 10, 11, 14, 71, 159, 261, 276, 368.
Raynouard F. J. M. I. 90.
Redinghofen'sche Sammlung II. 389.
Rehdenitz II. 123.
Rehberg A. M. v. I. 126.
Reichensperger A. I. 404.
Reichmann III. 260.

Reifenstein III. 162.
Reinbeck III. 220.
Reinganum M. I. 398.
Reinhard I. 139.
Reinhard II. 294.
Reinhard H. v. I. 371.
Reisach, Graf v. II. 355.
Reisach, Cardinal v. III. 413.
Reithmayr III. 80.
Remling F. X. I. 252, 309, 340, 367. II. 391, 407, 421, 426, 445, 477, 502, 506. III. 31, 33, 35, 51, 56, 66, 79, 97, 124, 202, 224, 251, 310, 334, 354, 406, 468.
Repatti II. 252.
Repkow, Eicke v. II. 437. III. 68.
Rettberg F. W. II. 396, 503, 507. III. 80.
Retzinger G. III. 368.
Reumont A. v. II. 327, 336, 408. III. 17, 235, 373.
Reuß, Prinz I. 33.
Reuß II. 233.
Reuß II. 528.
Reuter III. 337.
Reyscher I. 285—387. II. 363, 434, 435, 455, 463, 472.
Rhoden I. 59. II. 42, 58, 82, 181, 187. III. 28.
Richard v. Cornwallis I. 267. II. 513. III. 68, 223, 233, 240, 286, 293.
Richard Löwenherz II. 465.
Richers Chronik I. 181. II. 277, 279.
Richter II. 165, 168.
Ried I. 416, 417, 420. II. 172. III. 274.
Riedel II. 266. III. 46.
Riehl III. 26, 154, 232, 252.
Riffel C. I. 247.
Rigger II. 528.
Ringseis E. III. 236.
Rink II. 348.
Rist J. I. 77. II. 76.
Ritgen v. III. 139.
Ritter C. I. 17. III. 60, 320.
Ritter III. 429.
Rittweger F. I. 4.
Rivius II. 94, 112.
Robert, König II. 381. III. 102.
Rode II. 94, 128.
Rodt v. I. 224. II. 324, 327, 350, 445. III. 381.
Rogge II. 298.
Rolandssäule II. 214. III. 434.
Romano G. II. 55, 76, 87.
Rommel II. 312.
Roncioni (Familie) II. 252.
Rorbach B. III. 426.
Roscher W. I. 294, 448. II. 505, 509.
Rößler II. 423, 424.
Rößler II. 527.
Röstell II. 168, 235.
Roth III. 469.
Rothhammel II. 3.
Röth II. 466.
Rothschild v. II. 46, 317, 319.
Rotteck K. v. II. 260, 400.
Rottmann II. 89.
Rousset III. 30.
Rovelli III. 179.
Royer-Collard I. 447.
Rubens P. II. 56, 182.
Ruck II. 342.
Rückert F. I. 57, 82—86, 92, 145—147, 162, 177, 298. II. 40, 41, 71, 79, 89, 92, 95, 96, 98, 100, 123, 156, 171, 241, 245, 328.
Rückert H. III. 60.
Rückert J. II. 451.
Rückert L. III. 317.
Rudhardt III. 135.
Rudolph v. Habsburg I. 129, 232, 242, 263, 264, 267, 269, 374, 377, 445. II. 342, 344, 346, 353, 355, 359, 360, 361, 362, 366, 367, 371, 376, 387, 389, 404, 405, 406, 411, 413, 416, 417, 420, 422, 423, 435, 437, 438, 439, 447, 451, 462, 486, 490, 491, 496, 497, 503, 506. III. 13, 29, 39, 40, 41, 67, 68, 69, 70, 72, 76, 80, 93, 95, 146, 148, 149, 151, 153, 163, 164, 166, 167, 180, 185, 190, 200, 206, 207, 209, 221, 224, 230, 233, 240, 241, 243, 271, 274, 275, 294, 296, 454.
Rudolph IV. Herzog v. Oesterreich II. 335, 483. III. 72, 81, 96, 187, 188, 213, 244.
Rüger J. J. III. 325—327.
Ruggieri P. III. 108.
Ruhl II. 76.
Rumohr v. I. 85. II. 90, 91, 368. III. 94.
Rumpf II. 166.
Runde Ch. L. II. 338.
Runge II. 240, 243, 246. 254, 398.
Runkel R. II. 431, 433, 453.
Rupertus hl. III. 187.
Rüppell L. I. 34.
Rüppell W. P. E. S. II. 227, 319, 320. III. 22.
Rüppell II. 226.
Ruprecht (König) II. 223. III. 132, 170, 247, 390, 436.
Ruschweyh II. 111, 116, 181.
Rusto III. 108.
Rüstow III. 388.
Rymer I. 424. II. 311, 360, 493.

S.

Saalfeld II. 3.
Sachs, Hans I. 87. II. 119.
Sacy S. de II. 253.
Sailer J. M. I. 109. II. 137, 140.
Sakontala I. 61.
Saladin I. 455.
Salimbene II. 235, 532. III. 9, 10, 13, 180, 395, 396.
Salis II. 402. III. 25.
Sallust I. 168, 183, 188, 213. III. 431.
Salvá y Perez II. 198.
Salys II. 463.
Sand C. L. I. 60—62. II. 54, 58, 65.
Sandrart J. v. II. 57, 89.
Sanutus M. II. 418.
Sarasin J. I. 290, 291. II. 458, 460.
Sartorius J. G. I. 36—39, 41, 45, 75, 112, 113, 118, 122, 364, 403. II. 1, 3, 4, 13, 14, 16, 17, 22, 26. III. 174, 197.
Sartorius G., Frau I. 37, 50, 72, 91, 123, 126. II. 99, 117.
Sartorius G., Sohn I. 37.
Sauer I. 184.
Savigny F. C. v. I. 101. II. 18, 137, 138, 140, 217. III. 85, 166.
Schaab II. 234, 274, 498. III. 44, 132, 461.
Schacht I. 439.
Schack A. F. v. I. 452.
Schadow v. II. 49, 182, 187.
Schäfer E. II. 83, 109.
Schäfer II. 317.

Digitized by Google

Schäfer II. 158.
Schannat II. 183, 215, 312, 377, 378, 396. III. 9, 13, 422.
Scharf R. II. 242.
Scharnhorst Fr. v. I. 445.
Schaubach I. 38. II. 441.
Schaumann III. 89.
Scheibel J. G. II. 258, 261, 263, 270, 271.
Scheid III. 114.
Scheler III. 47.
Scheller II. 453.
Schelling I. 441. III. 469.
Scheltema II. 234, 235.
Schenk v. II. 491, 492.
Schenkel II. 393, 403.
Scherer M. II. 370, 467.
Scherzen II. 368.
Scheuffelin H. II. 93.
Schick II. 76, 135.
Schiffner II. 282.
Schiller F. v. I. 92, 117, 129, 227, 263, 445, 450. II. 41, 99, 151, 245, 463, 510. III. 101, 374, 405.
Schirrmacher F. W. III. 298.
Schlegel A. W. v. II. 41, 118. III. 405.
Schlegel F. v. II. 379. III. 367, 405.
Schleiermacher III. 353, 410.
Schleyer II. 340.
Schlosser Ch. II. 164. III. 479.
Schlosser C. C. III. 478.
Schlosser F. C. (Historiker) I. 21, 28, 49, 68, 209, 454. II. 28, 47, 48, 51. III. 320.
Schlosser G. P. III. 427, 478.
Schlosser J. F. (Rath) I. 16, 92, 93, 94, 95, 96, 122, 124, 150, 158, 160, 166, 170, 182, 189, 190, 197, 202, 203, 211, 221, 229, 231, 232, 252, 259, 265, 342, 343, 345, 347, 400. II. 93, 121, 123, 124, 127, 133, 136, 153, 160, 164, 184, 187, 288, 303, 321, 325, 326, 327, 336, 369, 379, 390, 394, 399, 404, 420, 425, 437, 460, 532. III. 25, 36, 39, 43, 44, 50, 60, 63, 75, 79, 120, 199, 442, 470, 478—484.
Schlosser J. F., Frau I. 93. III. 60, 75, 98, 153, 155, 199, 263, 326, 407, 413, 478, 479.
Schlosser J. G. III. 478.
Schlözer I. 29, 455. III. 253.
Schmalz II. 18.
Schmeller I. 263, 360. II. 306, 370, 423, 435, 447, 499. III. 36, 52, 104, 148, 152, 213, 214.
Schmerber II. 240, 245, 253, 254, 261, 285, 288, 293, 294, 301, 376.
Schmerling v. II. 526.
Schmid III. 1, 270.
Schmidt J. III. 367.
Schmidt P. R. I. 92. II. 112, 123.
Schmidt Phiselbeck v. II. 402.
Schmidt W. A. I. 285, 286, 448. III. 32.
Schmieder II. 81, 85, 131.
Schneegans II. 325.
Schneider III. 72.
Schneider v. II. 76, 123.
Schnider E. I. 96. II. 116, 135.
Schnell III. 342.
Schneller II. 406.
Schnorr J. I. 53, 62, 64—66, 77, 198, 243. II. 43, 52, 55, 57, 68, 71, 73, 81, 89, 93, 108, 110, 116, 143, 150, 169, 171, 174, 182, 191, 357, 369.
Scholl A. I. 417.
Scholten C. III. 119.
Schön, Martin II. 55, 68, 93, 123, 141.
Schönburg, Fürstin v. III. 167.
Schöne I. 62.
Schönemann F. II. 192, 319. III. 62, 63.
Schönhals III. 71.
Schönhut II. 365, 371.
Schopenhauer A. I. 56, 57. II. 41.
Schopenhauer J. II. 41.
Schöppach II. 321, 444.
Schorn II. 98.
Schorell I. 50.
Schott A. I. 237, 243, 248. II. 347, 349, 353, 357, 363, 372, 505.
Schott A. C. III. 347.
Schott B. II. 282.
Schöttgen III. 437.
Schreckenstein, Roth v. I. 324. III. 216, 221, 267, 272, 291, 294, 304, 340, 376, 389, 393, 461.
Schreiber II. 239, 390.
Schröder G. L. III. 359.
Schrötter III. 81.
Schubert I. 118.
Schubert F. W. II. 221.
Schuckmann II. 53.
Schulin Ph. F. I. 396.
Schultes I. 454.
Schulteß v. II. 423.
Schulz A. W. I. 28—30, 34, 41, 45, 51, 71, 88, 90, 120, 176, 197, 204, 218, 231, 232, 279, 280, 293, 310, 344, 407. II. 24, 27, 155, 334, 420, 515. III. 57, 74, 412.
Schulz A. W., Frau III. 412.
Schulze II. 8.
Schunk II. 280, 374.
Schütz F. K. I. 362.
Schütz J. G. I. 362.
Schwab G. II. 115, 349, 479.
Schwandtner III. 212.
Schwanthaler II. 336.
Schwytzer X. III. 336.
Scott W. I. 102.
Scriba III. 35.
Seebach, Fräulein III. 266.
Seethaler II. 48.
Segesser III. 93, 306, 309.
Senkenberg H. Ch. v. III. 4, 413, 435.
Sepp III. 24, 25, 54.
Septimius Severus II. 153.
Sermond II. 172.
Serrarius II. 525.
Servière P. II. 166, 175.
Seubert III. 153.
Seufferheldt III. 442.
Seume I. 19.
Shakspeare I. 29, 30, 91, 96, 148, 226. II. 118, 141, 386. III. 51.
Sickel Th. I. 180, 382. III. 213, 271, 403.
Sieveking II. 243, 292.
Sifrid, Erzb. v. Mainz II. 465. III. 262, 389.
Sigmund (Kaiser) II. 266, 322, 374. III. 454, 455, 458.
Silesius A. II. 233.
Simons III. 352.
Simrock C. I. 337.
Smidt II. 159, 160.
Smitson II. 63, 68.
Snell II. 515.
Sokrates III. 230.
Solon III. 137.

Soltau I. 193. II. 241.
Sonnenberg (General) v. II. 412, 415. III. 25.
Sophie (Kurfürstin) II. 390.
Sötern, Philipp v. I. 32, 33. III. 100.
Souchay E. F. III. 442.
Spamer, Fräul. III. 100, 103, 214, 262, 359.
Spaun v. II. 298, 419, 487. III. 265, 399.
Spaur, Gräfin III. 77.
Spee F. II. 243.
Speltz J. A. I. 397.
Spener I. 279.
Spiegel, Frh. v. I. 123. III. 145.
Spinoza I. 46.
Spithöver III. 260.
Spitzenberg, Graf v. II. 505.
Sponeck, Gräfin III. 76, 351, 360.
Städel I. 453.
Städel'sches Institut I. 71, 80, 92, 96, 101, 136, 137, 139, 141, 143, 168. II. 21, 28, 50, 95, 113, 114, 121, 167, 170, 190, 429. III. 28, 46.
Stälin Ch. F. I. 218, 232, 243, 246, 247, 260, 261, 288, 295, 310, 325, 351, 356, 377, 380. II. 295, 314, 320, 335, 347, 348, 350, 351, 353, 357, 358, 361, 372, 377, 379, 389, 398, 418, 419, 429, 435, 437, 439, 447, 451, 452, 455, 457, 462, 464, 469, 473, 476, 489, 490, 498, 499, 505, 507, 512, 515, 519, 520, 531. III. 1, 4, 5, 6, 11, 20, 27, 31, 51, 63, 73, 76, 79, 89, 92, 112, 125, 135, 149, 150, 151, 167, 201, 204, 214, 245, 249, 256, 270, 286, 326, 342, 352, 357, 371, 381, 398, 403.
Stälin Ch. F., Frau II. 521.
Stark II. 45, 182.
Steffens I. 105, 440, 441.
Steichele III. 251.
Steiger III. 55.
Stein, Frhr. v. I. 15, 18, 43, 76, 122—128, 130, 131, 138, 142, 154, 155, 157—161, 294, 333, 334, 347, 367, 386, 400, 403, 439. II. 120, 123, 131, 132, 136, 137, 138, 151, 160, 161, 165, 167, 172, 183, 185, 186, 187, 189, 191, 192, 206, 208, 212, 215, 232, 295, 309, 315, 330, 331, 356, 376, 442, 450, 453. III. 27, 55, 75, 92, 119, 144, 154, 164, 202, 247, 291, 404, 405, 480.
Stein III. 144.
Steinbach E. v. I. 135.
Steingaß (Professor) II. 144, 171, 428, 458. III. 65, 154.
Steingaß, Frau II. 166. III. 126, 131.
Steingaß, Söhne III. 44, 236, 266, 373.
Steingaß, Tochter II. 401.
Steinle E. I. 111, 266, 401, 404. II. 288, 398, 413, 414. III. 153, 231, 241, 483.
Steitz G. I. 19, 33. III. 470.
Steitz G. E. III. 406, 410.
Stenzel G. A. I. 164, 454. II. 290, 448, 456, 467, 473. III. 295, 369.
Stephan (Meister) I. 81, 82.
Stephanie, Prinzessin III. 167.
Stephanus H. L. III. 487.
Sternberg II. 291, 527. III. 197.
Stettler II. 515.
Steub II. 385, 458.
Stieglitz II. 77, 81, 89, 94, 197, 237.
Stigelius J. II. 87.
Stillfried II. 390.
Stockar H. II. 272.
Stocker II. 391.
Stögmann III. 205, 284, 376.
Stolz A. II. 413.
Stoß B. II. 57.
Strahlenheim v. II. 322, 323.
Stramberg v. I. 105. II. 350, 498. III. 38, 400.
Strange III. 21.
Strauß D. II. 268.
Streber III. 141, 218, 349.
Strobel III. 217.
Stromer III. 250.
Struckmann I. 9, 38, 39, 48, 51. II. 26, 28, 29, 166, 172, 187, 259, 308, 353. III. 196.
Stülz J. I. 181, 294, 309, 310. II. 221, 375, 419, 467, 487, 495, 504, 519, 521. III. 131, 241, 265.
Stumm C. I. 5.
Stumpf C. F. I. 164, 165, 180, 324, 373. III. 192, 199, 212, 215, 226, 229, 243, 261, 263, 264, 284, 290, 317, 342, 357, 395, 403, 406.
Stürler v. I. 388. III. 83, 91, 224, 309, 336.
Suchenwirt I. 374. II. 377. III. 161.
Sudendorf III. 2.
Sueton II. 153.
Sugenheim II. 401.
Suso H. II. 283, 284.
Sybel H. v. II. 396, 468. III. 141, 202, 270, 298, 302, 343, 357, 376, 381—384.
Sydow III. 123.

T.

Tabor III. 419.
Tabouillet III. 438.
Tacitus I. 183, 447. II. 333. III. 147, 366, 385, 386, 430.
Talleyrand II. 295.
Taparelli d'Azeglio III. 28.
Tauler I. 46, 175, 298, 406. II. 146.
Tell, Wilhelm II. 327, 498.
Tempeltey E. III. 364.
Tendler II. 317.
Tengström II. 29.
Thageno II. 488.
Thegan II. 269.
Theiner A. I. 326. III. 9, 11, 17, 105, 222, 223, 258, 372.
Theodora (Herzogin) III. 193.
Thibaut A. F. I. 27. II. 33.
Thibaut B. F. I. 38. II. 1, 8.
Thierry A. II. 332. III. 63.
Thiers I. 14. III. 25, 100.
Thiersch F. v. II. 466. III. 152, 397.
Thiersch H. W. v. I. 39.
Thomas J. G. C. I. 92, 94, 95, 96, 101, 102, 109, 122, 128, 130, 137, 139, 140, 152, 155, 167, 168, 170, 186, 188, 193, 198, 206, 216, 226, 229, 260, 265, 266, 288, 345, 347, 400, 403, 406, 407, 445. II. 146, 158, 163, 164, 169, 197, 206, 216, 219, 243, 247, 248, 254, 267, 268, 273, 274, 275, 279,

283, 285, 286, 289, 297, 325, 332, 334, 338, 379, 388, 398, 443, 457, 460. III. 50, 75, 85, 94, 265, 295, 317, 348, 393, 469—477.
Thomas J. G. E., Frau I. 265. II. 334, 411, 413.
Thomas J. I. 201. II. 248, 251.
Thomas Cantimpratensis II. 531.
Thomas v. Kempen I. 298.
Thomson I. 48.
Thorwaldsen I. 148. II. 69, 70, 125, 175.
Thucydides I. 294. II. 505, 509.
Thudichum III. 264, 385.
Thun, Graf Leo v. I. 376, 383. III. 70, 202, 223, 345.
Thürmer II. 149, 191.
Tiberius II. 333.
Tieck L. I. 29, 147. II. 41, 119, 387.
Tieck Ch. F. I. 228.
Tillemont II. 308.
Tillier v. II. 326.
Tiraboschi II. 302.
Tischbein II. 34, 72.
Titian I. 64. II. 60.
Titot III. 61.
Tittmann III. 305.
Tocqueville II. 520.
Tölken II. 18.
Toll v. III. 283.
Tomassin v. Zercläre III. 61.
Töpfer III. 55.
Tosti II. 532. III. 9.
Trendelenburg F. A. I. 378.
Tristan III. 161.
Trithemius (Abt) I. 442. II. 184, 362.
Troja C. I. 336.
Tromby II. 250.
Tronchin I. 455.
Troschel III. 23, 27, 46.
Troß III. 389.
Trouillat J. III. 83, 91, 96, 150.
Troxler II. 71, 79.
Truchseß R. v. I. 82. II. 89.
Tscharner II. 233.
Tschoppe I. 282.
Tschudi I. 121, 445. II. 500. III. 67.
Tucher v. III. 47.
Türk I. 168.

U.

Uffenbach v. II. 132.
Ughelli II. 250.
Uhland L. I. 57, 92, 218, 286, 287. II. 41, 69, 80, 99, 119, 245, 302, 303, 358, 376. III. 408.
Ulfilas II. 308. III. 27.
Ulmer II. 83, 268, 284.
Ulrich v. Lichtenstein II. 377.
Urban IV. Papst III. 68, 178, 240.
Ursinus I. 129.
Urstisius II. 476.
Usener Fr. Ph. II. 273. III. 170.

V.

Valle P. della II. 99.
Varnhagen III. 324, 373, 377, 380, 388, 398, 401, 404, 405.
Varrentrapp II. 132, 198, 201.
Vasari I. 80. II. 55, 89.
Vattel I. 275. II. 403.
Vaulabelle I. 14, 33, 447.
Vehse I. 164, 445. III. 302, 324.
Veit Ph. I. 53. II. 186, 190. III. 153, 483.
Verci III. 238.
Vese III. 7.
Victor v. Capua III. 157.
Victoria (Königin) III. 48.
Victring Joh. v. II. 278, 335, 339, 451.
Vierling II. 444.
Vieusseux III. 7.
Vincentius Ferretinus I. 213.
Vinci Leon da II. 78, 104, 125, 134.
Vincke v. II. 184.
Villanueva I. 424.
Virgil II. 118.
Vischer J. II. 57.
Vischer P. I. 78, 80. II. 56, 57, 59, 77, 82, 97, 115, 156, 174.
Vischer III. 284.
Vitruv II. 111, 112, 128.
Vogel II. 374. III. 275.
Vogt R. I. 95, 348. II. 145, 223, 332. III. 4, 58, 127.
Voigt J. I. 426. III. 193, 207.
Voigt, Frau v. III. 236.
Volcmar II. 299, 302.
Volger II. 410.
Vollgraf III. 405.
Volpicella S. I. 327, 328. III. 16, 18, 108.
Voß J. G. I. 31. II. 118.

W.

Wächter II. 55.
Wackernagel I. 224. II. 327, 460. III. 84.
Wadding III. 395.
Wagner II. 41, 486. III. 48.
Wagner III. 305.
Waitz G. I. 165, 286, 306, 365, 366, 375. II. 291, 296, 304, 305, 307, 308, 322, 330, 366, 447, 449, 451. III. 174, 175, 176, 206, 215, 328, 461.
Walch I. 27.
Wallenstein II. 487. III. 40.
Walter F. I. 22. II. 531. III. 76, 114, 377.
Walther II. 315. III. 136.
Walther v. Aquitanien I. 97.
Walther von der Vogelweide I. 320. II. 79, 119, 373. III. 61, 138.
Wangenheim v. I. 145. II. 136.
Warnkönig L. A. II. 218, 230, 239. III. 78.
Wattenbach W. I. 324, 382, 390. II. 461, 527. III. 71, 81, 141, 142, 161, 172, 183, 187, 212, 267, 271, 272, 274, 277, 288, 296, 331, 350, 369.
Watterich III. 207, 258.
Weber B. I. 338, 342. II. 521. III. 25, 60, 192, 264.
Weber II. 172.
Wedekind A. Ch. I. 320, 356, 364, 365, 366. III. 114, 174, 175, 176, 185, 190.
Wedekind v. II. 295.
Wedewer H. I. 358, 389, 395, 404. III. 8, 10, 60, 103, 156, 262.
Weech Fr. v. I. 208, 213, 236, 359. III. 311, 329, 361.
Wegele F. X. I. 354. III. 114.
Wegeler III. 123.
Wehrhan II. 263, 270, 271.
Weidenbach II. 530.
Weidmann II. 404.
Weilnbeck J. III. 368.
Weingärtner II. 314, 353.
Weiß I. 110. II. 171.
Welcker F. G. II. 8.
Welcker K. Th. II. 456, 473.
Wellington, Herzog v. I. 447.
Wendelstadt II. 322.
Wendland v. III. 51, 59.
Wenk III. 418, 437.
Wenzel (König) II. 196, 203,

374, 511, 516. III. 272, 454.
Wenzel, König v. Böhmen I. 245. II. 367.
Werner Z. II. 288.
Wernher, Erzb. v. Mainz III. 132.
Wernher (Pfaffe) I. 90.
Westphal, Graf II. 333, 342.
Wette de I. 113. II. 54.
Wibald v. Stablo III. 117.
Wichmann I. 148.
Wicel I. 133. III. 209.
Widmer III. 22.
Wiebold, Erzb. v. Cöln II. 292.
Wigand II. 485. III. 72, 437.
Wildermuth O. III. 113.
Wilhelm v. Holland (König) I. 267. II. 329, 359, 372, 381, 462. III. 40, 71, 93, 223, 239, 240, 249.
Wilhelm v. Tyrus III. 455.
Wilhelm (Meister v. Cöln) I. 81.
Wilcken I. 28. II. 127, 306.
Will C. I. 324, 394. III. 298, 318, 354, 355, 364, 377, 393.
Willemer v. II. 78. III. 408.
Willemer v., Frau I. 94, 101, 107, 109, 139, 143, 193—195. II. 163, 387. III. 353, 408.
Willibald, B. v. Eichstädt III. 163, 231.
Willmanns II. 61.
Wilmans R. I. 336.
Windeck E. III. 104, 111, 407.
Windischmann I. 420. III. 80.
Winkelmann I. 86. II. 39, 128, 370.
Wippermann III. 169, 171, 192, 203.
Wippert I. 47, 51, 86. II. 14, 27, 32, 33, 38, 39, 139, 156.
Wippo I. 129. II. 83.
Wirth J. G. A. II. 223.
Wirz I. 200.
Wittgenstein, Fürst v. II. 217.
Wittmann III. 233, 285, 286, 293, 303.
Wohlgemuth M. II. 93.
Wolfram v. Eschenbach I. 181.
Woltmann K. L. v. I. 457. II. 22.
Würdtwein A. II. 377, 378, 470, 483. III. 255, 417, 419, 420.
Wurm II. 455.
Wurstemberger L. I. 224, 377, 388. II. 277, 324, 326, 327, 405, 438, 448, 455, 489, 500. III. 150, 182, 223, 309, 335, 381, 404.
Wurstisen II. 353.
Wynants II. 182.
Wyß G. v. I. 325, 377, 388. III. 190, 191, 224, 229, 243, 245, 248, 294, 310, 335, 351, 357, 372, 398, 404.
Wyttenbach II. 162, 187, 236. III. 255.

X.

Xeller I. 50, 68, 77. II. 39, 50, 70, 71, 79, 89, 96, 97, 217.

Z.

Zacharias, Papst III. 157.
Zahn III. 340.
Zambeccari III. 7.
Zander II. 340. III. 57, 297.
Zarncke F. I. 236. III. 79, 104, 107, 121, 385.
Zeerleder S. III. 223, 224, 372, 404.
Zellweger I. 224. II. 324, 325, 326, 339, 341.
Zengg B. III. 270.
Zeuß I. 257. II. 265, 349, 392, 447. III. 225.
Ziegler III. 60.
Ziemann II. 368.
Zimmermann II. 356.
Zirngibl II. 201, 238.
Zorn II. 411. III. 183, 245.
Zschokke II. 510.
Zwackh II. 295.
Zwehl v. III. 51.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

Berichtigungen zum ganzen Werke.

Bd. 1. S. 14 Z. 22 v. O. l. 18. Januar st. 24. Februar.
S. 94 Z. 12 v. U. l. Gedichte st. Gedichten.
S. 124 Z. 3 v. U. l. Einladung st. Einleitung.
S. 198 Z. 13 v. O. l. Handschriften st. Handschrift.
S. 200 Z. 7 v. O. l. Wirz'schen st. Hirzel'schen.
S. 237 Z. 4 v. U. l. Jahrtausend st. Jahrhundert.
S. 267 Z. 9 v. U. l. ihm st. ihr.
S. 268 Z. 20 v. O. l. 1156 st. 1056.

Bd. 2. S. 42 Z. 19 v. O. l. Massimi st. Massini.
S. 60 Z. 4 v. U. l. 1820 st. 1850.
S. 65 fehlt zu Nro. 30: „Aus dem Concept".
S. 133 Z. 10 v. O. l. zu nehmen st. nehmen.
S. 173 Z. 10 v. O. l Rasn st. Rasa.
S. 216 Z. 11 v. U. l. neun st. neue.
S. 235 Z. 2 u. 4 v. U. l. Röstell st. Rössell.
S. 276 Z. 13 v. O. l. Hottinger st. Hettinger.
S. 324 Z. 2 v. U. u. S. 327 Z. 9 v. O. l. Gingins st. Gingeis.
S. 326 Z. 3 v. U. l. Ott st. Otto.
S. 326 Z. 10 v. U. l. Effinger st. Essinger.
S. 327 Z. 18 v. O. l. Quiquerez st. Quinquerey.
S. 382 Z. 6 v. U. l. mir st. nur.
S. 416 Z. 3 v. U. l. 30. Octob. st. 20. Octob.
S. 416 Z. 14 v. U. l zersetzt st. zersetzt.
S. 467 Z. 7 v. O. l. 2 st. 1.

Bd. 3. S. 17 Z. 6 v. U. l. Ph. Haueisen st. Th. Haneisen.
S. 24 Z. 1 v. U. l. Histor. pol. Bl. 24, 660—668.
S. 121 Z. 2 v. U. l. schreiten st. schreiben.
S. 229 Z. 5 v. O. l. Helvetia st. Heleveti.
S. 253 Z. 24 v. O. l. honny soit st. hony soi.
S. 286 Z. 21 v. O. l. Feststellung st. Fußstellung.
S. 320 Z. 2 v. U. l. Nro. 523 st. Nro. 522.
S. 327 Z. 15 v. U. l. Zwergrepublik st. Zwerchrepublik.

Digitized by Google

Digitized by Google

Rep. 1959 Hand-Buchbinderei
Max Schedl
München, [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google